UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

K
Ger Lit
D

Deutsche Rundschau

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band CLXXXII

(Januar — Februar — März 1920)

156926
2/11/20

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

1

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 182

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertzweiundachtzigsten Bande (Januar — März 1920)

Seite

Theophile von Bodisco. Aus einer verklingenden Welt. I . 1
Freiherr von Freytag-Loringhoven. Heerführer im Weltkriege. II 49
H. Ch. G. J. van der Mandere-Den Haag. Die politischen Verhältnisse in den Niederlanden 58
Eugen Meyer. Das Verhältnis der Lehren Spinozas zum öffentlichen Recht und zur Volkswirtschaft der Gegenwart 72
Hermann Freiherr von Egloffstein. Ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts. II (Fortsetzung) 81
Max Osborn. Neue Wege der bildenden Kunst. I 97
Gustav Roethe. Zum Gedächtnis Theodor Fontanes . . . 105
Politische Rundschau 136
Berliner Theater 145
Literarische Rundschau 153
Literarische Notizen 157
Literarische Neuigkeiten 159
Alfred v. der Leyen. Zwei Vorkämpfer für den Staatsbahngedanken. Adolf Wagner und Gustav Cohn 161
Hermann von Rosen. Biologie und Kommunismus 181
Conrad Bornhak. Geschichtliche Grundlagen der deutschen Universitätsverfassung. I 188
Theophile von Bodisco. Aus einer verklingenden Welt. II (Fortsetzung) 201
Max Osborn. Neue Wege der bildenden Kunst. II 243
Lorenz Glier. Die indirekten Steuern in England. I . . . 258
Paul Wentzcke. Ernst Curtius über die Berliner Märztage 274
Hermann Freiherr von Egloffstein. Ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts. III (Schluß) 281
Politische Rundschau 291

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Musik. Aus dem Berliner Musikleben 297
Kunst. Aus dem Berliner Kunstleben 301
Literarische Rundschau 309
Literarische Notizen 311
Literarische Neuigkeiten 317
Friedrich Wieser. Die Revolutionen der Gegenwart . . . 321
Eduard von Wertheimer. Zur Vorgeschichte des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses von 1879 354
Theophile von Bodisco. Aus einer verklingenden Welt. III (Fortsetzung) 372
Dr. F. E. A. Krause, Heidelberg. Die Stellung des Kaisers im chinesischen Kulturgebäude 399
Edward Garnett. Willkommen, Wahrheit, daheim! 414
Lorenz Glier. Die indirekten Steuern in England. II (Schluß) 419
Conrad Bornhak. Geschichtliche Grundlagen der deutschen Universitätsverfassung. II (Schluß) 438
Rudolf Pechel. Und dennoch! 457
Dalmo Carnevali. Die Vereinsamung Italiens 464
Politische Rundschau 468
Literarische Rundschau 473
Literarische Notizen 475
Literarische Neuigkeiten 479

Aus einer verklingenden Welt

Roman

von

Theophile von Bodisco

Erstes Kapitel

In der Hochstadt

Die Wandlampen im Saal strömten durch ihre milchigen runden Kuppeln ein sanftes Licht auf die kapriziös geschweiften, unwahrscheinlich lang ausgezogenen Sofas, deren türkisblaue Seide aufleuchtend die Schwesterfarbe der Vorhänge vor Fenstern und Türen grüßte. Noch waren die Vorhänge nicht zugezogen, der frühe Abend stellte sich dunkelliia dämmernd vor die hohen Fenster und verschleierte dem Blick die Stadt der roten Ziegeldächer und hohen Kirchtürme, die da unten als eine undeutlich gegliederte, kompakte Masse dalag. Die Welt war still, am Himmel schwarze Wolkenschatten, aus der Tiefe hervorleuchtende Lichter. Es war ein Erwarten der Stunde da, daß der Vollmond aufgehe und über der Welt erstrahle, so daß alles Spitze und Ragende der Architektur wieder Kontur und Schärfe gewänne.

Theodor von Manstaff saß an seinem Lieblingsplatz beim mittleren Fenster und verfolgte von seinem Rollstuhl aus das Auf- und Niederschreiten seines Gastes, Paul von Asserin, eines Vetters seiner Frau, der Petersburg verlassen hatte, um sich hier in der Stadt niederzulassen, und der vorläufig noch bei ihnen lebte. Asserins nicht sehr hohe, eher zarte Gestalt, sein schmales Gesicht mit den feinen Zügen, den tief braunen Augen, dem dunklen Haar, das in der Mitte gescheitelt und an den Schläfen ergraut war, alles das stellte einen anderen Typus dar, als des Hausherrn große, kraftvolle Gestalt, die durch den Mangel an Bewegung leicht ans Kolossale grenzte, als seine großen, plastischen Gesichtszüge, die vollen, breiten Lippen und die hellblauen, runden Augen mit dem offenen Blick. Um diese Gestalt wehte es wie Landluft, ein gewisses plein air war zu spüren, während Asserin umgeben war von der undefinierbaren Atmosphäre der Großstadt, von der gewissen sozialen Höhenluft internationaler und höfischer Beziehungen. Seine lebhafte Rede verriet Horizont, aber auch etwas Schillerndes, leicht Hin- und Hertanzendes. Die schmale, weiße Hand mit den langen Nägeln und dem schönen, alten Saphiersiegelring flog unausgesetzt mit der Zigarette zum Kopf, der ganze Mensch schien in Spannung und Nervosität zu vibrieren.

„So, aber jetzt sprich du," sagte er, vor Manstaff stehen bleibend, „es hat mich so sehr interessiert, daß dein Junge verlobt ist, erzähle davon. Ich möchte am liebsten dies ganze Petersburg und all den Blödsinn dort vergessen. Was für Menschen sind es denn, diese Ostenhausens?"

Herr von Manstaff sah zu seinem Gaste auf, sah auf den tadellos sitzenden Smoking, die blütenfeine Wäsche, spürte das leichte, frische Parfüm und lächelte unwillkürlich: „Also, wie meinst du, was für Menschen es sind? Ihr Mann war doch dieser Roman Ostenhausen, weißt du nicht, er hat es nie zu etwas Rechtem gebracht, hinterließ der Frau ziemlich wenig Geld, du erinnerst dich doch, sie hieß Blandina?" — „Ich entsinne mich dunkel, ja, ja." — „Sie ist vornehmer als die Ostenhausens. Das ist ja kein so alter Adel, wenn die Familie auch gut ist. Also äußerlich, wie du siehst, nicht viel, das hat Constance auch zuerst arg übel genommen." — „Aber das Mädchen — Irene?" — „Nun, ich sage dir, reizend, bildhübsch. Natürlich blond, alle Manstaffs heiraten Blonde. Und Charakter hat sie! Ein kleines Fräulein Eigensinn, aber dabei doch ein so gutes Kind. Irgendetwas muß ja in der Frau sein, womit wir kämpfen müssen, sonst wird's ja langweilig, nicht wahr? Ihr Bruder Magnus ist vielleicht etwas extravagant, so hinausschweifend. Aber apart ist ja übrigens Irene auch. Constance findet, daß die Ostenhausens zu anders sind als wir. Anders sind sie auch schon, das stimmt, besonders die Mutter, schon daß sie Blandina heißt. So heißt man doch eigentlich nicht, nicht wahr?" — „Im allgemeinen nicht." — „Ich sage nichts gegen sie, aber mein Fall ist sie nicht, schon in ihren Handlungen nicht; als sie Witwe wurde, trennte sie sich zum Beispiel auf mehrere Jahre von ihren Kindern und zog allein in der Welt umher. Überhaupt macht sie nur, was ihr paßt. Aber man verbeugt sich doch unwillkürlich tiefer vor ihr. Man sieht sie fast nie, so verschleiert, weißt du. Aber ich bin doch kein Lehrling zu Sais . . .? Hans übrigens verehrt sie kolossal." — „Und das ist ein gutes Zeichen. Du weißt, wieviel ich für deinen Jungen übrig habe. Er ist so prachtvoll heil, hat so etwas edel Primitives." — „Hm! In deinen Augen sind wir hier im Grunde alle wohl so ein wenig simpel, was?" — „Viele ja, andere sind schon komplizierter geworden, und das hat der Rasse geschadet." — „Ach, es ist nicht mehr die alte gute Einfachheit hier, weißt du, und zum großen Teil sind aus den Rittern Rechner geworden."

Die Flügeltüren öffneten sich, und Frau von Manstaff stand da, in einem schweren, blauseidenen Kleide mit hellem Einsatz. Sie war nach einer alten Mode hoch frisiert, und ihr immer noch reiches, hellblondes Haar mit dem ganz leicht rötlichen Schimmer war noch kaum ergraut. Das Gesicht war sehr weiß, mit wenigen Sommersprossen. Die feinen, kleinen Züge verschwammen im Fett der Umrahmung. Die wasserblauen, hellbewimperten Augen traten ein wenig hervor. Es war etwas Physisches um diese Frau, der man die einstige Schönheit noch ansah. „Noch immer nicht gekommen?" fragte sie. „Noch immer nicht gekommen, meine Gnädigste. Kommen Sie nicht

ein wenig zu uns?" — „Was glaubst du denn, Theodor, was ich nicht zu tun habe!" Und Frau von Manstaff rauschte zurück.

„Ja, ja, mit uns geht es abwärts, lieber Paul, nicht nur durch diesen unglückseligen Krieg, auch schon vorher, vorher — es ist nicht mehr das alte Land, unser Land. Es sind nicht mehr die alten Menschen. Die Konstellationen haben sich geändert, es ist alles ein Übergang."

Da schellte es, und die erwarteten Gäste traten ein. Es waren nur Magnus und Irene, die kamen. Das Mädchen hoch und schlank, sehr jung. Das schmale Gesicht war vom schiefgescheitelten, krausen Haar umrahmt, der breite Nasenrücken gab dem Gesicht etwas Kraftvolles, aber der weichgeschnittene, liebreizende Mund hob diese Wirkung fast wieder auf, er hatte etwas so kindlich Reines und Unschuldiges. Dunkelblaue, nicht große, doch tiefglänzende Augen mit festem Blick. Herr von Manstaff streckte ihr die Hände entgegen, zog sie zu sich herab und küßte sie auf die Stirn: „Kleine Ausreißerin, wo bliebst du denn die letzte Zeit? Muß man dich mit Gewalt herholen?"

Magnus war gleichfalls schlank und schmal. Asserin, der zuerst aufmerksam das Mädchen angesehen hatte, wandte sich jetzt ihm zu. Etwas an diesem jungen Menschen überraschte ihn, überhaupt waren die beiden jungen Leute in einer freien und großzügigen Art hereingekommen, und es war, als brächten sie etwas von einer anderen Welt mit sich. Wenn er aber Irene gegenüber sich unwillkürlich gleich als Mann einstellte, denn er ward gewonnen durch ihr Äußeres, so fühlte er in Magnus den Menschen und betrachtete ihn nun mit Kenneraugen. Das aschblonde Haar des jungen Mannes war gewellt und dicht, die Stirn breit und modelliert, die Züge herausgearbeitet und von edlem Schnitt, die Augen groß und von der gleichen tiefblauen Farbe wie bei der Schwester, aber sie hatten einen milderen Blick, etwas nachdenklich Träumerisches. Auch Magnus hatte einen auffallend hübschen Mund mit schöner Zeichnung, in der etwas unsinnlich Ideales lag. Er hatte etwas Ruckweises in seinen Bewegungen, unmittelbare Schulterwendungen, der Druck seiner Hand war fast krampfhaft. Alles das sah und deutete Asserin. Die beiden jungen Menschen wirkten anregend auf ihn.

„Nun, da seid ihr ja, aber eure Mutter —?" fragte Frau von Manstaff. „Verzeih es, bitte, daß Mama nicht abgesagt hat," Irene errötete im Sprechen, „aber sie konnte nicht kommen." — „Man soll ein Kuvert abtragen", rief Frau von Manstaff dem Diener zu, der wartend dastand. „Sie konnte also nicht kommen? Nun, es war ja keine so feierliche Einladung. Sie hat wohl auch Rheumatismus? Ich habe auch so darunter gelitten jetzt." Die Absage scheint ihr ja willkommen, dachte Asserin, und reichte, wie es abgemacht war, Irene den Arm, indem er seine Cousine und Magnus bat, doch vorauszugehen. Herr von Manstaff im Rollstuhl machte den Schluß.

Die Tafel war schön gedeckt, mit altem, hausgewebtem Leinen, in das das Manstaffsche Wappen eingewirkt war. In den hohen Silberleuchtern brannten die Kerzen. Der Tafelaufsatz aus getriebenem Silber — Amoretten

zwischen Weintrauben, ein wenig unsinnig, doch dekorativ — zeigte eine Fülle der schönsten Früchte. Hohe Gläser mit eingeschliffenem Namenszug — alles war schön und gediegen.

Asserin lehnte sich zurück. Er sah durch die großen Fenster ein weites Stück Nachthimmel. Der Mond war nun aufgegangen und beschien den breiten, dunklen Kirchturm, der ragend aus der Stadt emporstrebte und so nahe vor den Fenstern zu stehen schien, als wollte er als großer, dunkler Gast teilhaben an dieser Tafel.

„Wie ist das schön", sagte Asserin. „Wie habt ihr es gut zu leben, so hoch über allem, in eurer schönen Hochstadt! Diese Aussicht, diese Exklusivität eures Lebens. Es ist doch eigentlich unwahrscheinlich, daß es so etwas noch gibt in dieser Zeit! Wie ist dein Tisch besetzt, Cousine: das feinste weiße Brot, Kerzen in den Leuchtern, Wein, und diese Sauce — Krebssauce zum Pfauchen wohl? — Delikat! Ich wittere schon die Herrlichkeiten, die noch kommen sollen. Ja, solche Güter zu haben, wie ihr, das ist schon etwas. Ihr habt es gut, meine lieben Verwandten."

„Selbst ein Fasan schmeckt einem jetzt muffig," sagte Herr von Manstaff, „wenn man so beständig geärgert wird. Überhaupt, was bedeuten diese äußeren Dinge jetzt? Sie sind ja da, aber weiter ist es auch nichts." — „Sie sind eben da, Theodor." — „Kein äußeres Wohlleben hilft uns, wenn die Seele in Dumpfheit dahinleben muß!" rief Magnus. „O," sagte Frau von Manstaff, „und wenn auch das nicht einmal wäre — ? Man muß zu erhalten suchen, was man besitzt." Sie erzählte, wieviel Verdienst ihrem Verwalter zukäme, daß es ihm bisher gelungen wäre, das Gut vor Einquartierung zu schützen, denn diese russischen Soldaten, wenn sie einmal da wären, zerstörten sie ja doch alles. Sie betrügen sich ja hier, als wären sie in Feindesland.

„Ja, und das ist der Dank dafür, daß wir unsere Söhne in den Laufgräben haben", murrte Herr von Manstaff. „Wir sind den Russen nichts als Spione, immer mehr und mehr verfolgen sie uns. Du hast natürlich die Märchenbücher gelesen, die über die baltischen Barone geschrieben sind?" Er berichtete von Haussuchungen, die wieder stattgefunden hatten, sprach von den vielen unschuldig nach Sibirien verschickten deutschen Balten.

„Ja, das ist schlimm", sagte Asserin, der nervös geworden war. — „Und doch ist nicht das das eigentlich Tragische für uns," sagte Magnus nachdenklich, „daß wir so beständig in der Lüge leben müssen, daß wir eigentlich immer heucheln." — „Pas en présence des gens." Frau von Manstaff erhob warnend die Hand.

Magnus hatte sich beim Sprechen vorgebeugt, und seine Augen, die ganz dunkel geworden waren, hatten sich in Asserins Gesicht gebohrt. Jäh unterbrochen, wandte er sich nun Frau von Manstaff zu und starrte auf ihre kleine, gepolsterte Hand, die auf dem Tischtuch ruhte. Sie war von außen sehr weiß, diese Hand, mit Grübchen, voll zartem, blauem Geäder und rosiger Innenfläche. Von der Hand aus sah Magnus ins Gesicht, sah es forschend

an, als suche er hier den Menschen. Das, was sich ihm zeigte, erschien ihm puppenhaft und automatenähnlich: der Alltag hat sich über ihr ganzes Leben ausgedehnt, überall hat sich der Mehltau angesetzt, dachte er. Fühlt sie etwas von unserem brennenden Leid, denkt sie nicht nur an ihre schönen Sachen, daß die nur nicht beschädigt werden? Er mußte lächeln, wie es ihm einfiel, daß seine Mutter stets ein Unbehagen dieser Frau gegenüber empfand. Zugleich aber, indem er hier eine menschliche Unzulänglichkeit fühlte, stieg in ihm das Mitleid auf. Er beugte sich zu Frau von Manstaff hinüber und sagte ihr etwas Freundliches.

Asserin hatte das Gespräch auf französisch weiter geführt. Er erzählte von der bevorstehenden, inneren Krisis in Petersburg. Ein Volk verträge es nicht, auf die Dauer immer geschlagen zu werden. Die zentrale Gewalt erlahme, überall koche und gäre es. Er gab Bilder — den Ministerwechsel, die Ermordung Rasputins, des großen Abenteurers, von dessen Grab seine Getreuen behaupten, daß es des Nachts leuchte. Er sprach mit leiser Stimme vom Hof und deutete erstaunliche Geschehnisse an, und alle die Bilder, die er gab, zitterten, wie er selbst sagte, wie die Bilder eines schlechten Lichtspieltheaters, sie hätten etwas von dieser unwirklichen Wirklichkeit, nur daß sie sich ganz planlos abzurollen schienen. Er entwarf in wenigen Zügen Porträts von Persönlichkeiten, die heute oben ständen, um morgen spurlos zu versinken. Er sprach lebhaft, und in seinem mageren Gesicht zuckten die Muskeln. Voll Spannung hörte ihm Magnus zu. Er war mit einem Vorurteil hierher gekommen, hatte gefürchtet, einen vorzufinden, dessen Sympathien vielleicht russisch orientiert wären, oder der in lauen, kosmopolitischen Ideen schwämme, und nun sah er einen scharfen, klugen Kritiker, einen, der künstlerisch lebendig schilderte, und er geriet ganz unter seinen Charme. Ihm gefiel dieser Mensch — die Hände, die Gesten, besonders eine: Asserin stützte den Ellenbogen fest auf den Tisch, warf die geballte Faust von sich, deren Finger sich dabei öffneten, es sah aus, als gäbe er damit eine Welt frei. Dann interessierte ihn der schroffe Übergang aus dieser Spannung zur Erschlaffung, das Gesicht konnte auslöschen, die Augen sanken dann halb zu, wurden melancholisch und weich. Eine sensitive, nervöse Natur sprach sich in allem aus. Wie ist das nun, dachte Magnus, spielt er sich nicht dennoch selbst? Fühlt er sich nicht eben in der Funktion seiner Persönlichkeit? Er ist etwas gewesen in der Welt, hat einen hohen Posten ausgefüllt, nun verläßt er sein Schema. Was wird jetzt aus ihm werden? Aber sieht seine Stirn nicht aus, als wohnten dort zarte, ja lyrische Gedanken, die zurückgedrängt bleiben? Diesen Menschen müßte Mama kennen lernen.

„Er kommt noch vor Weihnachten." Frau von Manstaff wandte sich an Irene. „Hat er dir das auch geschrieben?" — „Hans hat mir längere Zeit nicht geschrieben", sagte Irene, und ein tiefes Rot breitete sich über ihr Gesicht. „So? Ich hatte noch heute einen Brief. Wann hast du ihm denn zuletzt geschrieben?" Die Frage war neugierig, nicht mütterlich gestellt.

„Das ist schon lange her." Das Rot auf dem schmalen Mädchengesicht ward noch tiefer. Magnus wandte sich hastig und sah Irene an. Er litt für sie. Jetzt wird sie es sagen, durchfuhr es ihn. Auch Asserin und der Hausherr hefteten ihre Blicke auf Irenes Gesicht. „Ja, aber — aber warum denn!?" rief Frau von Manstaff ganz laut. Irene hatte den Kopf zurückgeworfen, die Nasenflügel bebten: „Weil ich Hans nicht auf russisch Briefe schreiben will." — „Was? Du beherrschest die Sprache doch viel besser als ich! Man darf ihm doch nicht anders schreiben, er ist doch eben ein russischer Offizier, Irene!?" — „Es ist dann wohl besser, das Schreiben zu lassen", sagte Irene schroff und ungeschickt. „Aber das ist doch unbegreiflich, lieber läßt du Hans ohne Nachrichten, als daß du —!?" Frau von Manstaff verschluckte sich an ihren eigenen Worten, ihre Augen quollen staunend und empört hervor. Herr von Manstaff trommelte auf das Tischtuch: „Ab und zu wird doch wohl ein Gruß geschrieben werden?" meinte er. Irene schwieg. Einen Augenblick nur währte die Pause, aber doch war es, als habe sich eine Kluft aufgetan. Magnus fühlte Irenens Isoliertheit, aber er wußte auch, daß sie eine war, die ihren eigenen Weg gehen mußte, die nie ihre Wahrhaftigkeit verleugnen konnte, und er achtete sie deswegen. Asserin sah aufmerksam in das junge Gesicht und sagte mit einem anknüpfenden Lächeln: „Da muß eben der Bräutigam schon allein und öfter schreiben, um die Beziehungen zu seiner liebenswürdigen Braut zu erhalten." — „Russische Briefe!" rief Frau von Manstaff scharf, „sie werden vielleicht gar nicht geöffnet werden!" — „Nun, nun, Mamachen!" Herr von Manstaff sagte es beruhigend und streifte mit prüfendem Blick Irenens Züge. Da löste sich die Spannung in seinem Gesicht in ein Lächeln: „Nimm eine Birne, Irenchen, da, die große. Ach was, Briefe! Wie man zueinander steht, darauf kommt es an. In unserem Zeitalter des Funkenspruchs wirken vielleicht auch psychisch ganz andere Kräfte. Das solltest du doch wissen, meine Gnädige, das mit der Telepathie? Du, ein so geniales Medium!" — „Was, bist du ein so geniales Medium, Constance?" — „Ja, denke dir Paul, meine Ahnungen —" Frau von Manstaff errötete freudig. „Ja, auf Constances Ahnungen kannst du dich verlassen, sie fühlt sogar Unannehmlichkeiten voraus, die gar nicht eintreten."

So war die Aufmerksamkeit von Irene abgelenkt. Das Gespräch ward lebhaft, wie immer, wenn mystisches Gebiet betreten wird. Man erhob sich vom Tisch. Im Saal wartete der Kaffee. Zwei Freundinnen der Hausfrau, Nachbarinnen vom Lande, waren auf einen Augenblick gekommen, um nach Constances Wohlergehen zu fragen, im Grunde aber wohl, um Herrn von Asserin zu sehen. Die Hausfrau setzte sich mit ihnen auf das große Sofa. Herr von Manstaff bat Irene, die gewohnte Partie Schach mit ihm zu spielen. Vordem die Partie begann, beugte sich Asserin zu Irene und fragte, ob sie die Absicht habe, auch weiterhin immer so ohne Konzessionen durch das Leben zu gehen? Irene sah ihn ernst und forschend an. „Aber so laß sie doch," rief Herr von Manstaff, „nun, Kind, Kampf auf Tod und Leben. Wer gewinnt?"

Asserin trat zu Magnus, und sie begannen durch die Zimmerreihe auf und nieder zu schreiten: „Sie sprachen zuerst von der Lüge, Herr von Ostenhausen, und meinten, dies sei das Schlimmste für uns Deutsche während des Krieges?" — „Ja, so ist es. Es ist die ganze Atmosphäre von Lüge, die uns umgibt," sagte Magnus lebhaft, „wir ersticken an der inneren Unfreiheit und Luftlosigkeit! Wer nur irgendetwas auf sich hält, ist doch innerlich von dem Volke abgefallen, das uns beherrschen will, indem es uns erniedrigt. Schon vor dem Kriege war es so. Jetzt aber hat sich unser Verhältnis zum fremden Reiche, dem wir angehören, unerträglich zugespitzt. Aber unser Empfinden darf nie frei ausströmen, unsere Arme sind gelähmt, Taten der Auflehnung wären eben nichts als Donquichotterie. Es gibt für uns nur ein Freiwerden: wir müssen das Deutsche wieder laut und offen bekennen dürfen, müssen eine ganz klare, innere Stellungnahme dazu einnehmen. Der Druck dieser fortgesetzten Lüge zerfrißt die Seele." — „Empfinden wir dem Reiche gegenüber keinerlei Verpflichtung?" — „Doch. So sind wir ja zuerst in den Krieg gegangen, trotzdem wir schon Verfolgte waren. Aber als wir die Gehaßten, Verachteten, Vergewaltigten wurden, als wir nur noch von Zweifel und Verdacht umgeben waren, obwohl wir unsere Pflicht erfüllten, da löste sich uns der Vertrag." — „Gut. Aber was hätten Sie getan, wenn Sie nun doch des Kaisers Rock hätten tragen müssen?"

Über Magnus' Gesicht ging ein Aufleuchten, das Asserin nicht verstand. „Es trat noch in diesen Tagen an mich heran", sagte Magnus, in einem großen und doch verhaltenen Ton. „Nun — und?" — „Ich war zurückgestellt worden, aus Gesundheitsgründen, durfte mein Studium beenden. Nun war ich wieder vor der Kommission. Als ich da vor ihnen stand, empörte es sich in mir, daß diese Menschen, und vielleicht ein Zufall, mein Schicksal in der Hand haben sollten, und da gab ich es mir selbst." — „Erklären Sie mir das, es interessiert mich sehr." — „Ich gab mir selbst das Wort, daß ich, falls ich jenen Rock dennoch anziehen müßte, ich nie, weder einen Eid leisten, noch je auf einen deutschen Soldaten schießen würde. So ward ich frei, als ich beschloß, mich dann durch den Tod zu lösen." Magnus hatte bewegt gesprochen, sein Auge war dunkel strahlend. Asserin fühlte die große Aufrichtigkeit und den Idealismus: der ist wirklich ein Jüngling, dachte er, hell und klar mit latenter Kraft versehen. „Und als ich das durchlebt hatte," begann Magnus wieder, „war ich ganz ruhig. Ein wohlwollender Arzt trat für mich ein: ich ward wieder zurückgestellt."

„Aber, lieber Paul, wollt ihr denn gar keinen Kaffee trinken? Und hier ist auch noch ein wenig vom Schellbeerenliqueur!" — „Damit ziehst du ja selbst die Toten aus dem Grabe, Cousine." Asserin trat lächelnd an den Tisch und sah sich den neugierigen Augen der Gäste preisgegeben. Magnus hatte seine Kaffeetasse erhoben und trank sie auf einen Ruck aus. Dabei stützte er sich mit dem linken Knie auf einen Sessel, ohne es zu bemerken, wie die Damen sich verstohlen ansahen. An der nun folgenden Unterhaltung beteiligte er sich nicht, sein Blick blieb nach innen gekehrt.

Die Schachpartie war beendet, Irene war besiegt worden und erhob sich mit der Erklärung, nach Hause gehen zu müssen. Auch sie ertrug ein Kreuzfeuer von Blicken der fremden Damen. Die Verlobung war zwar nicht veröffentlicht, jedoch ein offenes Geheimnis.

„Gnädiges Fräulein," sagte Asserin, sich an Irene wendend, „ich habe eine Bitte an Sie. Befindet sich in dem Besitz Ihrer Familie ein kleines Pastell mit einem Grabe? Es stellt das Grab meines Urgroßvaters in Clarent dar. Ich glaube gehört zu haben, daß Ihr Vater es bei einem Trödler gekauft hat. Darf ich einmal kommen, mir anzusehen, ob es das rechte Bild ist, und es eventuell photographieren zu lassen?" — „Ist es möglich," rief Irene lebhaft, „es hängt in Mamas Schlafzimmer! Es ist ein Grab und darunter steht Clarent." — „Kommen Sie doch gleich mit uns", schlug Magnus vor. „Aber wenn Ihre Frau Mutter —?" Magnus und Irene tauschten einen Blick. „So zeigen wir es", sagte Irene. Asserin dankte.

Als er vor dem Fortgehen in sein Zimmer ging, hörte er, daß seine Cousine ihm eilig folgte. „Wie findest du sie?" fragte sie. „Wunderhübsch finde ich sie, und ein tapferes, kleines Ding scheint es zu sein." — „Findest du sie so hübsch? Sie sieht doch wie ein Knabe aus?" — „Da hast du mit deinem Scharfsinn wieder einmal das Rechte getroffen, Constance, sie hat wirklich ein stolzes, kleines Pagengesicht." — „Aber ich habe ein Vorgefühl, es bleibt nicht bei dieser Verlobung." — „Das wäre doch sehr zu bedauern. Mir gefallen diese beiden jungen Leute." — „Nun bin ich aber gespannt, was du zur Mutter sagst?" — „Ja, jetzt bin ich schließlich auch gespannt geworden", sagte er fröhlich, aus einer dickbauchigen Kristallflasche ein leichtes, feines Parfüm auf ein frisches Taschentuch tröpfelnd.

Zweites Kapitel

Ein Mondscheingang durch die alte Stadt

Sie durchschritten die stillen, engen Straßen der Hochstadt. Kein Mensch begegnete ihnen. „Um ein paar Jahrhunderte zurück," meinte Asserin, „ganz wunderbar, daß es noch so etwas gibt, solch eine Hochburg einer privilegierten Kaste, die selbst räumlich isoliert ist von der übrigen Menschheit." — „Das eigentlich Privilegierte unserer Kaste ist doch schon lange nur noch in der Idee," sagte Magnus, „keine reale Macht steht dahinter. Wir gehen hier nicht nur mit gefesselten Zungen, das gab uns der Krieg, daß uns die Muttersprache außerhalb des Hauses verboten ward — wir gehen schon lange mit gefesselten Händen umher." — „Denken Sie, heute hatte ich ein ähnliches Bild vor mir, als der gute Vetter Manstaff seine Empörung über die russische Unterdrückung aussprach. Da dachte ich: ja, so ist es mit den deutschen Balten, die Kraft, die Vitalität, ist gebunden. Da empfand ich den Vetter als ein Symbol des baltischen Deutschtums."

Sie stiegen nun einen langen Berg hinab, der in die Vorstadt führte, durchquerten eine breite Allee und betraten den Petersplatz. Der Platz war

groß, nicht abgeschlossen. Er hatte in seiner Planlosigkeit und Weite etwas, das an russisches Wesen gemahnte. Die Statue des Zaren Peter stand auf roh behauenem Steinblock und blickte zur Bastion und ihren hohen Bäumen hinauf.

„Ich muß über diesen Peter lachen", begann Asserin. „Er ist gar nicht herausgeboren aus schöpferisch-visionärer Phantasiekraft. Nichts drückt er aus vom eigentlichen Gewaltmenschen. Kein Eroberer ist das, das ist eine Gestalt, die eine legere Tanzpose angenommen hat. Vor dem hier empfindet wohl niemand Furcht. Unsere Zeit war so verflacht und empfindungsarm, daß sie allenfalls das Groteske der Verzerrung, kaum aber je wirkliche Kraft und Gewalt wiedergab. Armer Peter, so mißverstanden." — „Und selbst so mißverstehend," erwiderte Magnus leicht dozierend, „er kam mit seinem europäischen Schema und drückte es dem Barbarenreiche auf. Daraus entstehend, daß sich Form und Wesen nicht verschmolzen, wucherte alsobald überall der größte Schematismus, der auch unter anderem schon das Reich zugrunde richten wird." — „Das ist das Haus, in dem wir leben", sagte Irene, indem sie vor einem braunen Holzeckhause stehen blieb. Die Läden waren geschlossen, es sah aus, als schliefe es.

Der erste Eindruck, den Asserin vom Ostenhausenschen Heim empfing, war enttäuschend. Schon, daß es ein Miethaus war, eine Etage bloß, die bewohnt wurde, schien ihm etwas Banales zu haben. Das Dienstmädchen, das die Tür öffnete, sah gleichfalls so gemietet aus, und die Lampe im Vorzimmer hatte gequalmt. Das erste Zimmer, ein langer, schmaler Raum, machte mehr den Eindruck eines Durchgangs. Es kam noch dazu, daß er eben nur durch die trübe Vorzimmerlampe erhellt war. Unwillkürlich mußte Asserin an seine Cousine Manstaff denken, und ein leichtes Unbehagen überkam ihn, so daß er zurückhaltend fragte, ob sie nicht vielleicht doch die gnädige Frau stören würden? Irene ging statt aller Antwort, noch in Pelzjacke und Mütze, durch das Zimmer, auf eine geschlossene Tür zu, öffnete diese weit und rief hinein: „Mama, wir bringen dir einen neuen Menschen mit!" Asserin, durch dies ein wenig brüske Vorgehen befremdet, ging nur wenige Schritte vor. Aus dem anderen Zimmer drang ein bläulich milder Schein, und er hörte eine klingende Stimme fragen: „Einen neuen Menschen, einen wirklich neuen Menschen?" Und so wie er diese Stimme hörte, stellte sich etwas in ihm um, als hätte eine begütigende Hand leicht über seine Seele gestrichen. „Kommen Sie, bitte, Herr von Asserin. Kommen Sie doch", rief Irene lebhaft.

Nun war es, als täte sich eine andere Welt vor ihm auf. Es war ein tiefes Zimmer, behaglich durchwärmt. Auf einem sechseckigen Tische brannte eine helle Lampe, die mit einem bunten, seidenen Schirm abgeblendet war, dessen Farben an katholische Kirchenfenster erinnerten. So viel er auf den ersten Blick wahrnahm, hingen an den Wänden nur schöne Stiche: der Prophet Jesaja des Michelangelo grüßte ihn als erster. Vom Ruhelager hatte sich Frau von Ostenhausen erhoben und trat ihnen entgegen. Er sah in ein Paar

klare Augen, vielmehr sah er nicht in sie hinein, sondern sie sahen wie durch ihn hindurch. Das Gesicht erschien ihm ausgesprochen vornehm, und es kam etwas wie Scham über ihn, daß er im voraus hatte urteilen können. Nun überraschte ihn das Leben. Sie setzten sich, er dachte: aber die Stimme klang mir doch so mild? Er sah, daß die Augen jetzt verschleiert blickten, fast blicklos. Als aber Magnus behutsam und zärtlich den Arm um der Mutter Hals legte und sie küßte, ging in ihrem Gesicht eine Wandlung vor sich, ein neues Gesicht erstand, liebreich, zart, und kam leise näher. Das war das Gesicht mit der milden Stimme. „Das alte Bild?" fragte Blandina, „bringe es doch, Irene." — Irene drehte sich in der Tür um und sagte: „Ich bin überzeugt, Sie passen prachtvoll zu Mama, ich dachte es gleich."

Wieder lächelte Blandina. Sie wandte ihr Gesicht dem Gaste zu und sagte ohne jede Spur von Verlegenheit: „Irene mag Ihnen ungezogen erscheinen, wenn sie so spricht?"

„Ungezogen, gnädige Frau? Dann ist auch der Frühlingswind ungezogen." Magnus stand vor dem Feuer, so daß er den anderen den Rücken zukehrte, und sagte: „Irene versteht man, oder man versteht sie nicht. Außerdem muß man doch auch etwas sagen können, was nicht üblich und dennoch da ist." — „Was soll ich Ihnen nun von meinem Sohne sagen, Herr von Asserin," fragte Blandina, „er steht da, nimmt uns die Wärme des Feuers und kehrt uns seinen lieben Rücken zu? Vielleicht habe ich mit ihm doch weniger Glück und Sie finden den Jungen doch ein wenig ungezogen?" Die Herren lachten. Magnus beugte sich zur Mutter und küßte sie wieder. Dann begann er den bereit stehenden Tee einzugießen.

„Das ist also das Bild." Irene schwenkte es in der Luft. „Was habe ich als Kind nicht alles zusammenphantasiert. Einige Zeit glaubte ich, es wäre Goethes Grab."

Asserin stand auf und stellte sich betrachtend unter die Lampe. „Das Bild hat für uns ja nur Erinnerungswert," meinte Blandina, „nehmen Sie es doch gleich zu sich." Magnus schüttelte den Kopf und zog die Augenbrauen empor. — „Nein," sagte Asserin, „ich habe kein Recht darauf. Wenn ich es nur photographieren lassen darf? Ist es Tatsache, daß Ihr Herr Gemahl es von einem Händler erstanden hat?" Blandine bejahte dies. „So hat das kleine Bild doch sein Schicksal gehabt", sagte Asserin, es fortlegend. „Eine komische rosa Bank, nicht wahr?" fragte Irene. — „Es ist gar nicht komisch, es ist lieb," sagte Magnus, „und ich bin von Kindheit an gewohnt, es in Mamas Schlafzimmer hängen zu sehen."

Sie tranken den Tee. Asserin erzählte auf einige Fragen hin von seinem Großvater. Doch nur zu bald wurde der Rahmen des Persönlichen wieder gesprengt, keine stillen Kreise bildeten sich weiter, das Gespräch erweiterte sich, Weltfragen und Zukunftsfragen von Reich und Heimat berührend. Es verstrich eine Stunde, ehe Asserin sich, Abschied nehmend, erhob. „Ich werde Sie begleiten," sagte Magnus, „es ist Mondschein. Kommst du nicht mit,

Mama?" — „Ja, darf ich mitkommen?" fragte Blandina zu Afferins freudigem Erstaunen. So gingen sie alle drei hinaus in die Mondnacht.

*

Afferin sagte: „Was ist das nun für eine Stadt, durch die wir gehen werden? Tun wir so, als wäre ich ein Fremdling und wüßte nichts von ihr. Ich kannte die engen Straßen der frei emporragenden Hochstadt als Knabe, dann aber schwemmte das Leben mich fort. Denke ich jetzt Stadt, so stehen die großen, breiten Straßen Petersburgs vor meinem inneren Blick. Ich kenne das Leben jener Stadt mit ihrem vielfarbigen Charakter. Jede Stadt ist eine Individualität für sich, wollen Sie mir jetzt diese erschließen?"

„Wir wollen es gern tun," sagte Blandina, „denn es ist ja gerade im Mondschein, daß die Seele der alten Stadt erwacht."

„Seht doch!" rief Magnus, „unsere Schatten! Wie dunkel und deutlich sie uns begleiten, das werden unsere stummen Begleiter sein auf diesem Gang. Nun will der Schatten des Zaren sie verschlucken: warte nur, wir kommen schon wieder hervor. Der große, starke Peter war es ja, der uns unsere alten Privilegien beschworen hat, die Privilegien der baltischen Deutschen, die Polen und Schweden uns schon vorher zugeschworen hatten. Deutsch sollten wir bleiben dürfen, in Sprache, Schule, Kirche und Recht. Aber die Nachfolger Peters, die haben das Wort gebrochen, die haben Treubruch an uns verschuldet!" „Das ist der Lauf der Geschichte", sagte Afferin. „Das ist die schmählichste Vergewaltigung", sagte Magnus.

„Hier stand ein Tor", begann Blandina. „Stellen Sie sich nun jenseits der Bastei die große Stadtmauer vor. Teilweise werden wir ihr noch begegnen. Diese Mauern, Türme und Tore, die Ordensburg oben auf der Hochstadt, sie alle sind erbaut von deutschen Händen. Als der deutsche Orden das Land eroberte, es den Dänen abkaufte und das wilde, heidnische Volk bekriegte, sind sie erbaut worden. Jetzt, da überall die Häuser ihre Augen geschlossen haben und die Läden uns nicht mehr den Blick ablenken, da lesen Sie gewiß überall noch die alte Hansastadt heraus? Das ist der Rathausplatz. Bleiben wir hier stehen. Die Lauben unten am Rathaus sind zugemauert worden. Die nächste Zeit versteht ja nie die vergangene und denkt, daß sie das Recht habe, sich auf ihre Art mit dem Leben auseinanderzusetzen. Sie sind erstaunt über die fremdartige, minarettähnliche Zeichnung des feinen, grazilen Turmes? Die Menschen waren schon von der Unruhe erfaßt, die sie in fremde Länder trieb, der Geist zog neue Anregungen daraus. Hier ist solch eine im Stein gebunden. Wolken und Abend sollen so schön zur zarten Zeichnung stimmen? Ja, die kleinen, leuchtenden Lämmerwölkchen lassen die Struktur so besonders planvoll und ausdrucksvoll erscheinen. Ist es nicht wunderbar, wie alle die Giebel aufragen? Ich liebe es so sehr, wenn diese giebeltragenden Häuser die Nacht des Himmels durchschneiden. So einfach ist die Linie und doch wieviel Bezug zu Himmel und Raum!

Der Himmel erhält dadurch etwas wie Gliederung, der Raum gewinnt durch diese zackigen Einschnitte. Für mich liegt etwas Beruhigendes, ja Naturgemäßes in dieser Zeichnung, es klingt in dem Erinnerungsfeld meiner Seele an, das zeitlos ist. Hören sie die Stille der Nacht? Ist es nicht märchenhaft, wie allein wir sind in dieser Stille? Mir ist, es erklänge der rhythmische Schritt eines Nachtwächters, er wird in sein Horn stoßen und die Stunden ausrufen, alte, volle, runde Stunden. Sehen Sie, wie die Häuser erwacht sind im Mondschein, das alte eigentliche Leben setzt wieder ein, ihre Seele tut die Augen auf und klagt um altes, verlorenes Leben, der Tag ist nur Alpdruck gewesen. Diese monddurchleuchtete Nacht scheint ohne Anfang und Ende wie alle Schönheit, Ewigkeit liegt in ihr.

Gehen wir weiter. Dies ist die Lange Straße, sie führt in gewundener Linie zur See hin. Sie staunen vor diesem gewaltig hohen, roten Dach? Es ist seltsam, daß die alten Zeiten so mit dem Erdraum sparten. Dort das schöne, gothische Portal gehört der großen Gilde, auch jenes aufgeputzte Haus mit dem Reliefschmuck ist eine Gilde. Es waren die Schwarzen Häupter, die dort ihr Wesen trieben, hier entfaltete das Bürgertum Glanz und Pomp, und es sind auch noch jetzt die Nachkommen der alten Geschlechter, die hier aus- und eingehen."

Ein Ungetüm kam fauchend aus der Seitenstraße hervor und stürmte die Lange Straße hinab. „Achten Sie nicht darauf," sagte Blandina, „das war bloß ein Spuk, der durch unseren Traum ging. Parallel dieser Straße geht die Breite Straße. Wir wollen zur Kirche gehn. Sie sahen den Turm ja schon überall hervorragen. Sehen Sie, wie er von der Basis aus aufsteigt, fühlen Sie die emportreibende Kraft? Köstlich schlank und geschwungen ist diese Linie, wie etwas Geborenes. Legen Sie den Kopf weit zurück, hoch müssen Sie hinaufschauen, um seine Spitze zu erspähen, die hält Kameradschaft mit Himmel, Wolken, Mond, Sternen und allen Winden, verbrüdert ist sie mit den Bewohnern des Himmlischen."

„Wunderschön," sagte Asserin, „und jetzt spüre ich Seeluft, der Nachtwind trägt sie zu, stark, kräftig, gehen wir jetzt zum letzten Tor, das am Strande liegt?"

„Ja, da ist es. Sehen Sie, es trägt noch das dänische Wappen. Durch wieviel Hände ist nicht unsere Stadt gegangen! Haben Sie eine Vorstellung bei dem Namen Kanud der Große von Dänemark, oder bei Erik dem Vierzehnten von Schweden? Aber ob es nun Dänen waren oder Schweden oder Russen, die deutschen Ritter, Bürger, Kaufleute und Handwerker haben hier ausgehalten auf ihrem Posten, und solange sie nicht vergewaltigt wurden, waren und blieben Seele und Antlitz der alten Stadt deutsch. Dort über die See sind sie einst dahergekommen, die ersten Kolonisten, und seitdem haben sie ihre Heimat hier gefunden. Was für Stürme auch über unser Land gingen, das deutsche Wesen blieb in seiner Grundbeschaffenheit, der Treue, bestehen. Dieses gleiche Wesen lebt ja noch heute, und dennoch —" „Und dennoch?" fragte Magnus, den Arm der Mutter umspannend. Blandina schwieg.

„Nachdem wir nun das schöne Alte durchgeträumt haben," sagte Asserin, „wollen Sie mir nicht etwas sagen, wie sich das Schicksal der alten Stadt späterhin gestaltet hat?" „Dazu wollen wir nicht wieder zurückgehen in die Innenstadt," sagte Blandina, „sondern hier draußen auf dem Ring bleiben und in die Allee gehen, die um die Altstadt führt."

Sie schritten langsam dahin. Aus dunkler Nähe drang das leise, dumpfe Rauschen der See zu ihnen, als wäre das Wasser bereits schwer von des Winters Kälte. Fast menschenleer war die breite Allee, auf der Straße, die zum Hafen führte, zogen Matrosen daher, schwerfällig gehend, ab und zu einige Töne mit rauher Stimme singend. „Sehen Sie nur, in wie herrlich geschlossenen Gruppen sich die Stadt uns zur Seite aufbaut", meinte Asserin.

„Wir sahen das Rittertum in der Hochstadt, das Bürgertum in der Innenstadt dahinleben," hob Blandina wieder an, „sie lebten aus der alten Zeit in eine neue hinein, lebten ihr eigenes deutsches Leben und hielten daran fest, was von auswärts aus auch Störendes hineingriff. Und doch will es mir scheinen, als wäre in den letzten Jahrzehnten lang ihr Leben einem leichten Dornröschenschlaf vergleichbar gewesen, denn sie sahen das nicht, was sich außerhalb ihres Lebens entwickelte, und als eine laute Stimme sie aus dem Traume riß, da erkannten sie ihre Welt nicht wieder.

Um die alte Stadt hatte es sich geschlungen wie ein Kranz, wie eine undurchdringliche Mauer von gelben Holzhäusern und Häuschen, eines neben dem andern standen sie da, wurzelnd und daseinsfordernd. Und aus jedem Häuschen blickte es begehrlich hervor, streckte sich eine Hand aus nach alledem, was die alte Zeit den Bewohnern der Hoch- und Innenstadt noch gelassen hatte.

Völker werden reif, sich selbst zu vertreten, das läßt sich nicht hindern, mit keinem Mittel der Welt. Das, was unbewußt unten im Dunkel gewartet, das sich genährt hatte einst an der deutschen Kultur, das schrie nun danach, seinen Meister abzuwerfen. Dazu streckten sich hilfsbereit dem Volke die russischen Hände entgegen.

Daß sich dieses einmal vollziehen werde, war schon lange gewiß, dennoch aber kam es den Deutschen des Landes zu unerwartet schnell, und darin trifft sie ein Vorwurf. Sie hatten den Blick vielleicht zu sehr nach der Vergangenheit zu gerichtet. Alle alten Familien, alle alte Kultur schaut nach rückwärts, das ist auch schön, aber es liegt doch etwas Lebensfeindliches darin und verführt zur Unaufmerksamkeit. Nun, da alles gekommen war, war es zu spät, sich zu wappnen.

Aus dem gelben Häuserringe kamen sie hervor, die neuen Menschen mit den neuen, fremden Gesichtern. Sie drangen ein in die Altstadt, und da jedes Häuschen eine Stimme hatte, erhob sich bald ein lauter Chor, der alle anderen Stimmen übertönte. Sie kamen rücksichtslos daher, die neuen Gesichter, und hatten viele haßerfüllte Gebärden. Sie kamen nicht aus dem Geiste daher, sondern aus dem Begehren.

Die neuen Gesichter — —. Es kann so etwas Schönes liegen in einem aufstrebenden Volke, in dem Willen nach seiner eigenen Lebensgestaltung, aber es darf nicht alles überhastet erreicht werden wollen, denn Früchte müssen reifen, ehe sie abgenommen werden. Daß ein Hervorstürmen da war, bewies Kraft, Jugend und Lebenswillen. Daß aber schonungslos vernichtet werden sollte, was auch sonst noch im Lande blühte und auch seine Lebensberechtigung hatte, bewies eine Unkultur nicht nur des Geistes, sondern auch des Gemütes. Es hätte anders kommen können. — Vielleicht war auch Schuld auf beiden Seiten: es fanden sich die Hände nicht zum Gruß, keiner suchte die Natur des anderen aus der Tiefe heraus zu verstehen.

Ihr Blick ruht auf dem großen, weißen Gebäude, das so, aus der Ferne und im Mondschein gesehen, fast einem Märchenschloß gleicht? Auch das ist etwas wie ein Traum, aber nicht in die Vergangenheit gerichtet, sondern in die Zukunft. Neue Völker tragen ihr Angesicht der Zukunft entgegen. Dies da ist ein Traum von Machtentfaltung, aber noch steht er isoliert da, noch gehen in diesem großen Volkshause keine plastischen Gestalten ein und aus. Das Volk ist so klein, der Traum ist so groß, wo hinaus wird die Erfüllung gehen?

Die Glocken der Weltgeschichte erdröhnten, der Weltkrieg brach an. Um die ganze Stadtanlage mit samt allen Vorstädten schlangen sich mit einemmal gewaltige, eiserne Arme wie eine Umklammerung. Das war die Befestigung der Stadt, weit über die See hinaus. Kasernen, Fabriken, Kriegshafen, Riesenwerke schossen aus dem Boden. Fremde Soldaten, Offiziere mit all ihrem Gefolge von Luxus erfüllten die stillen Straßen. Das alte Gepräge war dahin, man ging wie in einer neuen Stadt. Und alles das, was deutsch war, mußte nun schweigen, es ward bewacht und verdächtigt.

Wenn wir durch dieses Tor da gehen, sehen wir ein Stück Nachtleben, wie es früher nicht war. Sie werden Gesichter sehen von allen Typen des Reiches, das Leben bricht nicht ab in der Nacht, es strömt hier aus den Cafés, aus den Lichtspieltheatern. Wir wollen schweigend hindurchgehen, denn die Laute unserer Sprache stehn uns zu hoch, als daß wir sie uns von niederen Menschen verbieten lassen."

„Leben alle diese grotesken Gestalten," fragte Asserin, „sind es nicht Trugbilder, so überhitzt und unwirklich sehen sie aus?" — „Karikaturen, die fernab sind vom tiefen und guten Leben", sagte Magnus. — „Nein, Magnus," bat Blandina, „wende nicht so verächtlich die Schulter von diesen armen Wesen, denke immer, daß auch sie vom Geschlechte deiner Mutter sind. Fürchte sie, wie ich sie fürchte, aber verachte sie nicht so sehr. Ja, fast wie Todesfurcht ergreift es mich vor diesen geschminkten, rohen, leeren Gesichtern, aus denen Gemüt und Feinheit herausgebrannt ist, in jeder erstirbt etwas vom Geschlecht, sie tanzen einen Totentanz, diese Armen — den Totentanz ihres Weibseins."

Schweigend gingen sie durch das Gedränge und atmeten erst wieder frei

auf, wie sie auf dem stillen Rathausplatz standen, bei den träumenden Häusern. „Die Zeit ist ein großer Schmelzofen," sagte Blandina, „anders kommt alles immer wieder heraus, so wissen auch wir noch nicht, was unserer wartet, nach der Feuerprobe, die wir jetzt durchleben." — „Glauben Sie, gnädige Frau, daß unser Leben zurückgeschmolzen werden könnte zu etwas Neuem und Starkem?"

„Dessen bin ich gewiß, nicht dazu leben wir, um unterzugehen", sagte Blandina.

Asserin schwieg. Die linde und klare Stimmung ergriff ihn. „Wissen Sie, wie es mir zumute war?" fragte er beim Abschiednehmen. „Mir war, als habe der Genius der Stadt mich umhergeführt." — „Noch hält der Genius unserer Heimat sein Antlitz verschleiert", sagte Blandina. — „Mut, Mama, eine starke, gesegnete, eiserne Faust wird ihm vielleicht dennoch den Schleier abziehen."

„Ihre Frau Mutter und die alte Stadt und der Mondschein und die zarten Wolken dort oben am Himmel, die nächtliche Stille und die Tiefe und Weite der vergangenen Zeit, alles hat sich mir zu einer wunderbaren Einheit zusammengeschlossen. Leben Sie wohl, gnädige Frau. Ihnen für diese Stunde zu danken, ist so wenig, aber ich glaube, Sie fühlen es wohl, daß ich fortan der Ihre bin."

Drittes Kapitel

Barbara Rhyn

In einer stillen Straße der Altstadt stand das Haus, das Barbara Rhyn von ihren Eltern geerbt hatte. Weltabgewandt sah es mit nur wenigen unregelmäßig gestellten Fenstern auf die Straße. Trat man ein, empfing einen ein dunkler, hoher Vorraum, in dem geschnitzte Eichenholzschränke standen und große Truhen. Unter der Lage war ein Gemälde in die Wand eingelassen, dessen Farben aber schon so nachgedunkelt waren, daß es unkenntlich war, was es darstellte. Neben diesem Bilde hingen noch einige alte Familienporträts. Eine dunkle geschnitzte Holztreppe führte zur eigentlichen Wohnung hinauf. Unten befanden sich noch einige Zimmer, die jetzt der Einquartierung abgegeben waren.

Die Wohnung oben war geräumig, doch, da die Fenster fast alle zum Hof hinausgingen, dunkel. Die Zimmer waren wunderlich unregelmäßig in Form und Höhe, bald hoch und groß, bald mit schrägen Wänden und schief gestellten Fenstern, bald lagen sie einige Stufen tiefer, dann wieder mußte man einige Stufen hinaufsteigen. Überall spiegelten einem die dunkel glänzenden Mahagoniplatten der Tische und Stühle entgegen. Da auch die Tapeten vielfach dunkel und die Wände mit alten Gobelins und verdunkelten Bildern verhangen waren, so war es wohl zu verstehen, daß die neue Besitzerin in alle Räume wenigstens viel künstliches Licht hatte leiten lassen. Unter bunten Seidenschirmen, aus

phantastischen Glaslaternen leuchtete nun das schönste, helle Licht wie durch Zauberei hervorgebracht, und die überall verteilten wundervoll farbigen Kissen erhellten auch ihrerseits die allgemein dunkle Färbung der Einrichtung, eine liebliche Mannigfaltigkeit hervorbringend. Die rosenroten, türkisblauen, saphrangelben Farbentöne, die stilisierten Muster, die zarten Spitzen, verhießen eine heitere Lebensstimmung, und die duftenden Blumen in den Schalen taten das ihrige dazu. Auf den Tischen lagen Journale und Bücher aus aller Herren Länder, den Anschluß ihrer Besitzerin an die große Welt verratend. Zwar pflegte Barbara zu sagen, daß sie gerade das Gegenteil von dem möge, was die Erbschaft ihr gegeben, sie liebe große luftige Zimmer mit hellen Wänden und leichten Möbeln, sie sähe voll Respekt, doch nicht ohne innere Abwehr auf den ganzen Hausrat, den sie von den Vorfahren übernommen, und dennoch paßte ihre hohe Gestalt mit der schlanken Fülle, den geschweiften Hüften und dem wiegenden Gang durchaus in die ihr zugefallene Umgebung. Ja auch ihr Kopf mit dem tief rotbraunen Haar, der leicht gelblich getönten Hautfarbe, der etwas großen, ausdrucksvollen Nase, den dunkelbraunen, glänzenden Augen wirkte harmonisch, wenn er aus all der stillen, braunen Abtönung auftauchte. Er hatte etwas an sich, das wohl an die Zeiten gemahnte, da das Haus erbaut worden war.

Barbara war nicht hier im Lande aufgewachsen. Ihr Vater war Arzt in Moskau gewesen und hatte dort eine Frau aus der deutschen Kolonie geheiratet. Die Sommermonate über aber hatten die Rhyns immer am estländischen Strande verbracht. Vor einigen Jahren, kurz nach dem Tode der Frau, war Herr Rhyn gestorben, und sein einziges Kind stand nun allein in der Welt da. Barbara hatte kurzerhand mit Moskau gebrochen und nur die Dinge, an die sich ihr liebe Erinnerungen knüpften, in die alte Stadt gebracht. Sie hatte sich hier, wie sie sagte, ein Nest einrichten wollen, in das sie immer wieder flüchten könne, wenn die Sehnsucht nach Ruhe über sie käme und sie der fremden Länder überdrüssig geworden wäre. Sie hatte es im Sinne, ihr Studier- und Wanderleben noch fortzusetzen, bald in Paris, Berlin oder Wien die geistigen Anregungen der Zeit in sich aufzunehmen. Sie hatte das Studium der Philosophie in Paris begonnen und wollte dort den Doktortitel erwerben, da aber war der Weltkrieg gekommen und hatte sie hier im Norden festgehalten. Hier war nun das Leben stiller und beschaulicher verlaufen, als es ihr lieb war. Zwar hätte sie sogleich viel Anschluß gefunden an die ersten Patrizierhäuser der Stadt, sie verkehrte auch in einigen; aber die Empfindung verließ sie nicht, als ob ihre ganze freier strömende Art nicht so recht in die mehr oder weniger festabgeschlossenen Grenzen dieser gesellschaftlichen Lebensform hineingehörte. Ähnlich erging es ihr im Verkehr mit dem Adel, zu dem ihre Gesellschaftsdame, die Baronesse Pontusine von Aschenfels, sie stets überredete. Durch die Kriegszeiten war die Stimmung in der Stadt eine gedrückte, so daß Barbara sich nirgends so recht heimisch zu fühlen vermochte.

So wäre sie innerlich wohl recht einsam geblieben, hätte sie nicht im letzten Sommer eine alte Bekanntschaft erneuert. Ihr Vater hatte die Ostenhausens gut gekannt, in einem Sommer hatten Magnus und Barbara noch als Kinder zusammen gespielt, die um einige Jahre jüngere Irene mit zu sich heraufziehend. Nun waren sie sich in der Freiheit der Natur auf langen Seefahrten und Spaziergängen nahegetreten und hatten sich sehr aneinander geschlossen. Es war ein anregender, sorgloser Verkehr geworden, der sich nun auch in der Stadt fortsetzte und von der Baronesse, die weitläufig mit Ostenhausens verwandt war, sehr gut angesehen wurde. Barbara hatte Irene sehr lieb gewonnen, sie bewunderte die Geschlossenheit dieses Charakters. Für Magnus' geistige Entwicklung hatte sie das regste Interesse. Sie waren gleich alt, er schien ihr geistig bedeutend, doch lag in seinem Wesen nicht so viel Festigkeit wie in dem seiner Schwester. Sie verwarf es, daß er die Rechte studiert hatte, sie hatte es ihm vorausgesagt, daß er nie zum Beamten taugen würde; sie befürchtete, daß er durch die Weite seiner Natur und die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Interessen überhaupt schwer ein Zentrum finden könne. Aber gerade das interessierte sie. So waren die beiden jungen Ostenhausens für Barbara der einzige wirkliche Verkehr in diesen dunklen Kriegsjahren gewesen.

Auch heute hatte sie sich vorgenommen, die Freunde zum Abend zu sich zu bitten. Sie hatte den Schlitten befohlen und freute sich auf die Ausfahrt. Das Wetter war kalt und klar, in der Nacht hatte es geschneit, die Bäume waren dicht bedeckt mit Schnee, auf den Straßen wurde eifrig geschaufelt. Mattwei, der alte russische Diener, der schon seit Barbaras Geburt in ihrem Elternhause war, und in dem sie etwas von der Kontinuität ihres Lebens verkörpert sah, packte sie sorgsam in die Felldecke. Barbara sagte dem Kutscher, er solle, ehe er bei Ostenhausens anfahre, sie noch einmal um die Stadt herumfahren.

Die Luft war so köstlich frisch, die Sonne schien so schön, die Kristalle des Schnees blitzten wie Edelsteine, der Himmel schimmerte tiefblau, und die weißen Bäume mit den weichen Konturen hoben sich wie blütengeschmückte Fruchtbäume wundervoll von ihm ab. Barbara trug einen hellen Pelz, ihr Gesicht sah gerötet und zufrieden aus dem Zobel hervor. Ihre Augen grüßten leuchtend die schöne Welt. Ein Gefühl von Lebensfülle drängte sich in ihr zusammen, und aus der Verschwendung ihres Seins heraus rief sie dem Kutscher zu: „Sergei, das Leben ist doch schön." Der Kutscher in seinem wohlausgestopften Mantel konnte nur den Kopf leicht wenden: „Ich höre, Herrin." — „Nein, ich meine, fühlst du es nicht so?" — „Ich weiß nicht." Gesang ertönte, gleichförmiger Gesang. Einige Stimmen hielten die Strophe, der Chor fiel in den Refrain ein:

Leb wohl, du mein Heimatland,
Ihr Freunde, lebt wohl,
Leb wohl, du Geliebte,
Meine Braut, lebe wohl . . .

Da gehen sie hin, die Soldaten, unendlich viele Reihen, alle Typen des großen russischen Reiches ziehen an Barbara vorüber. Welche verschiedenen Gesichter sehen nicht unter den hohen Fellmützen hervor! Da sind die Großrussen des Nordens, der finnische Einschlag zeigt sich an den breiten Gesichtern mit den stark hervortretenden Backenknochen. Dann schmale, dunklere Gesichter mit mandelförmigen Augen, die stammen wohl von weitem her, aus dem Kaukasus. Dort, das sind die stilleren Züge und helleren Augen der Kleinrussen. Hier, diese kleinen, zähen Gestalten mit den unschönen Zügen, das ist eine andere Art Rasse, das müssen Sibirier sein — sie alle hat der große Krieg hervorgezogen und unter die Fahne gerufen. Sie sind schon weite Strecken marschiert, haben Bekanntschaft gemacht mit dem starken deutschen Feinde und dem Tode. Manche von ihnen kennen den Rausch des Sieges, aber viele von ihnen mögen auch schon weit gelaufen sein, um ihr Leben zu retten nach erfolgloser Schlacht. Sie sind gekommen, um „Mütterchen Rußland" und „Väterchen Zar" zu schützen, aber der Krieg hat gar zu lange gedauert, bald wird man schon das Jahr 1917 schreiben. Was macht der Acker zu Hause, ist das Weib auch ordentlich und treu? Sie sind des Krieges müde, sie sind gleichgültig, Apathie drückt sich auf den Gesichtern aus. Das Leben scheint so lang, so eintönig der Alltag, hoffnungslos ist alles. Es ist unmenschlich, stets nur eine Masse zu sein, die vorgeschoben wird vor die Kanonenkugeln! Und warum ist der Krieg erfolglos? Sie waren doch tapfer gewesen? Wer kann das alles ergründen, wer die Gedanken der Heerführer und großen Herren erraten? Es steigen so viele Fragen auf, es ist alles so dunkel.

Leb wohl, du mein Heimatland,
Ihr Freunde, lebt wohl —

Barbaras Augen tauchten bald in ein dunkles, bald in ein helles Augenpaar, und immer, in welche Augen sie auch sah, kam ihr ein Gruß entgegen. Ihr Blick sagte: ach, ihr Armen, und der Blick der Soldaten antwortete: ja, du bist glücklich, du Schöne.

Nun hielt der Schlitten. Barbara lief die wenigen Stufen hinan. Im Vorraum warf sie den Pelz ab und trat rasch in den Saal. Aus dem Nebenzimmer hörte sie Stimmen. Da saßen Magnus, seine Mutter und ein fremder Herr. Irene stand am Fenster. Sie bemerkte Barbara zuerst: „Ach, Barbara, du, wie schön!" rief sie, der Freundin entgegeneilend. Die anderen hatten sich erhoben. Barbara und Blandina reichten sich die Hand, aber es war, als herrsche eine leichte Befangenheit zwischen ihnen, als ginge von Blandina etwas aus, das Barbaras freiströmende Art aufhielt. War es jenes leichte und doch so unabweisbare Mißtrauen, das bisweilen zwischen Frauen auftaucht, war es ein unmerkliches Vortasten, ein Prüfen von Geschlecht zu Geschlecht und ein Erkennen von Fremdheit? „Herr von Asserin", stellte Blandina vor. Barbara wandte sich, und ihr Auge strahlte auf, als sie Asserins geschmackvolle Erscheinung musterte. Unwillkürlich glitt ihr Blick von

ihm zu Blandina. „Und das ist Barbara Rhyn," sagte Magnus, „von der wir schon gesprochen haben." — „Ja, Ihre Freunde haben mir schon viel von Ihnen erzählt, gnädiges Fräulein." — „Was habt ihr denn von mir gesagt?" fragte Barbara. „Ich glaube, von mir ist nicht viel auszusagen, Herr von Asserin, ich tue ja so gar nichts Nützliches auf der Welt." — „Sie sind eben da, Barbara", sagte Magnus, dessen Gesicht angeregt aussah. Sie setzten sich. „Ich wollte nur fragen, Magnus," sagte Barbara, „ob Sie und Irene nicht heute abend zu mir kämen?" Magnus sagte bedauernd, daß er heute abend in die Universitätsstadt führe, wo er noch einige Geschäfte zu erledigen hätte. „Nun, Barbara," sagte Irene, „was sagst du denn dazu, daß Magnus jetzt nie mehr einberufen zu werden braucht? Du verstehst, daß es für ihn doch etwas ganz anderes gewesen wäre als für alle anderen." Barbara sah liebevoll in das hübsche, schmale Mädchengesicht mit den krausen Haaren an den Schläfen und sagte, Irenen die Wange streichelnd: „Ja mein Kleines, ich habe es immer gewußt, daß ihr etwas ganz Besonderes seid." Magnus stand da und sah vor sich hin. „Unsere Freunde sind ja so sehr absolut", sagte Barbara, sich an Asserin wendend. „Es sind ja viele von unseren jungen Männern im Felde, und es ist schließlich auch gegangen — aber hier —. Es kämpfen ja viele wohl nur aus Pflicht und Überzeugung." — „Wie denn aus Überzeugung," fragte Asserin, „selbst die Russen kämpfen doch schon lange nicht mehr aus Überzeugung?" Irene wandte sich ihm zu. „Wenn Barbara über solche Dinge spricht, spricht sie wie ein outsider." — „Ich leugne es nicht," sagte Barbara, „mich überkommt bei alledem stets ein Unbehagen. Schon die Tatsache dieses Krieges allein ist so etwas Unüberwindliches. Alles, was Feindschaft ist, alles, was das reine Gefühl verkrampft und verzerrt, ist mir entsetzlich. Ist es nicht so, gnädige Frau, daß wir am Menschlichen zu kurz kommen?" Blandina sah auf ihre Hände hin, die im Schoß lagen, und sagte zögernd: „Aber als lebendige Menschen müssen wir doch irgendwie in diesem Hin und Her eine feste Stellung einnehmen?" — „Ja!" rief Magnus. Asserin sah aufmerksam von Barbara zu Blandina und dann zu Magnus hinüber. „Ach," rief Barbara, eine Bewegung mit den Schultern machend, als schüttele sie etwas ab, „ich fühle mich aber in meiner — wie ihr immer sagt — Neutralität — so herrlich verantwortungslos." Asserin lachte, Magnus sah hinunter, Irene aber zog die Stirn kraus. „Sei nicht böse, Kleines," bat Barbara, sie am Kleide zupfend, „wenn da jemand ist, für den die Welt nicht nur aus Nationalitäten besteht, sondern aus Menschen." — „Jetzt gilt es aber, Freund und Feind zu scheiden," sagte Irene energisch, „wie könnte ein Held, der für sein Vaterland kämpft, so denken wie du? Der Feind muß ihm als Feind hassenswert sein, sonst wäre er ja nur ein Mörder auf Befehl." — „Ja, ja, so ist es", pflichtete Magnus bei. Barbara seufzte und erhob sich, sie schlang den Arm um Irenens Nacken und sagte: „Du und ich, wir zwei wollen doch nicht Schlachten gewinnen? Komm heute abend zu mir, du sollst deine Lieblingsspeisen haben, komm wie ein

Sonnenstrahl in mein Alleinsein." Irene konnte sich nicht dem Charme, der schon von der rein körperlichen Nähe Barbaras ausging, entziehen, sie mußte unwillkürlich lächeln, aber sie rief drollig verzweifelt: „Ach, wir werden uns doch wieder zanken!" — „Natürlich werden wir das tun, Kind, aber dann wollen wir riesig wohlerzogen sein und uns wieder vertragen." Barbara verabschiedete sich, Irene und Magnus begleiteten sie hinaus. So wie sie gegangen war, sagte Asserin: „Was ist das für eine wundervolle Erscheinung, ein Renaissanceporträt, diese Haare, diese Haut, und dazu diese freie, menschliche Art!" Blandina sah herab, schon glaubte er zu viel gesagt zu haben, als er sie leise sagen hörte: „Ja, sie ist wunderbar, herrlich ist Barbara Rhyn." Aber der Ton, in dem sie das sagte, klang seltsam traurig.

„Du dummes Kind," fragte Barbara, „liebst du mich überhaupt ein wenig?" — „Natürlich liebe ich dich, Barbara, darum gerade ärgere ich mich doch fast zu Tode über dich", sagte Irene. — „Oh — aber du sollst leben!" — „Ja, das will ich auch, aber du solltest dich auch ein wenig ändern, Barbara."

*

Barbara konnte es sich nicht erklären, warum es sie so traurig gestimmt hatte, daß Irene ihr gesagt hatte, sie solle sich ändern. Sie fühlte sich dadurch wie fortgeschoben, das Gefühl der Einsamkeit überkam sie mit alter Heftigkeit, zugleich eine unerklärlich quälende Unruhe, als wären sie und ihr Leben sinnlos. Ihr Stimmungswechsel war so jäh, daß sie sich Gewalt antun mußte, wieder ruhig zu werden und der Welt, die sie soeben noch so bewundert hatte, nicht Ungerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als sie aus dem Schlitten stieg, war der kurze Wintertag schon verblaßt, frühe Dämmerung breitete sich aus, im Vorraum brannte bereits die große, bunte Laterne. Schnell wollte sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinansteigen, da sah sie, gegen die Tür der unteren Zimmer gelehnt, einen jungen Offizier dastehen. Diese Gestalt fiel ihr auf und prägte sich ihr merkwürdig deutlich ein. Er war eher hoch gewachsen, und obwohl breit in den Schultern, doch schmal in der Taille, eine hohe Fellmütze beschattete ein schmales Gesicht mit schwarzem Schnurrbart und großen, dunklen Augen, die düster unter den zusammengewachsenen Augenbrauen hervorsahen. Die Art, in der er sich gegen die Tür lehnte, die ineinander verschränkten Arme, drückten etwas Nachlässiges und zugleich Stolzes, freilich auch etwas ein wenig Theatralisches aus. Der Anblick war so aus dem gewöhnlichen Rahmen herausfallend, Barbaras Stimmung noch eine so irritierte, daß sie sich des Lächelns nicht erwehren konnte. Indem sie an ihm vorbeischritt, sprach etwas aus ihr halblaut auf russisch einige Verse aus Eugen Onegin. Sogleich änderte der Fremde die Haltung, er stellte sich gerade hin, und mit tiefer und klangvoller Stimme sprach er die Verse weiter, und zwar sagte er sie ausdrucksvoll und voll Feuer her. Da blieb Barbara stehen und fragte ihn, ob er wohl auf jemand warte, worauf er erwiderte, daß er nichts weiter haben wolle, als ein

Dach über dem Kopfe, er sei drei Tage und Nächte aus dem Kaukasus hergereist, und ein Freund hätte ihm geschrieben, hier einzukehren. „Willkommen denn," sagte Barbara, „ich bin die Besitzerin dieses Hauses, und da Sie also wohl meine Einquartierung sein werden, so fordere ich Sie auf, zu mir heraufzukommen, denn Sie können nicht ewig hier stehen und auf Ihren Freund warten, selbst der wirkliche Onegin dürfte der schönen Pose auf die Dauer überdrüssig werden."

Er verbeugte sich, sah ihr aufmerksam forschend ins Gesicht und folgte ihr. Oben angelangt, bat Barbara Mattwei, dem Fremden ein Glas Tee zu reichen, und forderte diesen auf, es sich bequem zu machen. Als sie draußen ihren Pelz abgelegt hatte und wiederkam, fand sie ihn in einem anderen Zimmer stehen, wo er sich die Gobelins aufmerksam anschaute. So wie er ihren Schritt hörte, wandte er sich lebhaft und starrte sie ganz fasziniert an: „Ich fragte mich eben, wo ich bin? Das ist ja alles wie eine Geschichte aus der alten Zeit: es lebte einmal, es war einmal, wissen Sie —? Und da fragte ich mich, ob nicht auch Sie vielleicht eine Phantasiegestalt wären?" — „Ich glaube, ich lebe", sagte Barbara lächelnd. „Sie glauben es nur? Das könnte eine Prinzessin aus dem Märchen auch sagen." Mattwei brachte den Tee. „Und Sie bleiben jetzt hier in der Stadt?" fragte Barbara. „Ja, ich bin verwundet gewesen, habe da unten, auch in Persien, viel gekämpft und soll nun auf einige Zeit einen leichteren Dienst haben." Während er sprach, rührte er seinen Tee und sah immerfort mit neugierigem Blick auf Barbara hin, die sich in einem großen Schaukelstuhl schaukelte. Ihre weite, hellila seidene Bluse leuchtete auf und nieder und stimmte wundervoll zum Kastanienbraun des Haares und dem leichtgelblichen Ton der reinen Haut. Etwas im Blick des jungen Mannes verwirrte sie. Er hatte dunkle, große, von schwarzen Wimpern beschattete Augen, deren Weiß bläulich schimmerte. „Ich habe so unglaublich lange nichts von Kultur gesehen," sagte er wie entschuldigend, „dieses schöne Haus, diese Stille und — eine Frau! Ihr Mann, ist er ansässig hier in der Stadt?" fügte er hastig hinzu. — „Der ist noch nirgendwo ansässig, denn er existiert noch nicht." — „Sie sind nicht verheiratet?" rief er so erfreut und erstaunt, daß sie lachen mußte. „Verzeihen Sie einem halben Wilden, der ich bin," bat er, „aber ich fühle es, daß Sie ein Mensch sind, da kann ich auch sprechen wie ich denke. In Ihrer Art ist etwas so Freies und Losgelöstes, ich möchte sagen, es ist die Musik der verheirateten Frau in Ihren Bewegungen." Wieder fühlte Barbara seinen starken Blick, der sie, von Kopf bis zu Füßen, abschätzend maß. „Es ist auch jetzt eine größere russische Gesellschaft hier", sagte sie ablenkend. — „Ach, Gesellschaft," sagte er wegwerfend, „das ist mir gleichgültig, da denken die Frauen doch nur an ihre Courmacher und Kleider und die Männer, wie sie nur höher im Range steigen und sich extra Geschäfte machen können. Gibt es hier Musik in der Stadt?" — „Ja und gute Musik. Sie sind musikalisch?" — „Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen, ich liebe Musik, ich singe." — „Oh,

das mag ich außerordentlich, dann werde ich Sie bitten, mir einmal vorzusingen." Er sah sich um. Die Tür zum anderen Zimmer stand offen, er sah den Flügel und stand auf. „Wollen Sie singen?" rief Barbara ganz entzückt. Er war schon gegangen. Sie hörte ihn auf dem Flügel präludieren, dann kamen verlorene, weiche Akkorde, und die Stimme setzte ein. So wie die ersten Töne erklangen, war es Barbara, als wäre der ganze Raum erfüllt wie von etwas warm Leuchtendem, das sie überströmte. Der Fremde sang eines jener russischen Zigeunerlieder, die, schwer und getragen beginnend, sich allmählich in schwüle, süße Walzerrhythmen lösen, in denen jedoch noch immer ein Rest von Melancholie beschlossen bleibt. Eine sinnlich verführende Musik war es, ohne Tiefe, doch voll Erweckendem. Wenn Barbara musikalisch gewesen wäre, hätte sie vielleicht diesem Gesange kritischer gegenübergestanden, so aber gab sie sich ihm ganz hin und erschauerte dabei. Sie war wie untergetaucht, ein Wohlsein war es wie in einem warmen Bade. Da hörte sie den Stuhl rücken, der Fremde stand auf.

Jetzt müßte ich ihm meinen Dank und Beifall aussprechen, dachte Barbara, und doch blieb sie sitzen und tat es nicht, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß es doch gleichgültig wäre, wenn sie versuchen wollte, diesem Manne gegenüber konventionelle Formen zu wahren. Sie fühlte, daß durch den Genuß dieser wunderbaren Stimme etwas ganz Neues in ihr Leben getreten war. Sie sah auf, sah ihn wartend an der Tür stehen, und da sagte sie: „Sie haben eine Macht in Ihrer Stimme." — „Ich weiß es." — „Natürlich müssen Sie es wissen, solch eine Stimme wirkt wie ein Glück." — „Wie ein Glück?" Er zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ja, sie gibt Glück, so schön ist sie." — „Alles, was schön ist, gibt Glück. Es ist aber noch besser, Glück zu bringen durch seinen bloßen Anblick, ich meine, wie eine schöne Frau es tut." Er machte eine hindeutende Bewegung. „Ist das nicht ein wenig banal?" meinte sie. — „Was heißt das banal? Ich meinte etwas vollkommen Aufrichtiges. Etwas, das sonst als banal gilt, kann mit einem Mal so erfüllt werden, daß es stärker wirkt als das Ausgesuchte. Dieser ganze Intellektualismus, der allein nur für den Kopf gilt, ist doch nicht das, worauf es im Leben ankommt, und womit wir das Leben wahrnehmen." — „Worauf kommt es Ihnen denn an?" — „Auf die Aufrichtigkeit des Augenblicks, das ist das einzig Wirkliche für mich. Darauf kommt es an, wie mein Gefühl sich zu allem verhält, und darum sage ich Ihnen, daß ich Sie, wie Sie so in das Zimmer traten, mit dieser wunderbaren lila Bluse, als etwas so Schönes empfand, daß ich dankbar war. Und das darf ich Ihnen genau so sagen, wie Sie mir das über meine Stimme sagen durften, auch das ist etwas Naturgegebenes."

Bei den letzten Worten war Mattwei eingetreten und wartete respektvoll, bis der Gast aufhörte, zu sprechen, dann meldete er, der Bursche von unten sei gekommen, die Herren Offiziere wären jetzt zurückgenommen. „Ah, das ist gut", rief der Fremde und trat auf Barbara zu. Er reichte ihr die Hand,

dann lachte er. „Ja richtig, ich habe ja auch einen Namen: Leonid Wladimirowitsch Rjasin. Ich danke Ihnen für alles." — „Nun, da wir uns kennen," sagte Barbara, „werden wir uns wohl noch sehen? Ich lasse noch heute ein Instrument in Ihre Wohnung tragen." — „Wirklich? Das ist schön, wie soll ich Ihnen danken?" — „Sie sollen gar nicht danken, Sie sollen singen", sagte sie. Er ging. Barbara aber blieb in einer angeregten Stimmung zurück. Sie hatte sich an ihrem Erlebnis erfreut, alle Melancholie war von ihr gewichen.

*

Die Baronesse stand schon steif hinter ihrem Stuhl und wartete, daß die jungen Mädchen zum Abendbrot erscheinen möchten. Sie war, wie immer, grau gekleidet, die grauen Haare waren in zierlichen Löckchen unter einer Sammetschleife geordnet, die weißen, gestickten Manschetten und der kleine, weiße Kragen über dem hohen Stehkragen gaben all dem Grau ein wenig Licht. Ihre kleinen Hände mit den alten Ringen waren gefaltet. Es war etwas Wehmütiges um diese mageren, alten Hände; sie sahen so aus, als hätten sie gern fassen wollen und hätten doch in die Leere gegriffen. Auf dem feinen, hochmütigen Gesicht drückten sich Entsagung und Empfindlichkeit zu gleichen Teilen aus, beständige Enttäuschungen hatten scharfe Linien um den fest verschlossenen Mund gezogen. Die ganze Haltung, scheinbar eine bescheidene, drückte dennoch den Anspruch auf Beachtung aus. Aus dem Nebenzimmer tönten die jungen Stimmen, das war wieder einmal so durchaus der modernen Jugend entsprechend, daß sie das Alter warten ließ!

Irene und Barbara traten herein. Irene überbrachte der Baronesse Grüße, und sie ward von ihr sogleich lebhaft über die neueste Politik ausgefragt. „Ihr wißt ja alles, ihr seht und hört doch auch Gleichgesinnte", sagte sie und sah dabei über Barbara hinweg. Irene begann zu erzählen, wurde aber bald durch eine ihr fremde Speise so gefesselt, daß sie fragte, wie sie zubereitet werde? Barbara spielte mit der goldenen Fruchtgabel. „Aber Fisch und Champignons, das schmeckst du doch? Und dann die berühmte Sauce. Ach, ich weiß nicht — lieber Mattwei, werden Sie so freundlich sein und mir das Rezept von der Köchin erbitten?" Mattwei verbeugte sich und ging. „Ich könnte mir dich ohne Mattwei gar nicht vorstellen!" — „Ich auch nicht, er ist mein Gewissen." Irene lachte, die Baronesse aber sah zur Decke empor und hüstelte. „Das ist auch eine Auffassung, einen Diener als sein Gewissen zu bezeichnen", meinte sie. Barbaras Augen funkelten belustigt: „Ich weiß, liebste Baronesse, für Sie bin ich doch die ärgste Plebejerin. Trotzdem aber ist Mattwei der taktvollste Mensch, den ich kenne, und ich fühle an seinem Wesen, wenn ich über die Grenzen gegangen bin." — „Fühlten Sie heute vormittag etwas davon?" Barbara lachte und erzählte Irene ihr kleines Erlebnis. „Was sagst du dazu?" fragte die Baronesse. „Wer das tun kann", sagte Irene. „Sehr gut", pflichtete die Baronesse bei. „Ich könnte jetzt überhaupt nicht mit Russen verkehren", sagte Irene fest. Die Baronesse

nickte. „Herzchen," sagte Barbara, „das sind doch eingemachte Pfirsiche und keine russischen Offiziere, behandle sie doch liebevoller, sie sind aus der Krim und schmecken gut."

Man stand auf, die Baronesse erklärte, daß sie sich zurückziehen werde, womit die jungen Damen wohl gewiß einverstanden wären? Sie ging langsam und mit Würde hinaus, zögernd, als erwarte sie noch, zurückgerufen zu werden. „Komm!" Barbara schlang den Arm um der Freundin Nacken, und sie gingen in den schmalen Salon mit den gelben Kissen und den Gobelins. Im Kamin brannte ein Feuer, der silberne Samowar sang, es duftete nach den frischen Blumen, die in den flachen Schalen lagen. Die Freundinnen setzten sich auf ein langes Sofa. „Und nun sage mir, was ist es denn mit Hans, wann kommt er?" fragte Barbara. „Zu Weihnachten." — „Bist du selig, Kleines?" — „Ich freue mich, und ich fürchte mich zugleich." — „Warum denn Furcht, ich liebe nicht dieses Wort." — „Wir sind so auseinander gewachsen, Hans und ich." — „Auseinandergewachsen? Dann wachse nur wieder schleunigst zu ihm zurück, solch einen Prachtkerl wie Hans wirst du doch nie mehr finden. Ihr seid als Paar füreinander geschaffen, die Menschheit an eurem Teil zu regenerieren. Wir andern, wir sind alle irgendwie verschroben oder nervös oder belastet, kurzum nicht normal." Irene schwieg. „Irene, was ist es denn mit Hans?" — „Ach, frage nicht, Barbara, du wirst es nicht verstehen. Er steht nicht so wie Magnus und ich." Barbaras Gesicht wurde ernst. „Kind, mach daraus kein Schicksal!" Irene warf den Kopf zurück. „Das scheidet selbst das, was Gott zusammengefügt hat", sagte sie hart. Barbara faßte sich wie in Verzweiflung an den Kopf. „Selbst in euer Verhältnis sollte die Politik hineinpfuschen?" — „Das ist nicht Politik für mich, das ist der Weg, auf dem die Seele geht. Das ist meine Wahrheit." Irene sagte das mit bebender Stimme, und ihre Augen sahen ganz dunkel aus. Barbara sah, wie die Nasenflügel sich bewegten, der stolze Mund weh zuckte. Mitleid und Bewunderung erfaßten sie, und indem sie Irenens Hand drückte, sagte sie leise: „Wie du ihn liebst." — „Lassen wir das." Irene entzog ihre Hand.

Barbara goß den Tee ein und bot der Freundin, die Süßigkeiten sehr liebte, verzuckerte Früchte und Schokolade an. Während sie liebreich um sie bemüht war, hörte man aus dem Nebenzimmer die säuerliche Stimme der Baronesse. „Ach!" rief Barbara und schüttete sogleich von allen Süßigkeiten auf einen Teller und lief damit hinaus. Als sie wieder kam, sagte sie: „Die Arme hat heute einen grauen Tag." — „Ich finde, daß du großartig ihre Grillen erträgst", meinte Irene. — „Oh, das stört mich doch nicht, ich lasse sie sich abspielen, wie sie nun schon einmal ist, ja es macht mir sogar Spaß, wenn sie sich immer wiederholt, wie die Melodie einer alten Spieluhr, die zu allen Stunden dasselbe spielt. Ich sehe auch mit Mitgefühl auf sie, solche Wesen werden bald nicht mehr existieren, und daß die Welt solche Menschendämmerung unbedingt so gut ertragen wird, tut mir jetzt im voraus schon

leid für diese armen Exemplare." — „Wenn du so sprichst, scheinst du trotz aller Güte wie kalt." — „Ich kalt?" Barbara lachte, ein aus der Tiefe kommendes Lachen war es. — „Ja, so verstandesmäßig." — „Weil ich die Menschen nicht so stark auf mich wirken lasse? Weißt du es denn nicht, wie sehr ich die an meinem Herzen fühle, die ich lieb habe? Im allgemeinen aber gehe ich von der Voraussetzung aus, daß die Menschen einander doch nicht verstehen. Da lasse ich jeden auf seinem Platz und beanspruche dieselbe Freiheit auch für mich."

Irene sagte: „Eigentlich bist du so sehr allein, Barbara, gerade du mit deinem Bedürfnis nach Zärtlichkeit." — „Vielleicht ist es so. Aber ich bin doch schon so aufgewachsen. Mein Vater, die erste, große Liebe meines Herzens, war von der Menschheit gepackt, er heilte die Kranken, überredete die Gesunden und hatte kaum Zeit für sein Kind. Aber er wies mir die geistige Welt, zu der habe ich mich bisher gehalten." — „Und nun?" — „Es ist mein tägliches Brot gewesen, nun aber bin ich leer. Ich suche." — „Was es wohl sein wird, Barbara?" — „Vielleicht die Arbeit. Ich täte wohl gut, anstatt hier zu sitzen, Schwester zu werden. Etwas ganz Einfaches müßte es wohl sein. Oder aber es ist, daß ich jetzt so weit bin, in die Ehe zu treten. Ja, vielleicht ist es jetzt der Mann, der mir fehlt." — „Als einzige Lösung? Ich glaube nicht, daß für dich alles so einfach sein wird." — „Und vielleicht ist es doch der Mann", sagte Barbara leise. — „Ich mag nicht die Art, in der du das sagst." — „Ich bin von Natur phantasielos, da finde ich keine poetische Formel. Ich kann mir keine Zukunft für mich denken ohne Mann und Kind. Sieh mich nicht so an, als habest du dich in mir getäuscht." — „Gewiß nicht, Barbara, aber ich denke immer, daß du mit deinem Verstande noch etwas geistig Bedeutendes für die Menschheit leisten könntest. Aber, was ist das?" Barbara hatte sich vorgebeugt und lauschte: es war als töne das Haus. Geheimnisvoll gedämpft klang eine strömende Stimme zu ihnen. „Das ist wohl der Offizier?" fragte Irene; Barbara nickte.

Die Stimme durchschnitt so seltsam ihr Gespräch. Beide jungen Mädchen lauschten gespannt. Als der Gesang verstummte, meinte Irene nicht ohne Zurückhaltung, daß die Stimme dennoch schön wäre. Barbara erzählte, daß der Fremde etwas ungezügelt Naturhaftes und doch Geistiges an sich habe. „Nun, wenn du ihn als Kuriosum auffaßt, gewissermaßen wie ein schönes Tier aus einer Menagerie, dann magst du ja mit ihm verkehren," lachte Irene, „obwohl du nicht vergessen dürftest, daß er einer von den Feinden ist."

Barbara sah vor sich hin, sie schien zerstreut. Da tönte es wieder von unten herauf. Irene sagte: „Von Takt scheint er nicht viel Ahnung zu haben." Als der Gesang verstummte, sagte Barbara langsam: „Wir scheiden Mensch von Mensch und Leben von Leben, haben Formeln und Schemata, aber was hilft das alles, solch ein Lied, solch eine Stimme offenbaren die Urtöne in uns." — „Ich weiß wohl, daß in uns allen noch etwas versteckt ist, aber ich will nichts davon wissen", sagte Irene. „Neulich las ich eine wundervolle

Stelle bei Rilke,' Barbara sprach, noch immer langsam, „sie geht direkt gegen den menschlichen Verstandeshochmut:

Wie ist das klein, womit wir ringen,
Was mit uns ringt, wie ist das groß,
Ließen wir ähnlicher den Dingen
Uns ganz vom großen Sturm bezwingen,
Wir würden weit und namenlos.

„Ist das nicht schön? Meine Seele schreit oft danach." — „Gar nicht deine Seele", sagte Irene.

Viertes Kapitel

Die Stimme klingt weiter

Als Barbara am nächsten Tage erwachte, war es ihr, als wäre etwas geschehen. Sie schloß die Augen und horchte in sich hinein, aber sie konnte sich auf nichts besinnen. Erst als sie sich angekleidet hatte, verstand sie, daß es die schöne, fremde Stimme war, die in ihrem Unterbewußtsein weiter geklungen hatte. Sie lächelte, als ihr Irenens Unzufriedenheit und die Vorwürfe der Baronesse einfielen. Ja, vielleicht war es unvorsichtig gewesen, daß sie sich so dem Impuls hingegeben hatte, aber was für Konsequenzen sollten denn überhaupt daraus entstehen? Ein schöner und wilder Vogel, der ihr ab und zu vorsingen würde, war in ihr Haus geflogen. Es war so kleinlich, sich immer gegenseitig zu beengen, sie fühlte sich frei und Herrin ihrer selbst.

Am Vormittag begegneten Barbara in der Stadt einige Soldaten. Ein Offizier zu Pferde machte den Beschluß. Seine Haltung fiel ihr auf, er gehörte so auf sein Pferd. Da sah sie, daß es Rjasin war. Er hatte die eine Hand in die Seite gestemmt, den hellen Baschlik um die Schulter geworfen, sein Gesicht sah böse und angespannt unter der hohen Fellmütze hervor. Es lag Verachtung darauf und stolze, schmerzvolle Gleichgültigkeit. Barbara sagte sich mit Interesse, daß das ein Mensch von starkem Gefühle zu sein scheine.

Am Nachmittag fuhr sie spazieren. Es ging eine breite Straße entlang, an der klingelnden Straßenbahn vorüber, die von einem armseligen Gaul gezogen wurde. Der Schlitten flog nur so dahin, bald waren sie im großen Stadtpark, der außerhalb der Stadt an der See lag und noch zum Teil von Peter dem Großen angelegt worden war. Wie schwer und ruhig lag der weiße Schnee auf den Tannen. Die bereiften, kahlen Laubbäume hoben sich zart vom dunklen Himmel ab. Es ging leicht bergan, am kleinen Häuschen vorbei, an dem einst der große Zar gewohnt hatte, auf breitem Wege fort, der unterhalb des Glints dahinlief. Zwischen den hohen Bäumen blinkte die See dunkel hervor. Barbara befahl dem Kutscher, herab zu fahren. Hier wehte ein kalter Wind, dunkelgrau und drohend lag das große, leichtbewegte Wasser hinter der Schneefläche. Der Himmel war dunkler als der Schnee, heller als die See, so waren es drei Farbentöne ineinander übergehend, die sich ausbreiteten. Eine Schar schwarzer, krächzender Krähen flog vorüber, wie un-

willkommene, dunkle Gedanken. Sie verstreute sich auf der weißen Schneefläche. Die Dämmerung begann, der Wind blies Barbara kalt ins Gesicht. Da bat sie den Kutscher, umzukehren.

Nun hatte sie die Silhouette der Stadt vor sich, die sich dunkel vor ihr hinzeichnete, wie von Künstlerhand entworfen. Schon schimmerten im Hafen Lichter auf, rote und grüne. Ruhig, wie schlafende Riesenkörper lagen die Schiffe da.

Als Barbara zur Stadt zurückfuhr, noch das soeben aufgenommene Bild der See, der Schneeflächen und der Stadt vor dem inneren Blick, fielen ihr die grell leuchtenden Laternen vor einem weißen Hause auf, dessen Wände mit bunten, auffallenden Bildern beklebt waren. Der Kontrast reizte sie. Sie sah, wie sich die Menschen ins Lichtspieltheater drängten, und sie sagte dem Kutscher, daß sie hier aussteigen wolle, daß er aber die Pferde nach Hause brächte, damit sie nicht in der Kälte ständen. Barbara wurde in den langen, dunklen Saal geführt. Die Luft erschien ihr zum Ersticken schwer. Erst nach und nach gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Vor ihr tanzten die sonderbarsten Figuren. Da kam ein seltsamer Gedanke über sie: es war ihr, als wäre sie hinuntergestiegen in einen Höllensaal, und als säßen hier lauter Verdammte und sähen auf das Widerspiel der Welt da oben auf der Leinewand. Sie konnte nichts aufnehmen von den Bildern, sah nur Kontur, Bewegung, fand keinen Sinn darin. Da flammte das Licht auf.

Nun sah Barbara, daß ein buntes Gemenge von Menschen sie umgab. Da waren russische Marineoffiziere, anmaßend in ihrem Benehmen, begleitet von ihren Damen, kleinen, teils hübschen, aufgeputzten Figuren. Ab und zu hohe, germanische Gestalten, gleichfalls in Marinekleidung, stolze, langgezogene, kalte Gesichter. Das waren die englischen Offiziere von den Unterseebooten, die im Hafen lagen. Der Gruß, den sie mit den Russen wechselten, war kalt und förmlich. Auch englische Matrosen waren da; sie hatten die Mütze tief in die Stirn gezogen und kamen mit ihren estnischen Mädchen, mit denen sie wohl eine andere Sprache als die Wortsprache vereinigt haben mußte. Deutsche sah Barbara, Esten und Juden, lauter verschieden gebildete Physiognomien, als wäre ein Blatt der Völkergeschichte vor ihr aufgeschlagen. Dann ward es wieder dunkel, und sie bemühte sich, den zappelnden Vorgängen zu folgen.

Wozu bin ich eigentlich hierhergekommen, dachte sie? Es erschien ihr, als sähe jemand sie an. Sie wandte sich und sah, daß Rjasin hinter ihr saß — er grüßte sie. Barbara achtete nicht mehr auf die Bilder. Wie sie alle doch hier hereingekommen waren, von Nord und Süd, von Osten und Westen und von den verschiedensten geistigen Zonen! Wollten sie sich hier zerstreuen, einander finden, die Zeit verlieren? Es erschien ihr sinnlos, daß sie hier saß. Ein alter, deutscher Spruch stand mit einem Mal vor ihr:

Ich geh und weiß nicht, wohin,
Ich leb und weiß nicht, wie lang,
Ich sterb und weiß nicht, wann —
Mich wundert's, daß ich noch fröhlich bin!

Barbara stand auf. „Darf ich Sie begleiten?" fragte eine Stimme neben ihr. Sie sah Rjasin ins Gesicht, es war nicht mehr dasselbe Gesicht vom Vormittag, es sah angeregt aus und lächelte. „Ja, gehen wir", sagte sie einfach. „Es ist merkwürdig," begann er, „ich ging hier vorüber, da zog es mich hinein, ich setze mich und sehe, daß Sie gerade vor mir sitzen." — „Es ist in der Tat seltsam," sagte sie, „ich gehe sonst nie in ein Lichtspieltheater." — „Vielleicht, Barbara Antonowna, war es eine anziehende Kraft? Ich habe es wohl in meiner Natur gespürt, daß Sie drin waren?" — „Oh?" — „Warum nicht? Als sie mich neulich anredeten, dachten Sie, Sie täten es aus einem freien Entschluß heraus. Wenn Sie es nun aber tun mußten? Wenn es nun etwas ist, das sein mußte, daß ich in Ihr Haus kam?" — „Das klingt ja mystisch", scherzte sie. „Im Gegenteil," sagte er, und es klang gereizt, wie er sprach, „mystisch ist das nun gerade gar nicht." — „Wir hatten kein Glück mit diesem Stück," sagte sie ablenkend, „haben Sie verstanden, wovon es handelte?" — „Es war wie alle Liebesstücke, voll von Lügen." — „Warum sagen Sie Lügen?" — „Da wurde der ganze Lügenapparat aufgerollt, der stets um die Liebe herum arbeitet." — „So skeptisch stehen Sie zur Liebe?" — „Ich glaube vielleicht mehr an sie als andere, aber ich verstehe darunter das, was sie wirklich ist — das Begehren und nicht alles dieses Drum und Dran, was man ihr umhängt." — „Sie meinen, daß Sie kein Verständnis für den Weg zur Liebeserfüllung haben? Aber je kultivierter ein Volk ist, um so länger wird doch gerade dieser Weg." — „Um so schwächer ist vielleicht der ursprüngliche Appetit geworden. Liebe ist das Beste auf der Welt, aber wir sollen es wagen, sie als das zu bezeichnen, was sie einzig ist — Lust nach dem andern, Hingabe an den andern, der Wunsch, eins zu werden. Hört das Begehren auf, so erlischt der ganze Lügenkomplex herum, und alles fällt auseinander." — „Aber das ist traurig." — „Das ist tragisch, daß wir das gleich voraus wissen, daß das Glück nur so zeitweilig sein wird. Aber um so verzweifelter glühen wir ihm entgegen, um so heftiger ersehnen wir den Trunk, obwohl wir wissen, daß da etwas vom Tode drin ist." Er hatte erregt gesprochen, ging hart neben ihr dahin, so daß zuweilen seine Schulter sie streifte. „Solche Liebe ist Zerstörung", meinte Barbara. Er sagte hierzu nichts. Da fuhr sie fort: „Vielleicht denken Sie doch noch einmal anders darüber!" — „Warum denn, wenn es doch schon so ist!" rief er verächtlich. — „Ich will es nicht leugnen," sagte Barbara, „daß das, was Sie als Liebe bezeichnen, auch etwas Großes ist, aber es liegt in der Liebe doch solch eine gestaltende Kraft, sie ist eine Umwandlerin?" — Er schüttelte den Kopf. „Eine Liebe, die gewesen ist, ist gewesen, wie ein Musikstück, das verrauscht ist." — „Wir werden uns hierin nicht verstehen", sagte sie. — „Wir würden uns sogar sehr wohl verstehen, wenn Sie nur aufrichtig wären." — Sie schwieg, auch er sagte kein Wort mehr, so gingen sie durch die Stadt. Als sie sich ihrem Hause näherten, erzählte sie ihm, daß sie ihn heute gesehen hätte, und daß er böse ausgesehen habe. Er sagte, daß sein Vorgesetzter ihm heute gegen den Willen gegangen

sei, und das mache ihn krank, er sei heute in einer Stimmung gewesen, daß er am liebsten eine Welt zerschlagen hätte. Sie betraten den Hausflur. Sie sah prüfend in sein Gesicht, das wieder einen finsteren Ausdruck zeigte. „Ist der böse Geist wieder da?" fragte sie. Er grüßte militärisch, es zuckte über sein Gesicht, er ging. Langsam stieg sie die Treppe hinan. Am Abend wartete sie darauf, daß er singen würde, aber es blieb alles still.

*

Am anderen Tage wurde Barbara von der Baronesse daraufhin angesprochen, daß sie am Nachmittage mit dem Offizier aus dem Lichtspieltheater gekommen sei. Es geschah sonst nicht, daß sie ungeduldig wurde, aber diesmal regte sich der Trotz in ihr. „Sollte das ein Verkehr werden," fragte die Baronesse streng, „dann möchte ich wissen, was Sie sich dabei denken?" — „Ist denn das etwas, wobei man sich unbedingt etwas denken muß?" — „Das ist ausweichend. Was treibt Sie eigentlich dazu?" Barbara sagte, nicht ohne Absicht, die alte Dame aufzuregen: „Sagen wir, ein kleines, leichtes Lustgefühl!" — „Was bedeutet das wieder?" Barbara bat: „Wollen wir das ein für allemal abmachen, über diesen Punkt nicht mehr zu sprechen." Die Baronesse wandte sich gekränkt ab.

Als die Dämmerstunde gekommen war und die Glocke ging, wußte Barbara, daß es Rjasin war, der zu ihr kam. Sowie sie in sein schmales Gesicht mit den schwarzen Augen sah, erschien es ihr als das einzig Natürliche, daß er zu ihr kam. Er sagte, daß er ihr einen förmlichen Besuch machen wolle, daß die anderen Offiziere abgereist wären und sich empfehlen ließen, und daß er hoffe, nun der Einzige in den schönen, stillen Zimmern zu bleiben. Zugleich bedankte er sich herzlich für das Instrument, was er wohl am vorigen Tage vergessen habe, da er in schlechter Stimmung gewesen war. Er sprach ruhig, höflich. In dem Augenblicke ging die Baronesse, wohl nicht absichtslos, durchs Zimmer. Barbara war es komisch zu sehen, wie sie es vermied, auf den Fremden hinzusehen. Rjasin war aufgestanden und verneigte sich tief. Barbara stellte ihn vor. Fräulein von Aschenfels reichte ihm die Fingerspitzen und ging steif hinaus.

„Wirklich," rief Rjasin, „Sie haben eine Duenna?!" Barbara sagte lachend, daß das eine Konzession an die Gesellschaft wäre. Er schüttelte den Kopf und meinte, daß sie dadurch unnütz belästigt sei. „Nicht im geringsten," sagte Barbara, „sie stört mich ebensowenig wie jener Kronleuchter dort."

„Das zeigt mir, daß Sie noch stärker sind, als ich dachte," sagte er, „um so unnützer aber ist es, daß Sie der Gesellschaft Konzessionen machen." Barbara meinte, daß wir das alle täglich täten. „Und doch", sagte er, „merkt man in diesem Falle, daß Sie keine Russin sind. Eine Russin hätte wohl auch jemanden zu sich genommen, aber es hätte etwas sein müssen fürs Herz, zum Plaudern, zur Gesellschaft. Sie aber, wenn ich recht verstehe, dulden etwas ganz Fremdes neben sich, das Sie weit von sich ab-

halten." — „Es gibt doch eine Peripherie des Lebens und einen Zentralpunkt. In meine Peripherie kommt vieles hinein, aber das brauche ich doch nicht in mich hineinzubeziehen?" sagte sie. „Jetzt fühle ich wieder die Fremdheit," rief er, ihr in die Augen sehend, „ich fühle die Deutsche und die Fremde — die Distanz." Sie mußte lächeln, als sie erwiderte: „Kultur ist nicht denkbar ohne Distanz, ja, wir könnten folgende Formel aufsetzen: Kultur = Distanzgewinnung. Je älter die Völker werden, um so mehr Distanz haben sie gewonnen, um so mehr herrscht Strukturbildung vor. Je jünger ein Volk ist, um so protoplasmatischer ist es."

Er hatte sich eine Zigarette angezündet, nahm einige Züge und legte sie wieder fort. Er spannte seine langen, sehnigen Hände und faltete sie ineinander. „Gut," sagte er, „das Volk hat aber eine Volksart, von der es nicht läßt, wir Russen werden wohl immer protoplasmatisch bleiben." — „Darin liegt etwas Schönes, Fließendes und Lebendiges, aber zugleich auch eine Gefahr. Nur durch Strukturbildung erhält ein Volk Staat, Gesetz, Führertum." — „Ach, das ist im Grunde der russischen Seele alles gleichgültig. Jeder, der bei uns in das Staatswesen eintritt, wird ein Heuchler", meinte er. — „Das russische Volk hat vielleicht noch nie seinem eigentlichen Wesen gemäß leben können", sagte Barbara. — „Ja, aber wie ist denn dieses eigentliche Wesen? — „Als Sie gestern sangen," sagte sie, „dachte ich darüber nach. Es liegt so etwas Gefühlsmäßiges in der russischen Kunst in den Menschen, aber immer etwas, das leicht über die Grenzen geht und Formen sprengt." — „Das ist auch so: wir sind gut und weitumfassend und formlos, oder — wir sind in Form erstarrte, ärmliche Karikaturen." — „Weit," fragte Barbara nachdenklich, „aber wie ist es mit der Tiefe?" — „Die Frage nach der Tiefe kann man bei der Seele doch nicht stellen? Die Seelen sind doch nicht kleine Bassins, die man ausmessen kann? Es gibt eine gewaltige Seele, an der wir alle teilhaben. Die Seele ist doch eine Funktion, je lebendiger sie ist, um so mehr Bewegung ist da." — „Das ist wieder etwas so Ungegliedertes, so Allgemeines, ich kann mich da nicht einfühlen. Zwar glaube ich auch an den Anschluß unserer Seele ans große Leben, aber jede Seele ist mir doch eine Einheit, sie hat ihre Schätze, ihre Eigenart, ihre Tiefe. Bei uns Deutschen sind die einzelnen Menschen abgegrenzte Seelen — Einheiten, vielleicht doch kleine Bassins, wie Sie sagten. Es ist bei uns alles gestaltet, nicht nur aufs Gefühl gestellt, sondern auch auf die Tat." — „Und auf die Kanonen", sagte er bitter. — „Solange es noch Kanonen geben muß auf der Erde, wäre es töricht, keine zu bauen. Aber das deutsche Volk kämpft doch nicht bloß mit den Kanonen. Dieses Volk, von der ganzen Welt angegriffen, kämpft sich selbst durch, mit zähem Opfermut, jeder muß sich und sein Leben zum Wohle des Ganzen umformen." — „Ich weiß, das deutsche Volk ist tüchtig, auch vor dem Weltkriege war es schon vor lauter Tüchtigkeit und Tätigkeit behext." — „Gott eröffnete die Schöpfung mit der Tat." — „Gott stand das Recht auf die Schöpfung zu, aber vergessen Sie nicht, daß es vor

dieser Realität noch etwas gab. Unendlichkeiten zurück liegt es, das Sein, die unendliche Weltseele. Ungeteilt verharrte Gut und Böse da in diesem Sein." — „Dazu fehlt uns die Beziehung, oder meinen Sie, im Russen läge etwas von dem vorschöpferischen Sein?" — „Hätte ich das gemeint, hätte ich einen guten Gedanken gehabt. Es wird wohl so sein, daß sich in uns stets etwas nach der schönen, ungeteilten Welt der Vorschöpfung sehnt." — „Einst nannte man die Vorschöpfung das Chaos", sagte sie. Er schüttelte den Kopf, sagte aber nichts dazu.

Die Dämmerung war schon tief, Barbara sah Rjasins Gesicht nur noch als eine weiße Fläche, die geheimnisvoll leuchtete.

„Fürs erste weiß ich nur, daß es bei uns zur Wahrhaftigkeit kommen muß", sagte er. — „Auch zur Wahrhaftigkeit des Bösen?" — „Ja, lieber, daß das Böse sich einmal auslebt, als daß es versteckt und voll Heuchelei in den Menschen weiter wuchert. Alle wahrhaftigen Menschen wissen, daß sie gut und böse zugleich sind." — „Ich liebe das in Ihrer Literatur," sagte Barbara, „von Gogol an zieht es sich wie ein roter Faden hindurch: das Barmherzigkeitsgefühl gegenüber dem Menschen. Aber alles das ist jetzt unterdrückt, ach, wohin treibt die Menschheit!" — „Welten zu zerschlagen", sagte er. — „Das ist furchtbar." Barbara stand auf und drehte das Licht auf. Sogleich erstand um sie etwas Gestaltetes. Bunte Kissen leuchteten auf großen Sofas, die ihre alten freundlichen Arme einladend entgegenstreckten. Sie atmete auf. Rjasin hatte sich zurückgelehnt, um seinen Mund war ein Lächeln, das sie nicht zu deuten vermochte. Von woher kommt dieser Mensch, fragte sie sich? Langsam, zögernd erhob er sich. „Es wurde Licht," sagte er, „Sie haben die Schöpfung zwischen uns gestellt." Zugleich faßte er nach ihrer Hand und küßte sie. „Auf Wiedersehen," sagte sie, „kommen Sie doch zuweilen, um so mit mir zu plaudern." Er sah sie scharf an, dann fragte er: „Wollen Sie das wirklich?"

Barbara blieb in einer seltsamen Stimmung zurück, sie mochte sich keiner Beschäftigung zuwenden, ihr war, als habe sie ihm noch viel zu sagen. Sie streckte sich aufs Sofa aus und schloß die Augen, etwas Wogendes erfüllte sie, sie fühlte die Natur jenes Mannes, wie etwas, das sie zu sich zwang gegen Vernunft und Willen. Barbara hatte früher über Menschen gelacht, die mit offenen Augen träumten; jetzt lag sie selbst so da, und es war ein Reiz für sie, die sich sonst so dem herrschenden Verstande unterworfen hatte, jetzt diesen auszuschalten und sich dennoch gestaltend zu fühlen.

Fünftes Kapitel

Das geopferte Herz

Frau von Manstaff konnte sich nicht satt sehen an ihrem Jungen. Er erschien ihr noch größer und stärker, seine Hände hatten einen noch festeren Druck, die Gesichtsfarbe war dunkler geworden. Prachtvoll sah er aus, im hellen

Pelz und der hohen langhaarigen Fellmütze. Er war der Mutter um den Hals gefallen wie ein Knabe, die Tränen rollten ihr unausgesetzt aus den wasserblauen, leicht hervorstehenden Augen. Auch Herr von Manstaff war von Stolz erfaßt gewesen, als er den goldenen Georgsäbel gesehen, als seine Blicke über die so wohl gebildete äußere Erscheinung seines Sohnes glitten. Zugleich aber nahm er auch wahr, daß der Hans sich ein wenig verändert hatte, er beobachtete gewisse kleine Höflichkeitsformen nicht mehr so genau, brachte etwas mit von der scharfen Kriegsluft.

Dabei war er doch derselbe treue Sohn geblieben, trotz all der verschiedensten äußeren Eindrücke. Sogleich erkundigte er sich nach ihren persönlichen Verhältnissen, und als er erfuhr, daß diesmal wirklich eine Einquartierung dem Gute drohe, erbot er sich hinauszufahren und alles so zu ordnen, daß daraus möglichst wenig Schaden erwachse. „Ja, Junge, tue das, dieser tote Kamerad", und Herr von Manstaff schlug sich aufs gelähmte Bein, „hindert mich an aller Sorge für das, was einmal doch deines sein wird."

Herrn von Manstaff fiel es auf, daß Hans nicht nach Irene fragte, auch daß er sich so von der Mutter aufhalten ließ und von einigen Verwandten, die gekommen waren, ihn zu bestaunen und auszufragen. So ward es Nachmittag, als er erklärte, nun unbedingt zu Ostenhausens gehen zu müssen. Frau von Manstaff nickte ihrem Manne vielsagend zu und zog die Augenbrauen in die Höhe. Dieser brummte etwas von ungeheuer ungeduldigem Bräutigamsgefühl vor sich hin, worauf Hans die Farbe wechselte. Er ließ sich sorgfältig die Falten hinten an seinem Pelz zurechtziehen. Es schien, als zögere er absichtlich, als kämpfe er mit sich. Dann aber schlug er kurz die Sporen aneinander, grüßte militärisch und ging.

Es war einige Tage vor Weihnachten. Irene hatte Hans wohl erwartet, da es aber schon so spät geworden, nicht mehr an sein Kommen geglaubt. Trotzdem aber zog es sie immer wieder zum Fenster hin. Als sie nun den Schlitten vorfahren und seine breite, hohe Gestalt herausspringen sah, stand ihr Herz fast still und begann dann so unsinnig zu klopfen, daß sie vor sich selbst erschrack. Sie hatte Lust zu weinen, sich zu verstecken, oder ihm entgegenzulaufen, aber sie ging nur ganz langsam und steif in das Vorzimmer, während es vor ihren Blicken flimmerte. Er aber, ganz überwältigt, schloß sie ungestüm in die Arme und küßte sie. Sie sprachen kein Wort, so bewegt waren sie beide.

Sie waren allein zu Hause. Sie saßen in Blandinas Zimmer. Hans redete. Kein Wort des Vorwurfs, warum sie nicht geschrieben, keine Erklärung, warum auch er es nicht mehr getan. Es schien belanglos geworden zu sein durch das Wiedersehen, oder es griff zu tief in weit Verzweigtes, Verborgenes, daß keines wagte, daran zu rühren. Er sprach viel lebhafter, als es sonst seine Art war, oder war es nur die zurückgedrängte Spannung und Erregung? Er sprach von den wilden, abenteuerlichen Kämpfen in den Karpathen, von den wüsten Schneebergen und all den Gefahren, vom

Wunder, daß er bisher immer verschont geblieben war. Er schien es nicht zu bemerken, wie still seine Braut war, er war nur mit seinen eigenen Erlebnissen beschäftigt.

Alles, was er erzählte, stellte sich deutlich wie ein Bild vor Irene hin. Sie sah ihn kämpfen in den hohen Bergen, sah und fühlte alles, und dennoch widerstrebte etwas in ihr, es ganz mit dem Gefühl zu erfassen. Es war etwas Fremdes darin, das außerhalb ihres Lebens vor sich ging. Auch um Hans war dies Fremde. Wenn er neben ihr saß und sprach, oder wenn er erregt durch das Zimmer ging, oder wenn er sie küßte in einer Art, wie er es früher nicht getan, immer war es da und schob sich zwischen sie und ihn. Auch er mußte es ja fühlen. War es nicht, als wollte er sie zu sich zwingen? Irene fühlte ihn verändert, und als er sie wieder einmal an sich riß und heftig küssen wollte, schob sie ihn von sich, und, noch ganz rot im Gesicht, das Haar verwirrt, stand sie auf und rief: „So geht es nicht weiter, Hans, jetzt sei vernünftig!"

Er lachte. Groß stand er vor ihr, legte ihr die Hände auf die Schultern und schüttelte sie ganz leicht: „Vernünftig? Dazu ist noch viel Zeit da, und wer fragt jetzt danach! Ihr sitzt hier ruhig im Zimmer, da könnt ihr es nicht nachfühlen, wie es uns da draußen zumute ist." — „Doch, das fühle ich sehr wohl." — „Was ist es denn sonst?" Und als sie schwieg, drängte er: „Du sollst es sagen, was ist denn mit dir?" — „Ach Hans!" — „Wie siehst du mich denn an, als wartest du auf etwas?" — „Ich warte auch", sagte sie dunkel. Er fuhr auf: „Hör mal, Irene, ich bitte dich, sei natürlich." Sie wandte sich ab. Er warf sich wieder in einen Stuhl, streckte die Füße aus und blies den Rauch von sich. Irene, noch immer halb abgewandt, fragte leise: „Hans, hast du auch daran gedacht, was wir hier erdulden?" Er sah, daß ihr Gesicht zuckte, warf die Zigarette fort und beugte sich nach vorn: „Sprich, Irene, aber nur darum bitte ich dich, ich bin ein einfacher Mensch, sei du auch einfach und gerade zu mir, ich könnte zwischen dir und mir nichts Pathetisches vertragen." — „Und wenn aber ein Pathos darin liegt?" — „Sprich wie du, nicht wie der große Magnus." — „Unsere Heimat geht zugrunde." Er atmete auf. „Das braucht nicht unbedingt zu sein", sagte er. Da begann sie zu reden.

Nun war er es, der schwieg, und sie, die sprach. Nun setzte sie ihre Welt gegen die seine, sprach von der Ungerechtigkeit, Verfolgung und Unterdrückung, erzählte Persönliches: „Da ist der Bruder vom Lehrer Berg, er und seine Frau hatten all ihr Erspartes den armen Geiseln aus Deutschland zukommen lassen, die nach Sibirien verschleppt waren, da wurden sie als Hochverräter gefangen und per Etappe nach Sibirien verschickt. Die drei kleinen Kinder blieben zurück; die hat der Lehrer Berg zu sich genommen, und die sind doch selbst so arm." Sie erzählte noch vieles andere und gab ihrer Entrüstung vollsten Ausdruck, erklärte ihre vollkommene Loslösung von alledem, was sich jetzt noch als Herrscher des Landes aufspielte. Hans war erfaßt. Er schlug

mit der Faust auf den Tisch und rief: „Dafür kämpfen wir nun, daß es euch so geht. Das ist grauenhaft! An der Front ist ja gar nicht solch ein Kampf und Haß wie hier, da weht eine scharfe, aber reine Luft, hier aber erstickt man!" Er stand auf, faßte Irenens Hand und strich ihr über das krause, helle Haar. Sie fühlte ihn so stark und so nah, und einen Augenblick war es ihr, als müsse sie die Arme um seinen Nacken schlingen und sich ausweinen wie ein Kind. Es strömte von ihm etwas aus, in das hinein sie sich flüchten wollte. Er sagte: „Alles das, Irene, ist zwar schlimm und böse, aber das hat doch nichts zwischen dir und mir zu tun?" — „Doch, Hans, da ist etwas darin, das sich zwischen uns stellt." Er zuckte die Achseln. Irenens Augen waren dunkel, sie wandte ihm ihr ernstes Gesicht voll zu. Er faßte sie und drückte sie heftig an sich. Vielleicht ist doch alles ein Irrtum, durchzuckte es sie, vielleicht darf ich ihn lieben, so wie alles ist? Sehnsucht erfaßte sie, zum ersten Male heute schmiegte sie sich an ihn. So fanden Blandina und Magnus sie. Aber Blandina sah die roten Flecke auf den Wangen ihrer Tochter und das unruhevolle Flimmern in ihrem Blick, und während sie Hans mit herzlicher Freude begrüßte, seufzte sie.

Hans' gutes, schönes Gesicht erstrahlte, und er sprach mit Blandina in einer so zarten und ehrfurchtsvollen Art, daß Irene ihn erstaunt betrachtete. Es war äußerlich alles so, wie es sein sollte.

*

Weihnachtsabend. Eine bläuliche Kälte erfüllt die Luft, Schärfe, Klarheit. In das Dunkel der langen Nächte fällt auch diesmal das heilige Licht. In stummen Scharen ziehen die schweigenden Deutschen in ihre alten Kirchen, deren Glocken sie mit gedämpftem, liebreich tröstendem Klange zu sich rufen. Die altertümliche Kirche in der Hochstadt ist vollgedrängt von Menschen, die vielen Lichte an den hohen Weihnachtsbäumen vor dem Altar erglänzen festlich, erwartungsvolle Kindergesichter, ernst wehmütige Mienen der Erwachsenen, alle sind sie da, erwartend, hoffend.

Die alte Kirche umfängt sie, die gekommen sind, das Evangelium der Liebe und der Verheißung zu vernehmen, trotz der Welt von Haß und Kampf, in der sie stehen. Hoch und friedlich wölbt sie sich über ihnen. An den graubraunen Wänden, die großen, bunten Wappen aus Holz geschnitzt, dazwischen in verblichenen Farben die alten Fahnen verschiedenster Zeiten und Völker, die auch einst lebendig waren, die sich nun aber bloß leise im Windhauch blähen, wie Leichentücher der menschlichen Geschichte, geisterhaft ...

Die Orgel braust auf, die Stimmen fallen ein, altbekannte Weihnachtslieder ertönen. Irene sitzt zwischen Mutter und Bruder und sieht mit großen Augen auf die Lichte am Baum. Auch sie wartet, jedoch nicht auf die Verheißungen der himmlischen Liebe, sie wartet auf eine hohe Gestalt, die bald auftauchen muß. Sie hat Hans heute nicht gesehen, er ist auf dem Gut seiner Eltern gewesen. Da kommt er. Wie sorgsam er seine Mutter führt, wie

die beiden dennoch zusammengehören! Ja, Hans wird immer dahin gehören, wo ihn natürliche Zusammenhänge binden. Wie stolz die Mutter ist, wenn sich die Köpfe nach ihnen wenden. Hans Manstaff, das ist schon ein Name, er hat einen Klang, wie viele Mädchen würden sich glücklich schätzen, ihn zu gewinnen. Irenens Gesicht bezieht sich mit tiefer Röte.

Weissagungen werden laut, seltsam geprägte Worte, Hinausdeutungen über das Elend auf die kommende Erlösung der Menschheit hin, die doch jetzt darniederliegt und sich im Krampfe windet.

Auch Asserin ist in der Kirche, seit vielen Jahren wieder einmal an einem Weihnachtsabend. Die alten Worte und Lieder wirken eigentümlich beruhigend auf ihn. Sie klingen aus einer fernen Welt zu ihm, aus den versunkenen Kindheitstagen. Hager und steif steht der Prediger auf seinem Pult, vor den brennenden Bäumen, er hat etwas von einem Dürerschen Holzschnitt an sich, etwas rührend Primitives und dennoch Durchgeistigtes. Er wurzelt in der Welt, aus der er redet und verkündet, und Asserin neidet ihm die Einfachheit der Seele. Sein Blick schweift die langen Kirchenbänke entlang. Er sieht eine Kette von Menschengesichtern. Gesicht an Gesicht schimmert ihm im Lichterglanz entgegen. Zuerst sah er nur gedankenlos hin, aus seiner inneren Distanz heraus, dann aber erfaßte ihn die große Verschiedenheit, die sich vor ihm auftat. Er sah scharf geschnittene Profile mit heftig zackiger Linie, hingebenden Ausdruck, Versteinerung und Gleichgültigkeit. Zuerst sah er das alles mit dem Interesse seiner latenten Künstlerschaft, dann aber fühlte er, wie sich an diesem heiligen Abend etwas auf dem Grunde seiner Seele löste, so daß sich ihm die Skala der Menschheit auftat und er viele neue Töne vernahm und etwas verstand von der großen Sprache der Menschheit, die er aus den Akzenten und Schriftzeichen der Gesichter herauslas. Ja, es war, als habe eine neue Gnade an seiner Menschlichkeit gerührt, um ihm das Verstehen zu erschließen.

In seinem Absuchen nach den Zeichen des großen Alphabetes blieb sein Blick auf einem Antlitz ruhen. Ein schwarzer, weicher Fellkragen umschloß es sanft. Wie jung sah nicht Blandinas Gesicht noch aus, wie unverbraucht vom Leben. Ihre Seele kannte wohl die weiten Wege der Erinnerung durch die entlegenen Bezirke, ihr Geist hatte Tiefen durchdrungen, aber waren nicht ihre Erlebnisse in der Phantasie gebannt geblieben? Sie gemahnte ihn an jene seltenen Blumen, die an Duft gewinnen, was sie an Frische verlieren.

Irene konnte der Worte des Predigers nicht achten. Wenn sie sich vorbeugte, konnte sie Hans sitzen sehen, aber sie wußte, er würde nicht zu ihr hinüberblicken, da ihr Bund ja noch geheim blieb vor den Leuten. Er hatte gestern von seinen Erlebnissen gesprochen, und sie von den ihren, aber hatten sie dennoch nicht aneinander vorbeigesprochen?

Ihr Herz schlug schneller. Noch heute muß alles klar werden, sagte sie sich. Sie hatte keinen Teil mehr am Gottesdienst. Immer wieder schob sich etwas Ungeheuerliches vor sie und sah sie an ... Zweifelte sie an seiner eigentlichen Gesinnung? Nein, das war es nicht. Alles, was in den Zwischen-

sphären lag und sie trennte, damit ging nur ihr Verstand um. Auch das war es nicht, daß er hierin den Begriff der Pflicht vielleicht anders erfaßte als sie. Alles das hätte überwunden werden können ... das war es nicht ... Ach, sie wußte es jetzt, was es war: der Geist verlangte von ihr vollkommene Wahrhaftigkeit und Bekennung selbst bis zum Opfer. Sie hatte das Dunkel schon die ganze Zeit über in beängstigter Seelenschwüle gefühlt, aber erst soeben an der heiligen Stätte, am heiligen Abend, trat es ganz nackt und deutlich vor ihre Seele, zum ersten Mal ward es zu einer Forderung, die durch nichts zu umgehen war.

Sie war eine andere jetzt, ja eine andere war sie geworden seit jenem Tage, da Magnus ins russische Heer hatte einberufen werden sollen. Sie war damals durch ihn und mit ihm gewachsen und wollte nun nicht zurückstehen hinter ihm. Ein jeder von ihnen mußte für seine Treue und Aufrichtigkeit eintreten, bis zum Äußersten, wie die Seele es verlangte ... Wenn es auch als Verhängnis über ihr wuchs, wenn es sich auch tragisch ausgestaltete für sie und für Hans. Es war größer, als sie beide es waren, ging über die Liebe hinaus. Der Geist hatte an ihre Seele gerührt, und sie mußte antworten. Meinst du es ernst, sprach er, so bringe dein Opfer ...! Die Lichte waren schon herabgebrannt, die Orgel brauste, die langen weißgrauen Fahnen mit dem hellblau verblichenen Kreuz darauf blähten sich ganz leise ... Der Orgelklang flutete mächtig über sie hin, fortreißend, hinströmend, und sie machte sich bereit, dem zu folgen, was ihre Seele ihr bestimmte ...

Die schweigenden, dunklen Scharen strömten aus der Kirche. Im Gedränge trafen sich die Manstaffs und die Ostenhausens. Hans' Augen leuchteten auf, als sie Irene streiften, tief neigte er sich vor Blandina. Magnus ergriff Irenens Arm, während Asserin an Blandinas Seite trat.

„Erinnerst du dich der Jahre, Irene, da Mama fort war und wir bei den fremden Verwandten Weihnachten feierten? Wie wir beide in den dunklen Korridor liefen und uns umarmten, als der Weihnachtsbaum brannte?" — „Ich weiß das alles, und kann es noch immer Mama nicht verzeihen." Ihre Stimme zitterte seltsam. — „Wir müssen an sie glauben, Irene, aber ich will sie einmal fragen, warum sie uns damals verließ!" — „So heimatlos fühle ich mich heute", sagte sie leise. Er drückte ihren Arm: „Ach wenn wir doch wieder unsere alte Heimat geschenkt bekommen würden, daß wir frei und aufrecht gehen könnten!" sagte er gepreßt. — „Wenn wir sie nicht wiederbekommen, so können wir nicht mehr hier leben." — „Aber du hast dein Leben doch schon gebunden hier, Irene?" — „Glaubst du, das könnte mich halten?" fragte sie, und ihre Lippen zuckten.

*

Die Bescherung war vorüber. Blandina hatte ihren Kindern so viel Liebes getan, wie sie vermochte. Auf Irenens Platz stand ein weißer Rosenstrauß von Hans, er sah einer Hochzeitsgabe gleich.

Als es Zeit war, zu Tisch zu gehen, kam Hans. Er erzählte von der Bescherung zu Hause, die sonst eigentlich nur ein Fest für die Leute sei; aber diesmal habe er zwei Tische voll Sachen bekommen, so daß er eine ganze Kompagnie damit ausrüsten könne. Bei Tisch ging die Unterhaltung hin und her, Irene verhielt sich schweigsam. Nach dem Essen setzten Blandina und Magnus sich in den Salon, und Hans und Irene blieben allein im Saal zurück.

„So, und jetzt zündest du noch einmal für mich einige Lichte an, und dann sitzen wir zusammen, wie wir hoffentlich im nächsten Jahre als Mann und Frau zusammen sitzen können."

Irene steckte die Lichte auf und entzündete sie. „Wie schön," sagte Hans, „wie friedlich."

„Sie sagen etwas, die Lichte, Hans, hör, was das erste Licht spricht: die ganze Welt ist dunkel und wirr, aber es gibt deswegen dennoch eine Klarheit. Das zweite Licht sagt: die Klarheit kann jetzt nur noch in dir sein, nicht in der Welt."

„Gib mir einen Kuß, Irene." Er stand neben ihr, da hielt ihn etwas in ihren Augen ab, so daß er sagte: „Du bist gespenstig, zum ersten Mal erinnerst du mich ein wenig an deine Mutter, eine andere Irene steht da."

„Ja, eine andere Irene," sagte sie traurig, aber fest, „und als diese muß ich es sagen: es muß Klarheit zwischen uns werden."

Er hatte sich gesetzt. Sie stand und sah ihn nicht an, während sie sprach. Wie fühlten sie beide deutlich, daß sich etwas zwischen sie geschoben! Er seufzte, alles das war ihm so unbehaglich, am liebsten hätte er das alles ausgewischt und sie an sich gezogen, aber er wußte, das durfte er jetzt nicht tun. „Du hast schon neulich so zu mir gesprochen, Irene, daß ich erstaunt war. Was willst du nun heute am Weihnachtsabend — ? Du machst so, als hätte ich Schuld an irgend etwas?" — „Wir stehen nicht auf demselben Grund, Hans."

Er bekam einen roten Kopf: „Auf welchem Grund stehe ich denn deiner Ansicht nach?"

„Es ist mir so furchtbar ernst, Hans. Ich wollte dir verbunden sein in allem, wie aber kann ich mich eins mit dir fühlen, wenn ich weiß, daß du nicht so fühlst und denkst wie ich? Du weißt es, ich bin krank von namenlosem Haß gegen unsere Unterdrücker, es sind unsere Feinde, und du, du mußt ihre Uniform tragen! Wie kann ich da mit dir empfinden, wenn ich weiß, daß du anders fühlst? Du kämpfst gegen das, was mir heilig ist, gegen das Deutsche. Mein Gebet geht doch immer dahin, daß ihnen der Sieg werde. Hans, mein Gebet geht ja gegen dich!"

Es wuchs ihm etwas aus ihren Worten hervor, vor dem er zurückschrak, wie vor dem Antlitz der Meduse. Wie oft nicht schon hatte er es mit den verschiedensten Leuten erörtert, in welchen Konflikten sich der Deutsche jetzt im russischen Heer befinde, aber hatte er nicht schließlich doch den Begriff der Pflicht als das Versöhnende empfunden? Nun fühlte er, daß seine Braut

darüber hinausging, daß ihr Gefühl noch etwas Weiteres umspannte. Vorläufig zwar ahnte er es nur, aber so undeutlich es auch noch auftauchte, erfüllte es ihn doch mit Furcht. Ja, es wuchs etwas hervor, daß sie beide zu überschatten drohte. Er beugte sich vor, sah zu der hinüber, die er liebte, und die nun neben den flimmernden Lichten des Christbaums stand, und sagte: „Diese Uniform, sagst du, steht wie ein Feind zwischen uns? Aber du weißt doch, daß ich sie tragen muß? Und wenn ich sie trage, sollte ich es da pflichtlos tun? Sollte ich meine Soldaten mit dem Wunsche zur Schlacht führen, daß sie sie verlieren mögen? Wäre das nicht Treulosigkeit gegen sie, ja, auch gegen mich selbst? Du magst sagen, daß du für den deutschen Sieg betest. Ich verstehe dich und sage nichts gegen dich; aber du solltest auch mich verstehen, du solltest doch Vertrauen zu mir haben. Ich stehe auch da, wo ich nun einmal stehe, und weiß auch, wohin ich gehe." — „Es handelt sich nicht mehr nur um dich und um mich," sagte sie, „es handelt sich" — sie brach ab, aufgehalten durch seinen Blick, der flammend auf ihr ruhte.

„Du mußt nicht mit schweren Konflikten spielen, Kind. Zu dem Kleide, das ich trage, gehört auch eine Ehre, und ich fühle es so, daß ich es ehrlich tragen muß."

Irene hatte den Kopf gesenkt. Mit der einen Hand stützte sie sich so schwer auf ein kleines Tischchen, daß dieses erzitterte. „Dann muß es bei dir schon so sein. Wenn ich es aber nicht mehr so ertragen kann, Hans — ?" „Du?!" er warf den Kopf zurück und sah sie fast drohend an. Sie sah in ihm etwas, das sie noch nicht gekannt. „Du könntest es nicht mehr ertragen?" rief er. Sie begegnete seinem Blick. In dem Augenblick ging Magnus an der halbgeöffneten Tür vorüber und sah die beiden so voreinander stehen. Er eilte zur Mutter zurück und sagte: „Mama, willst du nicht Einhalt tun, sie zerreißen einander!" Blandina schüttelte traurig den Kopf: „Ich hörte es schon am Klang ihrer Stimmen und wußte, daß es so kommt. Da kann keiner etwas dazu tun, da müssen sie jetzt schon hindurch."

„Du sprichst von Ehre," sagte Irene mit zitternden Lippen, „ich spreche von der Wahrheit meiner Seele. Das durchschneidet einander, Hans." „Irene! Und wenn du dich auch quälen solltest meinethalben, ist es nicht das Höchste im Weibe, zu lieben, wenn man auch leidet?" Sie schüttelte den Kopf: „Ein anderes ist mir jetzt höher." „Spiel nicht mit mir, Irene, alles hat seine Grenzen."

„Dann sage mir doch, Hans: ich hasse das Kleid, das ich trage, und verachte es, wie du es tust, ich hasse das Leben, das ich führen muß", rief sie heftig.

Er schwieg, aber er stellte sich aufrecht hin. Eine unwillkürliche Bewegung machte er nach seinem Georg-Säbel. Sie fühlte es, wie er sich von ihr zurückzog. Dann sagte er langsam und deutlich sprechend: „Ich bin das nicht gewohnt, daß man so mit mir umgeht. Ich sage das, was ich sagen will, und nicht das, was man mir vorsagt zu sagen. Ich habe es gleich gewußt, daß du nicht mehr schreiben würdest, als ich dich bat, es auf russisch

zu tun. Du brachst lieber die Verbindung mit mir ab, anstatt mir dieses kleine Opfer zu bringen. Ich stehe, wo ich stehe, und ich weiß auch, wohin ich gehe. Mich nimmt man, wie ich bin, man knetet nicht an mir herum."

Er sah stark und männlich aus, während er so sprach, und Irene wagte nicht, zu ihm aufzusehen. Sie kannte seine Güte und fühlte, daß sie ihn nun aufs tiefste gekränkt hatte, und daß er es so auffaßte, daß sie ihm nicht mehr vertraute. Ein heftiger Schmerz erfaßte sie, es rauschte in ihren Ohren, sie sah alles undeutlich: „Ich muß es dir sagen," sagte sie, und ihre Stimme klang ihr selbst fremd, „ich kann, ich darf nicht mit jemandem verbunden sein, dessen Hand deutsches Blut vergießt!" — „Wenn du Grauen vor mir empfindest, wenn du auf meine Hände siehst, wie auf Mörderhände — ?!" rief er.

Langsam zog sie den Ring vom Finger und legte ihn auf das kleine Tischchen, das zwischen ihr und ihm stand.

„Weißt du, was du tust?" fragte er dumpf.

„Ich weiß es."

Da zog auch er den Ring vom Finger und legte ihn auf den Tisch, und wie mechanisch griffen die beiden jungen Leute einer nach dem Ring des andern und bargen ihn in der Hand. Er wandte sich schnell und ging der Ausgangstür zu. Hier stutzte er und wandte sich ihr noch einmal zu. Er sah sie an — sie stand noch immer auf derselben Stelle, ihre Augen waren so dunkel und so groß, wie er nie geglaubt, daß sie aussehen könnten, und an diesen Augen sah er, daß es wirklich so war, daß er sie verloren hatte, daß es für sie wirklich etwas Größeres und Stärkeres gab als ihre Liebe zu ihm. Sie waren sich nah, nur einige Schritte trennten sie, aber er empfand sie als so fern, als stände sie auf der Spitze eines steilen Berges. Der Schmerz durchschüttelte ihn, er sah, wie es auch über ihr Gesicht zuckte. Sie ging hinaus. Da schritt er mit lautem, festem Schritt in das Zimmer, in dem Blandina und Magnus saßen.

Blandina sah, wie er die Erregung niederkämpfte. Sie sprachen einige Worte über gleichgültige Dinge. Hans vermied es, Magnus anzusehen, und dieser fühlte etwas feindlich gegen ihn Gerichtetes. Nach einigen Minuten stand Hans auf, Blandina begleitete ihn, sie gingen stumm durch den Saal, die Lichte verglimmten am Baum. Hans Manstaff sah weder nach rechts noch nach links, aber ehe er das Haus verließ, beugte er sich über Blandinas Hände, und ihr war, als unterdrücke er ein Aufschluchzen, während er ihr sagte: „Dank für alles."

Mutter und Sohn standen vor dem dunklen Weihnachtsbaum. „Sie hat es dennoch vermocht!" sagte Magnus ergriffen.

„Arme, kleine Menschen dieser großen Zeit," sagte Blandina, „Flämmchen sind wir, die sonst still verglühen würden, aber der Sturmwind der Zeit löscht sie gewaltsam aus oder läßt sie hin und her flackern und hoch aufzüngeln. Was ist nun ein Einzelschicksal? Alles steht in höherem Dienst. Auch Irenens Seele hat eben ihren Tribut bezahlt. Das Große fordert von uns allen Opfer, auch sie hat jetzt ihres gebracht."

Zu später Stunde, vor dem Schlafengehen, betrat Blandina noch einmal Irenens Zimmer, behutsam die pompejanische Nachtlampe abschattend, die sie in der Hand trug. Irene lag gerade auf dem Rücken, mit offenen Augen. „Ich schlafe nicht, Mama", sagte sie ganz ruhig. Blandina beugte sich über sie und küßte sie auf das krause, blonde Haar. Als sie sich wieder aufrichtete, sah sie gerade in Irenens Augen hinein, und da war es ihr, als erschlösse sich ihr zum erstenmal diese junge und herbe Seele ganz, die so ohne Zugeständnisse und so aufrichtig leben wollte. Es waren ein paar heiße, tiefblaue Augen, in die sie sah, und da mußte sie an den denken, der heute abend von diesen Augen geschieden war, und verstand es noch mehr, wie sehr er dieses Kind lieben mußte. „Irene," sagte sie leise, ihr die kühle Hand auf die Stirn legend, „du tatest wohl, was du tun mußtest, versprich es mir aber, nicht krampfhaft dagegen zu streben, wenn es in dir wieder ihm entgegengehen will?" Irene zog die Hand der Mutter an die Lippen, Blandina fühlte heiße, strömende Tränen: du armes, kleines, geopfertes Herz, dachte sie.

*

Auf dem Manstaffschen Frühstückstisch prangten die Weihnachtsschinken, einer geräuchert und einer in Brotteig gebacken, da waren die auf dem Gut gestopften Würste, die Pasteten und Konserven aller Art, Naschwerk und Früchte, alles war aufgestellt, aber der Sohn des Hauses rührte finster in seiner Kaffeetasse und entwickelte, zum Erschrecken seiner Mutter, nicht den geringsten Appetit.

Frau von Manstaff trug zu Ehren des Sohnes und des Weihnachtsfeiertages ein hellblaues Morgenkleid, das über und über mit Spitzen besetzt war. Das Haar war sorgfältig frisiert und mit leichtem Spitzenschleier bedeckt. Obwohl sie meinte, kein Auge in der Nacht zugetan zu haben, sah sie doch frisch und erholt aus. Aber all ihre gute Stimmung schwand vor Hans' finsterem Ausdruck. Da sagte sie im Glauben, ihm etwas Gutes zu tun: „Morgen mittag fordere ich die Ostenhausens auf, wann gehst du denn heute hin?"

Hans zuckte ungeduldig mit den Schultern und sagte zwischen den Zähnen: „Ich geh gar nicht mehr hin." Als er aber sah, daß die Mutter überrascht zusammenzuckte und dem Vater einen vielsagenden Blick zuwarf, stand er auf und ging ins andere Zimmer. Hier stellte er sich ans Fenster und sah auf die roten Ziegeldächer hinab, auf denen leichter Schnee lag. Die Stadt lag tief unter ihm. Er sah gerade in eine Straße hinein, da gingen nur langsam einige feiertägliche Menschen dahin, ein Schlitten fuhr um die Ecke. So von der Höhe aus gesehen, sah alles aus wie ein Spielzeug. Hans sah das alles gedankenlos, ohne es in sein Bewußtsein aufzunehmen. Aus dem Nebenzimmer hörte er die erregte Stimme seiner Mutter und die begütigende seines Vaters, und er verstand, daß er sie zurückhielt, zu ihm zu kommen. Dann war es für eine Weile still, bis er den Vater rufen hörte: „Willst du den Krüppel in den Saal bringen, Hans?"

Die Krücke unter dem einen Arm, die andere Hand schwer auf Hans gestützt, kam Herr von Manstaff langsam auf seinen Platz am Mittelfenster zu. Zwei hohe, wuchtige Gestalten waren es, die dahingingen. Der Vater wirkte durch seine Fülle und Breite noch kolossaler.

„Uff! Dank, mein Junge, Kraft hast du schon. Nun die Karten. Zwar am Morgen — aber gib sie mir doch, so unter dem Weihnachtsbaum ist's doch wieder ein neuer Reiz." Hans rückte den Stuhl zurecht, den Tisch, brachte die Karten, aber die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen verlor sich nicht.

Die Karten wurden ausgelegt. Herr von Manstaff räusperte sich und schielte zu seinem Sohn hinüber, der am Weihnachtsbaum stand und böse auf all den Schmuck starrte. „Ich fahre heute abend, Papa." — „So? Ein bißchen schnell? Aber ganz, wie du willst. Doch wie wäre es, du führest auf einige Tage nach Neu-Allen?" — „Ich war ja eben erst da." — „Doch nur auf Stunden, fahre doch noch einmal hin." — „Ich weiß nicht."

„Da habe ich die Cœurdame, sie liegt auf der falschen Stelle. Ja, ja, mit den Frauenzimmern umzugehen, das ist auch eine Kunst." — „Mit meiner Frau möchte ich nicht umgehen." — „Wirklich? Wie stellst du dir denn das vor?" — „Sie soll mir Kamerad sein, soll durch dick und dünn mit mir gehen und immer auf meiner Seite stehen." — „Klingt ja famos. Kamerad? Ausgezeichnet! Aber siehst du, bei einem weiblichen Kameraden — ich stelle mir nämlich die Kameraden sonst immer so männlichen Geschlechtes vor — da bleibt doch immer etwas im anderen, das man nicht versteht. Vor diesem Gewissen, was man nicht verstehen kann, habe ich immer einen Respekt gehabt." — „Gerade das finde ich, aber das sollte eben der andere vor uns auch haben." — „Selbstredend, du hast recht. Nun stelle dir doch die Sache bei der Frau so vor: erstens kannst du sie je ganz verstehen, zweitens: kann sie je ein Kamerad sein?" — „Kann ich von der Frau nicht verlangen, was ich von meinesgleichen verlange? Soll ich sie niedriger achten?" — „Nein, aber anders bewerten, denn wir stehen doch kraft unserer verschiedenen Natur so anders da. Nichts gibt es bei den Frauen zum Beispiel, das sie nur verstandesgemäß auffassen, radikal nichts, immer ist alles mit Gefühl durchmischt, wie ein gutes Stück Schweinefleisch mit Speck durchwachsen ist. Dadurch aber hat die Frau, ja, wie soll ich es sagen, viel anstrengender zu leben, und darum müssen wir die Konzessionen machen." — „Immer wir Männer sollen die Konzessionen machen?" — „Natürlich. So ist meine Lebensmoral: kapituliere selbst, vor dem du es unbedingt tun mußt, denn vor der Frau muß doch jeder Mann einmal so oder so kapitulieren. Das ist schon so. Was wir uns aber selbst dahinter denken, das ist nun schon unsere Sache." — „Was heißt das, was wir uns dahinter denken?"

„Ja, siehst du, das ist so: die Leidenschaft der Frau hat gewöhnlich noch ein ganz anderes Motiv, als sie es selbst glaubt. Hinter der sachlichen Ereiferung steckt stets ein Persönliches. Hinter jedem Streit, oder sagen wir Meinungsverschiedenheit mit einer Frau, steht stets irgendwie ein Mißver-

ständnis. Wozu sollen wir da uns aneinander wundreiben, wenn wir das erkannt haben? Diese beständigen Mißverständnisse mit den Frauen machen ihnen und uns das Leben zwar ermüdend, na, aber — nimm das aus der Ehe, mache doch eine Ehe zum bloßen Rechenexempel, das immer aufgeht, interessant wird's dann schon nicht werden. In der Ehe ist immer Jagd, List, Überrumpelung von beiden Seiten, und das wird bleiben, solange der Mann Beinkleider und die Frau Röcke trägt. Also, wie kannst du da von Kameradschaft reden?"

Hans hatte immer aufmerksamer auf den Vater hingesehen, nicht weil seine Worte ihn so überzeugten, aber es hatte sich ihm etwas aufgetan, an das er bisher noch nicht gedacht hatte — nämlich das Verhältnis seiner Eltern zueinander. Er war von Kindheit an daran gewöhnt gewesen, seinen Vater der Mutter gegenüber stets ritterlich und ruhig zu sehen, obwohl ihm an Tränen und Szenen und allen möglichen Frauenzimmertorheiten reichlich genug vorgesetzt worden war. Nie hatte ihn diese Tatsache sonst erstaunt, heute zum ersten Mal trat es ihm ins Bewußtsein, wieviel Kraft und Überlegenheit und Selbstverleugnung nicht in seinem Vater stecken mußte, daß er nie den vollendeten Kavalier zu verleugnen gebraucht hatte. Unwillkürlich trat er eben auf seines Vaters Seite und empfand die vollste Sympathie für ihn. Obwohl er sich sagte, daß keines der Worte auf sein Verhältnis zu Irene einen Bezug hatte — denn das hielt er überhaupt für einen einzigartigen Fall, wie er noch vordem nie in der Welt gewesen war —, so hatten sie ihn dennoch gleichsam beruhigt. Er sagte daher, als sein Vater ihn fragte, ob es denn wirklich sein müsse, daß er und Irene auseinandergingen, verhältnismäßig ruhig: „Ja, vorläufig können wir jedenfalls nicht zueinander", und fühlte dabei, als er sein großes und gutes Gesicht sah, etwas wie einen leisen Trost an sein Herz rühren. So konnte er auch hinzusetzen: „Verlier sie nicht ganz aus den Augen, Papa." Worauf Herr von Manstaff mehrfach nickte und sagte: „Da kannst du dich drauf verlassen, ich laß die nicht los."

Sechstes Kapitel

Sylvesterabend

Asserin hatte es Blandina vorausgesagt, daß er ihre Zeit viel in Anspruch nehmen wolle, und schon in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft ward er fast ein täglicher Gast in ihrem Hause. Ihr Verkehr ging zuvörderst um Geistiges, war jedoch durch die durchklingende Note der Sympathie ein persönlich vertiefter. Weder er noch sie sprachen zueinander von ihrem Leben; das, was sie von der Vergangenheit erfühlten, genügte ihnen. Blandina wußte es, daß ihm, der schon lange Frau und Kind verloren hatte, die Ehe eine Enttäuschung gewesen war. Daß er nun an einem Wendepunkt seines Lebens stand, war ihr klar. Er hatte den Boden seiner Wirksamkeit verlassen müssen, weil ihm als Deutschem seine Stellung genommen worden war, aber

er hätte sowieso dem Staat, den er für rettungslos verloren hielt, nicht mehr dienen wollen. Seiner alten baltischen Heimat aber war er doch recht entfremdet, da er in ganz anderen Interessenkreisen gelebt hatte. Doch nicht nur war es das äußere Entwurzeltsein, es schien Blandina, als erkämpfe er sich auch geistig und seelisch einen neuen Boden, auf dem er fortan heimisch sein könnte. Es war die Umstellung eines bisher stark aufs äußere Leben eingestellten Menschen, zu einem Bewohner und Besitzer, dem fortan nur Gebiete des unsichtbaren Lebens dienstbar sein sollten. Asserin wieder fühlte, daß im Verkehr mit der ihm so überlegen erscheinenden Frau sich in ihm vieles umformte: er ward leise auf Wege zurückgeleitet, die ihm Jahre über verschüttet gelegen hatten. Er ward sich zugleich einer weiteren Ausdehnung bewußt, während er doch zur Tiefe des Lebens gerichtet wurde. Wie er sich aber nun ausbreitete und vertiefte, sehnte er sich doch nach einem Zentrum, um das sich der wiedererworbene Reichtum hätte sammeln können, um in Produktivität umgesetzt zu werden; so blieben die vielen Gebiete unausgenutzt liegen.

Blandina freute sich des neben ihr erwachenden Innenlebens, sie las mit Asserin, und er führte sie ein in ihr unbekannte Kreise der bildenden Künste, in denen er zuhause war. Sie staunte über die Feinheit seines Verständnisses und Urteils, zugleich über die weiten, geistigen Bezüge, die er in alles hineintrug. Einmal sagte sie ihm, daß sie nicht staunen würde, wenn er noch Außerordentliches auf diesem Gebiete leisten würde, er müßte nur dazu aufgerufen werden. „Aufgerufen," fragte er, „wie viele werden denn aufgerufen? Man muß sich immer selbst heranzwingen, und das ist so wenig sympathisch." — „Und doch ruft ein größeres Leben uns auf", entgegnete sie, und sie kamen in ein Gespräch über die Leistungen und die Wesensart baltischer Menschen. Blandina sagte: „Seit Jahrzehnten fehlt ihnen das freie Leben. Unsere Männer haben keine großen Ziele des Ehrgeizes verfolgen können, sie blieben ins Engste begrenzt, und ihr Streben verwandelte sich nur zu oft in Eitelkeit. Es ist äußerlich jetzt immer so viel Unterdrückung gewesen, daß unsere Männer es verlernt haben, offen und frei nach ihrem Recht in der Welt zu verlangen. Es ist viel Männliches verloren gegangen in diesem unglückselig diplomatischen Umgehen mit den anderen Völkern. Es war schon lange nicht mehr das volle Leben, daher haben die Menschen auch hier oft etwas Mattes, Abgeblaßtes, ja, ich möchte fast sagen, etwas Schattenhaftes." Asserin schwieg nachdenklich still zu diesen Worten. Aber am Sylvesterabend, als er zu Ostenhausens zu Gast geladen war, zog er beschriebene Blätter hervor und fragte, ob er ein kleines Impromptu vorlesen könne, das er „Schatten" genannt hatte?

Magnus ließ seine Zeitung fallen. Irene, die den Punsch zubereitet hatte, setzte sich zu ihnen. Blandina lehnte sich tief in den Sessel und sah unverwandt zu Asserin hinüber, während er las:

Schatten.

„Ich ging durch die Straßen der Hochstadt. Es war ein Winternachmittag, dunkel, kalt und still. Alles war einsam, wie ausgestorben. Ich dachte vergangener Zeiten: da fuhren die Equipagen nur so hin und her durch die Straßen, gallonierte Diener sprangen ab und reichten Visitenkarten in die Häuser. Es wurde lustwandelt, es wurde gescherzt, und es schien, als wäre hier in der Hochstadt der Schwerpunkt des ganzen Landes, hier bei den laut auftretenden hohen Männern und den schönen, feinen Frauen.

Heute aber ist es dunkel. Ist es nur der Weltkrieg, der so schwer hier lastet? Die fernen Geräusche der Stadt tönen wie ein Wiegenlied herauf, die Laternen brennen nur trübe. Wie hat sich das alles gewandelt, das, was einst war und jetzt ist, wie ist es verschieden! Oder war vielleicht alles Vergangene nur ein Spukbild, und hat nur das, was ich jetzt sehe, die volle Wirklichkeit? Wächst je eine Zukunft uns aus diesen trüben Tagen hervor?

Kalt, dunkel und still. Zwei einsame Laternen auf der langen, breiten Treppe. Ich will von hier nochmals die Hochstadt betreten, vielleicht, daß sie sich mir dann anders erschließt.

Bin ich wirklich der einzige Wanderer heute? Es scheint so. Oder bin ich gar nicht mehr ich, bin ich nicht zeitlos geworden, bin ich nicht ein allerletzter, der diese Treppe hinaufsteigt, Stufe für Stufe, ganz langsam, der letzte einer versunkenen Welt? ... Doch da, sieh, was huschte da vorüber? Ich wende mich. Da sehe ich es noch laufen, dicht an die Hauswand gedrängt, die ganze Treppe herab, bis es unten im Dunkel der kleinen Straße verschwindet. Was war das wohl für ein Eiliger, Heimlicher, der also an mir vorüberglitt?

Ich steige einige Stufen weiter, da naht sich mir wieder etwas, und diesmal erfaßt mich ein Schreck, denn in Kontur, Bewegung ist mir dies Huschende bekannt. Ein Kavalier ist es, breitschultrig und groß, leicht tänzelnd in kleinen Schritten, mir ist, als hörte ich eine gespreizt grazile Aussprache, in der amüsante französische Zoten alten korrumpierten Damen über die Schulter zugeflüstert werden. Mir ist, ich hörte die letzte Geschichte der chronique scandaleuse der Hochstadt. Und immer noch hält dies Etwas, daß doch einst der Kavalier war, den Stock mit dem runden Knopf so zierlich von sich ab, macht immer noch so kleine Schritte — ich stehe und starre es an, da ist es auch schon vorüber.

Ich steige weiter, da drücken sich zwei dunkle Flecken an der Wand dahin. Ich unterscheide jetzt die weiblichen Hüften einer vollen, untersetzten Gestalt; sie stützt sich auf eine schlanke und wiegt sich an mir vorüber. Oh, ich kenne sie, ich bin umtönt von Musik, sehe hellerleuchtete Säle, eine reichbesetzte Tafel, ein großes gastfreies Haus, sehe sie, die Hausfrau, in Rubenschen Farben sich von einem goldenen Hintergrunde abheben. Baronin, rufe ich, halten sie! Doch ich fühle nur etwas Kaltes über meinem Gesicht. Mein Ruf verhallt auf der leeren Treppe.

Doch da huscht schon wieder etwas aus dem dunklen Tor hervor. Zuerst ist es nur ein kleiner Kopf mit einer großen Nase, die ich sehe, dann läuft es schlank und hoch auf mich zu. Das war der Freund unzähliger Frauen, ein Ausfüller so mancher leeren Ehe. Ich rufe ihn, ich rufe seinen Namen, er soll mir Auskunft geben, von wo er kommt. Doch da wird es dunkel vor mir, er ist über mich hinweggesprungen, der einst so Lebendige. Fröstеln erfaßt mich, ich greife ins Leere.

Schatten waren das, nichts als Schatten. Woher aber kamen sie, und wer projizierte sie also auf die Wände der Häuser? Ich war allein, und da überkam es mich, daß ich aus eigener Kraft suchen wollte, mit dem Geisterreich anzuknüpfen. Da rief ich: ‚Kommt nur hervor ihr alle, die ihr da hinter dem Tore seid! Kommt nur hervor, ihr Menschen, aus der alten Hochstadt!'

Kaum hatte ich gerufen, so flutete es nur so hervor und ergoß sich längs der Wand, die lange Treppe hinab, bis die kleine, dunkle Gasse der Altstadt alles verschluckte. Im Gedränge erkannte ich immer wieder Vergangene. Manchen rief ich an, aber immer vergeblich. Mit kleinen Schritten, selbstbewußt und sicher glitt eine Frau mit großem Hut und hängendem Schleier dahin. Ich gedachte ästhetischer Tees, des regen Geistes, der aparten Wesensart, des zierlich gescheitelten, gelockten Haares und der großen Schleife darauf. Ich gedachte des alten Hauses mit den schönen Renaissancemöbeln und dem gewaltigen Bette, in dem ein Papst verstorben war. Ich rief sie an — ein anderer Schatten löschte sie, auch den hätte ich halten wollen, es war der Nimrod seiner Zeit, die Jagd war ihm Lebensinhalt, seine Zimmer waren geschmückt mit Jagdtrophäen, seine Möbel selbst aus ihnen gefertigt. Vorüber, vorüber — — —

Nun ist wieder alles ganz leer und still. Eine Welle der Erinnerung hatte mich überflutet, ich hatte die Schatten gerufen und ihnen in meinem Gedächtnis wieder Fleisch und Blut gegeben. Nun war alles verrauscht. Ich trat durch das dunkle Tor in die Oberstadt ein.

Was ist uns die Vergangenheit? Sie ist uns nicht mehr als ein Traum. Ist sie noch irgendwo anders als in unserem Gedächtnis? Hält das Gedächtnis der Welt sie vielleicht in sich geschlossen, in Bildern? Schatten, das ist uns Vergangenheit, nicht mehr. Die Griechen wußten es wohl, daß alles, was war, zum Schatten wurde. Nur wir Lebende haben Realität. Leer standen die Straßen, ich schaute zu den Häusern empor, wo die Nachkommen jener Schatten lebten. Wehe, wie ward mir da, war mein Auge verzaubert, begann ich zu träumen? Alles verliert Konsistenz, wird leicht, schattenhaft, die Häuser recken sich, so daß sie bizarre Konturen erhalten und ganz verwischt aussehen, und ich selbst, ich fühle mich kaum mehr. Und ich beginne längs den Häusern zu gleiten, genau so wie die Schatten aus der Welle der Erinnerung, die mir soeben begegnet sind.

Und da sinkt der ganze Hochmut des Wirklichkeitsmenschen in mir zusammen, ein Grauen erfaßt mich. Ich habe mich bisher wohl nicht erkannt,

erst dieser trübe, melancholische Winternachmittag zeigt es mir, daß auch ich ein Schatten bin! Und um den Gedanken noch grauenvoller zu machen, sehe ich jetzt überall aus den Häusern, aus der Kirche gleiche schemenhafte Wesen hervortreten, die auch nichts sind als Schatten!

Ich bleibe stehen — alles um mich ist wie zerflossen. Da höre ich einen lauten, dröhnenden Schritt. Ich fahre auf, ich schaue prüfend um mich. Irgendein plumper, ganz wirklicher Blutmensch ist an mir vorübergeschritten. Ich fahre mir über die Stirn. Was war mit mir geschehen, hatte meine Seele zu mir gesprochen oder das Geisterreich? Hatte ich die Wahrheit erschaut, die sonst verborgen ruht, oder hatte ich nur geträumt? Aber wenn ich geträumt hatte, hatte ich da nicht wahr geträumt, schritten wir nicht alle, längst schon zu Schatten geworden, nachtwandelnd daher? Die Luft war so kalt, die Lampen brannten so trübe, und ich stand zwischen zwei Welten."

*

Asserin ließ die Blätter fallen. Magnus stand auf und begann nach seiner Art auf und nieder zu gehen. Irene hatte die Stirne kraus gezogen und sah unsicher und gequält aus. Blandina fragte: „Sind wir wirklich Schatten?" — „Sie haben mich auf den Gedanken gebracht, gnädige Frau, daß wir etwas Schattenhaftes haben. Die Verhältnisse, die Unterdrückung und die leidige Politik, sie haben vampyrhaft an uns gesaugt, bis wir blutloser wurden." — „Wir haben nur von unseren eigenen Ressourcen gelebt", sagte Blandina.

Irene hatte das Feuer im Kamin geschürt und sagte nun, indem sie die Mutter fest ansah: „Du hast einmal gesagt, das Leben rufe uns hier zu wenig auf, aber die Zeit ruft uns jetzt doch alle auf, Tag um Tag, Stunde um Stunde."

„Was ist es, das uns aufruft, Irene?" — „Die Pflicht dieser Zeit, Mama," sagte Irene eigentümlich hart, „wer sich daran gewöhnt, diesen Ruf deutlich zu hören, der fühlt sich immer aufgerufen." — „Ja, auf der rein menschlich seelischen Ebene", meinte Blandina sanft.

„Nein, Mama," rief Magnus lebhaft, „auch im Reich der Wirklichkeiten. Wir sollen nicht nur Schatten sein, sondern wirkende Menschen, zum klaren Bewußtsein sollen wir kommen! Verstehe ich dich recht, Irene, so ist es jetzt vor allem unsere Pflicht, deutsche Menschen zu sein." Da Irene nickte, fuhr er fort: „Wir alle hoffen, daß uns eine Erlösung von außen kommen möge, daß es dennoch geschieht, daß die Deutschen in unser Land ziehen. Aber die Hoffnung genügt nicht, wir müssen innerlich dem Schicksal gegenüber eine feste Stellung einnehmen. Gewinnt Deutschland uns nicht, so müssen wir heraus aus diesem Lande, denn die Schmach dieser Kriegsjahre dürfen wir weder vergeben noch vergessen. Wir müssen dann fort, alle, als eine historische Demonstration unseres Deutschtums, und stiegen wir vielleicht dadurch auch sozial herunter, wir hätten noch für Kind und Kinder das Heiligste

gerettet: unser Volkstum. Ja, eine Geste soll es werden, die der ganzen Welt sichtbar ist."

„Wir können nicht Vorsätze fassen, wissen wir doch nicht, was die Geschichte uns noch erleben läßt", meinte Asserin. — „Wenn unsere Menschen dazu nicht fähig sind, wenn sie materielle Vorteile und Bequemlichkeit höher stellen als ihre Ehre und ihre Nation," rief Magnus leidenschaftlich, „nun dann mögen sie zu Schatten werden!" — „Aber so sind doch die baltischen Deutschen nicht," sagte Irene, „wir sind doch anständige Menschen!"

Blandina und Asserin wechselten einen Blick, und beide lächelten freudig über die jungen Menschen. Magnus legte den Arm um Irene und küßte sie. „Nie soll mich etwas bewegen, bei meinen Unterdrückern freiwillig zu beharren," sagte sie, „und sollte ich barfuß dieses Land verlassen." — „Die Jugend darf ohne Realität denken", sagte Asserin.

„In allem, das sich jetzt innerlich klar entscheidet, ist Gesundheit und Kraft, alles Schwankende mag dem Schattenreich verfallen!" rief Magnus.

„Sehen Sie nun, was aus Ihrem Schatten geworden ist, Herr von Asserin?" sagte Blandina.

„Das Leben verlangt jetzt Großes von uns, warum sollten wir es nicht erfüllen?" rief Irene sehr erregt, indem sie Asserin mit festem Blick ansah. Magnus faßte ihre Hand und sagte: „Wir wollen es in dieser Stunde geloben, zu versuchen, dem Großen gewachsen zu sein."

Als diese Worte, fast feierlich und groß gesprochen, erklangen, erhob Blandina die Augen und sah den Zeiger der Uhr nahe der Mitternachtsstunde stehen. „Zu solcher Stunde gesprochen, haben diese Worte eine tiefere Verantwortung", sprach Blandina leise, erhob sich und ging hinaus. Magnus und Irene wechselten einen Blick.

Irene reichte den heißen Punsch herum. „Wir wollen nun anstoßen", sagte Magnus. — „Aber Ihre Frau Mutter?" — „Mama mag das nicht," wehrte Magnus ab, „sie will nicht das alte und das neue Jahr durch einen äußeren Akt voneinander scheiden." Asserin hatte sich erhoben. „Warum sollen wir es nicht sagen?" fragte Irene, „bei Mama bedeutet der Augenblick, da das neue Jahr einsetzt, etwas anderes als bei uns." — „Ihre Mutter faßt es zu tief auf, um es mit anderen Menschen zu teilen?" Die jungen Leute schwiegen.

Die Uhr schlug zwölf zögernde, klingende Schläge. Magnus und Irene erhoben sich nun gleichfalls, und sie stießen alle drei miteinander an und tauschten ernste Wünsche. Asserin, der gleich darauf eine Bewegung zur Tür machte, blieb kurz stehen, denn er hatte durch den Spalt der Tür Blandina gesehen. Sie stand am Mittelfenster da, die Hände hingen ihr wie leblos herab, der Ausdruck des Gesichts war im Halbdunkel nicht sichtbar, aber aus der vorgebeugten Haltung des Kopfes war zu ersehen, daß sie angespannt nach etwas ausschaute, das vor ihr lag; der Laden vor dem Fenster war nicht geschlossen.

Blandinas Haltung, ihr regungsloses Stehen im halbdunklen Raum, hatte Asserin einen leichten Schauer gegeben, es lag so etwas Unverständliches darin. Als Magnus Asserins Staunen sah, sagte er, leise die Tür schließend: „Ja, es ist etwas Unverständliches. Mama sieht das nächste Jahr voraus." — „Wie denn?" — „Ja, sie hat doch den Krieg vorausgesehen. Sie sieht Schatten und Gebilde in der Luft, auch Gegenstände und Gestalten. Sie hat es nur einmal angedeutet, wie es ist, aber sie ersieht Möglichkeiten des kommenden Schicksals." — „Wie seltsam!" — „Ja, wußten Sie es nicht, daß es mit Mama etwas Seltsames ist?" fragte Irene. Asserin schwieg. Er wußte dies wohl, hatte es aber nicht in solchen Gaben gesucht. „Das liegt in Mamas Familie," erklärte Magnus, „da sind seit jeher übernatürliche Gaben gewesen, aber bei Mama ist es am wunderbarsten. Sie fühlt ja auch bei jedem Menschen das Verborgene mit, sie erfühlt den Menschen mit seinem Schicksal und mit seiner Atmosphäre, darum weiß sie auch so vieles." Sie hatten sich wieder hingesetzt und schwiegen. Sie hörten Blandina einigemal schnell durch das andere Zimmer hin und her gehen, einmal war sie ganz nahe der Tür, schon bewegte sich der Türgriff, aber sie entfernte sich wieder. Endlich jedoch kam sie zu ihnen zurück.

So wie die Erwartenden in ihr Gesicht gesehen hatten, wußten sie, daß sie etwas Erschütterndes gesehen haben mußte. Ihr Gesicht war bleich, tiefe Ringe waren um die Augen gelagert, man sah die Spuren von Tränen, ihr zarter Körper zitterte. In Magnus siegte sogleich die natürliche Liebe, er führte die Mutter zu ihrem bequemen, tiefen Sessel, legte ihr den Fellkragen um die Schultern und reichte ihr ein Glas heißen Punsch. Sie ließ alles mit sich geschehen, noch halb abwesend, ohne Lächeln, ohne ein Wort oder Neujahrswunsch für die anderen.

Keiner von ihnen wagte das erste Wort zu sagen. Blandina trank von dem heißen Getränk, stellte es fort, schloß einen Augenblick lang die Augen und sagte dann:

„Es tut mir weh, daß ich euch mit hineinziehe, ja erschrecke. Es ist wahr, ich sah Schweres. Die Zeiten bringen uns Dunkles. Ein Entgegen steht uns armen Menschen nicht zu. Wir wollen jetzt auseinandergehen und morgen mit Festigkeit das neue Jahr beginnen. Was auch mit uns geschehen möge, den Glauben an die Führung höherer Mächte dürfen wir nie verlieren. Ja, wir werden geführt. Dennoch aber wollen wir festhalten an der Aktivität unserer Seele."

(Fortsetzung folgt)

Heerführer im Weltkriege

Von

Freiherrn von Freytag-Loringhoven,

General der Infanterie z. D., Dr. h. c.

II

Nach General Ludendorff hat sich jetzt auch General von Falkenhayn über den Weltkrieg geäußert[1]). Sein Buch ist anders geartet wie das Ludendorffsche, wie sich ohne weiteres aus dem Titel ergibt. Die Person tritt zugunsten der Sache zurück. Dem entspricht es, daß General von Falkenhayn von sich spricht wie von einem anderen. Es heißt niemals „ich", sondern stets „der Chef des Generalstabes" oder „General von Falkenhayn". Seine Darlegungen gewinnen dadurch nur an Überzeugungskraft. Ohne aufdringlich zu erscheinen, wirken sie darum doch nicht unpersönlich. Man sieht vielmehr deutlich hinter jedem Satze den Mann stehen in seiner auch in den schwersten Augenblicken nicht versagenden Haltung des altpreußischen Edelmanns und Offiziers, in der ganzen Elastizität des vollendeten Weltmanns. „Niemand zuliebe und niemand zuleide sind meine Ausführungen geschrieben", so heißt es in der Vorrede. „Nur da ist ein Urteil ausgesprochen, nur da eine Folgerung gezogen worden, wo es zur Erklärung meines Handelns unvermeidlich schien. Auf jedes Beiwerk, auf jede Abschweifung und Ausmalung ist absichtlich verzichtet."

Mit diesen Worten kennzeichnet der General selbst sein Buch am besten. In kristallheller Klarheit, mit unerbittlicher Logik entwickelt er die ihn zu dem entsprechenden Zeitpunkt beherrschende Auffassung und den auf Grund dieser gefaßten Entschluß. Mit ihm hat er stets einsam gerungen, er ist sein alleiniges Eigentum. Wohl hat er öfter im Gespräch mit wenigen Vertrauten Klärung gesucht, seinen Entschließungen sozusagen den Boden bereitet; was dem entwuchs aber, ist lediglich sein Werk gewesen.

Es war einer der schwersten Augenblicke des Krieges, in dem General von Falkenhayn am 14. September 1914 neben dem Amt des Kriegsministers auch das des Chefs des Generalstabes des Feldheeres übernahm. Das deutsche Westheer war ungeschlagen, aber durch Verluste geschwächt und erschöpft hinter die Aisne und die nördlich Reims und Verdun sich nach Lothringen erstreckenden Stellungen zurückgewichen. Seine rechte Flanke war gegen ausholende Bewegungen des überlegenen Feindes ungeschützt. In

[1]) Die Oberste Heeresleitung 1914 bis 1916 in ihren wichtigsten Entschließungen, Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn. Auch dieses Werk ist vom Verlage in dankenswerter Weise mit Karten und Skizzen versehen worden.

dieser Lage griff der neue Leiter der Operationen zu einer angriffsweisen Verteidigung, von der er selber sagt, daß sie ihren Zweck, den Feind festzuhalten und an der Überflügelung zu hindern, nicht erfüllt hat. Dann aber gelang es, einer solchen durch Verschiebungen aus der Front heraus zu begegnen. Es hätte nahe gelegen, in der klaren Erkenntnis, daß unsere Offensive im Westen nunmehr zu einer solchen mit beschränktem Ziel geworden war, den geschwächten Truppen vorerst keine weiteren Angriffe zuzumuten und sich auf die reine Verteidigung zu beschränken. Dagegen sprach freilich die alte Erfahrung, daß nichts die Moral der Truppe so belebt und gleichzeitig dem Feinde imponiert, als wenn sie aus dem Rückzuge heraus zu erneutem Angriff geführt wird.

Bis im Januar 1915 der Reichskanzler staatsrechtliche Bedenken dagegen erhob, ist General von Falkenhayn zugleich Kriegsminister geblieben. Er betont unter Hinweis auf die 1870/71 in Versailles entstandenen ernsten Zwistigkeiten zwischen Moltke und Roon die Vorteile einer Vereinigung der Befugnisse des Generalstabschefs und Kriegsministers in einer Person zu Kriegszeiten. Sein Bemühen ist auch nach Übergang des Kriegsministeriums an den General von Wild mit Erfolg auf ein gutes Zusammenwirken der Obersten Heeresleitung und des Kriegsministeriums gerichtet gewesen. Er hat vorausschauend schon in den ersten Mobilmachungstagen, sobald die feindliche Haltung Englands und das Auftreten asiatischer Truppen in Westrußland das Zahlenverhältnis immer mehr zugunsten unserer Gegner verschob, die ersten Neuformationen angeordnet, hat aber dauernd bei der Anforderung von Menschen und Munition auf die Bedürfnisse der Heimat soweit Rücksicht genommen, als es die Verhältnisse an der Front irgend zuließen. Der General äußert: „Politik und Heeresverwaltung waren in diesem Kampf um das Dasein mit der Heerführung so eng verknüpft, daß sie davon nicht getrennt werden durften. Wo es doch geschah, ist stets Unheil die Folge gewesen. Der Generalstabschef hat sich vielmehr oft genug sehr eingehend mit ihnen, im besonderen mit der Politik beschäftigen müssen. Er hat es aber bis auf wenige unvermeidliche Ausnahmen streng vermieden, sich bei der Ausführung zu betätigen."

Über den Ernst und die Schwere unserer Lage hat sich General von Falkenhayn niemals getäuscht, und es nicht unterlassen, von seiner Auffassung der Reichsleitung Kenntnis zu geben. Sein Bemühen ist stets darauf gerichtet gewesen, den auf unseren Fronten lastenden Druck zu erleichtern. So hat er in der Gewinnung der Türkei und später Bulgariens als Bundesgenossen seine Hand im Spiele gehabt; er hat seinen Einfluß bei der österreichisch-ungarischen Heeresleitung zur Geltung gebracht, um Italien durch Zugeständnisse seitens der Donau-Monarchie vom Eingreifen gegen die Mittelmächte abzuhalten, und so die verdienstvollen, wenn auch vergeblichen Versuche des Fürsten Bülow nach Kräften unterstützt. Im Sinne einer Entlastung unserer Westfront hat General von Falkenhayn den im Februar 1915 einsetzenden U-Bootkrieg freudig begrüßt, sich aber seiner späteren Einschränkung nicht widersetzt, um so mehr als die Voraussagen der Marine sich leider nicht

bestätigten; er ist jedoch im April 1916, wenn auch vergeblich, für die sofortige Aufnahme des unbeschränkten Unterseekrieges eingetreten, als ihm jede weitere Rücksichtnahme auf die Vereinigten Staaten zwecklos schien.

Der Generalstabschef hat dauernd daran festgehalten, daß unser eigentliches Kriegsziel im Westen lag und England unser Hauptfeind war. Was sonst auf den weiten Fronten geschah, blieb diesem großen Zweck untergeordnet. In solchem Sinne erfolgte im Herbst 1914 die Offensive der neu zusammengestellten vierten Armee, zu der vier der neugebildeten Armeekorps traten, gegen die Yser. Die harten Kämpfe bei Ypern, die insbesondere den ungeübten neuen Truppen schwere Verluste brachten, die immer wieder aufgenommenen Versuche, dort durchzudringen, sind vielfach falsch beurteilt worden. Wir wissen jetzt aus den Veröffentlichungen des Marschalls French, welchen entscheidenden Wert England auf die Behauptung der Kanalküste legte. Aus diesem Grunde waren die englischen Korps aus der Aisnefront losgelöst, nach dem linken Flügel des verbündeten Heeres verschoben und zu einer Offensive nach Belgien angesetzt worden, der wir Halt geboten. Wir wissen ferner aus dem Werk von Hanotaux, wie nahe uns ein voller Erfolg bei Ypern war. Nur dem energischen Einspruch des Generals Foch, dessen französische Divisionen die englische Front stützten, ist es zu verdanken gewesen, daß die Engländer noch weiter standhielten. Solange noch eine Aussicht zu bestehen schien, im Westen vor Eintritt des Winters einen Erfolg zu erzielen, konnten Abgaben nach dem östlichen Kriegsschauplatz nicht geleistet werden. Sie sind nach Möglichkeit gestellt worden, sobald die Aussichtslosigkeit weiterer Angriffe bei Ypern erkannt wurde, in umfangreichem Maße im Februar 1915, als die Korps unserer zweiten Neuformation in die Masurenschlacht geworfen wurden. Der Generalstabschef gab damit seine einzigen vorerst verfügbaren Reserven aus der Hand. Erst im Frühjahr 1915 sind neue Divisionen aufgestellt worden. Diese bestanden jedoch aus Abgaben der bestehenden. Deren Schwächung, vor allem an Infanterie, glaubte man im Stellungskriege auf sich nehmen zu können.

Hinsichtlich des Stellungskrieges sagt General von Falkenhayn: „Der Übergang zu ihm ist nicht aus freiem Entschluß des Generalstabschefs, sondern unter dem harten Druck der Notwendigkeit erfolgt. Sehr früh erkannte man jedoch, daß diese Art der Kriegführung, abwechselnd mit schweren, wohl vorbereiteten Schlägen gegen Teile des Feindes, die einzige war, durch deren Anwendung man hoffen konnte, den Krieg, so wie sich die Lage der Mittelmächte durch die Ereignisse an der Marne und in Galizien gestaltet hatte, zum guten Ende zu bringen. Nur durch ihren Gebrauch hat Deutschland seine Grenzen dauernd zu halten vermocht. ... Allein der Übergang zum Stellungskrieg ließ die volle Ausnutzung der inneren Operationslinie und so die Freiheit des Handelns wiedergewinnen, dort mit ausreichenden Kräften zu schlagen, wo die Entscheidung angesetzt wurde." Sie ist im Frühjahr 1915 zunächst im Osten gesucht worden.

Der Entschluß, den westlichen Kriegsschauplatz nach und nach der gesamten Reserven, wie sie soeben erst durch Aufstellung der neuen Divisionen hatten ausgespart werden können, zu berauben, um zunächst entscheidende Erfolge gegen Rußland zu erstreben, wird für immer als einer der großartigsten und kühnsten der Kriegsgeschichte aller Zeiten dastehen, zumal der um eine halbe Million Streiter und an Kriegsmaterial beträchtlich überlegene Feind an der Maas und an der Lorettohöhe starke Angriffe führte. Dieser Entschluß konnte nur gefaßt werden in dem felsenfesten Vertrauen auf die innere Überlegenheit der deutschen Truppen — und sie haben dieses Vertrauen nicht getäuscht. Die Lage des österreichisch-ungarischen Heeres in den Karpathen, das, obwohl bereits durch deutsche Divisionen unterstützt, dem immer wiederholten Anstürmen der Russen auf die Dauer nicht gewachsen schien, die im Falle eines ernsten Mißgeschicks der Mittelmächte in Galizien zu befürchtende Feindschaft Rumäniens, die bald unvermeidlich werdende Errichtung einer neuen Front gegen Italien seitens unserer Bundesgenossen forderten einen entscheidenden Schlag gegen den russischen Südflügel.

In seinem Buche „Der Weg zur Katastrophe“ [1]) beansprucht Nowak den Gedanken des Durchbruchs von Gorlice, der den russischen Sommerfeldzug von 1915 so glücklich anbahnte, für den General von Conrad und benützt dieses zu gänzlich unbegründeten Ausfällen gegen den General von Falkenhayn. Ganz abgesehen davon, daß Gedanke und Durchführung zweierlei sind, lag es für jeden Einsichtigen nicht gerade fern, an diese Stelle den Druck zu legen, weil es dadurch möglich wurde, die ganze russische Karpathenfront nach und nach aufzurollen. Auch hier trifft zu, was Clausewitz sagt: „Wir sind weit entfernt, das Feld großer Genialität da zu sehen, wo sich alles auf sehr wenige praktisch mögliche und sehr einfache Kombinationen zurückführen läßt.“ Eben das „praktisch Mögliche“ hat General von Falkenhayn immer im Auge behalten, um so mehr, als die Gesamtlage der Mittelmächte keinerlei Extravaganzen erlaubte. So ist denn auch er es gewesen, der sich Conrads unsicherem Plan, die Italiener bis Klagenfurt hereinzulassen, um ihnen erst dort angriffsweise zu begegnen, widersetzte, in der Erkenntnis, daß die galizische Front keinerlei Schwächung vertrug, daß es gelte, vorerst den Erfolg von Gorlice nach Möglichkeit auszubeuten. Die im Westen hinsichtlich der Stärke, die der Verteidigung bei der heutigen Waffenwirkung innewohnt, gemachten Erfahrungen waren es, die ihn den Verbündeten raten hieß, sich gegen Italien auf die reine Abwehr an den starken Grenzstellungen zu beschränken, und der Verlauf der Ereignisse am Isonzo hat ihm recht gegeben. Der mißglückte Versuch, im Februar 1915 durch einen Druck auf beide russische Heeresflügel einen entscheidenden Erfolg zu erzielen [2]), enthielten eine deutliche Lehre. General von Falkenhayn hat sie sich zunutze gemacht und in der Fortführung

[1]) Vgl. den Artikel des Verfassers im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“.
[2]) Vgl. Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“, S. 84.

der Operationen durch Galizien und Polen sich stets von dem Grundsatze leiten lassen, daß nur Einfaches im Kriege Erfolg verbürgt. In diesem Sinne hat er gegen die Bedenken des Oberbefehlshabers Ost auf dem Durchbruch der russischen Narew-Front zu näherem Zusammenwirken mit der Heeresgruppe Mackensen bestanden. Die Heranführung stärkerer Kräfte gegen den rechten russischen Heeresflügel hätte, ganz abgesehen von ihrer zweifelhaften Wirkung, bei den bestehenden Bahnverhältnissen unverhältnismäßig lange Zeit beansprucht. Solche aber stand nicht zur Verfügung.

Vom russischen Sommerfeldzug des Jahres 1915 läßt sich sagen, was Clausewitz über Friedrichs des Großen Verhalten im Jahre 1760 äußert: „Das Ganze des Feldzuges erscheint wie ein von der höchsten Tätigkeit und Gewandtheit unterstütztes Aufsparen der Kräfte." Aufgespart werden mußten die Kräfte für eine andere Verwendung. Darum konnte wohl ein Zurückdrängen der russischen Heeresmacht und ihre Unschädlichmachung für längere Zeit, nicht aber deren Vernichtung angestrebt werden. Die Öffnung der Verbindung mit der Türkei durch Serbien, so rühmlich sich diese auch mit ihren schwachen Mitteln der Angreifer an den Dardanellen erwehrte, trat immer dringender in den Vordergrund. Die Verhandlungen mit Bulgarien gingen neben dem Sommerfeldzuge her. Vor allem aber ballten sich im Westen schwere Gewitter zusammen. Die Oberste Heeresleitung traf dort Ende September gerade rechtzeitig ein, um eine schwere Krisis zu beschwören. Unsere schwachen Fronten drohten gleichzeitig an zwei Stellen, im Artois und in der Champagne, der Übermacht zu erliegen. General von Falkenhayn hat in diesem Augenblick mit erstaunlicher Ruhe und Sicherheit über die ersten aus dem Osten eingetroffenen Divisionen und entsprechend weiterhin disponiert. In wenigen Wochen war die Gefahr für die Westfront beseitigt. Bis zum Anrollen der Verstärkungen aus dem Osten besaßen die Feinde auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine Überlegenheit von nahezu 1 300 000 Mann an Streitern und ein entsprechendes Übergewicht an Material. Schon diese Zahl drückt aus, daß es eine Höchstleistung war, die im Osten vollbracht wurde, ein großes Wagnis.

Die den General von Falkenhayn im Bewußtsein der auf ihm ruhenden Verantwortung niemals, auch nicht nach kriegerischen Erfolgen verlassende Mäßigung tritt darin hervor, daß er im Sommer 1915 der politischen Leitung vorschlug, Fühlung mit Rußland zu suchen, um eine Verständigung anzubahnen. Die hierüber gepflogenen Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis. Der Generalstabschef hat auch der vorzeitigen Lösung der polnischen Frage mißtrauisch gegenübergestanden. Von seiner westpreußischen Heimat her besaß er ein zutreffenderes Urteil über die Polen, als es in Berlin bestand, hielt es aber vor allem für bedenklich, der Regierung in Petersburg jede Möglichkeit abzuschneiden, wieder Anlehnung an Deutschland zu suchen. Die ihn im Sommer 1915 und auch weiterhin beherrschende Auffassung gelangt in den Worten zum Ausdruck: „Die Folgen von Gorlice-Tarnow für Rußland,

ebenso wie das übrigens nicht unerwartete Versagen der italienischen Armee hatten die Überzeugung gestärkt, daß der Krieg von Deutschland gewonnen werden würde, wenn es gelang, wie bisher, eine Überspannung seiner inneren und äußeren Kräfte zu vermeiden. Deshalb wurde es von der Obersten Heeresleitung ständig abgelehnt, sich an der Jagd nach militärischen Leistungen von zweifelhaftem Dauerwert und nach nebelhaften Kriegszielen zu beteiligen. Hierzu gehörte die Hoffnung, es würde möglich sein, alle Feinde der Mittelmächte mit Waffengewalt tatsächlich so vollkommen niederzuwerfen, daß sie bedingungslos um Frieden bitten müßten. Dieses Ziel war bei der feindlichen Übermacht nicht zu erreichen."

Dementsprechend ist auch der Feldzug gegen Serbien im Spätherbst 1915 zu beurteilen. Er war für uns lediglich eine Nebenoperation, deren Zweck mit Sicherung des Durchgangsverkehrs nach Konstantinopel und dem Verzicht der Feinde auf das Dardanellen-Unternehmen erreicht war. Das Buch des Generals von Falkenhayn legt in überzeugender Weise die Gründe dar, die ihn bestimmt haben, der Meinung des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs entgegen, die Operationen nicht gegen Saloniki fortzusetzen. Die Einwände, die dagegen immer wieder in der Presse und jüngst auch von Staatssekretär Helfferich erhoben worden sind[1]), indem er meint, wir hätten erst auf dem Balkan „ganze Arbeit" tun müssen, sind nicht stichhaltig. Das Ziel lag nicht auf dem Balkan. Die Bulgaren dagegen konnten nur dort Verwendung finden, wo sie, durchsetzt mit wenigen deutschen Verbänden, uns immerhin den Dienst leisteten, recht ansehnliche Kräfte der Entente zu fesseln, die an anderen Stellen ausfielen. Die in England gegen die Zersplitterung der britischen Kräfte geführte Polemik bestätigt das durchaus. Vor allem, es hätte bei den völlig unzureichenden Verbindungen und in winterlicher Jahreszeit geheißen, deutsche Truppen aufopfern, wenn man sie in großer Menge in ein Unternehmen gegen Saloniki verstrickte. Hierzu kam die auf Griechenland zu nehmende Rücksicht. Es ist sehr bequem, zu urteilen: die Bulgaren sind 1918 zuerst zusammengebrochen, also ist drei Jahre vorher falsch gehandelt worden. Der Wahrheit und der richtigen Beurteilung der Lage vom Spätherbst 1915 kommt man damit aber nicht näher. „Wer alles durch Zeitgewinn und Aufsparen der Kräfte zu erreichen sucht, der muß die Energie des Krieges nicht von selbst steigern", sagt Clausewitz. Wie die Operation gegen Serbien, mußte erst recht eine solche gegen Italien, wie sie vom General von Conrad als eine gemeinsam von deutschen und k. und k. Truppen zu unternehmende im Winter 1915/16 angeregt wurde, als Nebenhandlung bezeichnet werden. Sie hätte, da sie nicht über die Westalpen hinweg bis nach Frankreich hinein durchgeführt werden konnte, uns dem Endsiege nicht näher gebracht. Selbst wenn der erste Akt völlig gelang, vermochten sich die Italiener hinter dem Po zu setzen. Ihre Trennung von der Entente war mit Sicherheit nicht gewährleistet. General

[1]) Der Weltkrieg, II. Berlin 1919, Ullstein und Co. S. 94/95.

von Falkenhayn hat daher die Abgabe deutscher Truppen für diese Unternehmung verweigert. Sie erschien ihm auch als eine „Jagd nach militärischen Leistungen von zweifelhaftem Dauerwert".

Über den deutschen Angriff gegen Verdun im Frühjahr 1916 urteilt General Ludendorff[1]) völlig zutreffend: „Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns ein außerordentlich empfindliches Ausfalltor und bedrohte unsere rückwärtigen Verbindungen ungemein, wie es der Herbst 1918 in aller Schärfe zeigen sollte." Dem gesunden Gedanken entsprach leider nicht die Durchführung. Wohl hätten noch größere Erfolge erzielt werden können, wenn die Witterung nicht bedingt hätte, den Beginn des Angriffs um zehn Tage hinauszuschieben; aber es blieb doch ein Fehler, den Angriff zunächst nur auf das östliche Maas-Ufer zu beschränken und ihn erst später notgedrungen auf das westliche auszudehnen. Im einzelnen hat dann wohl eine Überschätzung der Leistungsfähigkeit der schweren und schwersten Artillerie stattgefunden, und die örtliche Führung kann nicht als glücklich bezeichnet werden. Sie ist sich der zu überwindenden, mehr und mehr wachsenden Schwierigkeiten kaum in vollem Maße bewußt gewesen. General von Falkenhayn erhebt gegen sie nicht den geringsten Vorwurf. Er übernimmt auch für Verdun die volle Verantwortung, aber seine Darlegungen wirken gerade hier nicht recht überzeugend. Sie werden es auch dadurch nicht, daß er uns von einem Angriff „im Maasgebiet" oder „in der Richtung auf Verdun" spricht. In solchem Sinne waren bereits in den ersten Tagen Erfolge errungen, mit deren Behauptung man sich dann hätte begnügen können.

Darin freilich wird man ihm unbedingt zustimmen müssen, daß, so schmerzlich unsere Verluste waren, sie bei dem Verhältnis von 1 : 2,5 der Franzosen immer noch erträglich genannt werden können. Bis Mitte Juni 1916 sind über 70 französische Divisionen in den Hexenkessel von Verdun geworfen, bis August 1916 mehr als drei Fünftel der französischen Gesamtkräfte dort zerrieben worden. Marschall Haigs Bericht läßt erkennen, daß er am 1. Juli 1916 an der Somme angegriffen hat, bevor er dazu völlig bereit war, weil es galt, die Franzosen bei Verdun zu entlasten. Diese selbst haben infolge der vorausgegangenen Kämpfe um Verdun an der Somme den Angriff nicht mit voller Wucht führen können, so schwere Anforderungen die Abwehr auch an die deutschen Truppen stellte.

Ihre Haltung wäre nicht auf eine so furchtbare Probe gestellt worden, gegen Verdun hätten gleichzeitig weitere Fortschritte erzielt werden können, so daß wir dort sicherer standen, wenn nicht der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Front in Galizien und Wolhynien vor dem Anfang Juni erfolgenden Angriff Brussilows den Abtransport der im Westen verfügbaren Reserven notwendig gemacht hätte. Der mit viel zu schwachen Kräften unternommene Vorstoß unserer Verbündeten aus Tirol, der gegen

[1]) Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. Berlin 1919, E. S. Mittler & Sohn. S. 161/62.

den Rat des Generals von Falkenhayn unternommen worden war, hatte damals bereits sein Ende gefunden; immerhin war die galizische Front durch Entnahme der besten Truppen und schwerer Artillerie unzulässig geschwächt worden. Ist es auch gelungen, mit Hilfe der herangeführten deutschen Truppen und österreichisch-ungarischer Verstärkungen den russischen Durchbruch abzuriegeln, so haben die Ereignisse in Ostgalizien doch offenbar das Ende August 1916 erfolgende Eingreifen Rumäniens beschleunigt. General von Falkenhayn hat mit diesem gerechnet, es freilich nicht vor dem Einbringen der Ernte, in der zweiten Hälfte des Monats September, erwartet. Die nötigen Gegenmaßnahmen aber waren von ihm längst vorbereitet und mit den Heeresleitungen der verbündeten Staaten vereinbart worden. So ist der Plan zur Wegnahme von Tutrakan und Silistria und zum Einfall in die Dobrudscha durch Teile der Heeresgruppe Mackensen das Werk des Generals von Falkenhayn. Österreich-Ungarn war während dieser Operationen, die sich später planmäßig vollzogen haben, die Verzögerung der bestimmt zu erwartenden rumänischen Offensive nach Siebenbürgen zugewiesen, bis die zum Gegenangriff in Aussicht genommenen Divisionen, die vorerst anderer Verwendung zu entziehen noch kein Anlaß vorlag, einzutreffen vermochten. Herrichtung der ungarischen Bahnen hierfür wurde vorsorglich in Angriff genommen.

Über die Kriegslage zur Zeit seiner Enthebung von der Stellung als Chef des Generalstabes des Feldheeres am 29. August 1916 sagt General von Falkenhayn, sie sei ernst gewesen, und fährt fort: „Sie ist, mit Schwankungen dem Grade nach, seit dem 14. September 1914 nie anders gewesen, bis zum bitteren Ende so geblieben und konnte infolge der vielfachen Überlegenheit der Feinde an Kräften und Mitteln nicht anders sein, bevor deren Kriegswille gebrochen war. Nichts hat wahrscheinlich mehr zu dem jämmerlichen Ausgange des Krieges beigetragen als der Umstand, daß diese Tatsache erst zu der Zeit, als nichts mehr zu retten war, der Masse des Volkes enthüllt wurde. Die Lage war Ende August 1916 entgegen allen Behauptungen, die später aufgetaucht sind, und die noch heute geschäftig verbreitet werden, nicht verzweifelt. ... Die Spannung im Innern des Reiches war naturgemäß sehr stark. Indessen hatte der Verzicht auf Neuaufstellungen von großen Truppenverbänden seit dem Sommer 1915 verhindert, daß diese Spannung zur Überspannung geworden war."

Eine solche ist erst später eingetreten. Der Energie, die General Ludendorff in der Zusammenfassung der Kräfte der Heimat im Herbst 1916 und auch weiterhin entfaltete, ist rühmend Erwähnung getan[1]). Übergriffe und infolgedessen Mißgriffe von seiten der Obersten Heeresleitung und Übertreibungen sind hierbei freilich nicht ausgeblieben. Die Nachteile, die das Hindenburgprogramm und das Hilfsdienstgesetz im Gefolge gehabt haben, werden von Helfferich überzeugend nachgewiesen. Auch die Errichtung des Kriegsamts in der Form,

[1]) Oktoberheft der „Deutschen Rundschau", S. 85.

wie sie erfolgte, ist kaum als eine glückliche Maßregel zu bezeichnen, wie sich aus den Aufzeichnungen des Generals von Stein[1]) ergibt. Die Regelung der vielumstrittenen Ersatzfrage läßt bei ihm ebenfalls den Eindruck gewinnen, daß nach dieser Richtung dem Kriegsministerium kaum Vorwürfe zu machen sind.

Aus innerpolitischen Gründen ist vom Reichskanzler planmäßig von langer Hand auf die Entfernung des Generals von Falkenhayn von seiner Stellung hingearbeitet worden[2]). Der Reichskanzler hat geglaubt, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn er bei dem überragenden Ansehen, das der Feldmarschall von Hindenburg in der Heimat und beim Heere genoß, Sorge trug, daß ihm die Leitung der Operationen übertragen wurde, und es ist hier nicht der Ort, über den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg als Staatsmann zu urteilen. Das eine aber muß gesagt werden, daß ihm eine dem Staatsmann in Kriegszeiten unentbehrliche Eigenschaft völlig abging: das Verständnis für Kriegshandlungen im großen. Eingehendes operatives Verständnis ist vom Staatsmann nicht zu verlangen — auch Bismarck hat es nicht besessen — aber ein Urteil über die Zusammenhänge von Politik und Kriegführung muß er haben. Bethmann-Hollweg aber fehlte dieses. Daher seine Unsicherheit und Zielosigkeit während des Krieges. Dem von ihm beseitigten Generalstabschef aber ist bald darauf ein unvergleichlich schönes Soldatenschicksal beschieden gewesen. Auf den Schlachtfeldern Siebenbürgens, in den Transsylvanischen Alpen und in der rumänischen Tiefebene hat General von Falkenhayn als kühner und umsichtiger Führer der deutschen 9. Armee glänzende Proben seines Könnens abgelegt.

Er hat auch hier vor allem den Leistungen der Truppen den Erfolg zugeschrieben. Nicht anders ist sein ganzes Buch durchzogen von höchster Anerkennung für den deutschen Soldaten. So bildet es einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung des Gedenkens der großen Kriegszeit, das gerade jetzt doppelt hochgehalten werden muß. Die vornehme Art, in der das Buch geschrieben ist, berührt besonders angenehm in einer Zeit der gegenseitigen Anfeindungen. General von Falkenhayn hat sich stets von Beeinflussungen durch Parteien ferngehalten. Bei aller Würdigung der Bedeutung der Presse verschmähte er es doch, sie seinen persönlichen Zwecken dienstbar zu machen. Große Weitsicht und viel Mäßigung war bei ihm mit Entschlußkraft sowie mit einer bei den Deutschen seltenen Nüchternheit in der Beurteilung von Menschen und Dingen verbunden. Wer sein Werk aufmerksam liest, wird erkennen, welche Schärfe des Durchdenkens die Leitung der Operationen in diesem gewaltigen Kriege erfordert hat. Auf den General von Falkenhayn trifft durchaus der Ausspruch von Clausewitz zu: „Es sind mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten."

[1]) Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig 1919, K. F. Köhler.
[2]) Man vergleiche darüber Helfferich, II, S. 103.

Die politischen Verhältnisse in den Niederlanden

Von

H. Ch. G. J. van der Mandere-Den Haag

Die inländische Politik mancher Länder steht in engem Zusammenhange mit der Art und Weise, in der die Außenpolitik geführt wird, und daraus ergibt sich natürlich, daß das Auftreten eines Staates im Auslande häufig durch die Verhältnisse der politischen Parteien innerhalb seines Landes beeinflußt wird. Selbstverständlich werden diese inneren Verhältnisse in einem der großen Staaten, welche ihr Teil zum europäischen oder internationalen Konzert beitragen, von größerer Wichtigkeit sein und dadurch auch regelmäßigeres Interesse finden, als es mit den einheimischen Verhältnissen eines kleineren Landes wie Holland der Fall ist. Jedoch können die inneren Verhältnisse eines kleinen Staates zu einer Zeit wichtig werden, wenn bei einem internationalen Problem auch eines der kleinen Länder eine Rolle spielt, ebenso wie häufig plötzliche Änderungen in den inneren Verhältnissen eines großen Staates, insbesondere bei Wahlen, zur Änderung des internationalen Zustandes geführt haben. Nicht in allen Verhältnissen und nicht für jedes Land gilt das Wort, daß hinsichtlich der äußeren Politik notwendigerweise Einigkeit herrschen muß. Das war vielleicht früher ein Axiom in der Staatsleitung vieler Länder; in England sogar so stark, daß Ihrer Majestät loyale Gegenpartei „sich verpflichtet fühlte", keinen Widerstand gegen die ausländische Politik zu zeigen, von welcher Regierung sie auch sei — man hat es infolge dieses Krieges in den verschiedenen Ländern für alle Zeit fallen lassen. Es mag sein, daß in Tagen ausländischer Schwierigkeiten Differenzen schwinden, welche früher kennzeichnend auftraten; das verhindert nicht, daß jetzt mehr und mehr in den verschiedenen Ländern die politischen Parteien, die verschiedenen Gruppen der Bürger ihre eigene Haltung hinsichtlich der ausländischen Führung bestimmen und sich bereit zeigen, diese Haltung durchzuführen.

*

Seit einiger Zeit ist in den Niederlanden die Proportionalrepräsentation eingeführt worden. Wie zu erwarten, hat sie eine große Veränderung im politischen Leben zuwege gebracht. Früher waren die Niederlande in ungefähr hundert Distrikte eingeteilt, die je einen Abgeordneten in die Zweite Kammer der Generalstaaten sandten; die Mitglieder der Ersten Kammer wurden und werden auch jetzt noch indirekt durch die Mitglieder der provinzialen Staaten gewählt. Da gerade die Zweite Kammer eine relativ kleine Anzahl Mit-

glieder hat, konnte die Mehrheit niemals überwältigend groß sein; beschränkte sie sich in früheren Zeiten, als entweder Konservative oder Liberale und Radikale in der Mehrzahl waren, auf ungefähr fünfzehn, so war in der späteren Periode, welche von der Politik der kirchlichen Koalition beherrscht wird, eine Majorität von ungefähr zehn oder zwanzig. Als die Wahlen im Jahre 1909 dem christlichen Ministerium unter der Leitung von Dr. jur. Heemskerk eine Mehrheit von zwanzig Sitzen brachten und somit das Verhältnis auf vierzig gegen sechzig kam, wurde von rechts mit einer Mehrheit regiert, wie sie nur selten in der Zweiten Kammer erlangt wurde. Aus dem Distriktssystem ergab sich von selbst, daß diese Majorität bei jeder vierjährigen Wahl sich verändern konnte, daß dadurch das politische Leben in den Niederlanden in vierjährige Perioden verteilt wurde, die beinahe abwechselnd ein konservatives oder ein liberales Ministerium, eine rechts- oder linksstehende Regierung ans Ruder brachten. Im Jahre 1901 errang Dr. A. Kuyper, der Leiter der rechten Seite, seinen großen Sieg; im Jahre 1905 vertrieben die Freisinnigen unter Anführung von Dr. jur. Goeman Borgesius sein Ministerium; 1909 wurde das christliche Ministerium von Dr. jur. Heemskerk, das bereits ein halbes Jahr lang mit einer linksseitigen Mehrheit regiert hatte, gehandhabt; 1913 waren es wieder die Freisinnigen, die der rechten Seite die Regierung fortnahmen, dieses Mal zugleich mit den Sozialdemokraten. Der politische Umschlag von nur einigen Distrikten, in manchen Fällen das Behalten oder Verlieren eines einzigen Distrikts konnte bei dem Wahlsystem von hundert Abgeordneten in hundert Distrikten zu einer regelmäßigen Veränderung in der Regierung führen.

Bei dem Proportionalwahlrecht ist solch ein plötzlicher Wechsel beinahe ausgeschlossen. Das System, welches in den Niederlanden in Anwendung gebracht wird, wenngleich es auch von vielen mit Recht nicht als ideal betrachtet wird, gibt allen Grund, um anzunehmen, daß die großen Parteien ihrer relativen Bedeutung nach über das ganze Land im Parlament vertreten sind. Wenn sich nicht sehr wichtige Dinge ereignen, ist nicht zu erwarten, daß eine einigermaßen bedeutende Mehrzahl der Wähler sich die einen vier Jahre für, die anderen vier Jahre gegen eine rechte oder linke Regierung erklären. Wenn die Mehrheit, mit der regiert wird, sehr klein ist, so wie dieses augenblicklich der Fall ist, dann ist die Möglichkeit, daß die Regierung nach vier Jahren wechselt, natürlich groß; eine regierende politische Partei gibt mehr Veranlassung zu Kritik als eine, die nur zusieht und selbst kritisiert. Aber die fortgesetzten und regelmäßigen Veränderungen, welche die politische Geschichte der Niederlande zeigt, wie in vielen andern Ländern, gehören zum Teil der Vergangenheit an.

Eine andere wichtige Tatsache, die als Folge der Anwendung der Proportionalrepräsentation zu betrachten ist, ist die Bedeutung, welche den sogenannten kleinen Parteien beigemessen werden muß. Bei einem System von hundert Abgeordneten, in hundert Distrikten gewählt, war für die kleinen

Parteien meistens die Wahl eines eigenen Abgeordneten ausgeschlossen. Auch wenn sie für die erste Abstimmung einen eigenen Kandidaten aufgestellt hatten, so erhielt dieser in einem ganz außergewöhnlichen Fall nur eine genügende Anzahl Stimmen, um in die Stichwahl zu kommen. Bei der Stichwahl mußte man einen der beiden Kandidaten wählen und demjenigen seine Stimme geben, den man als kleineres Übel betrachtete. Jetzt aber werden die Stimmen, die auf eine der kleineren Parteien über das ganze Land aufgebracht werden, zusammengezählt, und die gesamte Anzahl ist bereits in vielen Fällen groß genug gewesen, um einen Kandidaten in das Parlament zu bringen.

Das in den Niederlanden angewendete System ist relativ einfach; sein Hauptprinzip ist, daß mittels Teilung der ganzen Anzahl Stimmen durch hundert (der Anzahl der Sitze) der sogenannte Wahlquotient erlangt wird, die Stimmenanzahl also, welche in der Regel ein Kandidat bekommen muß, um für die Wahl in Betracht zu kommen. Aber man stimmt nicht auf den einzelnen Kandidaten, sondern man stimmt auf Listen von Kandidaten, und die Stimmen, die auf einen bestimmten Kandidaten dieser Liste zu viel aufgebracht werden, werden in Reihenfolge der Liste auf die anderen übertragen. Es ist undenkbar, daß alle Listen derartige Ziffern ergeben, daß die Teilung mittels des Wahlquotienten völlig abgerundete Resultate ergibt; häufig wird es Überschüsse geben. Je nach der Größe dieser Überschüsse werden hierauf den verschiedenen Parteien die übriggebliebenen Sitze zuerkannt. Nun könnte es sich ereignen, daß eine kleine Partei, welche kraft der ersten Teilung auf keinen einzigen Sitz Anspruch erheben könnte, deren Gesamtlisten also keinen hundertsten Teil der gesamten Stimmenzahl erreicht haben würden, den größten Rest hat; ein sehr wahrscheinlicher Fall sogar. Dann würde einer ganz kleinen Partei durch Zufall ein Sitz, ja sogar mehr noch zufallen können, die sie auf eine Art und Weise bekommt, die in keinem Verhältnis zu den Sitzen der großen Parteien steht. Darum ist bestimmt, daß die kleinen Parteien nur dann bei der Verteilung der Überschüsse in Betracht kommen, wenn sie mindestens 50 Prozent des Wahlquotienten erreicht haben. Im allgemeinen ist also einer kleinen Partei, welche im ganzen über das ganze Land die Hälfte des hundertsten Teiles des totalen Wählerkorps erreicht, also über ein zweihundertstel Teil der ganzen Anzahl der ausgebrachten Stimmen verfügen kann, ziemlich gewiß, einen Platz im Parlament zu erlangen. Anfänglich war die beschränkende Bestimmung „bis 50 Prozent" weggelassen; die Resultate, die bei der ersten Wahl unter dem Proportionalwahlrecht im Jahre 1918 erzielt sind, machen es jetzt wünschenswert, daß die 50 Prozent bis auf mindestens 75 Prozent, ja am liebsten bis auf 100 Prozent gesteigert werden.

Denn bereits bei diesem ersten Male hat es sich ergeben, daß die kleinen Parteien, und darunter Gruppen von Personen, die keinerlei gemeinschaftliches politisches Interesse verband, von dem Proportionalwahlrecht Gebrauch machten, der beinahe mit Mißbrauch gleichgestellt werden kann. Nicht weniger als 22 Gruppen kamen mit ihren Listen zur Wahlurne von 1918; die Polizei-

partei, die Unteroffiziere, die Künstler, die Bauern, um nur einige aufzuzählen und kleine politische Gruppen unerwähnt zu lassen, kamen mit eigenen Kandidaten. Die Konstellation des Parlaments ist jetzt so, daß die gesamten rechtsstehenden Parteien, die Katholiken, die Antirevolutionären und die Christlich-historischen über genau 50 Sitze verfügen, die Sozialdemokraten über 23, die Freisinnigen über 17, während nicht weniger als 10 Sitze durch Abgeordnete der genannten kleinen Parteien eingenommen werden. Dazu gehören die christlichen Sozialisten, die christlichen Sozialen und die christlichen Demokraten, die ein vollständig ausgearbeitetes Programm haben; darunter befinden sich jedoch die der Unteroffiziere, Künstler (neutrale Partei, deren Abgeordneter der bekannte Revuedirektor Henri ter Hall ist), Bauern und einige andere, die nur durch ein sehr loses Band zusammen einen Abgeordneten ins Parlament gebracht haben. Tatsächlich ist die Situation derartig, daß diese kleinen Parteien sie beherrschen und es bei regelmäßigem Erscheinen der jetzigen Regierung möglich oder unmöglich machen können, weiter zu regieren.

*

Die gesamten freisinnigen Parteien, die Frei-Liberalen, die von vielen die Konservativen genannt werden, die Unie-Liberalen (Partei des verstorbenen Dr. jur. Goeman Borgesius) und die freisinnigen Demokraten, die sich im Jahre 1897 von den Unie-Liberalen getrennt haben, zogen im Jahre 1913 gegen das rechtsstehende Ministerium von Dr. jur. Heemskerk zu Felde, größtenteils unter negativer Parole. Die gesetzliche Regelung der sozialen Versicherung war an der Tagesordnung. Der christliche Staatsmann Talma hatte seine Entwürfe für Kranken- und Invaliditätsversicherung eingereicht und deren Annahme erlangt. Sie waren mehr auf gezwungener Versicherung als auf Staatspension basiert. Überdies wurde von dessen Amtsgenossen vom Finanzministerium der Gedanke gehegt, daß die großen Ausgaben der sozialen Versicherung durch Tarifveränderung gedeckt werden sollten. Von links fiel man diese Pläne unbarmherzig an; man wünschte soziale Versicherung auf anderer Basis; man wollte keine Tariferhöhung, sondern Veränderung der Steuern. Niemals ist wohl so heiß gestritten, wie in den Tagen des Jahres 1913; die Wahlkampagne hat damals eine Intensität und einen Umfang erreicht, wie er in den Niederlanden noch nie dagewesen war; selbst ohne die seitdem eingeführte Stimmpflicht gab es Plätze und Distrikte, in denen 90 bis 99 Prozent der Wähler an der Wahlurne erschienen waren. Die Freisinnigen gingen diesmal nicht mit den Sozialdemokraten zusammen. Als sich jedoch bei der ersten Abstimmung ein großes Wachsen der sozialdemokratischen Prinzipien ergab, als die Möglichkeit nicht ausgeschlossen schien, daß die sieben Sitze, die anfänglich von den Sozialdemokraten besetzt waren, auf vierzehn und darüber vermehrt werden könnten, entstand für die Freisinnigen eine große Schwierigkeit. An alle Freisinnigen, die mit einem rechtsstehenden Kandidaten in die Stichwahl kamen, wurde die Frage gestellt,

ob sie dazu bereit wären, das allgemeine Wahlrecht durch ihre Hilfe zu sichern; wo diese Frage bejahend beantwortet wurde, konnten die freisinnigen Kandidaten auf die Unterstützung der Sozialdemokraten rechnen. Andererseits stand es wohl im voraus fest, daß die in die Stichwahl kommenden Sozialdemokraten von den Freisinnigen unterstützt werden würden. Von einem Zusammenwirken zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten ist 1913 nicht die Rede gewesen; nur sind bei der zweiten Votierung, wie es zu erwarten war, ziemlich treu die gegenseitigen Kandidaten übernommen worden. Eine große Anzahl Distrikte war bei dieser Gelegenheit vertreten, und es wurde das Resultat erzielt, daß die Freisinnigen und Sozialdemokraten zusammen eine Majorität von ungefähr sieben Sitzen über die Koalition der rechtsstehenden Parteien hatten.

Das Ministerium unter dem Präsidium Heemskerk trat ab; auf welche Weise und durch wen sollte es ersetzt werden? Die Freisinnigen und die Sozialdemokraten hatten gemeinschaftlich durch ein teils negatives, teils positives Programm den Sieg über die rechtsstehenden Parteien davongetragen; ein Kabinett, in welchem sozialistische Minister Sitz haben würden, schien selbstverständlich. Dem freisinnigen Staatsmann Dr. D. Bos wurde von der Königin der Auftrag gegeben, ein Kabinett zu bilden, in welchem auch drei sozialdemokratische Minister, als welche sofort durch die öffentliche Meinung Troelstra, Schaper und Vliegen angegeben wurden, Sitz haben sollten. Aber der Rat von sozialdemokratischen Parteigenossen, später der außergewöhnliche Kongreß in Zwolle, verwarf die Annahme der Portefeuilles, trotzdem sich Troelstra in anderem Sinne aussprach. Da wurde für ein freisinniges Koalitionsministerium die Lage zu schwach, und trotz großen Widerstandes der Herren Bos und Goeman Borgesius wurde von den gesamten freisinnigen Parteien beschlossen, die Regierung nicht anzutreten. Die Besprechungen haben lange Zeit gewährt, denn was sollte nun weiterhin geschehen? Ein rechtsstehendes Ministerium war vollkommen ausgeschlossen, denn es fand keine Mehrheit, die es unterstützen würde; ein rein linksstehendes Ministerium ebenfalls.

Daraufhin wandte man sich an Herrn Cort van der Linden, der als Justizminister in dem durch seine sozialen Vorlagen so wichtigen Ministerium Goeman Borgesius (von 1897 bis 1901) gesessen, aber sonst in der Politik keine besonders wichtige Rolle gespielt hatte. Er hat es verstanden, in ziemlich kurzer Zeit eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten auf verschiedenen Gebieten um sich zu scharen, unter denen die Herren Lely und Treub wohlbekannte politische Persönlichkeiten waren, die in dem Parteienstreit jedoch nicht derartig unversöhnlich waren, daß sie nicht in einem sogenannten Arbeitskabinett hätten sitzen können. Das Ministerium Cort van der Linden trat als außerparlamentarisches Ministerium auf, das heißt als ein Kabinett, das nicht unmittelbar einer der politischen Gruppen verbunden war. Es ergab sich jedoch bereits aus der ersten Thronrede, daß es sich das Ziel gesteckt hatte, einen großen Teil von den Plänen der Freisinnigen, mit denen es eng verbunden war, zu verwirklichen. Es ist wohl eigenartig, daß Herr Treub als Ackerbau-

minister fungierte, unter dem anfänglich die sozialen Vorlagen ressortierten, und der sich gerade wegen der Staatspension von den Freisinnigen abgesondert hatte und keine Kandidatur hatte annehmen wollen!

Das Ministerium Cort van der Linden erstrebte die Lösung von zwei wichtigen politischen Problemen. Bis jetzt ist der Schulstreit das Thema, welches besonders links und rechts voneinander scheidet. Die liberalen Gesetze vom Jahre 1878, die einstmals von Dr. Kuyper „der scharfe Beschluß" genannt wurden und durch ihren Namen also bereits mit dem Beschluß verglichen wurden, welcher im Jahre 1618 zu den heftigen Religionszwistigkeiten in den Niederlanden führte, stellten den privaten Unterricht in mancher Hinsicht vor dem öffentlichen Unterricht zurück. Der öffentliche Unterricht ist neutral und läßt in keinem Teile des Landes Religionsunterricht auf den Schulen zu; darum genügt er den Eltern nicht, die ihren Kindern eine christliche Erziehung geben wollen. Bis jetzt gelang es den rechtsstehenden Parteien, für ihre Schulen das Geld durch freiwillige Sammlungen zu bekommen; aber die damit verbundenen Opfer können nicht immer gebracht werden und müssen einmal aufhören. Daher kommt es, daß bereits seit geraumer Zeit nach finanzieller Gleichstellung des öffentlichen und des privaten Unterrichts gestrebt wurde. Das Ministerium Cort van der Linden erstrebte einerseits Lösung der Schulfrage, die so bittere Tendenzen in den politischen Parteikampf Hollands bringt, während es andererseits Lösung der sozialen Frage zu erreichen hoffte. Ein Programm, das mit der Regelung des allgemeinen Wahlrechts ergänzt werden mußte, wozu eine Änderung der Verfassung nötig war. Überdies ein Programm, das trotz der Schwierigkeiten, unter denen das Ministerium Cort van der Linden regierte, vollständig ausgeführt wurde.

Im September des Jahres 1913, einen Tag nach der Eröffnung des Friedenspalastes im Haag, der die abtretende Regierung großen Wert beilegte, nahm das Ministerium Cort van der Linden die Regierung auf sich. Kaum war es ein Jahr am Ruder, und gerade hatte Minister Treub mit der ihm eigenen Tüchtigkeit die sozialen Entwürfe eingereicht, welche man von ihm erwartete, als der Krieg ausbrach. Hatte der Premierminister Cort van der Linden damals nicht die Meinung gehegt, wie beinahe alle anderen auch, daß der Krieg nur kurze Zeit währen würde, dann würde auch er zweifellos eingesehen haben, daß die Umgestaltung eines außerparlamentarischen Kabinetts in ein rein nationales Ministerium die beste Lösung gewesen wäre. Bereits die Sitzung vom 3. August 1914 ergab, daß in der schwierigen Stunde der Gefahr jeder Parteikampf aufhört. Alle Parteiführer erklärten, daß man jetzt einig sein und der Regierung die nötigen Vollmachten geben müsse, damit diese die von ihr für nötig erachteten Maßregeln ausführen könnte. Was noch niemals vorgekommen war, geschah: über dringende Gesetzentwürfe, die Ausfuhrverbote, das Imdienstbehalten des Militärs und der Landwehr und eine Reihe von Krediten betrafen, die sich auf den Kriegszustand bezogen, wurde nicht schriftlich Bericht erstattet, sondern zur direkten

öffentlichen Verhandlung und Annahme ohne Diskussion geschritten. So blieb es einige Monate lang; so ist es besonders zwischen der Rechten und Linken bis ungefähr zum Jahre 1916 geblieben. Der eigentliche Parteikampf war verschwunden, und wenn man von rechts die Regierung unterstützte, so vermied diese ihrerseits sorgfältig, Themata aufs Tapet zu bringen, welche bei einer der beiden Parteien unangenehme Empfindungen hervorrufen würden.

Hinsichtlich der Schulfrage und des allgemeinen Wahlrechts war dieses nicht schwierig. Denn die Regierung ernannte eine Kommission, in der politische Vertreter verschiedener Parteien, die über eine gütliche Lösung der Schulfrage beraten sollten, Sitz hatten. Das Resultat, welches diese Kommission erzielte, führte dazu, daß einerseits die Linke bereit schien, die Opfer für den privaten Unterricht zu bewilligen, womit die Lösung verknüpft war, daß die Rechte demgegenüber bereit erschien, die Einwendungen, welche gegen das allgemeine Wahlrecht von ihrer Seite noch immer gemacht wurden, preiszugeben. Im Zusammenhange mit den Umständen des Augenblicks beschränkte die Regierung die anfänglich mehr Gebiete umfassenden Entwürfe für die Verfassungsänderung auf diese beiden Punkte; Artikel 80 wurde so abgeändert, daß das allgemeine Wahlrecht eingeführt und das Frauenwahlrecht zustande gebracht werden sollte; fernerhin, daß das Gesetz den öffentlichen und den privaten Unterricht vollkommen gleichstellen könnte. Auf dieser Basis wurde die Verfassungsänderung in beiden Kammern der Generalstaaten einst ziemlich einstimmig angenommen. Da diese Übereinstimmung erzielt wurde, konnte überdies zwischen den politischen Parteien ein Vertrag geschlossen werden, um bei Auflösung der Kammern, die bei einer Verfassungsänderung notwendig ist, die gegenseitigen Kandidaten zu unterstützen; die im Jahre 1917 aufgelöste Kammer kam vollkommen in derselben Form wieder zurück. Wohl wurden durch eine neu errichtete Partei Unzufriedener gegen dieses eigenartige parlamentarische Abkommen Einwendungen erhoben; aber der Einfluß, welcher davon ausging, war gering.

Weniger glücklich war die Regierung mit ihrer Lösung der sozialen Frage, die besonders für die soziale Versicherung von Wichtigkeit war. Die Rechte und die Linke hielten jede an ihrem Standpunkt fest. Die Invaliditäts- und Krankenversicherung machten Organe nötig, die Arbeitsräte genannt wurden. Zur Regelung der Befugnisse und Pflichten dieser Organe dienen die Rätegesetze, welche von Talma 1913 befürwortet waren. Sie waren jedoch noch nicht eingeführt und sollten auch erst 1916, zugleich mit der sozialen Versicherung selbst, eingeführt werden können. Die linke Majorität der Kammer machte es unmöglich; sie verwarf den von der Regierung erbetenen Kredit. Es ist mehr als einmal versucht, ein Kompromiß zu finden, um mittels des sogenannten Altertumsgesetzes zwischen beiden Standpunkten eine Brücke der Versöhnung zu bauen; aber diese Versuche schlugen fehl. Als im Jahre 1917 durch ein politisches Abkommen beschlossen wurde, die gegenseitigen Kandidaten nicht zu bekämpfen, wurde überdies vereinbart, daß in der neuen Periode, die nicht

länger als ein Jahr dauern sollte, keine Entwürfe politischer Art eingereicht werden sollten. Nun war das Altertumsgesetz bei Auflösung der Kammern noch nicht zustande gekommen; denn es war von der Zweiten Kammer angenommen, jedoch in der Ersten Kammer noch nicht behandelt. Aus sogenannter staatsrechtlicher Erwägung wünschte die Erste Kammer nicht die Behandlung eines Entwurfs aufzunehmen, der von einer inzwischen entbundenen Zweiten Kammer kam; es mußte also der Form halber ein neuer Entwurf eingereicht werden, der jedoch politischer Art sein sollte. An diese Möglichkeit hatte man nicht gedacht; aber die Politiker der Rechten versäumten es nicht, sich dieses politische Glück, welches sie durch die rechte Majorität, die in der Kammer war, erlangt hatten, zunutze zu machen. Und die Regierung, die sich seinerzeit dem politischen Abkommen der Parteien angeschlossen hatte, schien nicht dazu bereit zu sein, einen neuen Entwurf für das Altertumsgesetz einzureichen, so daß die Lösung der sozialen Frage, bei ihrem Abtreten im Jahre 1918, ferner ablag als zuvor.

Es würde in der Tat gegenüber der Arbeit des Ministeriums Cort van der Linden (1913—1918) von wenig Dankbarkeit zeugen, wenn man behaupten würde, daß überwiegende Gründe zur Unzufriedenheit über diese Regierung vorhanden waren. Das hindert jedoch nicht, daß diese Unzufriedenheit bestand. Anfangs, als die Angst vor dem Kriege alle wie mit Stummheit geschlagen hatte, fügte man sich den Maßregeln der Regierung und gestand ihr eine dermaßen ausgebreitete Handelsbefugnis zu, die für einen demokratischen Staat beispiellos war. Als jedoch bereits im Herbst des Jahres 1918 der Zustand normal wurde, die drohende Gefahr wich und sich die durch nichts gerechtfertigte optimistische Meinung verbreitete, daß Holland wohl bis zum Ende vom Kriege verschont bleiben würde, wurde es die Zweite und späterhin auch die Erste Kammer müde, am Gängelbande der Regierung zu laufen. Einerseits fühlte man, daß man sich auf militärischem und ausländischem Gebiet ihren Maßregeln nicht widersetzen konnte; andererseits jedoch fragte man sich, ob die Regierung nicht von der herrschenden Unsicherheit Gebrauch machen würde, um sich in Geheimsinnigkeit einzuhüllen, wozu die Tatsachen nicht berechtigten. Die Sitzungen im Generalkomitee, die mehr als einmal stattfanden, liefern den Beweis dieser wachsenden Unzufriedenheit. Hätte man den Kammern der Generalstaaten Gelegenheit zum Mitarbeiten in den Maßregeln dieser Zeit gegeben, so wäre zweifellos dieses Gefühl von Unzufriedenheit gewichen. Die Regierung jedoch arbeitete für sich selbst allein alle Krisismaßnahmen aus; sie erbat nur dann die Hilfe des Gesetzgebers, wenn diese unumgänglich nötig war. Erst im Jahre 1916 sind die Distributionsmaßregeln im Lande gesetzlich geregelt; sogar noch im Jahre 1917 ist Nachdruck der Ersten Kammer erforderlich gewesen, um die wichtige Regelung der Ausfuhr mittels der sogenannten Exportzentrale auf gesetzlichem Wege zustande kommen zu lassen. Hätte der Krieg ein oder zwei Jahre gedauert, so wäre eine ewige Dankbarkeit dem Ministerium Cort van der Linden

zuteil geworden; da jedoch der Krieg jahrelang währte, die anfängliche Furcht von uns wich und zugleich die Erfordernisse der täglichen Politik wieder in ihre Rechte traten, konnte die Unzufriedenheit nicht mehr bezwungen werden. So entstand die eigenartige Stimmung, in gewissem Sinne, ein passiver Widerstand, der sich nicht in Tatsachen äußern konnte, sich jedoch durch allerlei Spitzfindigkeiten und teilweise Mißbilligung kundgab. Zweifellos ist es zum Teil diesen Tatsachen zuzuschreiben, daß man im Jahre 1916 Minister Treub fallen ließ, der inzwischen das Finanzministerium von seinem vollständig untüchtigen Vorgänger Bertling übernommen hatte, daß man im Jahre 1917 seinen Nachfolger, Minister van Gyn, durch ein Mißtrauensvotum traf, daß man in demselben Jahre den Kriegsminister Bosboom nach Hause schickte, obwohl sich zur Genüge ergeben hatte, daß dieser seine ganze Kraft anwendete, um die militärischen Erfordernisse des Zustandes den sozialen Erfordernissen des Zusammenlebens anzupassen.

Als ein Monument seiner Regierung kann das Ministerium Cort van der Linden, dessen Premierminister praktisch eine Stelle bekleidete, welche mit den konstitutionellen Auffassungen unseres Staates nicht ganz übereinstimmt, das Zustandekommen der Verfassungsänderung betrachten, die in ein und demselben Artikel das allgemeine Wahlrecht, den Proporz, das Frauenwahlrecht und die Stimmpflicht brachte; auch den Beginn einer Lösung der Schulfrage, der sich jetzt das Parlament weiter widmen muß. Daß seine Krisisregierung in jeder Hinsicht zufriedengestellt hat, kann man jedoch nicht sagen; besonders der Minister von Ackerbau, Industrie und Handel, Posthuma, war vielerlei Kritik ausgesetzt; der Kritik von den Produzenten, die glaubten, daß in ihren Betrieb zu viel eingegriffen wurde; der Kritik von den Konsumenten, die dessen ungeachtet nicht genugsam beschützt wurden; eine gewöhnliche Erscheinung, die sich in beinahe allen Ländern gezeigt hat. Und für seinen Minister des Äußern, Herrn London, fühlte man wohl Sympathie und Erkenntlichkeit, daß er es verstanden hatte, Holland den Schrecken des Krieges fernzuhalten; aber aus dem sehr geringen Widerhall, den die ungeschickt arrangierte Huldigung für diesen abtretenden Minister fand, hat sich deutlich genug gezeigt, daß das nüchterne Holland erst wissen will, wie seine Regierung gewesen ist, und was dieser Regierung und den zufälligen Umständen zu verdanken ist, bevor es manifestiert und sich dankbar zeigt.

*

Die Wahlen vom Jahre 1918 ergaben als Resultat: den vereinigten rechten Parteien mehr als 50 Sitze, den Sozialdemokraten ungefähr 23 Sitze, den Freisinnigen ungefähr 13 Sitze und den kleinen Parteien ungefähr 10 Sitze, von denen 8 bestimmt zu der Linken gerechnet werden können. Die Anzahl der Sitze, welche die Sozialdemokraten bekommen haben, hätte es ihnen unmöglich gemacht, eine Aufforderung zur Annahme von Portefeuilles

von der Hand zu weisen, wie solches im Jahre 1913 geschah. Indessen stand die relative Bedeutung der sozialdemokratischen zu den freisinnigen Parteien im umgekehrten Verhältnis zu derjenigen vom Jahre 1913, und ein durch beider Mitwirkung entstandenes Kabinett hätte in der Mehrheit sozialdemokratisch sein müssen. Aus den lange währenden Unterhandlungen, welche geführt wurden, ehe das neue Ministerium auftrat, aus der Tatsache, daß dieses Ministerium kaum gebildet war, als die Kammern im September zusammenkamen, ergibt sich deutlich, daß auch bei der Rechten kein übergroßer Enthusiasmus für den Regierungsantritt bestand. Die Elite der Parteien wünschte augenblicklich in einem rechten Kabinett keinen Sitz zu haben. Herr Ruys de Beerenbrouck, der erst kurz vorher als Nachfolger seines Vaters Kommissar der Königin in Limburg geworden war, ein Mann, der im politischen Leben eine zweite, wenn nicht eine dritte Rolle gespielt hatte, nahm im letzten Augenblick die Leitung der Regierung auf sich. Er verstand es, eine Schar anerkannt tüchtiger Mitarbeiter um sich zu vereinigen, die alle Nuancen der rechten Parteien repräsentierten. Er brachte die Anzahl der Minister von neun auf elf, und als neue Minister kamen solche für Arbeit (soziale Gesetzgebung) und für Unterricht, Kunst und Wissenschaft. Daß diese rechtsstehende Regierung, welche sich auf eine Majorität stützt, die kaum die Hälfte der Kammer umfaßt, von Anfang an begriff, daß sie in versöhnendem Sinne auftreten müsse, ergab sich aus ihrer ersten Thronrede und aus einem großen Teile ihrer Handlungen bis jetzt.

Kaum war die neue Regierung am Ruder, so kamen auch, zufolge der deutschen Revolution, in den Niederlanden Revolutionspläne zum Vorschein. Am Dienstag, den 12. November, einen Tag nach dem Schließen des Waffenstillstands, hielt der sozialdemokratische Leiter Troelstra in der Zweiten Kammer eine Rede, welche vollständig außerhalb der damals an der Tagesordnung befindlichen Beratschlagungen über den Teuerungszustand lag, jedoch von dem Vorsitzenden klugerweise zugelassen wurde. Diese Rede verursachte große Erregung in den Niederlanden, weil in ihr von den Sozialdemokraten ziemlich deutlich an die Regierung die Aufforderung gerichtet wurde, auf die Regierung Verzicht zu leisten und sie in die Hand der Sozialdemokraten zu legen. Denn wenn auch in dieser Rede von Arbeiter- und Soldatenräten gesprochen wurde, so findet man in ihr doch keine Andeutung, daß man Gewalt anwenden wollte. Erst später hat es sich ergeben, daß der sozialdemokratische Leiter mit dieser Rede sowohl gegen die Beschlüsse seiner eigenen Parteigenossen handelte, als auch gegen die Beschlüsse einer vereinigten Versammlung der politischen und der Fachorganisation der sozialdemokratischen Kreise. Die Bestürzung, welche seine Worte hervorriefen, war groß. Sie beherrschte die Beratschlagungen der Zweiten Kammer in den darauffolgenden Tagen. Von rechts und von links erklärten die Leiter der Klerikalen und Freisinnigen, daß die Sozialdemokraten nur auf gesetzlichem Wege auf die Regierung Anspruch erheben könnten; daß niemand den Sozial-

demokraten das Regierungsrecht absprechen würde, wenn es sich an der Wahlurne ergeben sollte, daß die Mehrheit des niederländischen Volkes sozialdemokratisch dächte. Aber man bestritt, daß eine Partei aus ausländischen Zuständen das Recht schöpfen dürfte, um sich ohne Unterstützung des Volkswillens der Regierung zu bemeistern, und nachdrücklich tadelte man die Sozialdemokraten, daß sie sich, obwohl eine Ordnungspartei, zu Gewalttätigkeiten hergeben wollten. In dieser Woche wurde selbst von frei liberaler Seite ängstlicher Eifer für soziale Verbesserungen gezeigt; man pflichtete allgemein bei, daß der achtstündige Arbeitstag eingeführt werden müsse, daß für die soziale Versicherung keine finanziellen Opfer zu groß sein dürften und dergleichen mehr. Aber es war auch eine Woche, in welcher es sich den Sozialdemokraten und in noch stärkerem Maße den Sozialisten und Revolutionären zeigen mußte, daß sie die Freisinnigen und Klerikalen gegen sich vereinigt finden würden, wenn mit Gewalt ein Anschlag auf den geordneten Zustand verübt werden sollte.

Aus diesen parlamentarischen Diskussionen ergaben sich die vielen Kundgebungen, wobei es fraglich ist, ob man der Königin damit gedient hat, ihre Person mit hineinzuziehen, dadurch, daß man sie veranlaßte, Besuche in Amsterdam, Rotterdam und anderen großen Städten zu machen. Gegen mögliche Gewalttätigkeiten seitens der Sozialdemokraten und Sozialisten, deren Zusammengehen noch immer befürchtet wurde, wurden Bürgerwehren gebildet, deren Zahl noch immer mehr anwächst. Deutlich wurde im Parlament von der Regierung ausgesprochen, daß die Frage erwogen werden müsse, inwieweit man mit den Sozialdemokraten in derselben Weise wie früher zusammenarbeiten könnte, nun es sich ihrem Urteil nach ergeben hätte, daß die Sozialdemokraten nicht für die Ordnung und Sicherheit des Staates in die Bresche springen wollten, wie andere Parteien es täten. Scharf, sehr scharf ist in den Wochen danach der Gegensatz zwischen den Sozialdemokraten und den anderen Parteien gewesen, nicht nur im Parlament, sondern auch im gesellschaftlichen Leben außerhalb desselben, selbst bis in die Arbeiterorganisation, ja in dieser vielleicht am stärksten. Die römisch-katholischen Organisationen wurden durch ihre Leiter aufgerufen, sie wappneten sich und würden der Regierung Verteidiger geliefert haben, wenn Gewalttätigkeiten begangen worden wären. Die römisch-katholische Partei hat aus den Worten Troelstras Vorteil gezogen; das ergibt sich aus den Resultaten der Wahlen für die provinzialen Staaten und für die Gemeinderäte. Bis jetzt haben die Worte von Troelstra, der von seinem Parteigenossen Schaper in einer stürmischen Sitzung am Ende der bewußten Novemberwoche vergebens in Schutz genommen wurde, kein anderes Resultat gehabt, als daß sich nach dem Urteil von vielen die sozialdemokratische Partei allen denen entgegengesetzt hat, die für Ordnung sind, und daß viele, die sonst bereit und gewöhnt sind, für Sozialdemokraten ihre Stimme abzugeben, jetzt noch lieber einen Katholiken als einen Sozialdemokraten wählen.

Welche Folgen all dieses haben wird, ist augenblicklich schwerlich zu sagen. Der sozialdemokratische Kongreß, welcher dieses Jahr in Arnheim stattfand, hat keine definitive Lösung der Frage gebracht, ob die Sozialdemokraten Ordnung oder Revolution in den Niederlanden wünschen. Es hat sich ergeben, daß bei den Sozialdemokraten zwei Strömungen bestehen, die eine für Ordnung, die andere für Revolution; sie sind direkt gegeneinander gerichtet, und ihre innere Kraft ist nicht zu ermessen. Augenscheinlich steht die Mehrzahl der sozialdemokratischen Partei auf dem Standpunkt, daß man nicht mittels einer Revolution nach der Herrschaft greifen soll, sondern daß die Sozialdemokraten, falls es durch anderer Zutun zur Revolution kommt, demgegenüber ihre eigene Haltung, vollständig unabhängig von allen bürgerlichen Parteien, festsetzen werden, das heißt daß sich die Sozialdemokraten nicht zur Verteidigung von Ordnung und Macht im Verein mit den bürgerlichen Parteien verpflichten wollen, sondern selbständig erwägen werden, was im Falle einer Revolution zu tun sei. Daß eine derartige Haltung in diesen unsicheren Zeiten große Unsicherheit bringt, ist wohl selbstverständlich; daß die Folgen der Räteregierungen in Bayern, Ungarn und in Rußland die herrschende Aufgeregtheit nicht verringern, kann man sich wohl denken. Und daß die Entwicklung eines gesunden politischen Lebens, welches wir jetzt vor allem anderen nötig haben, dadurch nicht befördert wird, muß man als richtig annehmen.

In der Novemberwoche des Jahres 1918 wurde unter dem Druck der Verhältnisse ein ausführliches soziales Programm versprochen. Der katholische Minister Aalberse, der bereits in vorhergehenden Jahren bewiesen hatte, einer der Voraussstrebendsten auf diesem Gebiete in seiner Partei zu sein, hat eine Reihe Maßregeln angekündigt, die zusammen einer Umgestaltung ähneln, und die zweifellos nicht alle abgehandelt werden können. Jedoch befinden sich unter ihnen solche, die bereits in gesetzlicher Form festgelegt sind und einen versöhnenden Charakter haben. Bei den verschiedenen Anträgen ist es dem Minister Aalberse bereits gelungen, die Frage der sozialen Versicherung zu einer vorläufigen Lösung zu bringen. Der wichtige Gesetzentwurf für den achtstündigen Arbeitstag, welcher ihn für Fabriken und Werkstätten, für Kontore und für Bäckereien obligatorisch vorschreibt, für andere Betriebe den zehnstündigen Arbeitstag einführt und im allgemeinen jugendlichen Personen die Arbeit verbietet, Sonntags- und Nachtarbeit beinahe vollständig abschafft und überdies den freien Sonnabendnachmittag einführt, zeugt von großer sozialer Schaffenskraft. Das Ministerium, das sich anfänglich gegen das Frauenwahlrecht auflehnte, hat später den Standpunkt eingenommen, daß gegen einen Antrag, der von der Kammer selbst ausginge, keine Beschwerde erhoben werden solle; die Gesetzesvorlage Marchant ist aus diesem Grunde zum Gesetz erhoben worden, und bei den künftigen allgemeinen Wahlen werden die Frauen durch das allgemeine Wahlrecht und die Stimmpflicht zum Mitstimmen gezwungen sein. Wichtige Gesetzesentwürfe hinsichtlich der Haus-

industrie, hinsichtlich der Arbeit in verschiedenen Betrieben, hinsichtlich des Unterrichts usw. sind in Vorbereitung. Es ist Sache der Kammer, diesen Entwürfen die nötige Ehre zu erweisen und diese parlamentarische Periode zu einer fruchtbaren zu machen. Ob jedoch alle diese sozialen Maßnahmen, wie ehrlich sie auch gemeint sind, wie ehrlich sie auch ausgeführt werden, die erforderliche versöhnende Stimmung in die scharf zugespitzten Konflikte, die durch den Krieg entstanden sind, bringen werden, ist im Augenblick nicht zu sagen.

Zweifellos sind die Ereignisse der Novemberrevolution schädlich, besonders für die freisinnigen Parteien. Bereits bei den Wahlen im Jahre 1918 ergab es sich, daß der gewöhnliche liberale Gedanke in den Niederlanden, genau wie anderswo, zwischen dem Druck der äußersten Linken und der äußersten Rechten mehr und mehr verschwand. Die Geschehnisse der letzten Monate und die wenig selbständige unabhängige Lage, die die freisinnigen Parteien, ausgenommen die freisinnigen Demokraten, demgegenüber eingenommen haben, haben ihren Zustand nicht stärker gemacht. Die freisinnigen Parteien haben sich größtenteils mit den Konservativen von rechts verbunden; sie sind für die Aufrechterhaltung der Ordnung in den Niederlanden im Augenblick von ihnen abhängig. Die rechtsstehenden Parteien werden es nicht unterlassen, an den großen Dienst zu erinnern, den sie allen, denen Ordnung und Sicherheit lieb ist — und das ist die große Mehrzahl — erwiesen haben. Daß daraus politische Folgen erwachsen werden, ersieht man bereits aus den jetzt abgehaltenen Wahlen für die provinzialen Staaten und Gemeinderäte. Wie scharf dabei die Gegensätze zwischen der äußersten Rechten und der äußersten Linken noch sind, und wie verhältnismäßig ungewiß die Haltung ist, die demgegenüber vom liberalen Mittelblock eingenommen wird, hat sich aus vielen abgehaltenen Versammlungen überdeutlich ergeben. Das Frauenwahlrecht kann zu unerwarteten Überraschungen bei den nächsten allgemeinen Wahlen führen; man erwartet allgemein, daß es den rechten und den äußersten linken Parteien zugute kommen und nur zum sehr kleinen Teil zur Verstärkung der liberalen Mittelparteien beitragen wird. Daß man an dem äußersten linken Flügel keine relative Verstärkung vom Frauenwahlrecht erwartet, in den Niederlanden ebensowenig wie in Belgien, wo sich die Sozialdemokraten gezwungen fühlten, sich dem Frauenwahlrecht zu widersetzen, ergibt sich wohl aus der Tatsache, daß Troelstra (übrigens vergeblich) danach gestrebt hat, dem Frauenwahlrecht das Korrektiv beizufügen, daß das männliche Wähleralter von 25 Jahr auf 23 Jahr erniedrigt wird! Indessen wird sich der Einfluß des Frauenwahlrechtes wahrscheinlich erst 1922 bei den dann stattfindenden periodischen Wahlen geltend machen. Denn Minister Ruys de Beerenbrouck hat im Gegensatz zu vielen geäußerten Erwartungen zu erkennen gegeben, daß die Regierung keine Veranlassung findet, die Kammern aufzulösen, obgleich sich in der Zwischenzeit das Wählerkorps verdoppelt hat. Und wenn die erwartete neue Verfassungsänderung die Auflösung notwendig machen sollte, dann wird vermutlich ihr Zeitpunkt nicht weit von dem vierjährigen Termin entfernt sein!

*

Der politische Zustand in den Niederlanden ist in hohem Maße ungewiß. Bis jetzt ist die Ordnung vollkommen aufrechterhalten geblieben; die Meinungsverschiedenheiten, die verfochten werden müssen, sind auf das gesetzliche und parlamentarische Terrain beschränkt, auf dem die Meinungen wohl mit großer Heftigkeit aneinanderprallen, jedoch zu keinem Ausbruch nach außen hin geführt haben. Was den Niederlanden morgen oder übermorgen bevorsteht: wir wissen es nicht, ebensowenig wie andere Länder es wissen, wenn man auch anläßlich verschiedener Ereignisse die Hoffnung hegen darf, daß die größten Flutwellen des Bolschewismus beschwichtigt sind. Aber selbst, wenn in den Niederlanden die Ordnung gewahrt bleibt, dann wird in freisinnig-sozialer Richtung doch viel mehr getan werden müssen, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, wenn man allerseits Zufriedenheit begegnen will. Dann wird man verstehen lernen müssen, daß durch den Krieg und die sich daraus ergebenen Umstände soziale und ökonomische Gegensätze entstanden sind, so groß und so kräftig, wie man sie sich früher nicht hat denken können; man wird verstehen lernen müssen, daß die Aufopferungen, die von jedem Volk, selbst in neutralen Ländern, in Kriegszeiten gefordert wurden, bezahlt werden müssen, nachdem die Gefahr vorüber ist. Das allgemeine Wahlrecht ist zweifellos als direkte Folge des Kriegszustandes dem niederländischen Volke geschenkt worden. Das Frauenwahlrecht ebenfalls. Durch das allgemeine Wahlrecht ist jetzt schon eine Zweite Kammer gewählt, die im Charakter, auch was die Vertreter der kirchlichen Parteien angeht, vollständig von der früher gewählten verschieden ist, ein Unterschied, der sich stets deutlicher zeigt und zu immer deutlicheren Folgen leiten wird. Holland ist keinesfalls ein ultrademokratisches Land, wenn auch Jahrzehnte hintereinander die sogenannten liberalen Parteien Ministerien gebildet und regiert haben. Einzelne freisinnige Leiter haben aus ganzem Herzen und aus sich selbst die Initiative zu sozialen Umgestaltungen genommen; jedoch sind diese erst auf Andringen der organisierten Arbeiter durch die Mehrheit der liberalen Parteien definitiv angenommen. Daher kommt es, daß die äußerste Linke augenblicklich kein Vertrauen zu der freisinnigen Politik hat. Genau so, wie sich der „scharfe Beschluß" in der Schulfrage an dem Einvernehmen zu den rechtsstehenden Parteien gerächt hat, so rächt sich die zwitterhafte Haltung in sozialen und Wahlrechtsproblemen an dem Einvernehmen mit den Arbeiterparteien; und zu welchen Folgen dieses Veranlassung geben wird, kann nur durch die Umstände der nächsten Zeit bestimmt werden.

Das Verhältnis der Lehren Spinozas zum öffentlichen Recht und zur Volkswirtschaft der Gegenwart

Von

Eugen Meyer[1])

Die Lehren Spinozas gipfeln in der Annahme der Einheit alles Seins, im Begriffe: „natura sive deus", Gottnatur. Ihre Fortbildung hat diese Einheit in der Polarität der Attribute: Ausdehnung und Denken, Körper und Geist, Stoff und Energie erfahren. Für die Staats- und Rechtswissenschaft bedeutet diese Polarität, daß Staatskunde und Staatspolitik, Rechtskunde und Rechtskunst, Wirtschaftskunde und Wirtschaftspolitik untrennbar miteinander vereinigt sind. Folgerichtig lehrt auf dieser Grundlage Spinoza (Pol. Trakt. II. 4): Es

„erstreckt sich das natürliche Recht ... jedes Individuums genau so weit wie seine Macht."

Der Altruismus der gemeingewöhnlichen Moral ist diesem tapferen, von jeder illusionistischen Einbildung entfernten Satze freilich nicht zuzusprechen, aber der Vorwurf der Unsittlichkeit, der gegen ihn erhoben wurde, ist ungerechtfertigt. Denn „Macht" im Sinne Spinozas ist

„Gottes Wesen (Pol. Trakt. II, § 3; Ethik I. 34), Gottes, der lediglich nach den Gesetzen seiner Natur und von niemand gezwungen handelt" (Ethik I. 17).

Daß Gott aber unrecht tue, ist ungereimt, ja lästerlich. —

Das ökonomische Prinzip, möglichst großen Nutzen mit möglichst geringem Aufwande zu erzielen, mag mit moralistischen Gedankengängen unvereinbar sein, mit dieser Grundlage spinozistischer Ethik aber stimmt es überein. Ethisch-psychologische Begründungen volkswirtschaftlicher Theorien sind auf diesem Fundamente nicht haltlos, sondern haltbar. So ist ein Versuch, das Verhältnis der Lehren Spinozas zum Recht und zur Volkswirtschaft der Gegenwart aufzuzeignen, nicht unfruchtbar. —

Ob Recht und Wirtschaft sozialistisch oder individualistisch geordnet sind, spielt bei der Frage der Anwendbarkeit der Philosophie Spinozas auf das moderne Staatswesen keine erhebliche Rolle. Die philosophischen Urideen stehen über den Parteien. Die Bedeutung des Sozialismus ist überhaupt

[1]) Dieser Versuch enthält die Grundgedanken eines vom Verfasser in der Sitzung der Staatswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin vom 20. Mai 1919 gehaltenen Vortrages.

bisher zu hoch eingeschätzt worden. Er führt zu wichtigen Änderungen der Verteilung des Volkseinkommens, aber diese Änderungen sind für den Bestand der Volksgemeinschaft nicht so entscheidend, wie man gemeint hat.

Die Ethik Spinozas steht der Persönlichkeit des einzelnen Menschen nicht feindlich gegenüber. Ist doch der ganze dritte Teil dieser Ethik: „Von dem Ursprunge und der Natur der Affekte" lediglich auf den Eindrücken und Einwirkungen aufgebaut, die der Einzelne erfährt; ist doch das Wort, daß die Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder sei, ein Ausspruch seines größten Jüngers Goethe! Im fünften Teil seiner Ethik (23. Lehrsatz) erklärt Spinoza den menschlichen Geist für unsterblich. Seine Staatsschriften sind davon erfüllt, daß der Einzelne nicht in der Masse untergehe. Er ist ein Anhänger der Aristokratie des Geistes. Seine gesamte Lebensführung, soweit sie uns bekannt ist, bezeugt, daß er nach dieser Anschauung als Aristokrat des Geistes im Gewande eines armen Glasschleifers gelebt hat und gestorben ist. Allerdings ist die Willensfreiheit grundsätzlich von Spinoza verneint; das hindert aber die Entwicklung der Persönlichkeit nicht, wie Spinoza im fünften Teil seiner Ethik des näheren dargelegt hat: Je mehr Vollkommenheit der Geist hat, desto mehr handelt und desto weniger leidet er, und je mehr er handelt, desto vollkommener ist er (Ethik V. 40). Die Pflege der Persönlichkeit von staats- und rechtswegen ist ganz im Sinne Spinozas.

Spinoza will aber nicht die Vereinzelung der menschlichen Persönlichkeiten, sondern ihre Vergesellschaftung (Anhang zu IV der Ethik, Ziff. 7 und 14). Herrennaturen und mönchisch-hierarchische Sonderlinge vergleicht er den verlorenen Söhnen (a. a. O. Ziff. 13). Die Vergesellschaftung der Menschen soll nicht durch Waffengewalt geschehen, durch welche die Gemüter nicht gewonnen werden (a. a. O. Ziff. 11), sondern durch das Mittel:

„ihre Gewohnheiten in Übereinstimmung zu bringen, sich durch solche Bande miteinander zu verknüpfen, durch die am ehesten alle zur Einheit gelangen . . ." (a. a. O. Ziff. 12).

Die Sorge für die Armen übersteigt nach Spinozas Einsicht die Kräfte auch der reichsten Privatleute, sie liegt

„der ganzen Gesellschaft ob und geht lediglich das Gemeinwohl an" (a. a. O. Ziff. 17).

Der Gelderwerb ist ihm bei denen ein Laster, welche

„die Kniffe des Profitmachens sich angeeignet haben und mit ihnen großtun . . ."

„Wer hingegen den richtigen Nutzen des Geldes kennt und das Maß des Reichtums allein nach dem Bedarfe abmißt, der lebt zufrieden mit wenigem" (a. a. O. Ziff. 29).

Alle diese Sätze sind sozialem Empfinden entsprungen und eilten ihrer Zeit voraus.

Es fragt sich, wie verhalten sich im Sinne Spinozas Individualismus und Sozialismus zueinander? Schließen sie sich aus? Nach der Ansicht

seines größten Jüngers Goethe: nein! Sie sind miteinander in demselben Gemeinwesen vereint, Goethe spricht in Wilhelm Meisters Wanderjahren von „Besitz und Gemeingut". Ist das der Fall, so erhebt sich die weitere Frage, durch welches Band sie miteinander im Staate verknüpft sind. Zur Beantwortung dieser Frage muß uns der erkenntnistheoretische Grundsatz Spinozas dienen, der die Erkenntnisse in jene drei Ordnungen einteilt: in Vorstellung, Vernunft und anschauendes Wissen. Hauptquelle der Erkenntnisse erster Ordnung ist die sinnliche Wahrnehmung. Sie zeigt uns die Wirtschaftsgüter stets in der Gewahrsame von Individuen. Nicht der Staat, sondern der Steuererheber nimmt das Geld in Empfang, in welchem die Steuer entrichtet wird, der Schaffner entwertet die Fahrkarte, der Richter spricht das Urteil usw. Hieraus erwächst als eine verworrene Erkenntnis, die Vorstellung eines ausnahmslosen Individualbesitzes, wie sie alle Kinder bis zu einer gewissen Stufe haben. Bald aber bilden sich vollentsprechende Ideen einzelner Dinge, besonders auf der Grundlage der Sprache, vorzüglich des wiederholten Lesens, etwa der Überschriften und Aufschriften der Fahrkarten und Steuerzettel, die uns zeigen, daß nicht alle Wirtschaftsgüter der Verfügungsmacht einzelner Menschen unterliegen. Es entstehen die einander scheinbar ausschließenden Begriffe „Besitz" und „Gemeingut" als dualistische; sie sind Erzeugnisse der Vernunft. Aber auch damit darf sich der Anhänger Spinozas nicht begnügen. Ihm liegt es ob, die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten, um zur intuitiven Erkenntnis zu gelangen. In der Verknüpfung alles Einzelnen mit der Gottnatur mag er erkennen, daß nur diejenigen Güter wirklich erworben sind, bei denen die tatsächliche körperliche Verfügungsmacht durch eine intellektuelle und ethische Macht — den Gemeinsinn — gesichert ist, so daß Macht und Recht vereint bleiben. Dann erfaßt er „Besitz" und „Gemeingut" als Polarität eines und desselben Wesens. Der Kampfruf „Individualismus" oder „Sozialismus" ist zum Schweigen gebracht, an die Stelle der von den Affekten errichteten Schranken tritt die Macht der Erkenntnis als Schöpferin der Freiheit. — —

Die Worte „Individualismus" und „Sozialismus" als Schlagworte zur Bezeichnung der politischen und wirtschaftlichen Parteitendenzen im Staate verlieren im Sinne Spinozas ihren Wert, nicht aber die substantiellen Kräfte, durch die sie miteinander verbunden sind. Die gesamte Organisation dieser Kräfte nennen wir die Gesellschaftsordnung. Diese aber ist nicht wie eine Utopie zu ersinnen, „nicht den Lehrsätzen der reinen Vernunft" zu entnehmen, sondern aus der „allgemeinen Natur oder Beschaffenheit des Menschen" (Pol. Trakt. I, § 7). Als wesentlich für die Natur des Menschen sieht Spinoza an:

„daß der erste Mensch die Macht nicht besaß, die Vernunft richtig zu brauchen, sondern, wie wir, den Affekten preisgegeben war (Pol. Trakt. II. 6).

Hiermit stimmt der Schlußsatz seiner Ethik überein: „Alles Vortreffliche ist ebenso schwierig wie selten."

Den Graden der Befähigung, „die Vernunft richtig zu brauchen", entsprechen die sozialen Schichten der Staatsangehörigen; denn dieser Gebrauch führt zur Macht und zugleich zum subjektiven Recht (Pol. Trakt. Kap. III). Der Mächtigere hat mehr Rechte als der Machtlosere. Für unsere Zeit haben wir aus diesen Sätzen zweierlei zu folgern: 1. Im Staate sind Rechts- und Gesellschaftsordnung identisch: Pole desselben energetischen Wesens. 2. Die Gesellschaft ist berufsständisch-vertikal gegliedert, innerhalb des einzelnen Berufs aber als Geistesaristokratie horizontal geschichtet.

Im Sinne Spinozas ist also eine Klassenherrschaft jeder Art im Staate verwerflich: weder die Geburt, noch die Zahl darf einen Stand schaffen, der zu herrschen hätte; auch kein einzelner Beruf hat das Vorrecht, zu regieren.

In allen Ständen herrschen die mit der Macht der Erkenntnis Begabten, die Aristokraten des Geistes, die Freien — — (Pol. Trakt. III. 7).

Es fragt sich, wie denn in solcher Lage die Zerstückelung der Gesellschaft in berufsständische Partikel verhindert werden könne, wie es zu bewirken sei, daß die Menge „wie von Einem Geiste" geleitet werde (Pol. Trakt. III. 2). Hierüber verhält sich die Lehre von der Form des Staatsverbandes, der „Staatsverfassung" (Pol. Trakt. III. 1). Zur Verwirklichung der einheitlichen Staatsregierung gibt es im Sinne Spinozas verschiedene Wege: die Monarchie, die oligarchische und die demokratische Republik. Die Ochlokratie aber hebt den Staat auf, führt also nicht zur Leitung der Menge „wie von Einem Geiste" (Pol. Trakt. III. 3, 1. Abs. a. Schluß).

Nach diesen Grundsätzen ist für den modernen Staat die sogenannte Räteregierung abzulehnen, weil sie die Herrschaft der Klasse der Handarbeiter in sich schließt; aus demselben Grunde ist auch die Junkerherrschaft verwerflich, das Regiment der geburtsadligen, ländlichen Großgrundbesitzer. Versteht man unter Finanzoligarchie die Herrschaft der Großhändler und Großunternehmer der Börse, des Gewerbes und des Handels, so ist auch diese unzulässig. —

Neben dem Staatsrecht erkennt Spinoza *kein* Staatskirchenrecht an (Pol. Trakt. III. 8,9, 10). Der Religionszwang ist dem Staate schädlich. Das Staatsrecht kann sich „am allerwenigsten auf solches erstrecken, was die meisten erbittert".

„Es kann somit jedermann allerorten Gott nach der wahren Religion verehren und sich zur Richtschnur machen, was die Pflicht eines *Privat*manns ist" (vgl. auch Pol. Trakt. VI. 40).

Kirchenzwang und Klassenherrschaft also sind die beiden *negativ* zu beurteilenden Hauptpunkte, die wichtigsten *Hindernisse* einheitlicher Regierung. Es gibt freilich noch andere Hindernisse, zum Beispiel die Frage des kollegialen oder Präfektensystems, der Ressort- oder der Staatspolitik; aber diese Fragen sind nicht von jener grundsätzlichen Bedeutung wie die soziale und die religiöse Frage. —

Zur Ausschaltung jener beiden Impedimenta muß ein Bejahendes, die positive Förderung der einheitlichen Regierung, hinzutreten.

Dieses Bejahende bezeichnet Spinoza als Geist oder Gebot der Vernunft (Pol. Trakt. IV. 4, III. 7. 6, II. 21, 20 usw.). Handelt es sich hierbei um ein rationalistisches Staatsprinzip, um eine Lehre aus der Sphäre der Aufklärung? Die Frage dürfte zu verneinen sein. Spinoza versteht unter Vernunft die Erkenntnis zweiter Ordnung, den Besitz von Gemeinbegriffen und vollentsprechender Ideen der Dinge (Ethik Erl. 2, Ziff. 3 zu II. 40). Die Entwicklung dieses Begriffs aus dem Vorhergehenden (a. a. O. Lehrs. 38 Folges., 39. 40) ergibt, daß es sich dabei um nichts anderes handelt als um jene Identität der von den Dingen ausgehenden Wirkungen mit den Folgen der Erregungen des menschlichen Körpers durch die Dinge, die wir als eine der Urideen der Philosophie Spinozas erkennen, die Identität von Natur und Gott. Wir wollen diese Idee, soweit sie für den Staat bedeutungsvoll ist, jetzt und im folgenden den politischen Wirklichkeitssinn nennen. Er ist es, der das Hauptförderungsmittel, ja die Vorbedingung der Staatsleitung „wie aus Einem Geiste" bildet. Der politische Wirklichkeitssinn ist in seiner Bedeutung für die Lehren des öffentlichen Rechts und der Volkswirtschaft zu erörtern. — —

Die Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland ist derart verwickelt und ihr Ergebnis so zerstückelt, daß es kaum möglich erscheinen könnte, alle ihre Erscheinungen einer einheitlichen Grundanschauung entgegenzuführen oder gar unterzuordnen. Die Territorien haben jegliche Machtabstufung von der Großmacht Preußen bis zum Duodezfürstentum Reuß-Greiz, alle Staatsformen von der Kaufmannsoligarchie der hanseatischen Freistadtstaaten bis zum Militärpatriarchensinn des preußischen Absolutismus durchgemacht. Das Staatskirchenrecht wechselte zwischen Konkordaten oder ähnlichen Abreden zwischen Rom und Preußen bis zur Kulturkampfgesetzgebung. Das Verwaltungsrecht zeigte Zentralisation und Staatsallmacht neben äußerster Dezentralisation und Autonomie, das Schulwesen die verschiedensten Systeme von der reinen Kirchenschule bis zur reinen Staatsschule, durchsetzt mit Gemeindeschulbildungen gemischtester Art. Aber alle diese Hemmnisse einer einheitlichen Idee des öffentlichen Rechts sind nicht so gewaltig, als sie scheinen. Gemäß der Unendlichkeit der Attribute der natura naturans muß auch der Teil der natura naturata, den wir Staat nennen, eine Wirklichkeit mannigfaltigster Art zeigen. Gerade solche mannigfaltige Gestaltung mag sich zur Durchdringung mit dem Geiste der Identitätsstaatsweisheit besonders eignen. Die katholisierende Richtung Schellings und der Protestantensinn Hegels, ja der energetische Monismus Ostwalds sind gleichermaßen von der Identitätsphilosophie erfüllt. Es kommt darauf an, den Punkt zu finden, von dem aus diese Durchdringung zu beginnen hat. Hier hat Schelling besonders fruchtbar vorgearbeitet: er hat freilich seine Gedanken, die für uns von Be-

deutung sind, im wesentlichen für das Gebiet der „Kunst" ausgesprochen (Rede über das „Verhältnis der bildenden Kunst zur Natur"). Aber sie sind für das öffentliche Recht ebenso gültig. Jedes Naturwesen hat nur einen Augenblick des vollen Daseins; alles, was vorher oder nachher ist, muß als Werden und Vergehen angesehen werden. Wem es aber gelingt, jenes Naturwesen in jenem höchsten Augenblicke seiner Vollwertigkeit darzustellen, der erhebt es über die Zeitlichkeit hinaus zur Ewigkeit, entwickelt es aus seiner Gebundenheit zum eigenen, macht es zu etwas, das sein Gesetz in sich selbst hat, also zum „Freien" im Sinne Spinozas. Nicht anders steht es mit der Zusammenfassung von Menschen, also von Naturwesen, die wir Gesellschaft nennen. Wenn wir die Menschen in Berufsständen zur staatlichen Gesellschaft ordnen wollen, so müssen wir wie der bildende Künstler verfahren. Es gilt, aus dem Wesen der ganzen Volksgemeinschaft für die Gestaltung der Reichsverfassung und aus dem Wesen jeder einzelnen Gemeinschaft für die Gestaltung ihres autonomen Rechtskreises den Augenblick ihres höchsten Wertes zu erfassen und als „Recht" festzusetzen. Historisches Denken und philosophische Anschauungsweise, Erfahrung und Intuition vereinigen sich wie Wirklichkeit und Ideal. Dann wird für das öffentliche Recht Goethes Wort wahr:

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn."

Zeigen wir an einigen Beispielen, was wir meinen:

Die preußische Bureaukratie hatte ihre glänzendste Epoche von 1808 bis 1848. Das beruhte darauf, daß die wenigen (fünf bis sieben) Minister angewiesen waren, *Staats-* und *nicht Fach*minister zu sein, die übrigen Beamten einschließlich des Unterstaatssekretärs aber nichts weiter sein durften als Ressortbeamte, die der Politik und den wirtschaftlichen Interessenten bei Strafe schwerer Ahndung fernzubleiben hatten. Diese Bureaukratie entartete, als die *Staats*minister zu Ressortbeamten und ihre Untergebenen zu Politikern und Interessentenfreunden herabsanken, die Zahl der Ministerien aber unorganisch gestaltet und ungeheuer vermehrt wurde. Jene höchste Vollwertigkeit der Bureaukratie im siebengliedrigen *Staats*ministerium und einem der Politik und den Wirtschaftsinteressenten fernbleibenden Fachbeamtentum muß verewigt werden, wenn unser Beamtentum wieder neu erstehen soll. —

Die Vollwertigkeitsepoche des preußisch-deutschen Heeres dauerte von 1859 bis 1874. Es gab damals ein Volksheer auf der Grundlage der Scharnhorstschen Idee mit der allergründlichsten Schulung im Sinne Wilhelms des Ersten. Dieses Heer war an Zahl bedeutend, doch nicht so groß, die Volkskraft zu erschöpfen. Es lag zum Teil noch in Bürgerquartieren; das Offizierkorps, im Ehrenpunkte unangreifbar, lebte schlicht und einfach, hatte keine absondernden Kasinos, sondern fand sich in Ressourcen und am Honoratiorentisch mit den besten Elementen des höheren Bürgertums jederzeit zusammen

und sah den Sport nur als Schule körperlicher Tüchtigkeit, nicht aber als Spiel- und Wettgelegenheit an. Volk und Heer, Gebildete und Offiziere hingen innerlich zusammen. Die bleibende Ausgestaltung eines solchen Zusammengehens ist die Vorbedingung der Herstellung eines neuen Heeres.

Der Verfasser dieser Schrift hatte vor vielen Jahren dienstlich darüber zu berichten, ob sich die holographischen Testamente bewährt hätten. Gelegentlich der Vorbereitung dieses Berichtes machte er eine unerwartete Erfahrung. Schon vor dem Inkrafttreten des BGB. gab es unter den nach § 100 ff. Allg. Ldr. I, 12 errichteten Testamenten zahlreiche von Anfang bis zu Ende eigenhändig geschriebene Urkunden. Die Durchsicht dieser Urkunden hatte das erstaunliche Ergebnis, daß seit 1848 ihre Form und ihr Inhalt bis 1900 sich ständig, und zwar in wachsendem Maße verschlechtert hatten; selbst die Charakteristik der Handschrift war verblaßt, an die Stelle gut ausgedrückter Willensmeinungen war mehr und mehr ein starrer und doch zu Zweifeln Anlaß gebender Wort- ja Phrasengebrauch getreten, die Vollständigkeit der letztwilligen Anordnung hatte sich verringert, kaum ausfüllbare Lücken erschwerten die Auslegung der Testamente. Offenbar war die Volksbildung zurückgegangen. Woran lag das? Wir wissen seit Fichte, daß die Identität des Lebens mit der Bildung eines Volkes in der Reinheit seines Sprachgutes, in der Autochthonie seines Seins und Denkens, in der Unverfälschtheit seines Gemeinschaftslebens beruht (Reden 6. 7. an die deutsche Nation). Seit 1848 ist jedes dieser drei Wahrzeichen gesunder Volksbildung mehr und mehr verfallen. Die Ursache dieses Verfalls aber ist das durch und durch verlogene, undeutsche öffentliche Recht, das uns die Revolution jenes Jahres beschert hat. Damals bekamen wir „Parlamente", häufig Stätten für Schwätzer und selbstsüchtige Interessenten; im Prozeßrecht: die „Dispositionsmaxime", das heißt das Grab der Wahrheit, die „Publizität", das heißt die hohe Schule der Kriminalstudenten, die freie „Advokatur", manchmal eine Versorgungsanstalt für Rabulisten; im Strafprozeß- und Strafrecht: das „Legalprinzip", das heißt die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Diese Beispiele lassen sich hundertfach vermehren. Es sei aber genug! Aus der Presse, den Volksversammlungen, den Reichs- und Landtagen, den Gemeindevertretungen, den Gerichtsverhandlungen verbreitete sich die fremde, verlogene Schlagwortsprache durch das ganze Volk, trennte Leben und Bildung voneinander, vernichtete den Wirklichkeitssinn und raubte dem Volk das hohe Gut einfachen Ausdrucks für die auszusprechenden Notwendigkeiten, also auch für jene Testamente. Machiavell und Fichte haben das als verderblich gekennzeichnet, ebenso Spinoza mit den Worten:

„das heißt sich den Fremden unterwerfen (Pol. Trakt. X. 4).

Weder Luxusgesetze, noch Gewaltherrschaft, noch historisches Prunken (Denkmäler, Triumphzüge) können solchen Übeln entgegenwirken, wohl aber das „richtige" öffentliche Recht, „des Staates Seele" (Pol. Trakt. X. 9). Dieses „richtige" öffentliche Recht ist dasjenige, durch welches die Menschen

„so geleitet werden, daß es ihnen *scheint*, sie würden nicht von jemand anders *geleitet*, sondern lebten nach ihrer *eigenen Einsicht* und ihren freien Entschlüssen" (Pol. Trakt. X. 8).

Nach Spinoza ist es die natürliche Selbstverständlichkeit des öffentlichen Rechts, die den Bestand der staatlichen Gemeinschaft sichert. Diese Selbstverständlichkeit erwächst aus vielen Umständen, besonders:

aus den geschichtlichen Quellen des Rechts, insbesondere der Sprachentwicklung,

aus seiner Bedingtheit durch die Naturgrundlagen des Volkslebens, etwa der geographischen Lage des Landes,

aus den Bevölkerungsziffern,

aus der Verteilung der Bevölkerung in Stadt und Land,

aus der berufsständischen Zusammensetzung des Volkes.

Allen diesen Umständen muß das öffentliche Recht sich anpassen. Dann ist es bodenständig, sachlich und imstande, Ideal und Wirklichkeit zu vereinigen. Der sogenannte „contrât social" und das eingebildete, von jeder Eigenart des Volks absehende Naturrecht der französischen Revolution können nur verlogene Rechtssysteme, aber kein selbstverständliches öffentliches Recht bilden.

Das deutsche öffentliche Recht muß der Geschichte des Reichs entsprechend den mannigfaltigen Stammeseigentümlichkeiten Rechnung tragen, nur das Notwendigste darf einheitsstaatlich geregelt sein; die See- und Handelsstädte müssen kaufmannsoligarchische und seemannsvolkstümliche Einrichtungen haben; die agrarischen Gegenden haben der Idee einer Bauerndemokratie zu entsprechen, wobei in den Gegenden leichteren Bodens das größere Bauerngut, in dem Bereiche schweren Bodens aber die Kleinsiedelung die Träger der Macht in der Lokalverwaltung liefern muß. Die starkbevölkerten Industriegegenden erfordern streng paritätische, Unternehmern und Arbeitern *gleiche* Macht unter entscheidender Staatsbeeinflussung zuteilende Verwaltungsgrundsätze. Unsoziale Elemente sind vom politischen Einfluß durch gesetzliche Bestimmungen auszuschließen. Ich behaupte, daß solche Bestimmungen vom Volke jubelnd als befreiende und erlösende Maßnahmen begrüßt werden würden. Hierzu müßte wie bei den Römern ein Zensorenamt geschaffen werden, das unsozialen Winkelschreibern und Literaten den Makel anzuhängen und sie dadurch aus dem öffentlichen Leben zu entfernen befugt ist. Zu diesem Amte dürften nur *hochbejahrte*, im höchsten Ansehen reinster Lebensführung stehende, um den Staat nach *aller* Parteien Meinung hochverdiente Männer gewählt werden, und zwar auf Lebenszeit. Diesen Zensoren müßte die höchste Disziplinarstrafgewalt gegenüber den höheren Beamten zustehen.

Ihren tiefen Urgrund hat die Selbstverständlichkeit des öffentlichen Rechts in der Identität des Seins und des Sollens. Der Wirklichkeitsstaat trägt seine Notwendigkeit in sich, weil ein jedes seiner Glieder das andere bedingt. Es bestehen im Wirklichkeitsstaat gottgewollte, besser gottgegebene Abhängig-

keiten, und wer das leugnet, ist entweder ein Dummkopf oder ein Betrüger oder beides zugleich (Theol.-Polit. Trakt. Kap. 4).

Das Staatskirchenrecht — wenn man es so nennen darf — läßt jegliches religiöse Denken und Reden frei, beruht aber auf strenger Staatsaufsicht über die äußere Betätigung der Religionsgesellschaften. Denn ohne diese Aufsicht würde die Neigung der Religionsdiener, die Staatsleitung nicht nur in der inneren, sondern auch in der äußeren Politik entscheidend zu beeinflussen, überhandnehmen (Theol.-Pol. Trakt. Kap. 19).

Als das kennzeichnende Merkmal eines neuspinozistischen öffentlichen Rechts ist der Wirklichkeitssinn anzusehen, die Gesinnung, die auf der Erkenntnis und Schätzung der Wirklichkeit beruht und diesen Boden niemals verläßt, eine Zusammenfassung „substantieller Kräfte" (Herder), ein Magnet, der alles Tüchtige und Gute im Volke anzieht und Ideal und Wirklichkeit in Polarität vereinigt. — — —

Schwieriger ist es, von der Philosophie Spinozas direkte Linien zur Volkswirtschaft unserer Zeit zu finden. Seine Lehre über Macht und Recht setzt dem Einkommen aus Grundrente und Kapitalzins die Schranke, daß es nur so lange und in dem Umfange existiert, als die Grund- und Kapitalbesitzer die Macht haben, es zu ziehen. Ähnliches gilt von der Höhe des Unternehmergewinns, der dadurch zum qualifizierten Arbeitslohn wird. Der Unterschied zwischen subjektiven und objektiven Werttheorien versinkt. An seine Stelle tritt die Polarität einer automatischen Bewertung der Wirtschaftsgüter unter der Wirkung der Macht der Affekte und einer willensfreien Bewertung unter dem Einfluß der Macht der Erkenntnis (Ethik IV. V). Alle zum Existenzminimum der Wirtschaftssubjekte unentbehrlichen Güter werden automatisch bewertet, aber auch alle unter dem Zwange suggestiver Triebe begehrten Güter (Mode). Die Golddeckung des Geldes ist ein Ausfluß automatischer Bewertung und streng genommen irrationell. Die Macht der Erkenntnis müßte zu einer Notendeckung durch Arbeitsleistung führen, sobald der Persönlichkeit mehr Achtung gezollt wird, als dem toten, wenn auch kostbaren Stoff. Die freie Bewertung fördert die Tendenzen seelischer Aneignung, statt der rein körperlichen. Nicht der Geldbesitz, sondern die Sachkunde in der Landwirtschaft befähigt zum Erwerbe eines Landguts, Arbeitslust und gute Arbeit geben den Anspruch auf hohen Lohn. In den Betrieben herrscht Ordnung, in den Berufen paritätische Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, in dem zur staatlichen Gemeinschaft geordneten Gesamtvolke aber die Freiheit — nicht zu tun und zu lassen, was man will, sondern sich vor nichts zu beugen als vor dem überlegenen Geiste:

„Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn, indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein." (Goethe, Gespräche mit Eckermann I, S. 219. Gespräch vom 17. Januar 1827.)

Ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts

Jugenderinnerungen der Gräfin Henriette Egloffstein

Mitgeteilt von

Hermann Freiherrn von Egloffstein

(Fortsetzung)

II

Die Schilderung ihrer italienischen Reise ist, als Beitrag zur Kulturgeschichte jener Zeit, ebenso charakteristisch wie die ihrer früheren Lebensschicksale. „Wir hielten uns", beginnt sie, „an das Sprichwort: tout chemin mène à Rome — und gingen zuerst nach Weimar, von dort über Cassel nach Frankfurt usw. Die Ursache dieses Umwegs lag zum Teil in der Absicht, bei unserer Anwesenheit in Weimar Empfehlungsbriefe für Rom und Neapel von meiner hohen Gönnerin, der Herzogin Amalie, zu erhalten. Überdies gehörte es ganz vorzüglich mit in Leopolds Plan, alle berühmten und gelehrten Männer anzusuchen, und wo konnten sich deren wohl mehr vereint auf einem Punkt finden als in dem ‚deutschen Athen', wie man die kleine Residenz des regierenden Herzogs Carl August damals schon zu nennen pflegte?"

Kurz vor der Ankunft in Weimar hatte Henriette ein kleines Abenteuer zu bestehen, indem ihr Wagen in Jena, während die Postpferde gewechselt wurden und Leopold mit dem einen der beiden Diener vorangegangen war, von einer Rotte betrunkener Studenten umringt wurde, deren einer ihr eine glühende Liebeserklärung machte und mit Gewalt in den Wagen einzudringen suchte. Nur die Geistesgegenwart ihres zweiten Dieners sowie das rechtzeitige Erscheinen einiger Polizisten und des Universitätspedells befreiten die junge Gräfin aus ihrer peinvollen Lage und ermöglichten ihr, die Fahrt fortzusetzen. In ähnlicher Weise wie sie war kurz vorher die schöne Herzogin von Kurland belästigt worden, was dem Herzog Carl August gegen die Jenenser Stndentenschaft sehr aufgebracht hatte. Er ließ deshalb, als ihm Henriettens Mißgeschick zu Ohren kam, ihren aufdringlichen Anbeter ohne weiteres relegieren, eine Strafe, die der arme Schelm sich so zu Herzen nahm, daß er, wie sie nachträglich erfuhr, in Wahnsinn verfiel und sein Leben im Narrenhause beschließen mußte.

Für die ausgestandenen Schrecken wurde sie durch den herzlichen Empfang, den sie in Weimar fand, reich entschädigt. „Man kam mir", schreibt sie, „von allen Seiten mit derselben Freundlichkeit wie ehemals entgegen, selbst die Fürstlichkeiten überhäuften mich mit Beweisen ihres fortdauernden Wohlwollens ... Gerade an meinem 18. Geburtstag, den ich in Weimar beging, hatte die Herzogin Louise einen Thee im Park angeordnet, weil sie sich

erinnerte, daß ich diesen herrlichen Aufenthalt vorzüglich liebte und es ihr Freude machte, mir die neuen ausgedehnten Anlagen ihres Gemahls zu zeigen. Sie führte mich selbst von einem Platz zum andern, und so kamen wir endlich auch dahin, wo sich eine Herde Kinder aus allen Ständen mit ihren Wärterinnen zu versammeln pflegten. Beim Anblick der frohen Jugend blieb ich unwillkürlich stehen; die Sehnsucht nach meinen eigenen, weit entfernten Kindern ergriff mich mit doppelter Gewalt und ließ mich alles andere rund um mich her vergessen. Während meine tränenfeuchten Augen auf den lieblichen Gruppen verweilten, fühlte ich plötzlich meine Knie umschlungen und erblickte einen wunderschönen Knaben, der sich zärtlich an mich schmiegte. Die Liebkosung eines völlig fremden Kindes überraschte mich um so freudiger, als mir dieses als der Stellvertreter meiner fernen Lieben erschien, an die ich eben wehmutsvoll dachte. Ohne auf meine hohe Begleiterin Rücksicht zu nehmen, verweilte ich, um den schönen Knaben aufs mütterlichste zu liebkosen. Mit der Lorgnette vor den Augen blieb die Herzogin stehen und fragte mich, während sie das Kind betrachtete: ‚Wissen Sie auch, wer der Kleine ist?' Da ich es verneinen mußte, setzte sie sonderbar lächelnd hinzu: ‚Es ist Goethens Sohn.' Unverzüglich entließ ich den Knaben aus meiner Umarmung, als könne seine Nähe mich verunreinigen, denn ich wußte, daß Goethe gleich nach seiner Rückkehr aus Italien ein Mädchen von sehr zweideutigem Ruf (Mamsell Vulpius) zu seiner Geliebten erkoren und diese, ohne Scheu vor dem Urteil der Welt, in seinem Hause aufgenommen hatte.

„Junge — folglich unerfahrene — Frauen verzeihen dergleichen Abweichungen von der Bahn der Tugend und Sittlichkeit selten oder nie. Wie hätte ich hierbei eine Ausnahme machen sollen, da ich in meiner Unschuld glaubte, ein solches Verbrechen könne durch kein, wenn auch noch so großes Talent und die eminentesten Geistesgaben ausgeglichen werden. Meine Begierde, Goethe kennen zu lernen, verwandelte sich in Geringschätzung. Bei meinem ersten Aufenthalt in Weimar war er abwesend; jetzt entsagte ich freiwillig dem Wunsche, dessen Erfüllung mich früher beglückt haben würde, nämlich den hochberühmten Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ich zürnte im Herzen auf Frau von Stein, daß sie jemals auf den Einfall kommen konnte, eine Verbindung zwischen mir und Goethen stiften zu wollen, da schon der bloße Gedanke daran mich schaudern machte, weil ich mir nichts Ärgeres denken konnte, als mit einem ausschweifenden Manne vermählt zu sein . . .

„Bevor ich diesen Abschnitt schließe, will ich noch der liebevollen Huld meiner unvergleichlichen Herzogin Amalie gedenken. Sie erschöpfte sich in guten Ratschlägen und Warnungen hinsichtlich der bevorstehenden Reise, wenn diese sich wirklich noch bis Rom und Neapel ausdehnen sollte. Wir erhielten eine Menge Empfehlungsschreiben von ihrer eignen Hand, in welchen sie mich insbesondere der Teilnahme und dem Schutz ihrer Freunde empfahl. Was mich jedoch am meisten rührte, war der Umstand, den sie mir jetzt, zu spät, vertraute, sonst würde mein Schicksal eine ganz andre Richtung erhalten

haben. Sie gestand mir nämlich, daß von dem Augenblick an, wo ich ihr zum ersten Mal vorgestellt wurde, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, mich zu ihrer zweiten Hofdame ernennen zu können. Meine schöne Stimme sowie überhaupt die Anlage zu vielen Talenten, die sie später in mir entdeckt zu haben glaubte, gaben ihr die Überzeugung, es könne ebenso ersprießlich für mich, als angenehm für sie sein, wenn ich sie nach Italien begleitete; daher wollte sie meiner Mutter den Antrag machen, mich zu ihrer Hofdame ernennen zu dürfen, als sie zufällig von dem Heiratsprojekt unterrichtet wurde, das man für mich entworfen hatte ...

Über Cassel, wo die junge Frau beinahe das Opfer eines durch ihre unvorsichtige Kammerjungfer verursachten nächtlichen Zimmerbrandes geworden wäre, ging die Reise weiter nach Frankfurt und Mainz. Dort trat das gräfliche Paar eine Rheinfahrt an, „auf welcher uns", wie Henriette erzählt, „einer der intimsten Freunde Leopolds" begleitete. Dies war der Leutnant von Trenck, Neffe des berüchtigten Gefangenen gleichen Namens, welcher als Werboffizier in Frankfurt lebte.

„Als ich diesen Reisegefährten zum ersten Mal erblickte, ging es mir wie dem Gretchen im Faust mit Mephistopheles. Trenck war zwar, was man einen schönen Mann zu nennen pflegt, dabei geistreich, witzig, und sein ganzes Wesen sprach die männlichste Entschlossenheit aus. Allein Hohn und Sünde lag in dem Ausdruck seiner stark markierten Züge, was ich trotz meiner geringen Menschenkenntnis doch sogleich herausfühlte; auch stach sein ewiges Lächeln allzugrell gegen seine scharfen, schneidenden Äußerungen ab, als daß er mir nicht unheimlich hätte erscheinen sollen, umsomehr, da er eine Herrschaft über Leopold ausübte, die mit unverkennbarer Geringschätzung verbunden war. Von dem Augenblick an, wo er sich zu uns gesellte, regierte er ausschließlich und ordnete alles, was zur Reise nötig war, mit ebensoviel Sachkenntnis als Eifer für meine Bequemlichkeit an. Überhaupt behandelte er mich stets mit der zartesten Sorgfalt und Achtung, ja er tadelte sogar öfters seinen Freund, wenn dieser zu wenig Rücksicht auf mich und meine Bedürfnisse nahm.

„So wie der Mann sich gegen mich betrug, konnte seine Gegenwart nur wohltätig für mich sein. Er freute sich an meinem Entzücken über die Schönheiten, welche die Rheinreise mir darbot, als wir auf dem schönen deutschen Strom von Mainz nach Köln schifften. Wir hatten in jener stolzen bischöflichen Residenz nur so lange verweilt, als nötig war, das Merkwürdigste in Augenschein zu nehmen, doch reichte die kurze Zeit hin, uns diesen Schauplatz der Wollust und Üppigkeit des reichsten deutschen Adels in seiner höchsten Herrlichkeit zu zeigen. Die empörendste Sittenlosigkeit ging von dem Oberhaupt der Kirche aus und verbreitete sich über alle Stände. Mainz war damals der Zentralpunkt des deutschen Ahnenstolzes sowie aller Laster, die von Frankreich aus über unser Vaterland verbreitet wurden ...

„Nach einer ganz besonders durch Trencks Fürsorge sehr genußreichen Talfahrt wurden auch die Merkwürdigkeiten der uralten Stadt Köln in Augen-

schein genommen; von dort begaben wir uns zu Wagen weiter bis Aachen, wo alle Gasthöfe so sehr mit Fremden, namentlich emigrierten Franzosen, überfüllt waren, daß wir, ohne den Beistand unsres Reisegefährten, die Nacht im Wagen hätten zubringen müssen ... Die schlechte Wohnung in Aachen zwang uns, früher nach Spa zu gehen, als eigentlich beabsichtigt worden. Zum Glück fanden wir dort, wo noch größerer Zudrang stattfand, ein erträgliches Unterkommen. Halb Frankreich hatte sich, gerade in jenen Tagen, über die flandrische Grenze ergossen und strömte jetzt in Spa zusammen, das von jeher ein Lieblingsaufenthalt der reichsten und vornehmsten Engländer war, welche ihre Sitten und Gebräuche hierher verpflanzt, folglich den Ton angegeben hatten, solange sie den übrigen Kurgästen an Zahl überlegen waren. Nunmehr machte ihnen die französische Aristokratie die Herrschaft streitig, und es fand daher eine Rivalität statt, die sich in der unsinnigsten Verschwendung deutlich genug offenbarte; wenigstens besaßen die Emigrierten damals noch Geld und Übermut genug, auch fehlte es ihnen nicht an Nationaldünkel, der sie anspornte, die Engländer zu überbieten. Wer dies Treiben nicht gesehen, der kann sich auch keinen vollständigen Begriff davon machen. Nichts von allem, was ich späterhin inmitten der großen Welt erblickte, kommt dem Anblick gleich, welchen Spa, bei meiner Ankunft daselbst, darbot. Die schönsten Frauen, die England und Frankreich aufzuweisen hatten, erschienen hier dicht zusammengedrängt. Es wimmelte überall von Herzögen, Grafen, Lords und Marquis, wie anderwärts von gemeinem Volk; auch behandelten diese vornehmen Pflastertreter uns übrige, als wären wir aus der Hefe des Pöbels hervorgegangen und nur da, ihrem Aufwand zur Folie zu dienen. Diese Anmaßung ließ sich jedoch noch leichter ertragen, als die Frechheit, womit sie sich, namentlich an mich, drängten und meine Person zum Ziel ihrer Lorgnetten machten. Ich zitterte beständig vor den Folgen, welche die unverschämte Galanterie der Franzosen und die rohe Unbeholfenheit der Engländer bei meinen beiden Begleitern nach sich ziehen könnten. Indessen verminderte sich meine Besorgnis, als ich bemerkte, wie sehr Trencks martialische Haltung und der kalte, hohnlächelnde Ausdruck seiner Züge den Gecken imponierte, die mich umschwärmten, wann ich an seinem Arm öffentlich erschien. Trotzig schritt der sechs Fuß hohe Mann, links und rechts mit Verachtung auf den Schwarm zierlicher Stutzer herabschauend, durch die Menge hin, die sich, wie vor dem Anblick einer Schlange, unverzüglich teilte, um uns freien Durchgang zu gestatten. Dies war insbesondere bei den Franzosen der Fall, und *solche* Helden wollten ihr Vaterland wieder unterjochen, den entthronten König in seine Rechte einsetzen und sogar der übrigen Welt Gesetze vorschreiben!!! — Was sich in der Folge zutrug, konnte jeder Vernünftige damals schon voraussehen, da bereits der erste Akt des unseligen Dramas den lächerlichen Eigendünkel und die blinde Zuversicht der Emigranten kundgab. Nie werde ich vergessen, was sich eines Abends im Theater bei der Aufführung der Oper Richard Löwenherz zutrug. Das Stück wurde auf Verlangen der ersten

französischen Familien gegeben; alle Logen waren mit den reichgeschmücktesten und vornehmsten Damen überfüllt, die sich beeiferten, jedes Wort der Schauspieler, das sich auf die Befreiung des eingekerkerten Königs bezog, mit dem rasendsten Beifall aufzunehmen. Obgleich nach meinen Begriffen von Schicklichkeit ihr Enthusiasmus schon die Grenzlinie derselben überschritten hatte, so stieg doch das Benehmen der zarten Pariserinnen bis zur Tollheit, als Blondel hervortrat und die bekannte Arie: „Oh Richard, oh mon roi" intonierte. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so erhoben sich die exaltierten Frauen, indem sie sich wie berauschte Mänaden gebärdeten. Weit über die Balustraden der Logen vorgebeugt, schwenkten sie ihre Hals- und Taschentücher, rissen Federn, Blumen und Schmuck von ihren Häuptern, um sie auf das Theater zu schleudern, während die männlichen Royalisten im Parterre Börsen, Ringe, Uhren usw. dem Sänger vor die Füße warfen, der mit seinem echt französischen Geschreie das Beifallsgebrülle der feinen Pariser Welt zu überflügeln strebte. Am Ende der Arie mußte der Vorhang niedergelassen werden, damit der Künstler seine gewonnenen Schätze in Sicherheit bringen konnte. — Wie oft erinnerte ich mich einige Jahre später dieser unsinnigen Verschwendung, wenn ich aufgefordert wurde, weibliche Arbeiten zu kaufen, die vielleicht dieselben schönen Hände zum Lebensunterhalt verfertigt, welche damals in Spa Geld und Schmuck so unnützer Weise verschleudert hatten . . .

„Dem entworfenen Reiseplan gemäß hätten wir uns von Spa nach dem nahen Flandern und von dort nach Paris begeben müssen. Allein die Fortschritte der Revolution in Frankreich und die abschreckenden Dinge, die man sich von der Behandlung der Reisenden beim Überschreiten der Grenze erzählte, bewogen meinen Mann, nach Mainz zurückzukehren und lieber gleich durch die Schweiz nach Italien zu gehen. Wir reisten also zu Land und genossen noch einmal den Anblick der herrlichen Gegenden auf eine nicht minder befriedigende Weise als vom Strom aus, der uns früher hinabgetragen hatte. Diesmal sollte es mir auch vergönnt sein, das schöne Koblenz kennen zu lernen. Wir stiegen im Posthof ab, wanderten dann zum Schloß des Kurfürsten, welches erst kürzlich im besten Geschmack erbaut und aufs kostbarste eingerichtet worden war. Obgleich Fremde nicht zu den Seltenheiten in Koblenz gehörten, zog doch unsre Erscheinung die Neugierde der müßigen Offiziere des hier stationierenden Condéschen Korps auf sich, lockte sie von allen Seiten herbei, als wir nach dem Posthause zurückkehrten. In Erinnerung dessen, was ich noch kurz zuvor in Jena erlebt, war mir nicht ganz wohl zu Mute bei der Bemerkung, daß ich der anziehende Gegenstand dieser übermütigen Vaterlandsbefreier sei, und ich fühlte mich erst dann beruhigt, als ich wieder in der für uns bestimmten Wohnung angelangt war, während Leopold sich weiter nach der Festung Ehrenbreitstein begab, deren wunderschöne Aussicht man ihm gerühmt hatte." In seiner Abwesenheit gelang es jedoch einem Schwarm von Franzosen, bei Henriette einzudringen, und sie wurde

von ihnen nicht weniger aufdringlich belästigt, als einige Wochen zuvor von den jenenser Studenten. Glücklicherweise kam ihr Trenck rechtzeitig zu Hilfe: seinem männlich-festen Auftreten war es zu danken, daß sie ohne längeren Aufenthalt abfahren und unbehelligt das rechte Rheinufer erreichen konnte, wo ihr Gatte sie erwartete.

In Mainz angelangt, trennte sich das Ehepaar von seinem Reisegefährten und begab sich zunächst nach Mannheim, um einige Tage dort zu verweilen. „Was uns in dieser schönen, nur allzu regelmäßig erbauten Stadt am meisten anzog," erzählt Henriette, „war — abgesehen von der glänzend ausgestatteten Sternwarte — das Theater. Iffland, Koch, Opitz, Beck und andere treffliche Schauspieler, mit dem berühmtesten weiblichen Personale vereint, bildeten eine Truppe, wie Deutschland schwerlich jemals wieder aufzuzeigen haben wird. Ebenso vollkommen, wie das Schauspiel, war die Oper besetzt. Unvergeßlich bleibt mir daher der Genuß, den mir Iphigenie auf Aulis und Alceste von Gluck sowie der Oberon gewährten" ... „Bei unsern Wanderungen durch Mannheim", fährt sie fort, „kamen wir eines Morgens auch über den Paradeplatz, wo eben die sämtlichen Offiziere der Garnison versammelt waren. Wir bemerkten unter diesen einen stattlichen Mann in französischer Uniform und vernahmen von dem uns begleitenden Lohnbedienten, daß dies der Prinz Max von Bayern sei, den die Revolution aus Frankreich vertrieben und dem der Herzog von Zweibrücken hier ein Asyl gegeben habe, wo er nebst seiner Familie wie ein schlichter Edelmann lebe [1]). Wir ahndeten nicht, daß wir gleichfalls die Aufmerksamkeit des Prinzen erregt hatten, bis uns beim Mittagessen der Wirt, welcher nach damaliger Sitte vornehme Gäste selbst bediente, durch die Frage überraschte: ob wir uns nicht dem fürstlichen Ehepaare vorstellen lassen wollten, und, als dies verneint ward, hinzusetzte, der Adjutant des Prinzen sei uns diesen Morgen vom Paradeplatz nachgesendet worden, um zu erfahren, wo wir wohnten, und sich nach unserm Stand und Namen zu erkundigen. Als er beides vernommen, habe er seine Verwunderung darüber geäußert, daß Fremde, wie wir, unterlassen könnten, dem Fürsten und seiner Gemahlin aufzuwarten.

„Mehr bedurfte es nicht, den Grafen zu bestimmen, unverzüglich die Schritte zu tun, um wenigstens eine Audienz bei dem Prinzen zu erlangen, da ich mich gegen die Meldung bei dessen Gemahlin sträubte, indem ich mich hinter den Vorwand flüchtete, daß ich meiner Mutter nur versprochen hätte, alle Höfe der regierenden Fürsten zu besuchen. Zu meinem großen Verdruß wurden wir jedoch beide für den nächsten Abend zu einer Gesellschaft bei Prinz Max und seiner Gemahlin eingeladen. Ich mußte mich also bequemen, eine Ehre anzunehmen, die ich herzlich gerne entbehrt haben würde, und zur bestimmten Stunde nach dem fürstlichen Hotel fahren. Wäre ich weniger verlegen und etwas eitler gewesen, so würde mich der Empfang hin-

[1]) Prinz Maximilian Josef von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld hatte bis dahin in Straßburg ein französisches Regiment befehligt.

länglich für den momentanen Zwang entschädigt haben, da der Prinz in höchsteigner Person herbei kam, mich aus dem Wagen hob und mir mit echt französischer Galanterie Vorwürfe über meine bisherige Zurückgezogenheit machte, die bei einer so schönen Frau wie ich als die höchste Grausamkeit betrachtet werden müsse. Seine lebhafte Äußerung erhöhte meine Befangenheit, doch schwand diese bei dem bezaubernden Anblick seiner ebenso reizenden als huldvollen Gemahlin. Solche Schönheit ist aus der Welt verschwunden. Alles, was man in unsern Tagen bewundert, ist, wahrlich! kaum ein Schatten von den Vollkommenheiten, welche sich in Prinzessin Max[1]) vereint dem Auge darstellten. Überhaupt findet man jetzt den Typus der Schönheit nicht mehr, der die Frauen des verflossenen Jahrhunderts schmückte, doch läuft es auf eins hinaus: die Männer von ehemals waren ihren Gattinnen und Geliebten nicht treuer, als es die jetzigen sind — davon lieferte die arme Prinzessin Max den sprechendsten Beweis, und ich sollte sogleich erfahren, wie der Reiz der Neuheit die Wirkung ihrer unvergleichlichen Schönheit in dem Herzen ihres sinnlichen Gemahls so sehr zu schwächen vermöge, daß er sich nicht scheute, mir in ihrer Gegenwart den Hof zu machen und unter anderm heilig zu beteuern, er habe nie ein schöneres Weib als mich gesehen. Der Unwille über diese mit großer Offenheit und Gutmütigkeit ausgesprochene Lüge gab mir den Mut, darauf zu erwidern: ‚Wer einen solchen Engel zur Gemahlin besäße, könne dies nur zum Spott sagen, und da ich nicht gewöhnt sei, solchen zu ertragen, bäte ich Seine Durchlaucht, mich mit ähnlichen Äußerungen zu verschonen'. — Die Herzensgüte des Prinzen zeigte sich in der Art, wie er meinen heftigen Ausfall aufnahm. Er küßte mir die Hand und nahte sich seiner Gemahlin, die leider! ziemlich schwer hörte, um ihr mit lauter Stimme zu sagen: ‚Die Gräfin ist nicht nur schön, sie ist auch gut, denn sie nannte dich eben einen Engel und meinte, vielleicht mit Recht, daß ich dich nicht verdiene'. Ein Strahl der seligsten Freude flog über das reizende Angesicht der Prinzessin, während sich das meine mit Purpurglut bedeckte.

„Zum Glück für meine Verlegenheit ward dieser sonderbare Auftritt durch die Ankunft der Frau Markgräfin von Baden[2]) unterbrochen, die ihre Tochter auf der Reise nach Petersburg hierher begleitet hatte. Das zarte Kind war zur Braut des damaligen russischen Thronfolgers Alexander, später Kaiser Alexanders des Ersten, bestimmt und sollte in Mannheim von all den Ihrigen für immer scheiden. Ihr Geschick, wie glänzend es auch immer sein mochte, rührte mich eben so sehr als die stille Wehmut der fürstlichen Mutter, die mir in ihren Zügen das Bild der Herzogin Louise von Weimar zurückrief. Beide waren Schwestern und glichen sich wie Zwillinge in Gestalt, Haltung und Miene, nur bezeigte sich die Markgräfin beim ersten abord weit freundlicher und milder als die Herzogin, zu der man sich nur nach längerer und genauerer Bekanntschaft unwiderstehlich hingezogen fühlte. Letzteres mochte

[1]) Marie Wilhelmine Amalie, geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

[2]) Amalie, geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Ludwigs von Baden.

wohl auch der Fall bei der jungen Prinzessin sein, die man späterhin als Kaiserin Elisabeth so oft wegen ihrer anscheinenden Kälte tadeln hörte — indessen kann ich nicht leugnen, daß mir damals schon ein vorherrschender Zug von Eigensinn in ihrem lieblichen Kindergesichtchen bemerkbar wurde, zu welchem sich das unverkennbare Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung gesellte und ihr den Ausdruck des Stolzes gab.

„Wer hätte in jenem Moment ahnen können, wie sich das Schicksal der fürstlichen Personen gestalten werde, in deren vertraulichem Kreis ich den Abend verlebte? Die im Glanze der Jugend und Schönheit strahlende Prinzeß Max entführte der Engel des Todes bald in höhere Regionen, während ihr Gemahl nicht allein zur Regierung des Kurfürstentums Bayern gelangte, sondern auch durch die allmöchtige Hand Napoleons auf den Königsthron erhoben wurde, auf welchem jetzt sein Sohn[1]) mit eisernem Zepter regiert, den ich an jenem Abend auf meinen Knien spielen ließ, ebenso wie seine Schwester[2]), die nachherige Herzogin von Leuchtenberg. Das Geschick der Markgräfin von Baden war unstreitig das tragischste von allen. Reich wie Niobe mit Kindern gesegnet, mußte die zärtliche Mutter fast alle vor sich in die Gruft sinken sehen; zwar verwandelte der Schmerz sie nicht, gleich jener, in Stein, wohl aber raubten ihr die unzähligen vergossenen Tränen das Licht der Augen, bevor sie ihren Kindern in die Grube folgte.

*

„Ich übergehe hier", erzählt Henriette weiter, „die triviale Beschreibung meiner Vorstellung am Hofe zu Darmstadt und Karlsruhe und will dafür etwas bei Stuttgart verweilen, obgleich es in seiner damaligen Vernachlässigung wenig anderen Reisenden interessant vorkommen mochte. Zwar lebte der berüchtigte Herzog Karl noch, der einst Stuttgart in einen Wohnsitz der Pracht und der üppigsten Sinneslust verwandelt hatte, doch aus dem wollüstigen Tyrann war ein Betbruder und Bibelsammler geworden. Daher machte Wieland das bekannte Epigramm auf ihn:

Als Dionys von Syrakus aufhörte ein Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein[3]).

Dies bezog sich vorzüglich auf die Militärschule, welche sich freilich eher mit einer Strafanstalt als mit einem wohltätigen und gemeinnützigen Institut vergleichen ließ. Wenigstens erschien sie mir bei dem Besuch, welchen wir dort machten, wie eine Art Gefängnis, in welchem die unglücklichen Knaben an Leib und Seele verschmachten mußten; denn der Herzog zeigte sich nur denen gewogen, die hier erzogen worden waren; auch stellte er keinen an, der seine Lehrzeit nicht in der pedantischen Schule vollendet hatte. Welcher Unterschied zwischen dieser, dem Opernhaus und Ludwigsburg, wo einst Schau-

[1]) König Ludwig der Erste.
[2]) Prinzeß Auguste.
[3]) Es ist nicht von Wieland, sondern von Schubart.

spiele und Feste gegeben wurden, welche die Zeit Ludwigs des Vierzehnten ins Gedächtnis zurückriefen. Jetzt lagen die Reste jener Kostbarkeiten in Schutt und Staub begraben. Öde und schauerlich waren die einst so reich verzierten Gemächer des berühmten Lustschlosses und erweckten nur düstere Vorstellungen in der Seele des Wanderers. Was blieb von den ungeheuren Summen übrig, die der verschwenderische Fürst seinen Untertanen abpreßte, um seine ausschweifende Phantasie zu befriedigen? Wog die Erinnerung, daß Vestris[1]) und Konsorten, durch überschwenglichen Sold herbeigelockt, hier ihre frivolen Künste geltend machten, das Bewußtsein untilgbarer Staatsschulden auf, welche die Enkel der damals lebenden Bewohner des kleinen Landes in unseren Tagen noch belassen und zum Auswandern in ferne, unwirtbare Gegenden zwingen?" . . .

In Stuttgart traf Henriette an der Wirtstafel mit einem Manne zusammen, der ihr, ihrem Gatten und ihren Geschwistern ein treuer väterlicher Freund werden sollte, so wie er bereits zu meiner Urgroßmutter in nahen Beziehungen stand und von ihr aufrichtig geschätzt wurde. Es war der Kanonikus und Universitätsprofessor Franz Oberthür aus Würzburg, ein um seine Vaterstadt sehr wohlverdienter Mann, dessen Name aber auch weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus einen guten Klang hatte[2]). Gerade im Hinblick auf die bevorstehende Reise der jungen Eheleute in die Schweiz und nach Italien war diesen seine Bekanntschaft sehr willkommen, denn er erbot sich, ihnen Empfehlungsschreiben an dort lebende Freunde und Bücher mitzugeben, die ihnen nützlich sein könnten. „Dabei teilte er uns", bemerkt Henriette, „seine eigenen Erfahrungen in Bezug auf jene Länder mit, welche er mehrmals durchwandert hatte, und ließ es sich angelegen sein, uns auf alles aufmerksam zu machen, was zu einer gründlichen Belehrung über den wahren Zweck des Reisens dienen konnte."

Je größeres Gefallen man aneinander gefunden hatte, desto angenehmer war Henriette überrascht, Oberthür nach einigen Tagen unverhofft in Schaffhausen wiederzusehen. „Meine Verehrung für ihn", schreibt sie, „stieg mit seiner näheren Bekanntschaft. Obgleich geweihter Priester einer Kirche, die der lutherischen feindlich gegenüber zu stehen pflegt, zeigte Oberthür doch in seinem Urteil wie in allen Handlungen eine so rührende Milde, daß man ihn mit Recht einen Nachfolger Christi nennen konnte. Voll Zartgefühl und poetischer Empfindung gab er sich jedem unschuldigen Genuß hin, ohne dadurch der Würde seines Standes das mindeste zu vergeben."

Um so mehr machte sie dies Oberthürs protestantischem Amtsbruder Lavater, mit dem sie bald danach in Berührung kam, zum Vorwurf. Am liebsten würde sie ihn überhaupt gemieden haben, allein ihr Gatte, der, wie wir wissen, großen Wert darauf legte, berühmte Persönlichkeiten auf Reisen kennen zu

[1]) G. A. B. Vestris, berühmter italienischer Dichter.

[2]) Siehe über ihn vor allem den Aufsatz von F. X. Wegele, Abhandlungen und Vorträge, Leipzig 1898, S. 233 ff.

lernen, ließ sich gleich am Morgen nach der Ankunft in Zürich bei Lavater melden und bestand darauf, daß sie mit ihm ginge. „Wir begaben uns also", erzählt sie, „zur bestimmten Stunde in Begleitung des preußischen Leutnants von Gäfertsheim, eines Bekannten Leopolds, der sich für die Reise in die Schweiz uns angeschlossen hatte, nach Lavaters Behausung und wurden in sein Studierzimmer geführt, mit dem Bedeuten, ihn hier zu erwarten. Wir hatten also Zeit, uns in diesem Heiligtum umzusehen, das mir als der kleinste Raum erschien, den jemals ein großer Geist bewohnte. Ein Stuhl und ein grünbehangener Tisch am einzigen Fenster des Gemaches waren die Möbel, welche es enthielt, und rund um die Wände lief ein grünseidener Vorhang, der von der Decke bis zum Fußboden herabwallte. Der Tisch hatte eine anziehende Kraft für meinen Mann und Gäfertsheim, denn er war mit Schriften und kleinen Kartenblättern bedeckt, welche die Neugierde der beiden Herren erregten. Ohne auf meine Warnung zu achten, nahmen sie sich die Freiheit, die umherliegenden Blätter durchzuspüren, als wären diese für sie hingelegt. Ich fühlte das Unzarte ihres Benehmens und fürchtete, von Lavater überrascht zu werden, der, wie mir mein Bruder Gottlob erzählt hatte, seine Besuche hinter einem Vorhang zu belauschen und plötzlich hervorzutreten pflege, um den Eindruck seiner Erscheinung zu erhöhen. Meine Vermutung ward durch eine leise Bewegung der seidenen Draperie bis zur Gewißheit gesteigert, daß der Besitzer des Gemaches hinter dieser verborgen sei; daher verwunderte ich mich auch nicht, als er, wie ein geübter Schauspieler aus dem verhüllenden Vorhang heraustretend, mir gegenüberstand — und zur Strafe der beiden Herren, die er so emsig an seinem Schreibtisch beschäftigt fand, sich nur an mich wandte, als sei ich allein gegenwärtig. Leopold und Gäfertsheim verloren zwar im ersten Moment der Überraschung den Mut, sich geltend zu machen, doch faßte sich der erste bald wieder und überreichte Lavater das Empfehlungsschreiben, welches Oberthür an ihn gerichtet hatte und das allerdings günstig genug für den Überbringer lauten mußte, da der Empfänger gleich nach Durchlesung desselben sich aufs freundlichste gegen Leopold benahm. Nach einer ungewöhnlich langen Audienz entließ er uns mit dem Versprechen baldigen Wiedersehns, worauf ich für meinen Teil gar nicht begierig war, weil Lavater meiner Erwartung keineswegs entsprochen hatte. Es lag etwas in seinem Wesen wie in seinen auffallenden Gesichtszügen, womit ich mich nicht befreunden konnte. Vermöge eines mir angeborenen Gefühls sah ich in dem hochgefeierten frommen Manne nur einen bis zur Torheit eiteln, sich selbst vergötternden Menschen, der, wenn ihm die Versuchung nahen sollte, zu schwach sein würde, ihr zu widerstehen, und leicht den Himmel über der Erde vergessen könnte. So bestimmt, wie ich es hier ausspreche, erkannte freilich meine unerfahrene Seele die Schattenseite seines Charakters damals noch nicht; allein mein Instinkt leitete mich, wie bei den meisten neuen Bekanntschaften, auch bei der seinigen, auf die rechte Spur, um so mehr, als ich mit dem meinem Geschlecht eignen Scharfblick entdeckte, daß ich Lavaters auffallende

Freundlichkeit und Zuvorkommenheit nur dem Eindruck zuzuschreiben hätte, den meine Persönlichkeit auf ihn gemacht, da diese unmöglich meinen geistigen Vorzügen gelten konnten, weil ich während unseres ersten Zusammenseins kaum den Mund geöffnet hatte. — Wollte ich auch annehmen, daß seine weltberühmte Theorie der Physiognomik ihn befähigte, manches Gute, das noch unentwickelt in mir schlummerte, aus meinem Gesicht herauszulesen, so verdiente ich doch keineswegs die Ehre, welche er mir zudachte, als er, gleich nach unserer Rückkehr in den Gasthof, einen jungen Maler an mich absandte, der beordert war, mein Porträt für Lavaters Galerie edler Frauen zu verfertigen. Sollte dies Kunstwerk jener Sammlung wirklich einverleibt worden sein, so muß mein Konterfei sich wie Saul unter den Propheten ausgenommen haben, denn es war zum Entsetzen schlecht gemalt und glich weit eher einer stumpfsinnigen Mulattin, als dem Typus echter deutscher Weiblichkeit[1]).

„Dieser Auszeichnung folgten noch viele Beweise einer besonderen Zuneigung von Seiten Lavaters, auf die ich gern Verzicht geleistet hätte. Seine Aufmerksamkeit ging so weit, daß er dringend darauf bestand, wir sollten den letzten Abend unseres Züricher Aufenthaltes in seinem Hause verleben, wo er uns zu Ehren viele seiner Freunde versammeln wollte. Eine Unpäßlichkeit, die mich befiel, schützte mich vor der Langenweile, welche mir unter den guten Zürichern bevorstand, und gewährte mir einen stillen Abend, den ich zu einer schriftlichen Unterhaltung mit meiner Mutter benutzte. Schon hatte ich mich zur Ruhe begeben, als ich durch das Aufreißen der Tür meines Schlafgemachs, mehr aber noch durch den Anblick Lavaters erschreckt wurde, der sich nicht von meiner Jungfer abhalten lassen wollte und mit Leopold ins Zimmer gedrungen war. Wie sehr ich auch gegen sein Nähertreten eiferte, so achtete er doch nicht darauf, sondern wagte es sogar, sich auf mein Bett zu setzen — eine Freiheit, die in der großen Welt, welche Lavater hinlänglich kannte, nichts Ungewöhnliches sein mochte, mir aber bei meiner Unkenntnis der dort herrschenden Sitten als die größte Unverschämtheit erscheinen mußte. Je mehr ich meinen Unwillen darüber äußerte, desto zudringlicher wurde der fromme Mann, und nur mit Mühe gelang es mir, ihn aus meiner Nähe zu entfernen.

„Vielleicht würde ich jetzt ein milderes Urteil als damals über ihn fällen, nachdem er im Dienste der Menschheit, wie ein Märtyrer, gefallen und sein Streben, anderen nützlich zu werden, mit dem Tode besiegelt hat[2]). Allein das, was sich bald nach unserer Zurückkunft von der großen Reise zutrug, bestätigte meine vorgefaßte Meinung von ihm und soll zur Rechtfertigung derselben hier eingeschaltet werden.

[1]) Das Bildnis, das in der Tat völlig mißlungen zu sein scheint, ist mit der gesamten Materialiensammlung der „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" unter der Regierung Kaiser Ferdinands des Ersten von der k. und k. Familien-Fideikommißbibliothek in Wien erworben worden.

[2]) Bekanntlich war dieser die Folge des meuchelmörderischen Angriffs eines französischen Soldaten auf L. beim Einzuge der Franzosen in Zürich 1799.

„Bei der Geburt meiner lieben Tochter Julie[1]) hatte ihr Vater ein besonderes Vergnügen darin gefunden, viele der ausgezeichneten Menschen, die wir in fernen Gegenden kennen gelernt, zu Gevattern zu bitten. Unter jenen befand sich auch Lavater, und da dieser bei Gelegenheit einer Reise nach Dänemark uns in Erlangen besuchte, sprach er den Wunsch aus, das Kind zu sehen, um demselben seinen Segen zu erteilen. Ich eilte sogleich aus dem Zimmer, die Kleine herbeizuholen, hatte aber noch nicht die Kinderstube erreicht, als ich mich von zwei starken Armen umschlungen und festgehalten fühlte. Man denke sich, was ich empfinden mußte, als ich erkannte, daß es Lavater sei, der mir auf dem Fuß nachgefolgt und mich unter den heftigsten Küssen an sich drückte. Meine Indignation über sein Benehmen ward noch dadurch erhöht, daß er sich nicht weiter um das Kind bekümmerte, sondern augenblicklich ins Besuchszimmer zurückkehrte, wo ich mit glühenden Wangen und zornsprühenden Augen zur höchsten Verwunderung meiner Angehörigen erschien. — Ist es mir nach dieser Erfahrung zu verdenken, wenn ich Lavater für keinen Heiligen halte?!" — . . .

Von Zürich begab sich das gräfliche Paar über Bern, Vevey und Lausanne nach Genf. Dort stand Henriette eine neue Bekanntschaft bevor, von der sie sich viel erwartete. „Ich hatte nämlich", erzählt sie, „ein Empfehlungsschreiben für die damals so sehr berühmte Sophie von La Roche erhalten, welche sich bei einer Freundin in Genf befand, und beeilte mich, diese aufzusuchen. Ihre Schriften hatten mir große Achtung für sie eingeflößt, denn es sprachen sich darin nicht allein die würdigsten Gesinnungen, sondern auch die höchste weibliche Zartheit und Sanftmut aus. Das Herz klopfte mir vor kindischer Ehrfurcht, als ich bei ihr eintrat und der gefeierten Schriftstellerin gegenüberstand, weil ich nicht wußte, wie man mit einer solchen Frau sprechen müsse. Indessen verlor sich diese Scheu, sobald ich ihre Persönlichkeit mit meinem angeborenen physiognomischen Scharfblick gemustert hatte. Sophie la Roche trug als sechzigjährige Matrone noch immer auf ihrem Antlitz die unverkennbaren Spuren einer ehemaligen regelmäßigen und ausgezeichneten Schönheit. Ihre Gestalt, die man noch jugendlich nennen konnte, ward durch die Nettigkeit eines sorgfältig gewählten Anzugs wie durch die Würde ihrer Haltung äußerst vorteilhaft hervorgehoben. Allein es lag in ihren Zügen nicht die Sanftmut, welche aus ihren Schriften sprach, im Gegenteil etwas Scharfes und Hartes, das den großen schwarzen Augen der Matrone trotz der einschmeichelnden Süßigkeit ihrer Worte einen herben Ausdruck gab und mir kein Vertrauen einzuflößen vermochte. Es läßt sich demohngeachtet nicht leugnen, daß sie zu den interessantesten Erscheinungen gehörte, daher auch fähig war, das Urteil der Menge zu bestechen, um so mehr, da sie es vollkommen verstand, sich in jede Individualität zu fügen und in die Ansichten derjenigen einzugehen, die sie für sich gewinnen wollte — was allerdings der

[1]) Im September 1792.

Hauptzweck ihres lebenslangen Strebens war. Es würde ihr folglich auch bei mir gelungen sein, hätte meine sonderbare Organisation nicht ein Hindernis in den Weg gelegt, von dem sie keine Ahnung hatte, weil ihre Eitelkeit zu groß war, als daß sie es für möglich hätte halten sollen, ich könnte eine Ausnahme machen und nicht so, wie die meisten neuen Bekanntschaften, von ihr bezaubert sein. Unter dem Vorwand inniger Teilnahme bestürmte sie mich mit Fragen sowohl über meine Familienverhältnisse, als auch über die Angelegenheiten meines Herzens, und da ich weder aus dem einen noch aus dem andern ein Geheimnis zu machen brauchte, entlockte sie mir alles, was sich seit meiner Geburt mit mir zugetragen hatte, folglich auch, wie man mich verheiratet hatte. Dies war, nach dem bekannten Sprichwort, Wasser auf ihre Mühle; auch ließ sie diese im raschen Umschwung klappern und benutzte das, was sie von mir erfahren, zu einer Episode in der Reisebeschreibung von der Schweiz, mit welcher sie gerade damals eifrig beschäftigt war, wie ich zu meinem größten Verdruß bald darauf erfahren sollte, denn sie hatte für gut gefunden, in dieser öffentlich mitgeteilten Reiseschilderung meine Verheiratung auf eine Art darzustellen, die mehr an Dichtung als an Wahrheit grenzte, um der Sache ein poetisches Mäntelchen umzuhängen, ohne zu bedenken, wie sehr sie mich kompromittierte.

„Der Himmel weiß, wie weit sich ihr Examen noch fortgesponnen hätte, wäre nicht plötzlich Graf Leopold Stollberg gemeldet worden. Sein Name elektrisierte Sophie la Roche so mächtig, daß sie dem Eintretenden wie eine junge Schöne entgegen eilte und ihn mit dem sonderbaren Ausdruck: ‚Willkommen, Bruder in Apoll!' leidenschaftlich umarmte. Doch noch weit mehr als dies setzte mich die augenblickliche Verwandlung ihres ganzen Benehmens in Erstaunen. Mir allein gegenüber war sie so einfach und natürlich wie ich selbst gewesen, jetzt schien sich ihre Natur verändert zu haben und in den höchsten Regionen zu schweben. Graf Stollberg blieb nicht hinter ihr zurück, und da beide meine Gegenwart gänzlich vergessen hatten, war ich eine stumme, aber desto aufmerksamere Zuschauerin der Szene, welche diese exaltierten Menschen vor mir aufführten. Ihre schwärmerischen Freundschaftsergüsse wollten kein Ende nehmen, doch schien es, als folgte der Graf mehr aus Höflichkeit und wahrer Herzensgüte denn aus eignem Impuls dem hohen Flug seiner alten Freundin, da sich in seinem ganzen Wesen eine Schwäche und Nachgiebigkeit offenbarte, die den Beobachter ahnen ließ, daß er zu den größten Opfern bewogen werden könnte, wenn man es darauf anlegte, was auch seine spätere Handlungsweise hinlänglich bestätigte. — Von der komischen Sentimentalität ging endlich ihr Gespräch zu den gewöhnlichen Dingen über, und nachdem der Rausch des Enthusiasmus verflogen war, erinnerte man sich auch meiner unbedeutenden Person. Sophie la Roche stellte mich dem Grafen vor, indem sie zugleich bemerkte, wir würden uns wahrscheinlich in Italien häufig begegnen, wohin auch Stollberg zu reisen im Begriff sei. Mir war dies eigentlich ganz gleichgültig, weil der gute Mann keinen besonders günstigen

Eindruck auf mich gemacht hatte. Indessen hoffte ich, daß sein Umgang jenseits der Alpen angenehm für Leopold sein könnte, und eilte nur, den langweiligen Besuch zu beenden, mit dem festen Vorsatz, jede fernere Berührung mit Sophie la Roche zu vermeiden.

„Ich sollte aber nicht so leichten Kaufes davonkommen, denn schon am nächsten Morgen erhielt ich ein langes Schreiben von ihr, worin sie mir die Bitte vortrug, ich möchte mich bei meinem Manne aufs dringendste dafür verwenden, daß er einen gewissen Professor Strube, welchem der berühmte Doktor Tissot die Reise nach dem Süden verordnet, wenigstens bis Pisa mit sich nehmen möchte. Dieser Vorschlag rührte daher, daß die La Roche durch ihr vieles Fragen unter anderem auch erfahren hatte, unser bisheriger Reisegefährte Gäfertsheim werde sich in Genf von uns trennen und den vierten Platz im Wagen räumen. Da nun der besagte Professor ihr sein Anliegen, keine Reisegesellschaft finden zu können, mitgeteilt und ein schöner Zug im Charakter der La Roche die Begierde, anderen zu helfen, war, so versprach sie dem kranken Manne, alles aufzubieten, um uns zu bewegen, ihn mit uns nach Italien zu nehmen. Obgleich die Menschenliebe diesen Plan billigen mußte, so konnte ich doch voraussehen, daß ein solcher Begleiter die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen werde, und durfte dem Professor nicht das Wort reden, sondern mußte im Gegenteil meinen Mann auf die Unbequemlichkeiten aufmerksam machen, welche aus dem Zusammensein mit einem Kranken entspringen mußten, den wir noch dazu gar nicht kannten, folglich auch weder seinen Charakter noch seine Laune zu beurteilen vermochten. Sei es nun der Wunsch, ein gutes Werk zu stiften, oder das Gewicht der La Rocheschen Empfehlung, das Leopold taub gegen meine Vorstellungen machte, genug, er gab dem Professor gleich bei dessen erstem Besuch das Versprechen, ihn bis nach Rom und Neapel mit sich zu nehmen. Hätte ich bloß an mich selbst denken wollen, dann würde mir die Freude des armen Mannes der schönste Lohn für alle Beschwerden gewesen sein, welche, wie ich vorausgesehen, sich späterhin aus seiner Gegenwart entwickelten. Allein die Überzeugung, daß Leopold nicht dazu gemacht sei, dergleichen geduldig zu ertragen, ließ mich für beide Teile das Schlimmste befürchten. Ich wußte es daher der Vermittlerin wenig zu verdanken, daß sie uns den hektischen Strube aufgebürdet, und sah mich überdies noch gezwungen, einen Abschiedsbesuch bei ihr zu machen, weil sie darauf bestand, mir mündlich ihre Erkenntlichkeit für die erfüllte Bitte auszusprechen.

„Es schien, als sei ich bestimmt, ihr tête-à-tête mit Stollberg zu stören, da ich diesen wieder bei ihr vorfand, doch ließ weder er noch die La Roche es mir entgelten, sondern beide überhäuften mich mit unverdienten Lobsprüchen über die Wohltat, welche dem guten Strube durch uns zu teil werden sollte. Ich erfuhr auch bei dieser Gelegenheit, daß die Gattin des Grafen ganz unerwartet angelangt und trotz ihrer weit vorgerückten Schwangerschaft entschlossen sei, ihren Gemahl bis Turin zu begleiten. So jung und leicht gesinnt ich

auch damals war, fand ich doch ein solches Unternehmen höchst tadelnswert und konnte mich nicht enthalten, meine Verwunderung darüber zu zeigen, daß die Gräfin unter den obwaltenden mißlichen Umständen eine Reise wagen wolle, die, in jener Zeit noch, nicht nur zu den beschwerlichsten, sondern auch, aller Beschreibung nach, zu den gefährlichsten Pilgerfahrten gerechnet werden konnte. Der Graf leugnete nicht, daß er selbst große Besorgnisse hege, allein Sophie la Roche fand es göttlich und beteuerte, sie liebe die holde Gräfin nur noch mehr um des Opfers willen, welches ihr zärtliches Herz dem Gatten zu bringen entschlossen sei. Es wollte mich jedoch bedünken, als hätte Stollberg diesen Beweis ehelicher Liebe gern entbehrt, weil er alle seine Pläne durchkreuzte und sein schnelles Fortkommen hinderte. Ehe wir uns trennten, versicherte er mir mit seiner eigentümlichen Freundlichkeit: er hoffe, wir würden in Turin nähere Bekanntschaft machen, und um diese zu erleichtern, wolle er uns am Tor, durch welches wir einpassieren mußten, wissen lassen, in welchem Hotel er nebst den Seinigen abgestiegen sei, damit wir in demselben unsre Wohnung nehmen möchten.

„Die Reise von Genf durch Savoyen war schon an und für sich traurig genug und stimmte die Seele zur Schwermut. Dazu kam noch die Teilnahme an dem unsäglichen Elend der Bewohner dieses unfreundlichen Landes, das den höchsten Grad erreichte, als man endlich dahin gelangte, wo die Straße für Wagen und Pferde ungangbar wurde, nämlich in das erbärmliche Städtchen Lans-le-Bourg. Bei unsrer Ankunft daselbst glaubte ich mich unter einer Räuberbande zu befinden, so wild umdrängten Maultiertreiber und Träger unsern Wagen, der hier, auseinandergelegt und auf Saumtiere gepackt, über den Berg geschafft werden mußte. Hunderte von Menschen fanden bei diesem müh- und gefahrvollen Trafik ihren dürftigen Lebensunterhalt, daher bestürmten sie die anlangenden Fremden auf eine Weise, die mich in Schrecken versetzte. Man kann sich keine Vorstellung machen von der Angst, die mich befiel, als ich den einer Portechaise ähnlichen Tragsessel bestieg und mich zwölf wilden Männern überlassen sah, die, in ihrem gräßlichen Kauderwelsch durcheinander schreiend, mit mir davon rannten, als wollten sie mich für immer von meiner ganzen Umgebung trennen. Lans-le-Bourg liegt, obgleich in einem engen Tal, wo die Strahlen der Sonne nur auf Augenblicke sichtbar werden, doch schon in der höheren Region des Mont Cenis, und der Reisende sieht von hier aus den Gipfel der Berge vor sich, die er übersteigen muß, wenn keine Nebel das schneebedeckte Gebirge umhüllen. Da dies aber nicht der Fall in jenem Augenblick war, sah ich die vor mir hinziehenden Maultiere über mir in den Wolken verschwinden, die mich bald darauf selbst aufnahmen und den Augen der nachfolgenden Karawane entzogen. Das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, in der schauervollsten Einöde, wo der fallende Schnee uns, wie so viele andere leicht verschütten und in ewige Nacht versenken konnte, ward durch die Angst erhöht, der tollkühne Eifer meiner Träger, der sie anspornte, mit ihrer Last über gähnende Abgründe hinwegzusetzen, könnte mich dem Tode auf eine noch

gräßlichere Art überliefern. Leopolds Versprechen eines reichlichen Trinkgeldes, wenn sie mich schnell und gut an Ort und Stelle bringen würden, trieb die armen Teufel zu der unvorsichtigsten Eile, und da ich mich ihnen nicht verständlich machen konnte, blieb mir nichts übrig, als mich dem Schutz Gottes zu empfehlen. Oft schwankte meine Sänfte über unermeßlichen Tiefen oder streifte an schäumenden Wasserfällen so dicht vorbei, daß ich mich schon davon verschlungen wähnte. Zuweilen stieß ein breitbepacktes Saumtier an den Tragsessel, daß dieser den Händen der Träger entschlüpfte und unfehlbar in den Abgrund gestürzt wäre, hätten die Nebenherschreitenden nicht schnell zugegriffen und den vernichtenden Fall abgewendet. Dann kamen wieder Stellen, wo die Männer sich gegenseitig durch Zeichen zu verstehen gaben, es sei notwendig, hier still und leise vorüber zu ziehen, weil die geringste Lufterschütterung eine Lawine erzeugen und unsern Untergang herbei führen konnte. So ging ich von einem Schrecknis zum andern über, bis endlich nach fünf ewig langen Stunden in der dunkeln Tiefe, jenseits des Mont Cenis, das elende Grenzdorf Novalese auftauchte und mich, trotz seiner Erbärmlichkeit, wie der Anblick des Paradieses erfreute. Dort hörten alle Gefahren auf, die mich bisher umringten; hat man erst diesen Punkt erreicht, dann läuft der Weg bis zu dem Ort, wo die Karawanen sich wieder vereinigen, sanft bergunter. Jubelnd begrüßten meine Träger die grauen Hütten von Novalese schon aus der weiten Ferne, weil diese auch ihnen wie der Hafen der Ruhe erschienen. Fröhlich rannten sie mit mir den südlichen Abhang des Berges hinunter, während ich Gott für seinen Beistand in den verflossenen, angstvollen Stunden dankte und mich nun erst durch die Gewißheit beglückt fühlte, in kurzem den Boden Italiens zu betreten. Noch umgaben mich zwar hohe Felsenwände, an welchen der schmale Weg sich hinzog, aber plötzlich schwankten die Träger meiner Sänfte um einen Vorsprung des Gebirges, der mir die Aussicht versperrt hatte, und wie durch Zauberschlag hervorgerufen, lag nun die anmutige Gegend, vom heitersten Sonnenschein beleuchtet, vor mir ausgebreitet. Schnee und Eis waren verschwunden, und ich sah mich in eine grünende Landschaft versetzt, von der mildesten Luft umhaucht, die mir Pelze und Schleier lästig machte. Italien! Italien! jauchzte ich aus tiefbewegter Seele, und noch jetzt, indem ich dies schreibe, begrüße ich wie damals mit ungeschwächtem Enthusiasmus jenes schöne, sonnenhelle Land, als das Ziel meiner unvertilgbaren Sehnsucht nach dem wirklichen Anblick der Gegenden, die mein Gedächtnis für immer treu bewahren wird."

(Schluß folgt.)

Neue Wege der bildenden Kunst

Von

Max Osborn

I. Das Fundament

Die große Wahrheit vom Prophetenberuf der Kunst ist uns niemals eindringlicher, ja unheimlicher klar geworden als heute. Der ungeheure Wandel der gesamten künstlerischen Vorstellungswelt, den wir im letzten Jahrzehnt erlebten, erschien uns zuerst als etwas fast Willkürliches, geboren aus einem Überdruß an den Ergebnissen einer altgewordenen Kunstanschauung, der nach neuen Mitteln und Wirkungen suchte. Das geheiligte Gesetz schien sich wieder zu erfüllen, daß die Lebenszeit jeder künstlerischen Auffassung und Schaffensmethode begrenzt ist und nach einer gewissen Dauer ihrer Herrschaft zu einer Reaktion, ja am liebsten zu einem Umschlag ins entgegengesetzte Extrem drängt. Das Wort Ibsens aus dem Volksfeind: „Eine normal gebaute Wahrheit lebt höchstens zehn bis zwölf Jahre!", ursprünglich auf Verhältnisse des sozialen Lebens und der ethisch-politischen Wertungen gemünzt, gilt ähnlich auch für die Kunst. Daher kam es, daß die ferner stehenden Betrachter in den plötzlich hervorschießenden neuen Tendenzen der aufsteigenden Jugend nicht viel anderes sahen als eine sonderbare und befremdliche, wilde und verwegene Neigung, die Vorarbeit der älteren Generation durch herausfordernde, absichtlich ungebärdige Versuche auszustechen und zu übertrumpfen. Gewiß, die künstlerische Entwicklung drängt stets nach Neuem, und es ist eine alte Erfahrung, daß dies Neue oft nicht in einer vorsichtigen Fortbildung des Gewesenen, sondern durch einen kühnen Sprung an unbekannte Ufer erstrebt wird. Oft wird in solcher Lust am Neuen und Ungewohnten lediglich ein Zeichen von Unruhe und Unstete, das Ergebnis eines oberflächlichen Hanges am Sensationellen erblickt, als wollten vorstürmende junge Kräfte ohne inneren Zwang durch das äußerliche Mittel vordem noch nicht dagewesener Methoden und Experimente die Aufmerksamkeit der Welt erzwingen, und die aufgestörte Gewohnheit glaubt die Beunruhigung durch zornige Verneinung oder auch schnelle Verdächtigung abschütteln zu können. Aber es wird dabei vergessen, daß das Neue zumeist auch da sein Recht vertritt, wo es wirklich laut, zweckbewußt, ja sogar mit absichtlicher Verblüffung seine Stimme erhebt. Denn es bleibt immer die nachdenkliche Frage übrig, warum es gerade jetzt und gerade in diesen Formen an die Tür klopft.

Aber wir haben inzwischen erkannt, daß es mit der Erkenntnis dieser durch

jahrhundertealte Erfahrungen bestätigten Gesetze und Gewohnheiten nicht geschehen ist. Immer deutlicher stieg eine andere Wahrheit aus den Nebeln: daß sich in der neuen Sehnsucht und den völlig umgestalteten Formbegriffen der jungen Kunst der Wandel des gesamten Weltgefühls spiegelte; daß in den verblüffenden, erschreckenden, oft genug krampfhaften und exzentrischen Erzeugnissen der Malerei und Bildnerei, die sich mehr und mehr und immer stürmischer hervorwagten, ein völlig verändertes Verhältnis vom Menschen zum Menschen, vom Menschen zur Natur, vom Menschen zum Kosmos und zu den unfaßbaren Mächten, die jenseits des Sichtbaren ruhen, nach Ausdruck rang. Jetzt erst erkannte man in vollem Umfang die Zwangsläufigkeit, die den Generationen vor uns die ihrer Lebens- und Weltanschauung entsprechende Kunst gegeben hatte, und die nun einem neuen Geschlecht den Widerschein ihres Fühlens und Denkens in künstlerischen Schöpfungen nahebrachte.

Das neunzehnte Jahrhundert war ein Zeitalter der unbedingten Naturherrschaft gewesen. Es ward bestimmt von einem machtvollen, alles andere zurückdrängenden Gefühl für die Realität der mit den Sinnen wahrgenommenen Erscheinungen, für das Diesseitige und Irdische und mit der Vernunft Begriffene. In der vertieften Erkenntnis und der alle früheren Kombinationen weit übertreffenden Ausnutzung der Naturkräfte feierte die Wissenschaft ihre Triumphe, sah die Menschheit ihr Glück. Was in den Zeiten der Renaissance begonnen hatte, was dann im siebzehnten Jahrhundert besonders durch die Begründung der modernen Naturwissenschaften vorwärts getrieben worden war, erlebte nun seine höchste Ausbildung: ein sinnenfrohes, in sich ruhendes und Genüge findendes Wirklichkeitsbewußtsein, dem die Außenwelt allein Erlebnis und Maßstab wurde, und neben dem die metaphysischen Forderungen allmählich verstummten. Mit wunderbarer Logik wuchs aus diesem weitverzweigten, doch in seinen Gliedern fest verknüpften Komplex von Überzeugungen und Empfindungen die Art der künstlerischen Strömungen hervor, die wir Realismus, Naturalismus, Impressionismus nennen. Zwischen der materialistischen Weltanschauung, der experimentellen Wissenschaft, den technischen Neuerungen und der großen Mechanisierung aller Produktionsbetriebe auf der einen und der bis zu Manet und seiner Gefolgschaft reichenden künstlerischen Entfaltung auf der anderen Seite bestand ein tiefer Zusammenhang. Wenn auch im Verlauf dieses organischen Wachstums der zuschauenden Menge der Beginn jeder neuen Etappe etwas Unerhörtes und Unerträgliches zuzumuten schien — im Grunde war es eine einzige gerade Linie, die hier fortgeführt wurde, fand die Geistesverfassung der Gesamtheit in den Werken der Kunst bezeichnenden Ausdruck und Niederschlag. Man wollte sich in die Vielfältigkeit und den Reichtum der umgebenden Welt immer schärfer einbohren und gelangte so zu einem mit stets neuen Mitteln arbeitenden, aber dem gleichen Ziel zustrebenden analytischen Erfassen und Ergründen der Natur und des modernen Lebens der Erscheinungen. Denn die Natur blieb die einzige Wahrheit, hier wie dort, und somit auch die einzige Lehrmeisterin.

Man nahm ihr gegenüber verschiedene Standpunkte ein. Realismus und Naturalismus wollten möglichst objektiv vorgehen; der Impressionismus nahm das Recht der Subjektivität für sich in Anspruch und wollte wiedergeben, wie sich der Eindruck bestimmter Ausschnitte des Weltbildes ringsum in der Persönlichkeit des Künstlers zur Form gestaltete. Aber das Ziel blieb stets das gleiche: die Umwelt in ihrer Wesenheit aufzunehmen und neu zu zeugen. Voraussetzung und Zielsetzung der schöpferischen Arbeit blieb die Hingabe an das Seiende außerhalb des Künstlers, dessen Gültigkeit gläubig angenommen wurde.

Aber die Welt des neunzehnten Jahrhunderts versank. Die überwältigende Fülle der neuen Erkenntnisse und Errungenschaften, welche jahrzehntelang die Menschen geblendet und in einen wahren Rausch versetzt hatten, verlor ihre Zauber. Mit gemischten Gefühlen durchschaute man die Relativität der modernen Zivilisation. Man stand der neuzeitlichen Entwicklung von maschinellen Wundern, Steigerungen des Lebensgenusses und der Tagesbequemlichkeit kühler gegenüber als vordem. Man nahm sie hin und freute sich ihrer wohl auch, aber man begriff, daß hier nicht der Weisheit letzter Schluß geborgen sein könne, daß weit über all dies Nahe und Greifbare hinaus Fragen und Rätsel uns anstarren, bei deren Lösung weder Naturwissenschaft noch Technik noch überhaupt Verstandesarbeit uns helfen können. Von der Erde, deren Mannigfaltigkeit und bunter Reiz die Menschen so lange allein in ihren Bann geschlagen hatte, blickten sie wieder empor zu den letzten Problemen, die unser Dasein umschweben, zu den Zusammenhängen der Endlichkeit mit dem Unendlichen, die wir nur ahnen, nicht begreifen können, zu den höchsten Möglichkeiten, die sich für das Zusammenleben der Menschheit ergeben. Wir beobachten ein neues Anwachsen des Interesses für die philosophische Ergründung der Grundfragen unseres Erdewallens und für die Versuche, das religiöse Bedürfnis, das in unserem Geschlecht schlummert, in freien, über konfessionelle Enge hinausweisenden Formen zu befriedigen. Wir haben erlebt, daß die Wandlung sich unter furchtbaren Erschütterungen vollzog, in dem Wüten der apokalyptischen Reiter, die vier Jahre lang über den alten Weltteil Europa rasten, und in den langhin rollenden Staatengewittern, die sich diesem Schrecken anschlossen, und deren dunkles Drohen unversöhnbar scheint.

Das alles suchte seine Spiegelung in der Kunst. Das nachforschende Auge entdeckt fast erschrocken, wie das Echo bis in die letzten verschwebenden Töne aus den mit Schmerzen geborenen Werken der Maler, der Bildhauer, der Zeichner zurückklang. Wenn wir die zornige, grausame Formzertrümmerung überblicken, die mit allen bestehenden Werten aufräumen will, um auf wieder jungfräulich gewordenem, hundertfach umgepflügtem Boden mühsam eine neue Formenwelt aufzubauen, wenn wir an die brutalen und gewalttätigen Entfesselungen ungebändigter Instinkte, an die leidenschaftlichen Beschwörungen innerer Gesichte und mystischen Erlebens, an die ekstatischen Verkündigungen seelischer Kämpfe und tiefster Gefühlserschütterungen, an die geheimnisvollen Formulierungen transzendenter Beziehungen denken, die seit Jahr und Tag

von allen Seiten her sich zum Worte melden — so erkennen wir mit immer neuem Staunen, wie sich das Werdende im Instinkt schöpferischer Naturen oder vielmehr einer ganzen Künstlergeneration, unbewußt, wie in dumpfer Prophetie, ankündigte. Krieg und Revolution und alle neue Sehnsucht von Herz und Gehirn, von Blut und Verstand ging hier durch die Phantasie und die formende Hand von Persönlichkeiten, deren Sinne und Nerven Ziel und Gehalt ihrer Zeit witterten. Und wie es der großen Bewegung draußen in der Welt ergeht, so auch ihrer künstlerischen Verkündung: sie versinkt stöhnend im Problematischen und kann nicht zu der Gesundung kommen, nach der sie dürstet, nicht zu dem eisernen Gerüst fester Vorstellungen, dem sie sehnsüchtig verlangend entgegenstrebt.

Der Wandel erfolgte dennoch nicht stoßweise, in einem plötzlichen Ruck. Nicht aus der Pistole geschossen war die neue Bewegung plötzlich da, wie das heute vielfach geglaubt wird. Wer den Dingen auf den Grund geht, erkennt, daß hier vielmehr ein organischer Prozeß vorliegt, der die früher geltenden Formanschauungen, wenn nicht gerade mit äußerster Langsamkeit, so doch immerhin allmählich und in folgerichtigem Vorwärtsschreiten umschmolz. Der beste Beweis dafür wird durch die Erscheinung des Neoimpressionismus geliefert. Die jungen Künstler und Kunstgelehrten von heute lieben es, um die „dumpfe Diesseitigkeit" der impressionistischen Kunstepoche endgültig zu beweisen, auf die geradezu wissenschaftliche Ausbildung hinzuweisen, die ihre malerische Technik fand: zunächst auf die analytische Methode der Monet-Schule, und dann besonders auf deren konsequente Weiterbildung in dem optischen Doktrinarismus der Neoimpressionisten, der die prismatische Zerlegung der natürlichen Mischungen in reine Farben mit gelehrter Gründlichkeit durchführte. Aber es ist interessant, zu beobachten, wie der gewollte Beweis sich hier selbst aufhebt. Denn gerade der Neoimpressionismus trieb die Entwicklung, ohne Plan, ja fast gegen seinen Willen, vorwärts. Es ging über das optisch-sinnliche Spiel, das er als Selbstzweck treiben wollte, weit hinaus. Seine rechnenden Mosaikgebilde wurden auf geheimnisvolle Weise zu seltsam gesteigerten Abbildern der äußeren Welt. Er zerlegte die Naturausschnitte in unzählige Tupfen, Vierecke, Striche und Kreise, aber unversehens wuchsen diese Teilchen zusammen zu einer Schicht von hellsten Lichtern, farbig belebten Schatten, zitternden Lufttönen, die sich wie ein aus der letzten Essenz der Wirklichkeit gewobener Schleier über die Dinge legte. Diese farbige Oberschicht des Seienden sollte abgehoben werden, gleichsam wie wenn man den bunten Schimmer von Schmetterlingsflügeln lösen wollte. In Wirklichkeit aber gelangte jener Schleier, der auf experimentelle Art geknüpft wurde, trotzdem zu einer der Wahrheit schon wieder entrückten oder überlegenen, fast mystischen Bedeutung.

Alle diese Künstler, Seurat, Signac, van Rysselberghe, Luce, Croß und ihre Genossen, gingen von einer, wenn man will, fanatischen Lehrhaftigkeit naturforschender Malerei aus, die ihre Objekte gleichsam unter ein Spektroskop nahm — und sie endeten in einer Freiheit schöpferischer Neugestaltung, an

die sie sicherlich gar nicht gedacht hatten. Man fühlt vor ihren Werken den Zauber der großen Wandlung, die vor sich ging oder mindestens sich vorbereitete. Die Landschaften, Seestücke und Bildnisgruppen der Neoimpressionisten, von einer festgeschlossenen Schulmäßigkeit zusammengehalten und oft schwer auf ihre persönlichen Urheber hin unterscheidbar, erhalten bereits jenes rätselhafte „je ne sais quoi", das weitab liegt von unmittelbarer Naturnachbildung und auf Wirklichkeitsillusion beinahe schon verzichtet. Es ist bereits ein völlig selbständiges Spielen mit den Weltdingen, eine durch das Medium der Farbe gegangene Vergeistigung.

Indessen die Malerei der Männer um Seurat und Signac stand insofern immer noch auf dem Standpunkt der früheren Methode, als sie in der Technik, wenn auch nicht im Geiste, sich noch als Fortsetzerin der älteren Kunst fühlen konnte. Denn es war ja eben das Prinzip der Analyse, das hier bis zum Äußersten getrieben wurde, so weit, daß man nun in der Tat am Ende des Weges angelangt war. Zu gleicher Zeit aber hatte sich bereits die Abkehr von dem alten System im Werke einiger großer Persönlichkeiten vollzogen, die nun als Führer mit vollkommen neuen Zielen auftraten. Auch hier jedoch erfolgte die Entwicklung durchaus organisch. Paul Cézanne, dessen Name, von königlichem Glanz umstrahlt, voranleuchtet, war selbst aus dem Impressionismus hervorgegangen, dessen Meister seine Altersgenossen waren. Er hatte den ganzen Kreis ihres Gebietes durchmessen und sich eben dadurch das Recht erworben, sie zu überwinden. Cézanne ging aus der Überlieferung hervor, um das Vorhandene neu zu durchdenken und zu unbekannten Möglichkeiten zu führen. Die Vorstellungen von Licht und Luft, die in seinen Bildern herrschen, der Ausgleich der Farbwerte untereinander, seine ganze Art, innere Bewegung durch Andeutung zu fixieren, mittels einer frischen Alla-prima-Malerei ohne ängstliche Ausglättungen die Unmittelbarkeit des malerischen Erlebnisses festzuhalten, wären nicht denkbar ohne die Schulung durch den Impressionismus und seinen aufgestapelten Besitz an Wissen von den Wirkungsmöglichkeiten solcher Mittel. Aber in diese überkommene Lehre bohrte sich nun ein neues Prinzip: der Gedanke eines großen Zusammenfassens, das von der analytischen Methode weit abrückte. Damit war auf ein Ziel gedeutet, das in gewissem Sinne aus vorimpressionistischer Zeit stammte und zunächst an die Gepflogenheiten der von Renaissance und Klassizismus bestimmten akademischen Kunst zu erinnern scheint. Daß die zu erwartende Reaktion gegen den Impressionismus sich einmal in dieser Richtung bewegen würde, hatte man wohl früher schon vermutet. Man hatte vielleicht sogar daran gedacht, daß der alte Faden womöglich wieder aufgenommen und weitergesponnen werden könnte. Das war nun freilich nicht der Fall. Der Begriff der Synthese nahm jetzt eine Bedeutung an, die niemand voraussehen konnte. Cézanne baute sich seine Methode vielmehr ganz aus Eigenem und völlig neu auf. Denn in ihm drängte nun das veränderte Weltgefühl der Zeit zum Ausdruck.

Etwas, das fast vergessen war, trat durch ihn wieder in den Vordergrund:

die malerische Fläche, als ein Ganzes erfaßt und als malerisches Element begriffen, in starker Eigenwirkung ihre Geltung betont, von den Nachbarflächen sich abhebend und zugleich mit ihnen zur Harmonie verschmolzen. Man hat auch bei Cézanne von einer Mosaiktechnik gesprochen, deren Teile nur größer seien als die Tupfen, Einzelstriche und Kommata des klassischen Impressionismus. Aber es handelt sich hier doch nicht lediglich um eine Vergrößerung, vielmehr um eine substantielle Wandlung. Nur insofern ist es nicht unberechtigt, von einer Mosaiktechnik zu sprechen — und das mag unbewußt bei dieser Bezeichnung mitgewirkt haben —, als damit auf die entscheidende Abschwenkung zum Dekorativen hingewiesen wurde, die jetzt eintrat. Auch das Mosaik ist ja aus dekorativen Gedanken entsprungen. Doch auch hier heißt es vorsichtig sein. So, wie man den Begriff des Dekorativen heute gern aufzufassen geneigt ist, als eine lediglich schmückende Art, als eine Formgestaltung, die aus kunstgewerblichen Erwägungen hervorgeht, ist er bei Cézanne nicht anzuwenden. Aber in seiner ursprünglichen Bedeutung gewinnt er bei ihm Geltung. Cézanne steht an der Spitze der neuen Malergeneration, die das Bild nicht mehr zum Zweck der Naturillusion aus unzähligen winzigen Teilchen zusammensetzt, so daß es, an die Wand gehängt, sozusagen ein Loch in diese schlägt, die das Bild vielmehr aus Flächen aufbaut, aufmauert, könnte man fast sagen, so daß es als Ganzes selbst ein Stück künstlerisch belebter Fläche bleibt, dadurch eine ganz andere Kraft, Würde und Ausdrucksfähigkeit gewinnt und somit allerdings nun auch dazu geeignet wird, eine Wand, eine Raumbegrenzung also, aus ihren Bedingungen heraus zu schmücken.

Das erscheint beim ersten Hinblicken als eine nur technische Verschiedenheit gegenüber dem Impressionismus. Aber es gibt in der Kunst keine Trennung von Technik und Auffassung. Beides ist untrennbar miteinander verknüpft, das eine durch das andere bedingt. Wo sich eine Umwandlung technischer Methoden zeigt, ist immer eine geistige Umstellung im Spiele. Cézanne suchte, natürlich ohne sich das logisch klarzumachen, nach Ausdrucksformen, die seiner veränderten Stellung zur Natur entsprachen. Das Tatsächliche in der sichtbaren Wirklichkeit, die reine Realität der Dinge, die vorher Auge und Sinn der Künstler erfüllt und durch ihre Existenz allein schon beglückt hatte, verlor bei ihm seine früher ausschlaggebende Bedeutung. Er blickte tiefer und weiter, blickte hinter die Dinge auf ihren geheimen Sinn und auf die Urgestalt ihrer Formung. Was er geben wollte, war weniger und mehr als eine subjektive Neuschöpfung des Gesehenen. Weniger: denn das Ziel, im Beschauer die Anschauung des betreffenden Objekts im Spiel künstlerischer Schöpfung zu erneuern, ward weder erreicht noch auch nur gesucht. Aber auch mehr: denn die malerische Phantasie, durch ein Vorbild angeregt, suchte in großen subjektiven Reduzierungen künstlerische Spiegelungen zu geben, die aus der sichtbaren Erscheinung das innere Wesen des Gegenständlichen hervorlockten. Alles wurde so in eine zwar mit der Natur zusammenhängende, aber doch schon jenseits der Natur liegende Sphäre empor-

gehoben. Und indem die Wesenhaftigkeit einzelner Dinge, sei es nun eine Landschaft oder eine Figurengruppe oder ein Stilleben, malerisch gedeutet wurde, erhielt dies durch das künstlerische Schauen gewonnene Neubild, dies malerisch gedeutete Naturstück etwas, wodurch es nicht nur über seine zufällige Erscheinung, sondern auch über die beschränkte Bedeutung seiner Einzelrealität emporgetragen und gleichsam zu einem Symbol des ringsum Sichtbaren überhaupt wurde. Die charakteristischen Züge des Einzelausschnitts wurden aus der Wirklichkeit herausgelockt, das Entscheidende von ihnen noch einmal gewählt und summiert und damit zu einer neuen Harmonie zusammengefügt, die zwar mit ihren Wurzeln noch in der Natur steckte, aber als Resultat hoch über ihr schwebte. Und damit war mit einem Schlage die Erscheinung des Naturbildes zu einer tiefbegriffenen Einheit umgedeutet, zu einer Einheit, in der sich die Einheit des Weltganzen — das ist kein zu großes Wort — mikrokosmisch aussprach. Die große Harmonie, die Cézanne in der sinnlich erkennbaren Umgebung des Menschen und weiter in der großen Ordnung alles Lebendigen erkannte (deren Zwecke dem Menschengehirn undurchsichtig bleiben), fand seinen Abglanz in der Harmonie des Einzeldings, wie er es gestaltete. Die Totalität alles Sichtbaren, ja des Sichtbaren und Unsichtbaren, blickt den Beschauer gebieterisch, rätselvoll und ergreifend an. Der Ausschnitt lebt ganz und gar für sich; er braucht keine Ergänzung. Er ist jedesmal eine Zentrale, in der sich die Strahlen der Welttotalität wie auf einen magischen Spruch hin treffen und binden. Nicht nur das, was der Geist der Natur geschaffen hat, soll im Gemälde wiederklingen, sondern ein Schimmer des schöpferischen Geistes selbst, der dem wissenden Blick des Künstlers sichtbar wird. In den Bildnissen Cézannes, vor allem in seinen Selbstporträts, wird das am großartigsten Beispiel deutlich. Der Kopf ist nicht mehr ein malerisches Objekt, als solches jedem anderen Objekt im Werte gleich: er ist die Verkündung einer Seele, die im Körper ihr sinnlich wahrnehmbares Gleichnis fand. Nicht als ein Philosoph oder Dichter betrachtet der Meister seine Themata, sondern als ein Maler, der mit wunderbarem Feingefühl für die Geltung farbiger Werte Mischungen herstellt, abstuft und ausgleicht. Aber indem er so vorgeht, strömt zugleich eine geheimnisvolle Macht über seine Bilder. Durch seine Landschaften, die mit einer unbeschreiblichen, phrasenlosen Würde in der Majestät ihrer Schönheit ruhen, geht es wie ein Rauschen. Die Figurengruppen haben nicht mehr die Relation menschlicher Gestalten und Körper zu Luft- und Lichttönen als alleiniges Thema, sondern sie offenbaren wiederum, von einem künstlerischen Willen gefügt, die Hoheit des Gesetzmäßigen, das uns umgibt. Nicht nur eine Naturanschauung, eine Weltanschauung bildet den Hintergrund, von dem Cézannes Bilder sich abheben. Das trifft vielleicht den Kern des Problems.

Unmittelbar neben ihm erhob sich sein Gegenpol: van Gogh. Auch hier war mehr als Hingabe an die Natur. Auch hier ein Suchen nach dem mystischen Untergrund der Erscheinungen, nach dem verborgenen Leben, das

unter der sichtbaren Oberfläche ruht und wirkt, aber einem völlig anders gerichteten Temperament entsprungen. Bei Cézanne fließt alles aus der kristallnen Klarheit eines seelischen Gleichmaßes, das die Harmonie der Schöpfung beglückt erkennt. Bei van Gogh ist alles auf eine leidenschaftliche, brennende und schmerzliche Sehnsucht gestellt, die ewig durstig und ewig ungestillt jener Harmonie zustrebt, ohne sie erzwingen zu können. Eine im Innersten aufgewühlte Seele, die an der Welt und am Leben leidet, ist in brodelndem Aufruhr, von wilder Unstete hin und her gejagt, und weiß nun durch die unerklärliche Gabe künstlerischen Schöpfertums aus der Zerrissenheit selbst zur Beruhigung aufzusteigen. Die ganze Wirklichkeit wandelt sich van Gogh in eine Summe gärender Visionen. Ein glühender Mensch ist von Gesichten erfüllt, in denen sich die Geheimnisse der Welt erregend offenbaren. In flammenden, züngelnden Pinselhieben wird das so Erschaute auf die Leinwand gepreßt. Aus jeder Landschaft, aus jedem Haus und jedem Baum raunt es unheimlich und erschreckend. Farbenzusammenstellungen, die wie Feuer leuchten, prasseln empor. Aber dies Geflacker wird machtvoll gebunden und zusammengehalten durch ein Gerüst herrschender, das Unruhige unerbittlich zusammenschmiedender Linien. Denn die Linie, die Farbflächengrenze, die der Impressionismus fast verabschiedet, jedenfalls seiner Bedeutung entkleidet hatte, wird nun wieder in ihr Recht eingesetzt. Schon bei Cézanne ist dies der Fall, der gerade dadurch sich von seinen impressionistischen Zeitgenossen am klarsten abhebt. Bei van Gogh ist die farbig empfundene, doch auch ganz absolut in ihrer abstrakten Bedeutung erfaßte Linie, die fast zeichnerisch, also im Gemälde als neutrales Element, eingeführt wird, von noch ganz anderer Bedeutung. Sie baut mit unerhörter Energie das Raumbild auf und entwickelt aus ihren Mitteln die für den holländischen Meister charakteristische Symbolsprache. Der Franzose Cézanne tauchte seine Vorstellungen durchaus in das sinnliche Element der Farbe. Der Germane van Gogh hielt sich an das geistigere Element des Linienhaften.

Es ist interessant, van Goghs Studien zu betrachten, in denen er Gemälde Millets verarbeitete. Auch Millet war ein großer Zeichner, weit eher ein Genie des Kompositionellen als des Malerischen. Aber wie hat sich, ganz abgesehen von dem Unterschiede des Temperaments, von Millet bis van Gogh die Anschauung gewandelt! Der Meister von Barbizon suchte die Landschaften und Gestalten, die er malte, aus ihrer Wesenheit deutsam zu steigern — die Wirklichkeit, die außerhalb des Künstlers liegt, schreibt diesen Stilwandlungen das Gesetz vor. Van Gogh erfüllt alles mit der Bewegtheit seines eigenen Geistes, seiner seelischen Erschütterungen, seines beispiellosen Ringens, ja seiner aufsteigenden geistigen Verwirrung. Die Subjektivität des Künstlers ist nun auf der ganzen Linie das maßgebende Gesetz. Nicht mehr der Eindruck der Außenwelt ist das Entscheidende, sondern der Vorgang im Künstler, das persönliche Erlebnis, das nach Ausdruck sucht. Der „Impressionismus" legt das Zepter nieder — der „Expressionismus" nimmt es auf.

Zum Gedächtnis Theodor Fontanes

(geboren 30. Dezember 1819)

Von

Gustav Roethe

Die Schweiz hat den hundertsten Geburtstag Gottfried Kellers mit den größten Ehrungen begangen und dadurch bezeugt, wie hoch sie das Glück zu schätzen wußte, das ein vaterländischer Dichter von diesem tiefen Verständnis der Volks- und Landesart für seine Heimat bedeute. Es scheint nicht, daß Berlin, die Mark, ja daß Preußen ein volles Gefühl dafür hat, was sie an Theodor Fontane besaßen und besitzen. Mir widerstrebt es, gerade über Fontane, dem alles Pompöse und Feierliche in der Seele zuwider war, große Worte zu machen. Aber mein Preußenherz drängt es doch auszusprechen: ein besonderer Beweis für des alten Preußens tiefe und echte Gesundheit liegt mir auch darin, daß es drei große Künstler, wie Heinrich von Kleist, Adolf Menzel, Theodor Fontane, zu seinen Propheten gehabt hat. In dieser Reihe steht unser Poet, ob er gleich selbst sich bescheiden die Größe absprach: „Es drippelt nur so; der einzelne Tropfen mag ganz gut und klar sein, aber es ist und bleibt nur ein Tropfen, kein Strom, auf dem die Nationen fahren und hineinsehen in die Tiefe und in das himmlische Sonnenlicht, das sich darin spiegelt." Preußen und Deutsche mögen nur andächtig in die reine Flut Fontaneſcher Dichtung schauen. Ein bewundernswert helläugiger und unbefangener Beobachter, dem Beobachten eine größere Lust war als Genießen, dazu ein sehr sorgfältiger und sicherer Gestalter, hat er dem Preußen- und Berlinertum des neunzehnten Jahrhunderts ein Denkmal gesetzt von fortwirkender Werbekraft. Die Luft weht heute nicht günstig für ein Fontane-Jubiläum. Wäre der Weltkrieg nicht gekommen mit seinen Folgen, die Stadt Berlin hätte gewiß in großem Stile gefeiert. Aber der märkische Dichter hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er wie seine muntere Tragödin Phemie zwar für die Freiheit, aber noch mehr für die Aristokratie sei; und von beidem, jawohl: im Fontaneſchen Sinne von beidem, will die regierende Demokratie nichts wissen. Er hat einmal wieder Pech, wie so oft im Leben.

Er wußte ganz gut, daß er mit den Keller und Storm und Raabe zusammen gehörte, und der kluge, feinsinnige Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Julius Rodenberg, witterte das auch. Aber wie lange hat's gedauert, bis

dem Publikum das aufging. Und Fontane empfand es doch, daß ihn so selten ein freiwilliger Ausdruck des Dankes und der Freude, geschweige denn der Begeisterung erreichte; er empfand es doch, wie sein äußerer Erfolg so weit hinter Heyse oder Spielhagen und selbst der Heimburg zurückblieb, der er's ehrlich beneidete, als er einmal hören mußte, wie ein nettes, gebildetes Ehepaar einen ihrer Romane dreimal verschlungen hat und noch nicht satt war. Er empfand es lächelnd, daß im Staate Preußen jeder Königliche Rechnungsrat, von dem Geheimen gar nicht zu reden, dem leidlich berühmten Schriftsteller sozial weit überlegen sei; er empfand es oder hatte doch Anwandlungen, in denen er so empfand. „Du dichtest, das ist das Wichtigste ... du dichtest, das ist das Nichtigste": er empfand den Widerspruch und gefiel sich darin, ihn auszumalen. Wie er's denn auch empfand, daß es ihm im Leben oft recht knapp ging. Und doch: konnte er es sich eigentlich anders wünschen? Seiner Familie: ja; aber sich selbst? Der immer kritische Beobachter hätte sich größere Erfolge selbst zersetzt und zerspöttelt. Alles Steife, Würdige, Feierliche, Amtliche war seiner läßlichen Natur mit ihrem tüchtigen Schuß Boheme nun einmal ganz unmöglich; er gesteht aufrichtig, daß die Enge der Lebenshaltung viel besser zu ihm passe, ihm viel behaglicher sitze als üppiger Zuschnitt; als Gesellschafter hat er, wenn er wollte, immer gesiegt, und wenn der märkische Adel, dem sein Herz gehörte, seinen größten Maler auch nie nach Verdienst gewürdigt hat — der Maler malte auch manche Schönheitsfehler gewissenhaft mit —, so ging die adlige Sprödigkeit doch nie so weit, wie es der Jubilar in belustigter Übertreibung zuspitzt. Er gefiel sich darin, die Enttäuschungen zu übertreiben: der gesunde Ärger war ein heilsames Gegengewicht zu der liebenswürdigen Laune, zu der weisen Heiterkeit, mit der er immer wieder über die kleinen und großen Nöte des Hauses, aber auch über Abgründe der Menschenverachtung leichten Fluges sich hinweghob. Ein Dichter von hohem Rang darf auf die schnellen Erfolge der Spielhagen und Heimburg nicht rechnen: das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Und daß zuerst seine Balladen, dann seine Wanderungen, dann mit großem Ruck aufwärts seine modernen Gesellschaftsromane ein vortreffliches Publikum fanden, im Grunde fühlte er das dankbar. Nur ein paar Hundert: aber ein gutes Publikum zählt nie nach Zehntausenden. Welchem Dichter sonst war das hohe Glück beschieden, mit siebzig Jahren von der jüngsten literarischen Generation als Führer, von den Älteren zugleich als weiser, verständnisvoller Freund verehrt zu werden? Wenn er nicht glaubte, daß sich von seiner Prosa ins zwanzigste Jahrhundert viel herüberretten werde, so ist er jetzt schon widerlegt. Er ist nicht gerade Mode zu dieser Stunde. Heute blüht, wenn etwas in Deutschland blüht, eher der „hohe", der typische Stil, der, mit Fontane zu sprechen, gerade an allem dem vorbeigeht, was die Menschen eigentlich interessiert. Wir werden ihm diese Einseitigkeit nicht nachsprechen. Aber wir sind ganz sicher, daß Fontanes Stunde wiederkehren wird. Er ist ein Bleibender, wenigstens wenn von dem preußischen Geiste etwas übrig bleibt,

mit dem er viel enger verwachsen war, als der Sohn der Kolonie es sich selbst immer zugestand.

Theodor Fontane hat uns in der entzückenden Schilderung der „Kinderjahre" von seinen Eltern das lebensvollste Bild gegeben. Beide südfranzösischer Familie; ein Großvater hatte in Diensten der Königin Luise gestanden; auch sonst war Anhänglichkeit an das preußische Herrscherhaus gute und selbstverständliche Tradition, die nicht hinderte, daß der esprit gaulois, das durch deutsche Blutmischung nur halb gedämpfte Temperament dem kategorischen Imperativ und der strengen Ordnung des preußischen Staates gern ein Schnippchen schlug. Der gascognische Leichtsinn des unverwüstlichen, phantasievollen Vaters, von dem Fontane die Gaben der Causerie und der Gelegenheitsdichtung, aber auch die Kunst, sich das Unangenehme vom Leibe zu halten, geerbt hat, drängte die Mutter zu um so herberer Lebenshaltung und führte zur Trennung der Eltern, denen der Sohn beiden herzlich ergeben blieb: hat er doch in der eignen gesegneten Ehe, die ihn wieder mit einer Tochter der Kolonie verband, ein gemildertes Abbild ähnlicher Gegensätze erlebt. Nicht sein Geburtsort Neuruppin, sondern das kleine, aber von dem bunten Flaggenschmuck internationaler Beziehungen belebte Seestädtchen Swinemünde, das er in dem „Kessin" der „Effi Briest" und in dem Heimatsorte der Gräfin Petöfy festgehalten hat, bestimmte seine Jugendeindrücke, ohne daß er doch zum Meere ein nahes Verhältnis gewann. Ein Examensheiliger, wie preußische Abstempelung ihn verlange, ward er nicht, wenn es auch wieder kokette Übertreibung ist, daß er, wie sein Vater aus dem Konversationslexikon, so aus ein paar Journalen sein bißchen Wissen geschöpft haben will. Aber sehr ernst hat er die Schule nicht genommen, seine „halbe Bildung" hat ihn später manchmal verdrossen; und die Apothekerlaufbahn, die er gleich dem Vater einschlug, und die ihn nach Berlin, Dresden, Leipzig und wieder nach Berlin trug, hat er sich gleichfalls nicht schwer gemacht. Die dumpfe Sehnsucht nach anderen Zuständen, die über dem Preußen der dreißiger und vierziger Jahre lag, trieb auch ihn zu einer harmlosen Freiheitsschwärmerei, die er um so eifriger pflegte, als ihn sein poetisches Talent in einem Herweghklub und in anderen literarischen Gesellschaften mit allerlei interessanten und problematischen Gestalten zusammengeführt hat, deren Porträts er in der Skizzenreihe „Von Zwanzig bis Dreißig" mit seinem liebevoll launigen Geschick für Sonderlinge und Originale behaglich skizziert. Er will 1848 sogar demokratischer Wahlmann gewesen sein und sich in seiner Poetenunschuld den blutroten Revolutionär Freiligrath als Logiergast nach dem reaktionären frommen Bethanien eingeladen haben. Aber Freiligrath kam nicht, und der Freiheitsdrang, der mehr dichterischer Nachahmung als menschlichem Bedürfnis entstammte, legte sich, seit er in dem berühmten „Tunnel über der Spree" einem erlesenen Kreise feinerer Geister beitreten durfte, der bei aller politischen Toleranz der freiheitlichen Deklamation ungünstig war. Galt doch bei Fontanes Eintritt Graf Strachwitz als das Haupttalent der Gruppe, die sich

aus märkischem Adel und jungem preußischem Beamtentum in erster Linie ergänzte, wenn sie sich daneben auch manchem begabten Abseitler aus anderen Lebenssphären wie dem Bäcker Goldammer bereitwillig öffnete. Preußische Männer, wie der Leutnant Bernhard von Lepel, der Assessor Wilhelm von Merckel, auch der konservative Romanschriftsteller George Hesekiel, haben für Fontane im Grunde mehr bedeutet, als die Tunnelgenossen Heyse, Kugler und Eggers, Storm, Dahn und Geibel, zu denen der junge Apotheker, der erst seit 1849 sich zum freien Schriftstellertum herauswagte, eher in einer gewissen Abwehrstellung stand, seiner Eigenart und seines Eigenwertes sich wachsend bewußt.

Dieser individuelle schöpferische Zug, der damals auch in radikalen Zirkeln (Max Stirner war ein Klubgenosse Fontanes) kräftige Nahrung finden konnte, begünstigte bei dem jungen Dichter eine aristokratische Neigung, die ihn innerlich nach rechts hin leitete, wie sie äußerlich befördert wurde, als er Beziehungen zur „Kreuzzeitung" gewann. Er wurde nicht parteigerecht konservativ, als er ihren englischen Artikel übernahm. Er blieb im Grunde sein Leben lang parteilos, ja politisch indifferent; über seine politische „Ruppigkeit" und „Wackligkeit" hat er selbst gerne gespottet; es machte ihm keine Skrupel, später dem „in Petroleum getauchten Liberalismus" der „Vossischen Zeitung" ebenso seine Feder zu leihen wie früher der „Neuen Preußischen". Weder die Vorkämpfer des Absolutismus noch die der Republik ließ er ohne weiteres als Dummköpfe und Verbrecher gelten. Innerlich näher stand er doch der „Kreuzzeitung". Denn sein entschiedenes persönliches Freiheitsbedürfnis hat er stets säuberlich von jeder liberalen Parteifärbung reingehalten; ein Nieser Bismarcks war ihm immer mehr wert als sechs fortschrittliche Reden. Die Mitglieder der konservativen Partei aber gefielen ihm menschlich weit besser als die Liberalen; und auch die Aufenthalte in England, wo er zuerst 1844 auf ein Freibillett als beurlaubter Franzer Einjähriger einige Wochen, dann 1850 und vor allem 1855—59 zu literarisch-politischen Zwecken Monate und Jahre zugebracht hat, färbten ihn nicht freisinnig wie so viele andere, sondern vertieften seine Rechtswendung.

Die englischen Fahrten brachten ihm die entscheidenden Reiseeindrücke seines Lebens. Er hat die Engländer nicht eigentlich geliebt, so schön er ihre Frauen fand; über das Fürchterliche ihres staatlichen Egoismus hat er stets klar gesehen, ihr Cant war seiner unbefangenen Offenheit ein Greuel: aber sie imponierten ihm. Der Reichtum, die Macht, die geschichtliche Größe Londons scheint ihm unvergleichlich; Paris verblich ihm dagegen, sein französisches Blut hat sich an der Seine nie recht wohl gefühlt. In London aber machte ihm die leidenschaftliche Vaterlandsliebe tiefen Eindruck, die ihm selbst aus verrufenen Matrosenspelunken entgegendröhnte, und in London, im Tower erschüttert ihn die Gewalt einer großen Geschichte, mochten die Greuel des alten Kastells auch an die Sensationen einer Schreckenskammer gemahnen. Der romantische Geist der Vergangenheit faßt ihn mächtig, als er, von

Walther Scotts Gestalten begleitet, jenseits des Tweed die Schlösser und Seen und Schlachtfelder Schottlands bereist. Gerade unter diesen überwältigenden Eindrücken, die er bald in Reisebildern zu gestalten sucht, taucht ihm die Heimat auf, die märkische Heimat mit ihren Schlössern, ihren Seen, ihren Schlachtfeldern. Fontanes preußischer Stolz erwuchs, ähnlich wie einst das Vaterlandsgefühl des Vogelweiders, aus dem Rückschlag, den in ihm das vaterländische Bewußtsein der Engländer und Schotten herausforderte. Er fühlte die Kraft, die dieser geschichtlichen Bodenständigkeit innewohnte, und sah eine Aufgabe vor sich, zu der ihn Herz und Neigung unbewußt längst gezogen hatten. So entstehen zuerst die Balladen, dann die „Wanderungen".

Schon im Jahre 1848 war Percys altberühmte Sammlung frühenglischer Volkspoesie und Scotts Lese schottischer Volkslieder dem Dichter in die Hände gefallen. Sie drängen die Anregungen zurück, die er vordem durch Bürger und Eichendorff erfahren hatte, und reizen ihn um so mehr zur Bearbeitung und Nachdichtung, als Graf Strachwitz, der anerkannte Tunnelpoet, auf gleichem Boden seinen größten Erfolg errungen hatte. Er übersetzt und bearbeitet. Was in den Vorlagen zersungen, zerflossen, verwischt war, was der englische, stoffvertraute Hörer vorauswußte, das hat Fontane mit seinem frühen Bedürfnis nach Klarheit knapp und gut ergänzt, erhellt, gekürzt; man vergleiche nur etwa die Ballade von „Percy und den Nortons" mit dem Original. Aber das genügt ihm nicht. Er wagt sich an eigne Versuche in diesem lyrisch-dramatischen Balladenstil. Die englische Nebelluft begünstigt Ahnungen, Visionen, Prophezeiungen; das Schauerliche reizt ihn und das Schreckliche. Die sündigen Liebenden Maria und Bothwell ahnen in unruhigen Träumen ihr Schicksal; die unglückliche Königin Jane Grey wird auf den Thron und damit auf das Schaffott Anna Boleyns gezwungen, deren Bild ihr bei jedem Schritte unheilkündend vor Augen schwebt; es waren noch Nachwehen dieser Balladenstimmung, als Fontane zwanzig Jahre später ein modernes Ereignis, einen grauenhaften Eisenbahnunfall auf der Brücke am Tay, mit Geisterreigen umkränzt. Die letzten Stunden Todgeweihter sucht der Dichter auf, auch die letzten Glieder sterbender Geschlechter. Den Fuhrleuten eines schwedischen Räderkarrens, der sich mühsam im Novemberwetter über die Heide quält, erscheint visionär in wilder Jagd der todbestimmte Gustav Adolf; von Wallensteins niedergehauenen Feldherren zu Eger wendet sich der finstere Ausblick auf das Ende des Gewaltigen selbst. Graue, dumpf grollende Lüfte, verlöschende Lichter, die spukenden Geister des Tower: die dunkle Stimmung wirft ihre Schatten, ohne daß die Klarheit des Bildes litte. Durchsichtige Deutlichkeit lag ihm immer am Herzen: er zeichnet scharf und farbig; man halte nur etwa seinen harten Gorm Grymme, dem niemand den Tod des liebsten Sohnes zu melden wagt, neben die Melancholie verwandter, nordisch gestimmter Schloßballaden Uhlands; wie wird bei Fontane auch das traurigste Düster durch Gegenfarben unterbrochen und gegliedert! Mit einer

besten Seite Uhlandscher Kunst, mit den Romanzen von Eberhard dem Rauschebart, wetteifert das kraftvolle, rhythmisch stark bewegte Bild der Schlacht von Hemmingstedt, wo Junker Jürgen Slenz den Bauern erliegt. Das Sprunghafte des Volksliedes weiß Fontane sehr kunstvoll zu verwerten, wenn etwa König Harald Harfager sein gebieterisches Werben um Rynhilde plötzlich zu demütiger Ergebung herabstimmt, als er vor der stolzen Jungfrau steht, die es verschmäht hatte, eines seiner vielen Weiber zu werden. Dem Todesmut, der sündigen Leidenschaft, dem Schicksal paart sich die Treue. Fontane verzeiht es dem Lordprotektor nur schwer, daß er seinen König hinrichten ließ. Seine eigne leichte Art hat etwas übrig für die Stuarts. Maria Stuarts Locke erbt als höchstes Heiligtum bei den Hamiltons von Vater zu Sohn, bis man den letzten Stuart hinaustrug, und sie wahren die Reliquie weiter; denn „die Treue kennt kein Grab". Und eine andere Treue verklärt Fontanes, durch Löwes Kunst meist verbreitete Ballade, seinen „Archibald Douglas", erwachsen aus einer Anmerkung Walther Scotts, der der deutsche Dichter erst den rechten Abschluß gab. Fast alles Monolog und Dialog, dazwischen nur wenige sehr knappe, anschauliche und bewegte Strophen der Handlung: der verbannte Graf vermag das Leben fern der Heimat nicht zu ertragen; er fleht um die Rückkehr, im Panzerhemd zu Fuß keucht er neben dem zürnend davonsprengenden Stuart her, bis er (gegen die Quelle) durch Treue das Herz des Königs rührt: denn „der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du". Es ist Fontanes eigenste Treue, die er in seinem Helden feiert.

Man unterschätzt heute seine Balladen, spricht ihnen um des englisch-nordischen Einflusses willen etwa gar das eigene Erlebnis ab. Das würde ihn verstimmt, nicht beirrt haben. Er wußte es besser. Man kann seine helle Freude an den „Männern und Helden" haben, an den Feldherrnliedern, die schon 1847, also vor den entscheidenden englischen Einwirkungen, den jubelnden Beifall des Tunnels gewannen und die brandenburgischen Helden, den alten Derfflinger und den alten Dessauer, den alten Zieten und den jungen Seidlitz, die Feldmarschalle Schwerin und Keith sehr flott, in munterer Bewegung, mit schlagenden Refrains, mit glänzenden Pointen, mit vaterländischer Wärme ins Feld hinaus sandten. Sie halten die lustige Anekdote neben dem ernsten Heldentum vortrefflich fest; es lebt auch vom Geiste der deutschen historischen Lieder etwas in ihnen; ihre preußische Begeisterung tut uns wohl — und doch, man braucht nur den etwas späteren „Prinzen Louis Ferdinand", seine beiden kontrastierenden Bilder, den kecken Streich und das dunkle weltgeschichtliche Ende, mit den Vorläufern zu vergleichen, um zu erkennen, was Fontane in der hohen Kunst der Stimmung und des Gegensatzes sich aus der englischen Ballade erworben hatte. Noch die Romane mit ihren ahnungsschweren Vordeutungen, ihrer fatalistischen Notwendigkeit, ihrer sprunghaften Bilderfolge weisen zuweilen auf diese Pfade zurück. Fontane hatte vieles sehen und ahnen und träumen gelernt, wozu ihm der schneidige Reitergalopp

seiner Seidlitzballaden nun und nimmer die Zeit ließ. Was nicht hindert, daß die preußischen Feldherren Fontanescher Strophen auch für die Zukunft allen Anspruch haben, deutscher Jugend ans Herz zu greifen.

Für „Männer und Helden" blieb dem Dichter die Ballade bis ins Alter die künstlerische Form. Er hing am Helden: epische Pläne eines Barbarossa, Schill, ein Volksbuch von Gustav Adolf haben ihn ernstlich beschäftigt. Aber für seinen Roman taugten die Großen nicht; der verlangte Mittelmaß und überließ die Helden der Versdichtung. An seinen größten Helden, das preußische „Genie" sans comparaison, an den alten Fritz, hat sich Fontane direkt kaum gewagt: die kraftvollen Fritzenstrophen, in denen der alte König seinem Preußen bitterernste Mahnungen dauernden Werts und heißer nationaler Willenskraft zuruft — noch im Weltkrieg hätten sie uns rütteln sollen —, gehören einem Gelegenheitsgedicht an, wurden 1851 zur Enthüllung von Rauchs Denkmal verfaßt; ein volkstümliches Fritzenlied, wie es Alexis fand, hat er nicht geschaffen. Aber auch bei ihm sehen wir den großen König mit den Augen seiner Grenadiere. Nicht mehr strophisch; seit den sechziger Jahren hat seine epische Versdichtung die strophische Form meist verlassen. Die köstlichen Einzugsszenen, in denen die Sieger der drei Bismarckschen Kriege vor dem alten Fritz Revue passieren, die tapfere Gardemusik bei Chlum, der Jubel, mit dem Vehlefanz den Sieg von Düppel begrüßt, diese farbenreichen Bilder rollen sich in fortlaufender Erzählung ab. Es liegt ein Menzelscher Hauch über ihnen, auch in dem realistischen Humor, der das Figurengewimmel zusammenhält. Dieser Humor gehört notwendig dazu: Fontane war nicht geneigt, das Heldentum der Masse ganz voll zu nehmen; ein Held ist ihm eigentlich nur der Einzelne, der allein seines Weges geht; selbst der treffliche Pionier Klinke, der bei Düppel mit seinem Leben die Schanzen eröffnet, rückt in kein Sonderlicht. Aber aus dieser ernst-heiteren Beleuchtung, die das Pathos meidet, spricht dieselbe ruhige Weisheit, aus der so viele seiner köstlichen Sprüche und Gelegenheitsgedichte erwuchsen. Gerade an diesen Geburten der Stunde haben wir immer noch unsere dauernde Freude. Besonders gelang das Fragment „Zeus in Mission", das für Bismarcks 70. Geburtstag bestimmt war, und das mit seiner scherzhaft-würdigen Mythologie von einzigem Reiz und dabei von einer geschichtlichen Größe ist, die die Nichtvollendung erklärt, aber um so tiefer bedauern läßt. Nur der alte Fontane, er allein, fand auch zu Bismarcks Tode das rechte Wort für die ehrfürchtige Liebe, die den Helden über das Grab hinaus begleitet. Diese beiden Gedichte auf den alten Bismarck sind nicht strophisch. Als Fontane aber „Jung-Bismarck", im Anblick eines Jugendbildes, vor sich auferstehen ließ, da wählte er die jugendlicheren Strophen. Und so schmückte er auch den heimkehrenden Sieger, Kaiser Wilhelm, mit einem friedlichen Strophenkranz, aus dem es uns noch heute, unendliche Wehmut weckend, entgegenklingt: „Wie aus Märchen-Tagen werden wir singen und sagen vom Kaiser Blanchebart." Ein sicheres und tiefes geschichtliches Miterleben überall: Fontane ist der anspruchsloseste und echteste Dichter dieser Bismarckischen Heldenzeit

geblieben, schon dadurch, daß er bei aller Wärme der Teilnahme doch immer eine Distanz bewahrt, die Detlev von Liliencrons persönlichere Empfindung sich nur schwer abrang.

Bismarck war dem Dichter nicht nur der Held, der Deutschland aus der politischen Misere errettet, der es aus der Pfennigwirtschaft und Gesinnungsruppigkeit befreit hatte; er war ihm zugleich teuer als die größte Verkörperung seines geliebten märkischen Adels. Fontane hat später gelegentlich geleugnet, daß er für diesen Adel geschwärmt habe; er habe immer nur sagen wollen: „Kinder, so schlimm ist er nicht." Aber diese spätere Abschwächung darf uns nicht täuschen. Er hat sich klipp und klar dazu bekannt, daß die märkischen Junker (und daneben auch die märkischen Landpastoren) sein Ideal, seine stille Liebe seien; er hat bekannt, daß ihm der bürgerliche Sinn ganz und gar fehle und nur das Adlige ihn interessiere, das er freilich in großem Sinne faßt. Er empfand tief den Zauber und die sittliche Tradition, die die Geschichte dem Adel und nur ihm verliehen hat: „Zehn Generationen von 500 Schulzes und Lehmanns sind noch lange nicht so interessant wie drei Generationen eines einzigen Marwitzzweiges. Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt"; was sich die ebenso grimmigen wie albernen Adelsabschaffer von heute merken mögen. Den Dichter verband eine starke menschliche Sympathie mit dem Adel, in der er auch durch minder günstige persönliche Erfahrungen nie beirrt wurde: daß diese Junker „unausstehlich und reizend zugleich" waren, das mehrte nur die Anziehungskraft.

Gestehen wir uns nur, der viel verschriene ostelbische Junker ist der Held des Fontaneschen Gesamtwerkes.

Das klingt auch in den Gedichten an. Die prächtige Reimgeschichte vom Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland erzählt von solch einem alten Rittergutsbesitzer, der patriarchalisch über den Tod hinaus die Jungens und Mädels seines Dorfes mit Birnen füttert; und die langen Adelsrevuen, die Fontane hier bei dem Begräbnis des alten Otto von Rohr aufmarschieren, dort bei der Feier seines eigenen fünfundsiebzigsten Geburtstages durch Abwesenheit glänzen läßt, „die Jagow und Lochow, die Stechow und Bredow, die Quitzow und Rochow", diese Revuen bestätigen nur, wie gerne seine Phantasie in ihrer umdrängten Mitte weilt. Sie stehen auch im Zentrum seiner Romane. Aber das eigentliche Hohelied vom märkischen Adel sind seine köstlichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", ein Buch der Heimatliebe, das wir um so höher schätzen sollen, weil sein Verfasser nicht nur schildern und deuten, sondern entdecken und einem verwunderten Publikum die blinden Augen öffnen mußte.

Als sein Werk, das in vier Bänden die Grafschaft Ruppin, das Oder-, Havel- und Spreeland behandelte, 1862 zu erscheinen begann, da gab es der illustrierten und nichtillustrierten Darstellungen „romantischer" Gegenden in Deutschland die Hülle und Fülle. Den melancholischen Reiz der märkischen Landschaft hatte Willibald Alexis, auch an dieser Stelle Fontanes Vor-

gänger, schon erkannt und vielleicht stimmungsvoller dargestellt, als Fontane das wollte und konnte. Seine eigentümliche Kraft liegt darin, daß wir, mit ihm zu Fuße oder lieber zu Wagen dahinziehend, mit dem Lande zugleich die Menschen und die Geschichte erleben. Der Wanderer träumt wohl einmal am stillen Scharmützelsee; aber dann grüßen ihn aus der Tiefe versunkene Orte und Wälder. Die lieblichen Hügel von Freienwalde werden durch die Geschichte des Gesundbrunnens, durch den Naturdichter Karl Weise und durch die düsteren Sagen von den Uchtenhagenern belebt. Der Blumenthal ist nicht nur ein schöner Wald, sondern in ihm verstecken sich auch die niedrigen Feldsteinmauern einer verschwundenen Stadt. Und was von Wäldern und Seen gilt, das trifft natürlich noch viel mehr die Schlösser und Kirchen, die Städte und Dörfer. Dem Preußen, der diese vier Bände durchwandert hat, schlägt sein Herz höher vor diesem geschichtlichen Reichtum. Viel Kleinkram ist dabei, viel Anekdote; aber Fontane ist überzeugt, daß die Makulatur wichtiger sei als die große Geschichte. Auch sie spricht zu uns, wenn wir durch Großbeeren ziehen oder Kunersdorf, wenn wir in Schloß Cöpenick, in der Festung Cüstrin und in der Gruft von Wust die Spuren des Katteprozesses treffen, der für Fontane ein ruhmvoller Blutkarneol der preußischen Krone ist, und ein gedämpfter Abglanz der großen Geschichte bewegt uns die Seele, wenn wir in Tamsel und Rheinsberg sentimentalen und fröhlichen Jugendspuren des großen Königs begegnen oder die Schatten jener späteren Rheinsberger Tage vor uns auftauchen lassen, da der bedeutende Sonderling Prinz Heinrich kritisch abseits von dem großen Bruder seinen geistreichen Hofhalt führte. Aber das ist nicht die Hauptsache. Der Dichter hat die geschichtlichen Exkurse, die eine Zeitlang die Führung genommen hatten, bald wieder beschränkt und nur in einem Seitenwerk, den „Fünf Schlössern", ihnen größeren Spielraum gelassen. Am wohlsten ist es ihm doch, wo er tüchtigen Lebens bunte Einzelheiten, wo er die Geheimnisse des Kleinen liebevoll aufdecken kann. Hier hören wir die Glocke läuten, an der das Geschick der Löschebrand hing; dort freuen wir uns an dem Bilde des tapferen Pfarrers Segebarth, der einst bei Chotusitz als bloßer Feldprediger die wankenden Reihen zum Stehen brachte; in Neuruppin hören wir von der weltgeschichtlichen Mission seiner Bilderbogen und von dem verwegenen, lange glücklichen Unternehmer Alexander Gentz; in Werneuchen erleben wir ein harmloses Familienfest voll hausbackener Poesie, das der zu Unrecht berüchtigte Pfarrer Schmidt mit den Seinen anmutig begeht; den berühmten Landwirt Albrecht Daniel Thaer lernen wir auf seinem Mustergute kennen, und den wunderlichen gelehrten Bibliophilen Meusebach, den alten Schadow mit seinem Berliner Platt und Wilhelm Hensel, den Virtuosen des Impromptus, vor allem Schinkel, der immer wieder wenigstens in den Nachwirkungen seiner Kunst vor uns auftaucht. Mit Spannung verfolgen wir die Seeschlacht, die Spandaus Bürgerkraft den Berlinern in der Malche lieferte, und die Triumphe, die die Werderschen mit Kirschen und Stangenbier erfochten. Mit dem Fischer

Kahnis befreunden wir uns, der anno 1806 seine hübsche Frau vor den Franzosen auf eine vergessene Spreeinsel flüchtete und dort hängen blieb und sich über die Revolution von 1848 derart erboste, daß er erst wieder unter Menschen ging, als Wrangel Ordnung geschafft hatte: darin ganz einig mit dem groben Michael Protzen in Neuruppin, der auch an die Herrschaft der Spießbürger nie glauben mochte. Regimentsgeschichten und Kirchenbücher und Grabsteine berichten allerlei kuriose Interna. Mit Vorliebe aber setzt sich der Wanderer zum Kutscher auf den Strohsack, und da bekommt er etwa von dem gescheiten Fuhrherrn Moll gesunde Weisheit über den gelben Neid, der auf dem gelben Sande herrsche, und über die Nützlichkeit der Edelleute, die der kluge Realist nicht missen will, während eine rabiate Frau aus Pieskow gegen den Adel einen sozialen Haß entwickelt, in dem die Luise Hilfe der Hauptmannschen „Weber" vorspukt.

Dem mannigfaltigen Inhalt entspricht die Beweglichkeit einer wechselnden Diktion, die dem Feinschmecker zuweilen buntere stilistische Freuden bereitet als die festere Stilform der spätern Romane. Für die Einheit des Bildes sorgt in allem Wechsel, daß König und Junker überall, wenn nicht voran, dann im Hintergrunde stehen.

Die Hohenzollern erscheinen nirgend im steifen Prunk der Haupt- und Staatsaktion. Sie verkörpern den calvinistischen Grundsatz „Bete und arbeite"; in langer organisatorischer Tätigkeit setzen sie Kunst, Wissenschaft und Bildung gegen die widerstrebende Natur der Marken durch; ihr und ihres Volkes Glück ist die wirkliche Humanität, die sie überall mit den Kleinen des Volkes befreundet und den höheren Beamten nicht selten durch einseitige Parteinahme für die „Untertanen" in Verlegenheit setzt. Hier erblüht der feinste Ruhm der Hohenzollern, jene Sorgfalt im Kleinsten, die jedes Lichtstümpfchen aufhebt und dadurch ein ganzes Volk zur peinlichen Sparsamkeit erzieht. Friedrich Wilhelm den Ersten, für den Fontane manche Lanze brach, treffen wir an dem plumpen Waschfaß von Wusterhausen, an dem er sich, der Überreinliche, täglich so und so oft säuberte und wieder säuberte. Mit dem alten Fritz machen wir eine Inspektionsreise durch den meliorierten Dossebruch, wo er, wie erfolgreicher noch an der Oder, ganze Provinzen in der Friedensarbeit erwarb. Besondere Wärme widmet Fontane Friedrich Wilhelm dem Dritten, dessen einfacher, zuverlässiger Sinn ihm das Vorbild eines Landesvaters ist, und dessen idyllisches Familienglück uns Paret so nahebringt; aber selbst Friedrich Wilhelm dem Zweiten weiß er freundliche Seiten abzugewinnen, und Friedrich Wilhelms des Vierten hoher Liebessinn, der soviel Schönheitstrieb und erhaltende Treue gegen die Vergangenheit betätigte, hat sein Herz ganz gewonnen.

„Meine Seele Gott und mein Blut dem König"; Fontane bekennt sich rückhaltlos zu dieser altpreußischen Devise, die nirgend so fest sitzt wie in der zähen Tradition des Adels. Aus den Papieren des Feldmarschalls von dem Knesebeck auf Carwe hebt er das adlige Motto aus:

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht genährt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn in treuer Brust.

Unter dieser Losung ziehen sie in langen Reihen an uns vorüber: die wuchtigen alten Paladine, die sich bei Türken und Schweden den Feldherrnstab erwarben, die Görzke und Derfflinger und der sagenumsponnene Glockenstifter, der alte Sparr, die grimmigen Hasser Schöning und Barfus; weiter die Tapferen der friderizianischen Zeit, die Lestwitz und Prittwitz und Zieten und wie sie alle heißen. Bei den Quasten tritt der Sieger von Nyborg neben den feinsinnigen Pfleger heimischer Denkmale; die Hakes lernen wir kennen, die immer dabei sind; der uneigennützige, unbestechliche preußische Offizier, in dem das feine Ehrgefühl des alten Rittertums neu auflebt, begegnet uns in Güntter und wiederum in Zieten; Yorks rauhe Strenge schauen wir beim Garnisondienste. Fontane hat seine helle Freude daran, wenn er die streitbaren Herren auch einmal bei der Fronde gegen die Hohenzollern trifft, gegen die die alteingesessenen Geschlechter, aller preußischen Treue unbeschadet, sehr wohl den Stolz des älteren märkischen Adels herauskehren können. Auch manche wunderliche Heilige und verquere Originale, wie der Hauptmann von Kapernaum, Georg Moritz von Rohr, und der übelberufene Geist von Beeren, manche schöne und hervorragende Frauen, wie die „belle fée", die Krautentochter, und weiter Zietens Tochter, die tüchtige, vornehme Frau von Jürgaß auf Ganzer, und die Herrschernatur der Frau von Friedland werden uns nahegebracht. Verfallene Schlösser wissen kuriose Geheimnisse auszuplaudern. Die Krone aber trägt davon das prachtvolle Geschlecht der Marwitze: August Gebhard, der nach königlichem Muster seinen Leuten die Liebe mit dem Stock einprügelt; der Quartiermeister von der Marwitz, der lieber in Ungnade fiel, als daß er das preußische Lager an der verhängnisvollen Stätte von Hochkirch aufschlug; weiter der Hubertusburger Marwitz, der lieber in Ungnade fiel, als daß er, der Kommandeur von Seiner Majestät Gensdarmes, plünderte, wie es Offiziere eines Freibataillons tun mochten; dann der geniale Alexander von der Marwitz, eine Louis-Ferdinand-Natur, der auf seine Bewunderer an Geist und Charakter wie ein junger Königstiger wirkte. Und vor allem der Gipfel des Geschlechts, die Verkörperung stolzer und fester Adelsart, Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der mit Fontanes lebhafter Zustimmung den Grundsatz prägte: „Wir wünschen uns frischen und freien Wind in den Segeln unseres Staatsschiffes, aber wir brauchen auch den rettenden Anker, der uns auf tiefem Grunde mit einem Eisenzahn festhält, wenn die frische Brise zum Sturm zu werden droht." Mit ihm bekennt sich Fontane zu der guten alten Adelserziehung, für die neben den Heeresdienst die Weltreise, die übliche Adelstour, treten mußte: der Dichter sah einen bedauerlichen Rückschritt darin, daß Studium nnd Examina dem märkischen Adel der neuen Zeit so viel von des Gedankens und der Bücher Bläße angekränkelt und den fröhlichen Willen

gelähmt haben. Ich fürchte, die Geschichte hat Marwitz und Fontane Recht gegeben.

Fontane hat bis zu seinem Tode (20. September 1898) mit kurzen Unterbrechungen in Berlin gelebt, also mehr als fünfzig Jahre lang. Etwa zwanzig davon hat er an die Wanderungen gesetzt: das hatte für ihn persönlich den Wert, daß ihm die weite ländliche Umgebung zum selbstverständlichen erfrischenden Rahmen der großen Stadt wurde; er entwickelte sich freilich mehr und mehr aus dem „Märker" zum Berliner; ganz hat ihn die Großstadt nie aufgesogen. Während Willibald Alexis in seinem Doppelroman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrimm" Stadt und Land säuberlich auseinanderhält, geht es in Fontanes erstem und letztem Roman zwischen Berlin und Hohen-Vietz oder Stechlin munter hin und her.

Der Dichter war nahezu sechzig Jahre alt, als er mit seinem Buche „Vor dem Sturm" den Boden betrat, auf dem seine größten Leistungen erwachsen sollten. Es war kein jäher Entschluß, der ihn zum Roman führte; wir spüren auch in dem neuen Werke den geruhigen Schlenderschritt des märkischen Wanderers. Hohen-Vietz freilich suchen wir auf der Karte der Mark vergeblich; aber die Orte ringsum, Petershagen und Dolgelin und Göritz und Gusow, die kennen wir doch, und danach können wir den Platz fast auf den Kilometer ausmessen, wo die Vitzewitze zu Hause sein müssen. Im Gegensatz wiederum zu Alexis, dessen Romane Gestalten der großen Geschichte geflissentlich auftreten lassen, hält Fontane die historischen Berühmtheiten im Hintergrunde; kaum daß von York und Tettenborn die Rede ist und einmal ein alter königstreuer preußischer Prinz zu Worte kommt. „Vor dem Sturm" ist wieder adlige Familiengeschichte; aber in diesem märkischen Adel, der mit dem Bauern eng verbunden ist und auch dem Städter damals recht nahesteht, spiegeln sich die besten Kräfte des gesamten Preußenvolkes wider, das aus der Fremdherrschaft zur Befreiung emporgedrängt. Von Alexis hat Fontane natürlich gelernt; leider auch den allzu bereitwilligen Wechsel der Schauplätze, zwischen denen seine Wanderlust aber eher verknüpfende Fäden spinnt. Den Titel und allerlei stoffliche Züge hatte ihm der viel romanhaftere Hesekiel vorbereitet; auch an Scott gedenken wir flüchtig, wenn wir das schlichte Herrenhaus Hohen-Vietz von dem geheimnisvollen Efeu Weissagung und Spuk romantisch umkleidet finden. Das Beste dankt Fontane doch seinen Wanderungen, die wörtlich und in zahllosen Anspielungen anklingen; es ist eine neue Form für das reife Erlebnis.

Held des Romans ist kein Einzelner, sondern die vaterländische Gesinnung des Volkes, deren Gipfel eben die Vitzewitze darstellen. Fontane selbst sah seine Hauptgestalt in dem jungen Lewin, dem Sohne des Hauses, der schmerzliche Enttäuschungen des Herzens durchmachen muß, und der einmal dicht vor dem Tode durch die französische Kugel steht; ihm ebenbürtig war etwa die in klarer Reinheit der Empfindung entsagende Schwester Renate gedacht. Aber unwillkürlich ist hier, wie sonst bei Fontane, der Vater, das Haupt des

Hauses, Berndt von Vitzewitz, seinen Kindern über den Kopf gewachsen. Er stammt aus derselben Wurzel wie Alexis' grollender „Isegrimm". Aber wie viel heller zeichnet der Sanguiniker Fontane seinen Helden und seine Zeit. Berndt ist die Seele der Erhebung; er vor allem muß den schweren Kampf durchmachen: soll ich dem Könige gehorchen oder mich selbständig zum Widerstand entscheiden? Das von ihm veranlaßte Unternehmen scheitert. Es ist echt Fontanisch, daß die Bauern recht behalten, die immer gesagt haben: „Ohne den König geht's nicht." Der Mißerfolg ändert doch nichts an dem Heldentum, mit dem Berndt und die Seinen ihre Haut zu Markte getragen haben. In zahllosen Reflexen leuchtet rings um das Zentrum Hohen-Vietz die vaterländische Hingebung auf: in der martialischen Entschlossenheit des häßlichen kleinen Generals Vamme, in der begeisterten Opferfreudigkeit des Kandidaten Othegraven, in der warmen Frömmigkeit der erweckten Tante Schorlemmer und des durch antiquarische Phantasien mit der Heimat eng verwachsenen Pastor Seidentopf, nicht zuletzt in der tapferen Nüchternheit der Hohen-Vietzer Bauern; selbst in dem weltmännischen, ein wenig frivol kokettierenden Kreise auf Schloß Guse, in dem der Geist von Rheinsberg umgeht, muß das Pathos des hohen französischen Alexandriner-Dramas, von einer alten feurigen französischen Actrice wirkungsvoll deklamiert, Freiheitsgefühle beleben. Und es ist von eigenem Reiz, wie selbst durch das Kannegießertum und das lächerliche Alltagsgeschwätz des Berliner Kleinbürgers immer wieder das Leitmotiv durchklingt: kommt Preußen wieder hoch? Das märkische Volk ist im ganzen treu. Die Untreue vertritt ein polnisches Geschwisterpaar von hinreißender Liebenswürdigkeit. Aber es ist wiederum echt Fontanisch, daß der Pole Graf Vninski die deutsche Treue, die dem empereur zur Stunde seiner Not in den Rücken fällt, mit bitterem Spotte ironisiert. Fontane hütet sich, das Fragezeichen durch patriotischen Brustton auszulöschen.

Eine Fülle geschichtlichen Wissens steckt in dem Roman, aber eigentlich historisch ist er nicht, und das würde noch stärker hervortreten, wenn nicht die zähe Tradition des Landadels und des Bauern die zeitlichen Unterschiede sowieso milderte. Alexis' geschichtliche Gesamtanschauung geht vielleicht tiefer; Fontane vergißt über der glänzenden Gestaltung der einzelnen Figuren zuweilen die Leiden der Zeit. Die Porträtgalerie, die er in etwas altmodischer Technik uns vorführt, bietet Kabinettstücke aus allen Sphären der Bevölkerung: zumal das Groteske und Drastische feiert Triumphe. Der alte zynische General hat ein drolliges Seitenstück an der kostbaren Zwergin und Hehlerin, dem prachtvollen Hoppemarieken: das kleine nichtsnutzige Scheusal, das so drollig mit seinem Stock salutiert, darf schließlich gar rettendes Schicksal spielen; Fontane achtet auch Kleine nie gering. Das literarische Berlin taucht tunnelhaft beleuchtet im Hintergrunde auf, und die lodderige Seite schlaffen Literatentums kommt in dem charakteristisch benannten Dr. Faulstich an die Reihe. Die Meisterschaft späterer Tage kündigt sich in der kostbaren Gesellschaft alltäglichsten Berliner Kleinbürgertums an, die Lewins gutmütige

Wirtin Frau Hulen ihren Freunden gibt, einer Gruppe zweifelhafter Honoratioren, die sich gegenseitig um die Wette reiben und kratzen und sich im stillen geloben, nie wieder diese Schwelle zu betreten: nur Frau Hulen selbst ist glücklich. Schade, daß diese Meisterszene eines Berliner Dickens mit der Handlung so wenig zu tun hat. Gerade das aber hat Fontane niemals Kummer gemacht, wenn er später auch die Zügel der Technik ein klein wenig straffer anziehen lernte als in dem Erstling: ein gelungenes Kapitel durfte sich Selbstzweck sein.

Historische Luft weht stärker noch durch die feine Novelle „Schach von Wuthenow", die uns das Preußen vor 1806 kennen lehrt. Nicht in den grellen sensationellen Farben, die Alexis dafür gewählt hat: im Gegenteil, mit einer auch für Fontane ungewöhnlichen Zartheit der Tönung. Die Umwelt ist frei, aber viel einheitlicher gestaltet als in dem ersten Roman; und die übermütige Lutherkarikatur des Regiments Gensdarmes, die Mischung von Größe und Verwahrlosung in dem Kreise des Prinzen Louis Ferdinand, die Leichtfertigkeit, die sich in gewissenlosen Karikaturen entladet, das kecke Witzspiel, das auflöst ohne das Gefühl sittlicher Verantwortung, das alles wirkt um so tiefer, weil es durch keine Übertreibung unglaubhaft wird. Wir sind in den angefressenen höheren Kreisen der Gesellschaft, von denen sich die edle, schlichte Hoheit des Königspaares um so ergreifender abhebt, da dieser einfache, sittliche Ernst der komplizierten Psyche einer verbildeten Gesellschaft nicht gerecht zu werden weiß. Wir fühlen, hier fehlt die innere Einheit, die wir in dem Volke des Erhebungsromanes durch alle Gegensätze durchspüren. Zartheit und Feingefühl wird hier zur sittlichen Schwäche, der geistreiche Sprung schwingt sich über den Abgrund hinweg. Im Mittelpunkt stehen Mutter und Tochter aus einem edlen französischen Geschlecht, beide zu vorurteilslos und fein, um immer den weiblichsten Weg zu wandeln. Dazu der Gardeleutnant, nach dem die Novelle getauft ist; Neigung zieht ihn im Grunde zur schönen Mutter; ein unbewachter, nicht ganz überzeugender Augenblick führt ihn zu der blatternarbigen Tochter; dem nicht Untüchtigen, nicht Unredlichen fehlt die Kraft, aus der gesunden Luft des heimischen Landgutes sittliche Stärkung zu saugen; er erfüllt auf königliches Gebot widerwillig seine Mannespflicht, aber die Eitelkeit des schönen, aussichtsreichen Offiziers, der sein Renommee und seine Karriere durch die aufgenötigte Ehe bedroht sieht, drückt ihm nach der Trauung sofort die Pistole in die Hand. Nicht alles überzeugt. Historische Psychologie ist eine gefährliche Klippe, und man darf bei der sittlichen Würdigung der Novelle nie vergessen, daß wir in der Zeit des sinkenden Preußens sind: geplant war der Titel „Gezählt, gewogen und hinweggetan". Auch die rührende Victoire, die Ärmste, zeigt in ihren vertrauten Briefen an die Freundin einen winzigen Wurmstich und soll ihn zeigen.

Schach bedeutete 1883 eine Rückwendung zu der geschichtlichen Stimmung des ersten Versuchs. Inzwischen hatte der Dichter andere Bahnen beschritten. Der Novelle hat in Deutschland von jeher, seit Meißners Skizzen, etwas

Kriminalistisches angehaftet, und Alexis, der Bearbeiter des neuen Pitaval, hatte gerade seinen Berliner Verfallsroman mit aufregenden Verbrechen überreich gestopft. Auch die Ballade hatte Fontane mit dem poetischen Reiz der Schuld und Rache vertraut gemacht. So lag es nahe, daß Fontane auch nach dieser Seite sich versuchte: nur daß seine Verbrecher tieferen Lebenssphären angehören, wo man Selbstbeherrschung nicht gelernt hat, wenn nicht durch die Kirche. Diese Gruppe der kriminalistischen Novellen war Fontanes Stärke nicht. Im Oderbruch, wo es dem Bauern dank der glänzenden preußischen Meliorationsarbeit viel zu gut ging, wo darbende Armut in rohe Üppigkeit umgeschlagen war, wo das Gesinde zeterte, wenn es öfter als zweimal in der Woche Hasenbraten oder Krebse bekam, hier spielt die Erzählung „Unterm Birnbaum", bei der Fontane, gegen seine Gewohnheit, sogar eine gewisse stoffliche „Spannung" sucht. Die Schuldigen, der lebenslustige Krugwirt, der einen Reisenden ermordet und ausraubt, und seine feiner empfindende, über den Stand hinausstrebende und dadurch in Mitschuld verwickelte Frau, die in religiöser Umdüsterung endet, fesseln uns im Grunde minder, als das Dorf- und Krugleben ringsum. „Ellernklipp", angeblich einem Kirchenbuch nacherzählt, läßt den leidenschaftlichen und rohen, im Grunde aber tüchtigen Heidereiter aus Eifersucht den eigenen Sohn von der Harzklippe in den Elsbruch schleudern. Die göttliche Strafe bleibt nicht aus, Unheil lastet auf der durch die Sünde erkauften Ehe, und nicht nur der Mörder hört den Schatten des Ermordeten „Vater" rufen. Der Dichter wollte diesen Spuk wohl durch die Romantik des Gebirges glaublich machen. Aber umsonst. Fontane verliert den vertrauten lebenspendenden Boden unter den Füßen, wenn er die Mark verläßt. Thale, das geht noch, das ist im Grunde Berliner Vorort. Aber das wirkliche Gebirge versagt sich dem Dichter wie das Meer; ein richtiger Tiroler Jodler klingt im Echo der Pichelsberge nicht wieder. Es ist in meinen Augen nicht unrühmlich, daß Fontane überall da nur halbe Erfolge gewinnt, wo er sich in die Fremde begibt. Ganz mißglückt ist die Wildergeschichte „Quitt" (1891) mit ihrem gequälten amerikanischen Endstück. Aber auch die feinen Gesellschaftsromane „Graf Petöfy" und „Unwiederbringlich" lassen uns trotz reicher und zarter seelischer Beobachtungen innerlich kühl, so malerisch sich Schloß Arpa über dem schönen ungarischen Seespiegel aufbaut. Auch diese beiden Werke konnte nur Fontane schaffen. Aber der Geist, der in diesen Auslandsromanen aus tausend Facetten glänzt, kann die märkische Natur nicht ersetzen, in der Fontanes beste Siege wurzeln.

Und darum gebe ich Erich Schmidt nicht zu, daß einem andern „Grete Minde" gelungen wäre. Wir atmen in tiefen Zügen die Luft der Altmark; die stillen Reize ihrer Landschaft, den Reichtum ihrer Farben und Lichter hat dieses Meisterwerk epischer Knappheit besonders anschaulich in den Dienst der Erzählung gestellt. Ein leiser archaischer Ton liegt über der Dichtung, ganz unaufdringlich, mehr in einer simpeln Gesamtfärbung als in den nicht immer

geglückten sprachlichen Einzelheiten. Der Geschichtsfreund hat zwei sensationelle Brände, die Tangermünde 1617 und 1646 heimsuchten, frei und glücklich dicht nebeneinander gerückt. Den egoistischen Bürger der stolzen Stadt zeichnet er mit unfreundlicher Schärfe; die Abneigung gegen den modernen Bourgeois mag hier schon hereinspielen. Erfreulicher, aber doch sittlich unberechenbar wirkt das bunte Volk der Fahrenden, der Puppenspieler und Flößer. In der Mitte dieser gefühlsarmen Welt zwei Kinder, die sich lieb haben und zur Liebe heranreifen, die ohne Mutterliebe aufgewachsen um so mehr aneinander sich klammern. Auch ihnen gewährt die gütige Natur, die bunte Lust volkstümlicher Lieder, Spiele und Feste manche hübsche Jugendfreude. Der Junge würde es aushalten; das leidenschaftlichere, willenskräftigere Mädchen zwingt ihn zur gemeinsamen Flucht. Als der Armen, die den Geliebten verloren hat und nur sein Kindlein mit sich schleppt, die Herzenskälte des Bruders und des Rates ihr Erbe weigert, da steckt die Wilde, die Unrecht nicht sehen noch leiden mag, die Vaterstadt in Brand; die Flammen sparen ihr den Henkertod, zu dem der Chronist die Missetäterin geleitet. Es erinnert an wirksame Kunstmittel der Fontaneschen Balladen, wie immer wieder Flammen die Novelle durchlodern, sei es auch nur die flammende Glut der Sonne. Milde und Gerechtigkeit stellen weniger die Geistlichen dar, die zum Teil — auch das geschichtstreu — konfessionell beengt sind. Milde und Gerechtigkeit spricht aus dem Munde zweier adligen Damen, die sich Herz und Hirn freigehalten haben von dem beengenden Druck der Tiefen. Der Adel siegt auch hier über den Bürger. So wie die Novelle geraten ist, konnte sie nur der Autor der „Wanderungen" schaffen; das Motiv des rücksichtslosen Rechtsgefühls, das Fontanes Duldsamkeit später weniger liegt, aber seinen Kriminalgeschichten nicht fehlt, erinnert von weitem an Kleistens Kohlhaas.

In die Welt der alten Chroniken ist Fontane nie wieder zurückgekehrt. Ein später geplanter Kulturroman, in dessen Mittelpunkt die kommunistischen „Likedeeler" und ihr Haupt Claus Störtebeker stehen sollten, blieb in den Vorstudien stecken. Fontane hatte eben doch die Gewißheit gewonnen, auf welches Feld er berufen sei. Mit „L'Adultera" (1882) setzt der moderne Berliner Gesellschaftsroman ein. Gerade sie ist freilich nur halb gelungen. Der kräftige, tüchtige Millionär van der Straaten hat eine adlige französische Schweizerin heimgeführt. Die Ehe ist trotz des Altersunterschiedes nicht unglücklich, wenn auch die derbe Herzensgüte, der sentimentale Humor und der freigebige Reichtum des Gatten der feinempfindenden Frau nicht ganz hinweghilft über seine unsichere gesellschaftliche Bildung und gar über gewisse grobe Taktlosigkeiten, die explosive Formen annehmen können. Immerhin es geht, geht, bis Melanie den jugendlichen und „vornehmen" Ebenezer Rubehn kennen lernt. Mit ihm weiß der Dichter nichts anzufangen. Van der Straaten interessiert uns; in ihm steckt gesundes Können, und die Bilder aus dem geselligen Leben seines Hauses strotzen von satten, überzeugenden Farben. Sie erlöschen, so wie der unselige Rubehn, die mißglückteste Lieb-

habergestalt Fontanes, die Bühne betritt. Und daß Melaniens Schuld, die wir der Sünderin so gar nicht nachfühlen können, schließlich in eine glückliche Ehe mit allgemeiner Versöhnung unter dem Weihnachtsbaum ausläuft, das ist hart. Heute hat uns „L'Adultera" Wert lediglich als Vorstufe zu der unvergleichlich höher stehenden „Effi Briest", die einige ungenügend verarbeitete Motive einfach wieder aufnimmt. Stofflich lag ein aufsehenerregender Vorfall aus der Berliner Gesellschaft zugrunde, wie sich denn Fontane stets gern an bestimmte Vorfälle angelehnt hat: vom Erfinden der Handlung hat er, wie die meisten Gestalter, nicht viel gehalten.

Um so aparter blickt uns „Cecile" an, eine im Grunde fein empfindende Frau, an der sich die Verwahrlosung der Kinderstube und eine dunkle Vorgeschichte grausam rächt. Aus einer fürstlichen Sphäre, in der sie trotz unklarer Verhältnisse Herzensgüte und Vornehmheit umgab, hat sie ihr Schicksal in einen Kreis der Angezweifelten, die sich gegenseitig anzweifeln, gerissen. Ein Diner in diesem Salon des Refusés, wo man natürlich auch Bismarck, den Mann des Erfolges, anzweifelt oder haßt, ist ein Virtuosenstück charakteristischer Causerie. Schließlich stirbt Cecile einem Liebhaber nach, der in dieser Welt der Zweideutigen auch ihr gegenüber sich hatte gehen lassen und dafür vor der Pistole des Gatten büßt, eines kassierten und darum im Ehrenpunkt doppelt empfindlichen Offiziers. Der Ausgang ist notwendig; etwas Ironisches haftet ihm dennoch an, weil der Boden für Tragik allzusehr schwankt. Fontanes steigende Skepsis kam da gerade recht. Aber wir bringen menschliches Interesse doch höchstens für die Titelheldin auf, und auch sie ist unsicher schwimmende Ausnahmeerscheinung.

Die volle Meisterschaft erreichte Fontane erst mit dem Roman „Irrungen, Wirrungen", der 1889 erschien. Der mißtrauische Dichter schob den ihn selbst überraschenden großen Erfolg auf die geschickten Bemühungen literarischer Freunde; daneben ließ er gelten, daß die naturalistisch gestimmte Jugend endlich erkannt habe, daß sein Realismus längst verwandte Bahnen eingeschlagen habe. Nur in diesem zweiten Grunde lag etwas Wahres. Die wirkliche Ursache des durchschlagenden Erfolges war doch nur das Werk selbst. Ich entsinne mich in tiefer Dankbarkeit, was meiner noch jungen Empfänglichkeit jener Roman bedeutete. Ein Unerhörtes war geschehen: dem Mann von einundsiebzig Jahren gelingt zum ersten — und einzigen — Male ein Buch der Liebe, der reinen, schlichten, sagen wir getrost: unschuldigen Liebe. Man hat Fontanes Lene mit Goethes Clärchen verglichen. Der Vergleich hinkt; aber ich verstehe, daß man nach einer der poetischen Urgestalten sucht, um Vergleichbares zu finden. Die großen Liebenden sind hier ein adliger Kavallerieleutnant, der die Welt recht gut kennt, und ein einfaches Mädchen, das ebenfalls nichts weniger als weltfremd ist, sogar schon einmal ein Verhältnis gehabt hat. Aber sie sind beide Naturen und erleben beide jetzt erst, was Liebe ist. Beide wissen, daß sie bald wieder auseinandergehen werden; Täuschungen lassen sie kaum in sich aufkommen, am wenigsten das Mädchen.

Heiße Worte der Liebe erklingen nirgend. Aber wenn die beiden sich ins Auge schauen, dann umfängt uns wortlos der Zauber der Liebe. Der typische Zug des gesellschaftlich und geistig früh gebildeten Jünglings zum unverbildeten Weibe, das er geneigt ist im ungebildeten Weibe zu suchen, erlebt hier klassische Formung. Bewundernswert, wie Fontane den Zauber löst. Draußen an der Oberspree, in Hankels Ablage, wo sie glückselige Stunden verlebt haben, treffen die Liebenden auf ein paar andere bekannte Offiziere mit ihren „Damen". Das Spiegelbild erschreckt, erweckt, ernüchtert. Dann heiraten beide: Botho eine hübsche, reiche Cousine, deren Munterkeit alle Welt bezaubert; nur ihn macht ihr fahriges, oberflächliches Dalbern höchst ungeduldig. Lene reicht einem Frommen die Hand, der bewußt mit ihrer Vergangenheit Nachsicht übt: auch nicht jedermanns Geschmack. So endet's entsagend, und so soll es sein. Auch Fontane weiß, daß Entsagung der Kern des Lebens ist, und sein Held rät dem jüngeren Kameraden trotz allem von einer Liebesehe unter dem Stande nachdrücklich ab. Aber jene kurze Liebe bleibt ihm die Zauberinsel, auf die er noch in der Erinnerung flüchtet. Wir begleiten ihn wehmütig auf den Kirchhof am Rollkrug, wo er einen Kranz niederlegt auf das Grab von Lenens Mutter, der guten Frau Nimptsch, die den jungen Leuten ihr Glück so herzlich gegönnt hatte, mochten auch die Andern reden. „Irrungen, Wirrungen" sind nach poetischem Gehalt, vielleicht auch nach der äußeren Technik das reinste Kunstwerk Fontanes geblieben.

In der psychologischen Verfeinerung und in der virtuosen Detailmalerei hat er es aber noch viel weiter gebracht. Es ist mir unverständlich, wie man Fontane die Entwicklung absprechen kann: glücklich die Jugend, die sich in ihren Zwanzigern und Dreißigern künstlerisch so straff fortzubilden vermag wie Fontane als Sechziger und Siebziger. In den „Irrungen" steht den Liebenden freundlich die stattliche Gärtnersfrau Dörr zur Seite, die früher auch einmal ein bedenkliches Verhältnis mit einem Grafen gehabt hatte, sich jetzt aber mit ihrem geizigen alten Dörr abgefunden hat, obgleich er klein und schrumplig ist wie ein Vorsdorfer. Die wirksame weibliche Nebengestalt mit ihren kleinen Gewagtheiten wächst sich in der Novelle „Stine" verjüngt und verschönert zu einer Hauptfigur aus. Die Welt der Witwe Pauline Pittelkow in der Invalidenstraße, die auch einen Grafen hat, ist mit all ihren widerspruchsvollen und schmuddligen kleinen Halbweltdetails in erstaunlicher Sicherheit herausgestellt: die kuriose Zimmerausstattung mit der gebildeten Bibliothek, die naschige Berliner Göhre von Tochter, die Vorstadtschauspielerin Wanda Grumacher, dazu der alte Graf, der sich dort vorurteilslos amüsiert und von gesellschaftlichem Zwang erholt; eine gemischte Sippschaft, aber von einem Bohemereiz, in dem nicht einmal eine gewisse Tüchtigkeit fehlt. Nun aber hat die dunkeläugige und dunkelhaarige Pauline eine zartere blonde Schwester, und der Graf hat einen feinfühligen, kränklichen Neffen, und die beiden geraten wiederum in Liebeswirrungen, vor denen den Grafen Alter und Adelsstolz, die brunette Schwester sogar ein eigener Point d'honneur beschützt.

Der weiche Neffe scheidet aus dem Leben, dem er sich ohne Stines Liebe nicht gewachsen fühlt; sie darf nur verstohlen von ferne der hochadligen Trauerzeremonie beiwohnen. Groteske und Tragödie halten sich die Wage; die Novelle hat darin etwas Shakespearesches, und die Unbefangenheit, mit der sich Standeshochmut und niedere Minne bei dem alten Grafen vertragen, grundsätzlich vertragen, kennzeichnet wieder, wie liebevoll Fontane seine Junker studiert hat. Er liebt sie selbst auf ihren großstädtischen Schleichwegen.

Es ist nicht der Landadel, sondern der Beamtenadel, in dem das tragische Problem der „Effi Briest" sitzt. Man ist heute geneigt, diesem Werke (1895) den Preis zu erteilen. Als Roman übertrifft es die übrigen unzweifelhaft: eine oft fesselnde und spannende, in sich geschlossene Handlung, eine ernsthaft durchgeführte sittliche Frage, ein Aufbau, der das Ziel nicht aus dem Auge läßt, ein seelischer Vorgang, der sich in einer nicht tiefen Natur vertiefend abspielt. Effi, die rechte Tochter eines leidlich wohlhabenden märkischen Rittergutsbesitzers, reicht auf Betreiben der ein wenig eiteln Mutter und des ein wenig gedankenlosen Vaters in kindischem Leichtsinn, der den heiratsfähigen Freundinnen zuvorkommen möchte, einem tüchtigen und talentvollen Manne die Hand, der einst schon die Mutter umworben hatte. Die Ehe läßt sich ganz leidlich an. Der gewissenhafte und aufstrebende Gatte, der in Bismarcks Varziner Kreis gezogen wird, hat zwar wenig Zeit für seine bildhübsche junge Frau; aber ein trefflicher Freund, ein Sonderling, den Fontane, seines alten Berufes gedenkend, mit Behagen zum „Apothekeradel" rechnet, nimmt sich der lieblichen jungen Frau in ehrbarer Zuneigung an, und bald hilft ihr ein Kindchen die Einsamkeit leichter ertragen. Die kritische Zeit scheint glücklich vorüber. Da bekommt Kessin einen neuen Bezirkskommandeur: ausrangierter Offizier mit verbitterter Frau, Schwadroneur, Haselant und Damenjäger, natürlich der geborene Vorstand der Ressource. Effi macht sich nichts aus ihm; sie erkennt sehr wohl, wie sauber und überlegen ihr Gatte im Vergleich zu Major von Crampas dasteht; aber bei einer Wagenfahrt, im geschlossenen Coupee mit ihm allein, erregt obendrein durch den gefährlichen Triebsand, der die Kutsche bedroht, unterliegt sie seinen Liebkosungen. Das ist freudlos und unschön, und obgleich Effi durch die Sünde zu einer Frauenschönheit heranreift, die ihr die Ehe noch nicht gebracht hatte, atmet sie doch auf, als ihr argloser Mann plötzlich nach Berlin versetzt wird. Ohne Abschied verläßt sie den Verführer. In Berlin fühlt sie sich außerordentlich wohl; sie hat Ehrgeiz, der durch die ministerielle und Hofgesellschaft befriedigt wird. Da stößt ihr Mann nach sieben Jahren, als sie im Bade weilt, durch einen Zufall auf ein paar Zettel, die sie verraten. Auf seine Art liebt er seine Frau herzlich. Aber ist in diesen Dingen Verjährung möglich und Verzeihung? Der Korrekte befragt seinen ihm nächst stehenden, milde gesinnten Freund. Aber schon durch die bloße Frage ist der Rückweg abgeschnitten. Der Major fällt im Duell; Effi erfährt durch einen Brief der Mutter, daß sie kein Haus und kein Kind mehr hat. Eine treue katholische Dienerin, ein

anhänglicher Hund verleugnen sie nicht; ein Wiedersehen mit der Tochter, das der Gatte auf Bitte der Ministerin gestattet hat, bringt Effi endgültig die Gewißheit, daß sie ihr Kind verloren habe. Ihr Lebenswille schwindet vor der Häßlichkeit des großstädtischen Alltags, der die verwöhnte Frau täglich mit hundert Dörnchen ritzt. Da rufen die Eltern, die sich bis dahin gleichfalls korrekt zurückgehalten hatten, die kränkelnde Tochter auf das heimische Gut. Zu spät. Sie welkt langsam dahin; aber es sind doch schöne Monate, die der Sterbenden die heimische Erde zum Abschied gewährt. Wo liegt die Schuld? Fontane mit seiner intensiven Abneigung gegen alles Patente und Korrekte, alles Streberhafte und Geheimrätliche steht mit dem Herzen auf Seite der Sünderin gegen den Mann, der eben überall in erster Linie korrekt ist. Aber er hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht; er zeichnet Innstetten so edel, wie das ohne Liebe möglich ist. Auch die Eltern müssen büßen, die das halbe Kind zu leichtherzig in eine Ehe entließen, der sie mehr aus Eitelkeit und Neugier denn aus einem Zuge des Herzens zueilte. Mehr als sonst bei Fontane hören wir den kategorischen Imperativ. Die treffliche, nachsichtige Ritterschaftsrätin von Padden spricht den Leitgedanken aus: „Worauf es ankommt, das ist das Kämpfen; man muß immer ringen mit dem natürlichen Menschen. Und wenn man sich dann so unter hat und beinah schreien möchte, weil's weh tut, dann jubeln die lieben Engel." Das Kämpfen aber hat die verwöhnte Effi, die einzige Tochter gütiger Eltern, niemals gelernt. So versinkt sie im Triebsand, aber der Dichter schenkt ihr sein herzliches Mitleid. Nur eine triviale Begnadigung wie der Adultera wird ihr nicht mehr zuteil.

Die Tragödie, sogar den tiefen Schmerz hat Fontane in seinen Romanen dem Adel und dem Volke vorbehalten; den Bourgeois, über den er sich halb ärgert, halb lustig macht, hat er nicht ernst genommen. „Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingeschworner Sozialdemokrat wäre; „er ist ein Schafskopf, aber sein Vater hat ein Eckhaus", mit dieser Bewunderungsform kann ich nicht mehr mit." So schreibt Fontane an seine Tochter, und so spricht ungefähr zur gleichen Zeit sein Professor Willibald Schmidt, der einst die Kommerzienrätin „Frau Jenny Treibel" angedichtet hatte, da sie noch Fräulein Bürstenbinder aus der Adlerstraße war und in ihres Vaters Laden Traubenrosinen verkaufte. Als Fontane dies Musterstück einer Bourgeoise zur Heldin eines eigenen Romans machte, da wich doch der Haß der lachenden Laune. Sie ist unwiderstehlich, wie sie „unentwegt" für das Ideale schwärmt, aber die Verlobung ihres unbegabten, schlaffen Söhnchens mit der sehr gescheiten und energischen, doch vermögenslosen Tochter des Jugendgeliebten als einen europäischen Skandal behandelt. Fontanes Humor wirkt viel gutmütiger und eben dadurch überlegener in der Dichtung, als der ehrliche Zorn seiner Briefe erwarten läßt; für den männlichen Bourgeois, der es zu etwas gebracht und doch wohl auch etwas geleistet hat, wenn auch nur das Berlinerblau, das seine Gesinnung kornblumig

monarchisch gefärbt hat, für Herrn Treibel hat der Dichter trotz seinen politischen Torheiten sogar eine nachsichtige Hochachtung übrig. Und die leise Ironie, der wohlwollende Sarkasmus strahlt von der Villa Treibel auf alle anderen Personen des Romans aus, auch auf das Kränzchen der sieben Oberlehrer, auch auf den braven Schutzmann Schmolke, der in seinem schweren Dienst bei der „Sitte" allen Versuchungen mit preußischem Pflichtgefühl widerstanden hat, besonders auch auf die selbstgefällige Schwiegertochter, die wie alle Hamburgerinnen etwas so Zweifelsohnes, so ungewöhnlich Gewaschenes an sich hat. Sogar die superkluge kleine Corinna wird für ihr Aufstreben in die sozialen Höhen Treibelscher Diners nur eben ausgelächelt; ihr verständiger zweiter Bräutigam, der Oberlehrer Marcell Wedderkopp, läßt sie trotz begreiflichem Unbehagen mit einem blauen Auge davon kommen. „Frau Jenny Treibel" hat Stil. Der Dichter wirkt dadurch, daß er die reinen menschlichen Empfindungen zurückdrängt und die gemischten, unreinen in guter Laune satirisch auflöst.

Diese verklärende Laune fehlt der Geschichte „Mathilde Möhring". Über ihr brütet die Kümmerlichkeit ideenlosesten Kleinbürgertums. Mathilde ist in ihrem bürgerlichen Ehrgeiz Corinnen verwandt, entbehrt nur jedes weiblichen und geistigen Reizes. Mit kühler Menschenkenntnis bringt sie ihren weichen Zimmerherrn, der aus einer leidlichen Familie stammt, zur Verlobung; sie schleppt ihn einpaukend durch das Referendarexamen, sie verschafft ihm die Bürgermeisterstelle von Woldenstein, und sie würde sich auch noch zur Frau Oberbürgermeister heraufarbeiten, wenn ihr harmloser Gatte, für den sie übrigens ganz gut sorgt, nicht allzufrüh erkrankte und stürbe. Mathilde muckt nicht; schnell entschlossen macht sie ihr Lehrerinnenexamen; sie wird sich und ihrer alten Mutter auch weiter ganz anständig durchs Leben helfen. Die Echtheit dieser erschütternd dürftigen Armseligkeit, dieser Tüchtigkeit ohne Idee und Ideal wird humoristisch wenig gemildert; immerhin ist sie schon in dem nachgelassenen Manuskript, dem die endgültige Gestalt noch fehlt, so reich an Detailkunst, daß wir auch diesen Stil gelten lassen müssen. Aber wir atmen doch auf, als wir dann die Poverté der armen Familie von Poggenpuhl kennen lernen. Die drei Ahnen, die bei Hochkirch, bei Soor und bei Gravelotte geblutet haben und von den Wänden der kleinen Mietswohnung auf ihre Hinterbliebenen herabschauen, haben ihnen keinen Mammon vererbt; wohl aber gaben sie ihnen trotz aller Armut Würde, Haltung, Selbstgefühl und sogar Poesie ins Leben mit. Man mag über die anspruchsvoll majestätische Haltung der ältesten Tochter lachen, mag sich an der ungenierten Vorliebe Fräulein Manons für Bankiersfamilien des alten Bundes stoßen, der Rhythmus des Lebens hat doch selbst hier, in der engsten Enge, einen anderen Schwung als bei Möhrings und Treibels und auch bei Schmidts. Zumal wenn der allerliebste Schlingel, Leo, der Thorner Leutnant, auf der Bildfläche erscheint, der sich mit schnoddrigen Kasinoredensarten und dreistem Gottvertrauen graziös über alle Lebenslagen hinweghilft. Die dea ex machina, die die Familienkasse schließlich ein wenig

auffüllt, brauchte gar nicht zu kommen; um die Poggenpuhls ist uns nicht bange. Das anschauliche, stimmunggebende Detail hat hier bei einer kleinen Aufgabe die Höhe erreicht.

Aber von Handlung ist kaum mehr die Rede. Charakteristische Bilder und Szenen lösen sich ab: das ist alles. Und das Gleiche gilt ungefähr von dem letzten, sehr wertvollen Fontanischen Roman, von dem „Stechlin". Er führt uns den Lebensabend eines jener Junker, an denen Fontanes Herz hängt, in wechselnd beleuchteten Auftritten vor. In seinem Herrenhause besuchen ihn der Sohn mit seinen Freunden, der Sohn mit Braut und Brautfamilie, die herrschsüchtige und schwierige Schwester Domina, der Pfarrer, die Nachbarn. Wir machen wiederholt die Tournée der Stechliner Sehenswürdigkeiten durch, unter denen ein Museum von Windfahnen hervorragt. Das große Ereignis ist die Abgeordnetenwahl in Rheinsberg, bei der der allgeschätzte, vortreffliche Junker durchfällt und irgendein blöder Sozialdemokrat gewählt wird. Es ist dann symbolisch, wie der heimfahrende alte Herr den sozialistischen Wähler, der an der Landstraße besoffen herumliegt, gütig im Wagen nach Hause fährt; der Junker mildert patriarchalisch, was der Prophet der neuen Zeit angerichtet hat. Schließlich stirbt Dubslav von Stechlin einen leichten Tod. Am Herzen liegt ihm bis zuletzt das Thema „König und Kronprinz". Er läßt sich von seinem sozial gerichteten Pfarrer versprechen, daß dieser den Prozeß nicht stören werde, wenn Waldemar, zunächst moderner gesinnt als sein Vater, doch allmählich zu der Erkenntnis komme, daß es ohne die feste alte Ordnung nun einmal nicht gehe. Fontane ist politischen Fragen hier näher gerückt als sonst; aber sein politisches Testament legt er wieder nur dem alten vornehmen Junker in den Mund, der Herz und Hirn auf dem rechten Fleck hat. Die lockere Bilderfolge ermöglichte hier einen außerordentlichen Personenreichtum, vom internationalen Hochadel bis zum Globsower Tagelöhner herab: wer zurückschaut auf die umständliche Art, mit der eine ähnliche Personenfülle in den Erstlingsroman eingeführt wurde, der muß die unbefangene Sicherheit der Technik bestaunen, die freilich nach ihren eigenen Gesetzen beurteilt werden will. Der Altersweisheit steht es wohl an, daß der Stechliner See wie ein feierliches Symbol im Hintergrund erscheint. Mit fernen Vulkanen hat er geheime Verbindung: wenn sie rollen und grollen, dann springt ein Wasserstrahl auf; wenn's aber draußen was Großes gibt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein. Die Sage trägt in die ruhige Heiterkeit der Darstellung, die auch hier den Grundton abgibt, etwas unheimlich Elementares herein. Und auch das ist Absicht. Fürchtet Fontane so etwas wie nahe Junkerdämmerung?

Er sagt einmal von seinem Vater: „So wie er ganz zuletzt war, war er eigentlich." Das gilt auch von der duldsamen und gleichmütigen Altersweisheit unsers Dichters: sie enthält seinen innersten Kern. Aber sie steht nicht im schwierigen Scheingegensatz zu seiner Jugend. Fontane ist sich bei aller Entwicklung sehr treu geblieben, hat den ruhigen Sinn für Tatsächlichkeit früh

gezeigt und immer bewahrt. Die Theorie des Romans, der Kunst hat den Unphilosophischen wenig beunruhigt. In der vollendeten Wiedergabe der Natur sieht er den höchsten Grad künstlerischer Darstellung; zugleich aber verlangt er von sich und anderen rückhaltlos den eigenen „Stil". Das schützt ihn vor den Lockungen des Zolaschen Naturalismus. Bei einer Menschenverachtung, die allerbitterste Worte fand, hat er doch immer geleugnet, daß das Häßliche im Leben prävaliere. Ihm war freilich Hoppemarieken nicht häßlich. Das Groteske, Charakteristische liebt er wie alles Originelle, das er geflissentlich suchte und sogar überschätzte, im Leben wie in der Kunst, das er fast eigensinnig zum Maßstab machte. Aber dieser frühe Trieb zum Originellen, der ihn schon den Abgott des Tunnels, den Grafen Strachwitz, anzweifeln ließ, sicherte ihn gegen viele äußere Einflüsse und gab ihm sein Leben lang den Mut zu eigenen Wegen, zur Treue gegen sich selbst: schielte er zuweilen nach breiten Erfolgen, Zugeständnisse hat er ihnen nicht gemacht und auch nicht machen können.

Wirklich spannende Romane, wie das Publikum sie liebt, hat er so gut wie niemals versucht. Das äußerlich ganz Lockere und Dünne seiner Handlungen schloß diese Attraktion meist ebenso aus wie ihre innere Folgerichtigkeit. Er hat mit unermüdlicher Strenge an seinen ersten Entwürfen weiter gearbeitet. Gegen die flotten, schnell zufriedenen Vielschreiber war er sehr mißtrauisch, Dickens und Scott bei aller Bewunderung nicht ausgenommen. Aber diese Sorgfalt in der Ausführung gestattete ihm doch eine weitgehende Sorglosigkeit des Aufbaus. Seine Einstellung auf das Einzelbild geht so weit, daß die Kapitel, die er in den älteren Romanen sogar einzeln betitelte, in sich oft glänzend geschlossen und abgerundet sind; ihre Summe um so weniger. Er liebt es sehr, Erzählung durch Briefe abzulösen; was aber in Viktoirens Geständnissen an die Freundin ein psychologisch wertvolles Kunstmittel ist, schmeckt nach einer störenden Episode, wenn Frau Käthe in den „Irrungen" brieflich ihre Badeerlebnisse ausbreitet, und macht uns geradezu ungeduldig, wenn die Gräfin Petöfy genau dasselbe brieflich noch einmal berichtet, was wir eben mit ihr erlebt haben. Der Reiz einiger Nuancen genügt dem Dichter, die Abschweifung hat ihn nie geschreckt. Daß seine Schlüsse nicht in erhöhter forcierter Stimmung ausladen, sondern eher herabstimmen, paßt zu seiner mittleren Haltung, die hochsteigende und tiefsinkende Stimmungskurven nicht begünstigt. Dagegen sorgt er mit bewundernswertem Geschick dafür, daß uns schon die ersten Sätze, gewiß die erste Szene für das Ganze empfänglich stimmen. Widersprüche im Tatsächlichen hat er vermieden: dazu war seine Anschauung zu deutlich; es ist eine Ausnahme, wenn der Kronprinz im Bankierhause Bartenstein einmal schon zu Gaste gewesen ist und hundert Seiten später leider noch niemals.

Nur eine Seite der Komposition hat er mit Kunst und Erfolg gepflegt. Die fatalistischen Vordeutungen, die uns das Ende schon sehr bald vorausahnen lassen, stellen sich regelmäßig und oft mit starker Wirkung ein.

Fontane war Calvinist genug, um einer Prädestination auch künstlerisch Spielraum zu lassen. Über Hohen-Vietz schwebt eine alte Prophezeiung, die gleichsam ein Programm des Romans aufstellt. Es braucht nicht springende Glocken oder strandende Kinderschifflein, um uns Zukunft zu deuten: schon ein argloses Wort, eine harmlose Anekdote läßt Ahnungen aufzucken, wenn etwa Jung Effi eine Tüte mit Stachelbeerschlauben in den Teich senkt und ihr dabei einfällt, daß die Türken untreue Frauen ertränkten, oder wenn ihr das Spiel mit der Gefahr den Hauptreiz wilden Schaukelns ausmacht. Besonders reich an Vordeutungen sind die „Adultera" und „Graf Petöfy"; die Prophezeiung greift wohl auch über die Handlung des Romans selbst hinaus, wenn im „Schach" ein alter Offizier beim Anblick einer glänzenden Parade vom Friderizianischen Heer ahnungsschwer Abschied nimmt. Es erinnert wieder an die Balladen, wenn diese Zeichen der Zukunft, wenn Träume und Spuk eine Rolle spielen, die in der modernen Umgebung auffällt. Unausweichliches Schicksal trägt immer etwas Schauerliches in sich; aber Fontane zieht ihm im Roman doch enge Schranken. Er ist kein Romantiker, nicht einmal in der Ballade.

Seinem Realismus ist es Bedürfnis, daß die Bühne stets in voller Klarheit daliege. Mit den Orts- und Zeitangaben ist er sehr freigebig. Ihn verdroß einmal das zweideutige Lob, sein Werk sei so spannend, „man kennt alle Straßennamen". Ganz unverdient war dieses Lob nicht; man glaubt, dank seinen genauen Angaben, Häuser und Orte auf Stadtplan und Karte sicher aufstechen zu können. Aber er verweilt nicht bei der Dekoration, viel weniger als Alexis und Hesekiel. Der märkische Wanderer schildert in den Romanen die Natur nie um ihrer selbst willen, sondern überall sucht er ihr Besonderes, das die Personen stimmt oder auch verstimmt: man lese etwa, wie der wider Willen verlobte Schach nach gestörter Nachtruhe im schwabenwimmelnden Saal zu dem morgendlichen Garten seine Zuflucht nimmt und dort vergeblich Befreiung sucht. Der alte Mann bevorzugt Herbststimmung und Sonnenuntergang. Wenn er so gerne wichtige Wendungen auf Landpartien verlegt, nach dem Eierhäuschen und Hankels Ablage, nach Lehnin und Tempelhof und Hundekehle, so erwächst dies keineswegs neue Motiv nicht aus der Freude an der Naturschilderung; schon vor Fontane hatte man beobachtet, daß die Städter, wenn sie sich aus der gewohnten Umgebung lösen, ein beweglicheres Herz zeigen. Viel eingehender verweilt er beim Interieur; denn in dem Eindruck des Zimmers, in seinen kleinen Einzelheiten offenbart sich die Seele des Bewohners, ob es sich nun um das möblierte Zimmer der Frau Hulen, um die Studierstube des Pastors Seidentopf, um den „Salon" der Poggenpuhls oder um die Prachtsäle des Schlosses Guse mit ihren verhängten Spiegeln handle; das Marienbild über dem Schreibtisch der Gräfin Petöfy arbeitet still an ihrer Bekehrung, und wo wir an der Wand König Wilhelm und Bismarck bei Ems sehn, da wissen wir, daß dort preußische Herzen schlagen.

Die Akteurs entfalten sich am glänzendsten in der gesellschaftlichen Unterhaltung. Fontane wußte, daß er die Gabe der Causerie besaß, und

wußte auch, daß sie ihn verführen könne. Freilich fühlte er sich sicher, seine Personen „ebenso eine Simplizitätssprache wie die Bummel- und Geistreichigkeitssprache des Berliner Salons" sprechen lassen zu können. Das ist ja richtig: in der Verwendung etwa der Fremdworte, die er in der Konversation besonders liebt, der mundartlichen Redensarten, in den Berolinismen, den geschliffenen Bonmots macht er glücklichste Unterschiede: man beachte nur, wie sich in den unteren Schichten seine lässig fortleitenden „und" häufen, und wie sie nach obenhin zwischen wohlgeschachtelten oder unverbundenen Sätzen und Satzteilen absterben: man höre nur die Lene der „Irrungen" und daneben ihre Nachfolgerin Frau Käthe. Und doch, daß sie alle Geschwister sind, verleugnen Fontanes Sprecher nicht, sei es auch nur in den sorglosen Wendungen, in der dem Leben abgelauschten Leichtigkeit ihrer Unterhaltungen. Zumal in den Tischgesprächen, die einen Triumph Fontanescher Unterhaltungskunst bilden, stellt sich mit Recht ein Gesamtton ein, der die Vielheit der Einzelnen einigt. Fontane handhabt den Jargon des Kasinogesprächs mit besonderer Meisterschaft; aber auch die bäurische Kneipstube, das Kommerzienratdiner, die kleinbürgerliche Gesellschaft und das Adelsfest malt er mit unfehlbarer Treffsicherheit nach. Im Gesellschaftsroman des jungen Deutschlands war ihm ja vorgearbeitet; aber diese Wärme der Belebung, diese feste Abstufung, mit der er alle Nuancen spielen läßt, dieser Ton unbefangener Umgangssprache mit all den kleinen Nachträgen, Berichtigungen, Anhängseln, in denen der Sprecher sich selbst verbessert, das alles soll ihm noch nachgemacht werden. Die Lässigkeit der gesellschaftlichen Plauderei ist bei ihm Kunststil geworden.

Für große Männer bieten diese Gesprächsszenen und Fontanes Romane überhaupt keinen Raum: eine gewisse gleichmäßige Höhe der Handelnden gehört zu seiner Art. Die Prachtfigur pflegt der ältere Edelmann zu stellen. Er kann merkwürdig vorurteilsfrei sein, gütig und vornehm, er kann behaglich resignieren, und gar ein Stück Sozialdemokratie kann er im Leibe tragen; aber vor allem bleibt er ein fester Mann, der es verschmäht, zu „marchandieren". Der jüngere Adlige, der Sohn und Erbe, ist immer weicher, auch unklarer, selbst kleinlicher: oft gute, feine, warme Gesellen; aber die Alten gefallen dem Dichter besser, mag er sie auch mit drastischen Zügen und typischen Redensarten lächelnd belasten. Die adlige Mutter bleibt meist im Hintergrunde, sie ist kühler und bewußter, minder Natur als der Gatte. Dagegen sind Fontanes Spezialitäten die alten adligen Damen, die sich auch wohl als Tafelschmuck an kommerzienrätliche Tafeln verirren: von der gütigen, aber bekehrungslustigen Gräfin Judith, von der willensstarken und rabiaten Domina von Wutz bis zu der guten Tante Marguerite, die alle Namen verwechselt; eine Fülle von Varietäten. Unter den jungen Damen ist Fontanes besonderer Liebling die sprühend geistreiche und doch blutvolle Gräfin Melusine, die noch des alten Stechlin Herz bestrickt, während der junge die minder geistreiche Schwester vorzieht: Fontane hält es mit dem Alten.

Neben dem Adel spielen eine Sonderrolle die Geistlichen, auch wieder

ganz verschiedener Art: der weltkundige, aber liebenswürdige, oft gütige Hofprediger, der aufgeklärte Pfarrer, der auch vor einem Ritt ins Bebelsche nicht zurückschreckt, der behagliche Landpastor mit antiquarischen Interessen, der orthodoxe Superintendent, der nach einflußreicherer Stelle schielt. Aber nicht sie sind es, denen das Seelenheil ihrer Anvertrauten am leidenschaftlichsten anliegt. Fontane verweilt bei sektiererischen Skrupeln und Selbstquälereien, aber auch bei dem beglückten Sicherheitsgefühl der Erweckten in seinen Romanen viel mehr, als man das nach seinen Briefen erwarten sollte. Ja, wir wissen, daß in einem unvollendeten Adelsroman, „Storch von Adebar", das maßgebende Problem der konservative Pietismus bilden sollte, den er mit schwerem Unbehagen anschwellen sah. Der Kamm-Melcher, die gute Madame Schorlemmer, der fromme Gideon Franke, der amerikanische Mennonit Obadja führen ihr eigenes religiöses Leben, das Fontane schon darum mit besonderer Duldung belauscht, weil hier nichts Abgestempeltes vorliegt. Denn das schreckt ihn immer am meisten. So ist er gegen die korrekten Offiziere und Beamten, gegen die examinierten Oberlehrer und geprüften Lehrerinnen, gegen die modernen approbierten Ärzte auf der Hut. Aber die frechen jungen Schlingel von Leutnants, die über alle Stränge schlagen, der riesige alte Präzeptor, der unerlaubterweise Predigten hält, der wunderliche Spezialforscher Eginhard aus dem Grunde, der alles Heil Preußens bei den Askaniern sucht, der kuriose Volksschullehrer Krippenstapel, die guten Landärzte, die ihre Kunst ziemlich verlernt haben, aber ihre Patienten aus dem FF kennen, das sind seine Leute. Der alte Stechlin handelt ganz in Fontanes Sinne, da er sich auf dem Totenbette lieber von dem Kräuterweib, der Buschen, bekuren läßt, als daß er sich dem sozialdemokratisch angehauchten Doktor Moscheles aus Berlin anvertraute, der sogar eine rote Krawatte, freilich mit schwarzen Käfern, trägt. Juden spielten erst in Fontanes letzten Romanen mit. Der liberale Rechtsanwalt Katzenstein legt auf Stechlins Grabe einen Kranz nieder, bespöttelt von seinem konservativen, jüngst getauften Konkurrenten. Und auch der alte Baruch Hirschfeld, mit dem Stechlin geschäftlich immer ganz gut ausgekommen war, gleicht nicht Reuters gutem „ollem Moses", wie wir anfangs glauben, sondern enthüllt zum Schluß die Kralle, die sein Söhnchen Isidor nie versteckt hatte. Obgleich Fontane gerade im Alter viel aufrichtige jüdische Freunde und Bewunderer gefunden hat, erspart er es uns doch lieber, daß der prächtige Leutnant Leo von Poggenpuhl der brünetten Esther Blumenthal oder gar der hellrotblonden Flora Kartenstein die Hand reiche, obgleich in ihrem Elternhause nicht nur Mommsen, sondern sogar der alte Ranke einmal zu Gast waren. Die Juden bleiben, wenigstens in den gedruckten Romanen, im Hintergrunde; die beiden Gatten der Adultera entbehren charakteristischer Züge, und die pikante Ebba Rosenberg ist Mischblut. Nur aus Fontanes Briefen erfahren wir, daß ihm die Judenfrage näher trat: dort lesen wir, wie hoch er ihren Kulturwert wenigstens für Berlin einschätzte; er liebt die Juden, wünscht

aber nicht von ihnen regiert zu werden; daher beruhigt es ihn, daß sie Zeitungen schreiben, aber nicht — Geschichte.

Fontane sucht Natur mit Vorliebe im Unkorrekten, eine stille oder laute Reaktion gegen die preußische Korrektheit, die er von sich abwehrt, und an der er doch hängt. Das imponiert ihm eben am Landadel, daß er Preußentum und Natur zu vereinen weiß. Er lechzt nach Naturen. Die findet er bei den Frauen, zumal niederen Standes; er hat eine Reihe Prachtgestalten von Dienerinnen gezeichnet. Er sucht die Natur auf dem Rummelplatz und bei den Puppenspielern, er sucht sie bei der Boheme, beim Theater, beidem schon durch sein Leben nicht ganz fremd; aber Adolar Krola, der Dinersänger, und der polnische Virtuose Wrschowitz, der die „Krittik" über alles schätzt, und der christliche Malprofessor Cujatius mit seinen herben Urteilen über die Kollegen, Naturen sind das alles nicht. Da lobe ich mir die besiegten märkischen Junker nach der Rheinsberger Wahl, wo sie so schön unter sich sind, den uralten häßlichen Götzen, den edlen Herrn von Alten-Friesack an der Spitze: fein und geistreich reden sie nicht, sind oft wenig repräsentabel, aber abgesehen von dem Parvenü, dem Herrn von Gundermann, verraten sie immer noch die Kraft der mütterlichen Erde.

Fontane war selbst eine Natur und war sich seines aristokratischen Wertes bewußt. Sentimentalität liegt ihm merkwürdig fern; obgleich wir wissen, daß der Mensch über Rührgeschichten gläserweise Tränen vergießen konnte, der Künstler weist die Sentimentalität mit Vorliebe der feisten Bourgeoisie zu. Dagegen war er sinnlich, neigt zu einer naiven Sinnlichkeit, die sich in fröhlichen Gewagtheiten gefällt; gerade seine vornehmsten Figuren, würdige alte Damen und Herren, exzellieren darin. Die große glühende Liebe liegt ihm nicht: eine Liebe, von der die ganze Stube heiß wird, kann er nicht darstellen, und er schiebt darauf seine kühle Aufnahme beim weiteren Publikum. Einmal sagt er von sich selbst: „Ich liebe Liebe, aber ich gucke sie mir an." Da spricht wieder der unbeteiligte Beobachter, der nicht miterlebt. In die Tiefen hat er wirklich nur einmal gegriffen: aber Botho und Lene sind wieder beide Naturen, einfache Naturen, in ihnen haben sich ihm seelische Geheimnisse offenbart, über die er doch keusch zu schweigen weiß. Im übrigen antwortet er auf die Frage, was ist Liebe, nicht nur scherzend „Mir zu schwer." Aber die Ehe, über die er auf demselben Fragebogen meint „Je nach dem", hat ihn in vielen Gestalten interessiert. Eheprobleme beschäftigen seine Kunst am innigsten. Er greift unbefangen zu. Er verlangt von der Ehe doch, daß ihr auch die sinnliche Neigung nicht fehle, und so trägt ihm der Bund des älteren Mannes mit der jungen Frau einen Keim der Gefahr von vornherein in sich. Dem Ehrpußlichen und Pappstofflichen war er jederzeit abhold; sein Gärtner Kagelmann wagt das anfechtbare Wort: „wen alles kleidt, der darf alles", und einem Weltmann legt er die Devise in den Mund: „Discretion, Decorum, Dehors, voilà tout!" Aber eben dieser Weltmann bezahlt diesen Irrtum mit dem freiwilligen Tode. Fontane hat die Ehe, deren Wundenmale ihm

nicht erspart blieben, doch recht ernst genommen, und die Untreue ist ihm eine unverzeihliche Sünde gegen den geschlossenen Bund, während er die freie Liebe der Jugend sehr nachsichtig gelten läßt. So ist die Verführung der Ehefrau der Wendepunkt merkwürdig vieler Fontanischer Romane. Aber gerade die Verführung kann er nicht glaubhaft machen. Nicht ein einziges Mal! Wir erleben die Vorbereitung zum Falle, wir erleben die psychologischen Reflexe, die die Verschuldung zurückwirft. Aber wir wundern uns. Weder Effi noch Victorie noch die Gräfin Petöfy leuchten uns ein. Die berauschende, schwüle Luft sinnlichen Begehrens weiß der klare Kopf des Dichters nicht heraufzubeschwören; wir müssen ihm auf sein ehrliches Gesicht hin glauben, was uns mit der überzeugenden Gewalt der Notwendigkeit ergreifen müßte. Das ist um so schlimmer, da die sündige Liebe auch bei ihm dem Tode nahe verwandt ist. Selbstmord aus Liebe, sei sie mit Lebensschwäche oder mit Schuldgefühl gepaart, scheint ihm der gegebene Ausweg. Warum auch nicht? Man versäumt selten etwas, wenn man von der Mahlzeit etwas früher aufsteht.

Freilich in seiner Kunst hat er solche Stimmungen niedergekämpft. Er verlangt, daß man seinen Pessimismus rot, ja zeisiggrün zu färben verstehe, und er tröstet sich damit, daß die Welt viel langweiliger wäre, wenn die Menschen mehr taugten. Ohne „Mumpitz" geht es nun einmal nicht, und der ist der rechte Prophet, der heiter sieht. Die Lebensheiterkeit aber erwächst ihm aus der Freude am Kleinen. Darin liegt ein Schlüssel für das unermüdliche Detail seiner Darstellung, das gerade noch in seinen letzten Werken den Vogel abschießt.

Man soll ihn langsam und aufmerksam lesen. Auch lautes Lesen verträgt er; war sein Ohr doch gegen Mißklänge, wie Hiate, äußerst empfindlich. Es kribbelt und wibbelt bei ihm von zierlichen und drolligen kleinen Zügen. Hier verwandelt sich der kritische Legationsrat in einen Negationsrat; dort spricht die schöne und temperamentvolle Witwe Pittelkow mit jener „enrhumierten Altstimme, wie sie den untern Volksklassen unserer Hauptstadt nicht grade zu ihrem Vorteil eigen ist"; hier setzt sich die Berliner Droschke „in eine wilde, aber schnell nachlassende Bewegung"; dort ist der altdeutsche Napfkuchen für den Kommerzienrat eine Mahnung, es mit dem neuen Deutschland ernst und ehrlich zu versuchen. Auch der verwegnere Scherz wird nicht gemieden, wenn etwa zum Hochzeitsdiner Corinnens, einer richtigen Berliner Pflanze, die vor nichts zurückschreckt, von einem englischen Verehrer das Telegramm eintrifft: „England expects, that every man will do his duty." An zarten Winken zur Seelenkunde kein Mangel: wiederholt wird aus flüchtigen Bleistiftstrichen am Rande gelesener Bücher auf die Psyche der Leserin fein geschlossen, und im Fortleben romantischer Technik summen Liedstrophen und einzelne Reime, einzelne Worte suggestiv durch die Dichtung. In diesen Details wird er reicher und sicherer, je älter er ward, und er dachte nicht gering von diesem Fortschritt seiner Kunst. Entwickelt er sich doch vom Heroischen zum Durchschnittsmenschen, vom Großen zum Kleineren, und ist geneigt, im Nebensächlichen die Hauptsache, das eigentlich Menschliche, zu fassen.

Diese Schätzung des Kleinen ist ihm Selbstschutz gegen die Verzweiflung an einer verkommenden Welt. Er empfindet tief, daß die große Stadt ihren Bewohnern keine Zeit läßt zum Denken und zum Glück, und doch könnte er sie nicht entbehren; er ist eingefleischter Berliner geworden, obgleich diese Schöpfung der Hohenzollern ihm überall langweilig und häßlich erscheint, wo nicht königlicher Wille sie über sich selbst hinausgehoben hat. Er fühlt sich in der Großstadt doppelt einsam; ein Singleton oder Solokrebs würde er freilich überall bleiben. In seinen Briefen, unter denen sich gehaltreiche Meisterstücke des Briefstils finden, hören wir die bittersten Worte: „Wie man über den Kreis der Familie hinaus ist, beginnt die Sahara. Dann und wann eine Oase mit einem Baum und einem Quell, sonst nur Wüstengeier und die Trümmer der armen Kamele, die jämmerlich umkamen in Sand und wieder Sand." Da schauen wir dem Humoristen hinter die Kulissen. Seine beste Wahrheit zeigt er aber doch auf der Bühne.

Und des Vaterlandes Wesen und Zukunft? Preuße war er durch und durch. Renommistische Schlagworte selbstgefälligen Preußentums, wie sie auch im Heere, im Adel gediehen, waren ihm freilich ein Greuel. Und selbst die Überlegenheit preußischen Pflichtgefühls läßt er nur halb ironisch gelten, so wenig er sich darüber täuscht, daß es ohne die preußischen „Pflichttrampel und Dienstknüppel" mit Deutschland nie etwas Rechtes geworden wäre. Schon in dem Roman „Vor dem Sturm" wird bittere Kritik an Preußen geübt: alles Rubrik und Formelwesen, häßliche Armut und immer große Worte; es sei ein preußischer Irrtum, daß hier alles am besten und vor allem auch am ehrlichsten sei. Aber trotzdem! Seinem preußischen Stolz ist die Schlacht von Bornhövde nur Kleinkram neben Hochkirch und Kunersdorf. Ein Fontanischer Jesuit proklamiert Preußen als einen Hort der Freiheit. Wiederholt erkennt Fontane respektvoll an, was alles „vom Dienen uud Gehorchenkönnen und von der Strammheit und von der Propreté" herkomme. Er sieht klar, daß das Schicksal der Lehre Luthers von dem Schicksal des preußischen Staates nicht zu trennen ist. Er weiß, daß Preußen durchs Wichtignehmen groß wurde, und wenn er auch einräumt, daß der Himmel nicht sofort einstürzen werde, wenn die Behörden in ihrer pedantischen Straffheit nachließen, „später kommt es doch". Und er malt noch im „Stechlin" die drei großen Epochen Preußens mit tiefer Wärme aus. Aber freilich, er fürchtet, daß das Blitzbündel in den Fängen des preußischen Adlers das Blitzen verlernt habe.

Und deshalb bangt er auch für deutsche Zukunft. Von Nationaldünkel ist er gründlich frei. Es kränkt ihn, daß der Knotismus nur bei uns gedeihe, daß wir zwischen Teutoburger Wald und Grobheit keinen Unterschied machen. Mit der unästhetischen Art unsrer Geselligkeit vermag er sich nicht abzufinden; nur der Deutsche bekommt es fertig, bei fließendem Schnupfen pflichtgemäß in Gesellschaft zu gehen. Die Enge des Nationalen verstimmt ihn, der Deutsche scheint ihm als Privatmann eingebildeter als andere Nationen; mit seiner ewigen Ordnung ist er wahrlich nicht das Ideal der Schöpfung, und

selbst das Lied von der deutschen Treue, das die Staare hierzulande von den Dächern pfeifen, wird ihm verdächtig. In unmutigem Augenblick wirft ein Offizier 1812 seinem Vaterland eine „nationale Engrosschuld der Heuchelei" vor. Die Skepsis, die sich gegen die Menschheit richtet, bohrt sich besonders am Leibe des eigenen Volkes fest, das ihm kein „Volk der Dichter und Denker", sondern in seiner Povrigkeit ein Volk für zweieinhalb Silbergroschen scheint. Aber sein Zeus spricht dennoch des Dichters eigenste Meinung aus, als er den Deutschen nachsagt:

„ wenn eins zum andern ich erwäge,
So sind sie schließlich immer noch die Besten,
Die Besten und Natürlichsten vor allem."

Fontane schilt sie am meisten, weil er sich für sie verantwortlich fühlt.

Schwer bedrückt den Alternden das Gefühl einer sinkenden Zeit. „Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Kurs hat nun mal seine besondere Höhe verloren. Wohl möglich, daß aristokratische Tage wiederkommen; vorläufig, wohin wir sehen, stehen wir im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an; ich glaube eine bessere und eine glücklichere." So spricht wohlgemerkt nicht Fontane, sondern sein sozial angehauchter Pfarrer Lorenzen; der alte Stechlin denkt anders. Auch Fontane hätte jenen sozialen Optimismus nicht geteilt; „die Menschheit ist noch lange nicht Wasser, sondern bloß Sumpf mit Infusorien in jedem Tropfen, vor denen man, wenn man sie sieht, ein Grauen und Schaudern empfindet". Durch Schulzwang und Militärpflicht hat sich der Staat eine Rute gebunden. Die Bildung tut es nicht; Massen müssen durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten werden. Daß unter den Arbeitern von heute uns nicht wenige vollkommen ebenbürtig sind, erschwert die Lösung der Frage. Von der Gleichheit kann dieser Aristokrat nichts wissen wollen: „gleichmacherisch wirkt die Badehose." Majoritäten sind ihm stets „das Dummste, was es gibt". So hat ihn der Traum, das Volk solle sich selbst regieren, nie verwirrt; denn nur

„ zum Schlimmen
Führt der Masse Sichselbstbestimmen,
Und das Klügste, das Beste, Bequemste,
Das auch freien Seelen weitaus Genehmste
Heißt doch schließlich, ich hab's nicht Hehl:
Festes Gesetz und fester Befehl."

Dabei ist er geblieben. Schon Kaiser Friedrich der Dritte, an den ihn tiefes menschliches Mitleid band, war ihm viel zu weich: „Völker verlangen Bestimmtheiten und Befehle." Befragt: „Welche politische Richtung ist Ihnen am sympathischsten?" antwortete er noch 1891 durch die scherzende Paradoxie: „Mecklenburg." Er hoffte nicht mehr auf die bessere Welt, er sah, daß es immer weiter bergab gehe. Er schaute den vierten apokalyptischen Reiter,

einen Mischling von Neid und Ungeschmack, „und dieser vierte sichelt am stärksten". Mit dem alten Kaiser starb ihm nicht nur der letzte König, sondern beinahe schon der letzte Mensch. Zu Bismarck hat er auch nach dem Sturze bis auf kleine Verstimmungen treu gehalten und höhnt ingrimmig, als der Falstaff Berliner Tageblatt an den toten Percy herantritt und sich Heldenblut an den Krötenspieß piekt. Mit unheimlicher Klarheit sah er schon 1893 vorher, wie furchtbar Bismarcks großes Werk zusammenbrechen könne. Dann aber schloß er auch wieder das Auge vor der Zukunft: „Nur der Irrtum ist das Leben", das war ihm ein Lieblingsspruch tiefster Weisheit; „um neun Uhr ist alles vorbei", das tröstet ihn, wenn ihm Schmerz und Ekel zu hoch heraufschwillt.

Aber der Dichter lehrt nicht durch Worte des Unmuts. Die Welt, die er uns geschaffen hat, spricht ihre eigene Sprache. Diese Welt ist bei Fontane ganz frei von Schönfärberei. Er hat immer den Mut gehabt, klar zu sehen und klar zu zeichnen. Und das Preußische, das diese seine Welt nie verleugnet, weiß er leise ins Menschliche zu erheben.

Das Wort mannhafter preußischer Zuversicht:

„Du Zukunftsland, du Hoffnung deutscher Länder,
Das, um zu siegen, nur zu wollen braucht",

das dürfen wir ihm nicht mehr nachsprechen; damit ist es vorbei. Aber die Grundlagen preußischen Wesens haben darum ihren Wert nicht verloren. Fontanes tief wurzelnde Heimatliebe und Preußentreue, die den märkischen Sand brauchten, um zu gedeihen, sie tun uns immer noch bitter not, und ebenso der aristokratische Sinn, den er sein Leben lang ohne Schwanken bekannt hat. Auch in Fontanes heller und reger Skepsis wohnen schaffende, gestaltende Kräfte. Diese Skepsis ist wiederum echt preußisch. So grausam sie mäkeln und schelten konnte, den Glauben an Preußens Wert, Adel, Zukunft hat sie dem Dichter zuweilen getrübt, nie wirklich geraubt. Wir brauchen mehr denn je Wahrheit über uns selbst; Fontane hat sie ehrlich und sicher geboten. Und der getreue Volks- und Zeitspiegel, den er uns vorhält, läßt uns nicht hoffnungslos; aus Preußens ferner und naher Vergangenheit, wie Fontane sie schaute, leuchten uns durch alles lastende Dunkel erwärmende und ermutigende Strahlen zu.

Politische Rundschau

Berlin, den 7. Dezember 1919.

Wir gehen den Weihnachtstagen des Jahres entgegen, in dem der Gewaltfriede von Versailles abgeschlossen ist, und nirgends auf der Welt ist von demjenigen Geiste etwas zu spüren, der die christlichen Völker durch ihre gemeinsame Kultur und sittlich-religiöse Überzeugung auszeichnen soll. Jedes Gefühl gegenseitiger Zusammengehörigkeit, jedes Bewußtsein gemeinsamer Ziele ist verschwunden. Die Siegerstaaten haben durch die Art, wie sie ihren Sieg ausnutzten, die Welt vollkommen auseinandergerissen. Sie haben allen Tendenzen zur Auswirkung verholfen, die Kampf gegen den Nachbar, gegenseitiges Voneinanderabschließen, krassen gewalttätigen Egoismus ohne Rücksicht auf den anderen verkörpern. Die Balkanisierung Europas treibt in der anfangenden Agonie Europas ihre Früchte.

Wenn nicht die leitenden Männer der Welt bald ihre Schuld einsehen und sich von der bisherigen Politik abwenden, so wird die Anarchie der Welt die sie selbst auf die Dauer bedrohende Folge ihrer Taten sein. Wie weit sind wir davon entfernt, irgendwo bei unseren bisherigen Feinden die Erkenntnis dieser doch klar zutage liegenden Wahrheit zu finden! Nur in der Thronrede des italienischen Königs sehen wir einen Schimmer davon, und es scheint, daß auch das italienische Volk zu erkennen beginnt, daß sein Herrscher auf dem rechten Wege ist, wenn er die Welt wiederum zur Arbeitsgemeinschaft zwischen Siegern und Besiegten zurückführen will, wenn er den Geist der Rache als unproduktiv verdammt und die demokratischen Ideale gegenseitiger Duldung als das Ziel gesunder Staatspolitik bezeichnet. Welche große Aufgabe würde den italienischen Staatsmännern winken, wenn sie imstande wären, diese Ziele wirklich aktiv zu fördern! Leider aber ist Italiens Stellung in der europäischen Staatengemeinschaft durch den Krieg unendlich geschwächt, die ganze Kraft des Landes ist im Dienste der Alliierten aufgezehrt, und Italien ist politisch und wirtschaftlich allzusehr auf seine früheren Verbündeten angewiesen, als daß es in dem Kampfe der großen politischen Menschheitsideen eine Führerrolle übernehmen könnte.

Die große historische Schuld des Londoner Kabinetts ist es, daß es Europa der Rachsucht und dem Zerstörungstriebe eines Clemenceau überantwortet hat. Der Schwerpunkt der politischen europäischen Arbeit liegt noch immer in Paris, und solange er in Paris liegen wird, solange gibt es für Europa keinen Frieden.

Der Ausfall der französischen Wahlen hat jede Vernunft in Frankreich ertötet. Das Proportionalwahlsystem, wie es Frankreichs Herrscher ausgeklügelt haben, erdrückt die Minderheiten, und allenthalben, auch in Elsaß-Lothringen, wo Deutschland niemals die Freiheit der Wahl angetastet hat, sind die Arbeiterparteien ihrer Vertretungen beraubt worden. Foch hat gesiegt, und seine Idee, Deutschland weiter zu treffen und zu schlagen, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet, triumphiert.

Amerika ist zu einem stummen Gaste in Paris geworden. Das amerikanische Volk, in dessen politischem Empfinden eine gesunde Mischung von naiver Tatsächlichkeit mit großem Idealismus vorhanden ist, kehrt sich, angewidert von dem absoluten Versagen seines bisherigen Führers Wilson, von den europäischen Dingen ab.

So konnte es geschehen, daß Deutschland jetzt wiederum in einer Frage, wo das Recht ganz unzweifelhaft auf unserer Seite ist, sich wehrlos und allein den

Pariser Machthabern gegenüber befindet. Über vier Wochen dauert jetzt schon dieser neue Konflikt, ohne daß sich die Möglichkeit eines den endgültigen Frieden fördernden Ausganges zeigt. Deutschland hat in diesem Konflikte seinen festen und loyalen Willen gezeigt, alles zu tun, um seinerseits zu dem Inkrafttreten des Friedens seine Hand zu bieten. Ein großer Apparat von Staatsmännern und Sachverständigen unter der Leitung des Ministerialdirektors von Simson wurde nach Paris entsandt, um über den ganzen Fragenkomplex, den die große Note der Alliierten über Scapa Flow und die Nichterfüllung des Waffenstillstandes umfaßte, mit den Alliierten zu verhandeln.

Die Art, wie Herr von Simson in Paris empfangen wurde, und das Verlangen, das man an ihn stellte, die in der Note festgesetzten „Strafbestimmungen" ohne weiteres zu akzeptieren, machten seine sofortige Rückkehr nach Berlin zur Einholung neuer Instruktionen notwendig. Die Franzosen sprachen sofort in ihrer Presse von einem Theatercoup der deutschen Delegierten und von einer deutschen Sabotage des Friedensvertrages. Es hieß, daß Deutschland sich die durch die Verhandlungen des Washingtoner Senats geschaffene Lage zunutze machen, die Alliierten gegeneinander ausspielen wollte, um schließlich durch alle diese Manöver sich von seinen „Verpflichtungen aus dem Waffenstillstande und dem Versailler Frieden" zu befreien. Der deutsche Reichskanzler hat in seiner Rede beim Empfangsabend der Berliner Presse im Rathause die Unwahrheit dieser Unterstellungen gekennzeichnet.

Deutschland hat keinen Moment nach der Rückkehr von Simsons verstreichen lassen, um seine Bereitwilligkeit zu weiteren Verhandlungen in Paris zu dokumentieren. Herr von Lersner, der in Paris zurückgeblieben war, hat sofort neue Instruktionen erhalten und auch in seinen Gesprächen mit Herrn Dutasta von diesen Instruktionen Gebrauch gemacht. Eine Denkschrift über die Scapa-Flow-Angelegenheit wurde den Alliierten unterbreitet, zugleich mit einem deutschen Vorschlage, die Sache dem Haager Schiedsgericht vorzulegen. Herr von Lersner hat einem Reutervertreter gegenüber erklärt, Deutschlands ernstes und heißes Bestreben sei es, zur Inkraftsetzung des Friedens beizutragen, was es könne. Das Protokoll, das von den Alliierten als Vorbedingung für den Frieden betrachtet werde, könne sofort unterzeichnet werden, wenn sich die Alliierten mit zweierlei einverstanden erklären, einmal damit, daß die Schlußklausel, die eine jederzeitige militärische Intervention der Alliierten in Deutschland im Falle angeblicher Nichterfüllung von Bedingungen vorsieht, aus dem Protokolle entfernt wird, und zweitens, wenn die Scapa-Flow-Angelegenheit einem Schiedsgerichte unterbreitet wird.

Die Alliierten haben Deutschland bisher noch keine materielle Antwort auf diese Vorschläge zukommen lassen. Man verhandelt vorläufig mit uns nicht weiter, sondern kehrt zu dem alten Rezepte aus der Zeit des Waffenstillstandes zurück, Beratungen des Obersten Rates unter Zuziehung von Foch stattfinden zu lassen, die auf die öffentliche Meinung Deutschlands einwirken sollen. Dieses ganze Spiel war vor vier Wochen schon vorauszusehen. Es mußte automatisch das Hervorholen der alten Methoden erwartet werden. Alles wiederholte sich bis auf die Meldungen von der Konzentration französischer Truppen am Rhein, von der Bereitschaftsstellung der englischen Flotte, von der Androhung der Besetzung von Frankfurt am Main und Essen.

Jetzt fragt es sich nur, ob wir die nötige Nervenkraft aufbringen, diesen Drohungen gegenüber, immer unter der Betonung unseres Willens, jeder gerechten Forderung nachzukommen, durchzuhalten! Der Gegensatz ist bis zur Spitze heraufgetrieben — nicht durch deutsche Intransigenz — solche war nicht vorhanden, sondern durch die Shylockhaltung der französischen Machthaber. Wir wollen nachgeben, wir wollen unterzeichnen, um endlich, endlich zum Frieden zu kommen,

nachdem die Entente das Zustandekommen dieses Friedens, zu dessen Unterzeichnung sie uns mit der Peitsche des Ultimatums in der Hand innerhalb weniger Tage gezwungen hat, sechs Monate verzögerte — aber wir wollen nur unterzeichnen unter den von Herrn von Lersner gekennzeichneten Bedingungen.

Wenn wir durchhalten, haben wir nichts anderes getan, als unseren Willen dokumentiert, uns über den Rahmen dieses unerträglichen und unerfüllbaren Vertrages nicht noch zu weiteren für Deutschland erniedrigenden und unsere Wirtschaft weiter zerrüttenden Zugeständnissen drängen zu lassen. Es sind nicht diplomatische Triumphe, die wir suchen, wir wollen uns nur nicht auf eine Bahn drängen lassen, die uns unweigerlich zum Abgrund führt. Es ist der erste Schritt, der etwas kostet. Von ihm wird unsere Zukunft abhängen. Lassen wir uns auf die Methode ein, die wir beim Waffenstillstand erlebt haben, so sind wir für alle Zukunft verloren.

Mit welchen publizistischen Mitteln man nach wie vor gegen uns arbeitet, haben diese Tage gezeigt. Man hat versucht, aus angeblichen Briefen des Admirals von Trotha an den Admiral von Reuter eine Mitschuld der deutschen Regierung an der Versenkung der Schiffe in Scapa Flow zu konstruieren. Man hat das Lersnersche Interview verkürzt und entstellt wiedergegeben, um die deutsche öffentliche Meinung in den Glauben zu versetzen, daß Deutschland das Protokoll unterzeichnen werde, wenn nur die Schlußklausel entfernt wird. Alle diese Praktiken sind an uns abgeprallt. Die deutsche Presse hat im ganzen eine mustergültige Haltung eingenommen. Die Regierung findet den Boden vorbereitet, den sie für ihre Verhandlungen braucht. Und dabei ist keine chauvinistische Note in der deutschen Presse angeschlagen worden. Ruhig und würdig sehen wir den kommenden Ereignissen entgegen.

Zwei andere große Fragen haben in diese Verhandlungen hineingespielt, die Gefangenenfrage und die Auslieferungsfrage. Die französische Regierung war auf die Versprechungen aufmerksam gemacht worden, die sie zu wiederholten Malen über die Rückbeförderung unserer Gefangenen gegeben hat und um Einlösung dieser Versprechungen gebeten worden. Wir kennen leider nicht das Schreiben des Herrn von Lersner an den französischen Ministerpräsidenten. Es scheint in bewegten Worten die tiefe seelische Erschütterung unserer gefangenen Landsleute zu schildern, die nun schon das zweite Weihnachten nach dem Abschluß des Waffenstillstandes in der Gefangenschaft, fern von den Ihren, hinter Drahtzäunen ohne Zusammenhang mit Heimat und Familie zubringen müssen.

Es bedarf für uns und für alle Gutwilligen außerhalb Deutschlands keiner Ausführung darüber, was das französische Verhalten für diese Gefangenen und für uns selbst bedeutet. In der hochherzigen Note des Schweizer Bundesrats vom 29. November zugunsten der sofortigen Freilassung der noch zurückgehaltenen Kriegsgefangenen ist, allerdings in diplomatisch abgetönter und sachlicher Form, zum Ausdruck gebracht, „daß es ein tiefbetrübender Gedanke ist, daß ein Jahr nach dem Waffenstillstande Hunderttausende von Gefangenen weiterhin in Ungewißheit und Qual den Augenblick ihrer Erlösung erwarten".

Wie Frankreich unserem gerechten Verlangen gegenübersteht, das haben seine Noten vom 15. November, vom 22. November und vor allem vom 2. Dezember gezeigt. Die Note vom 15. November wurde von der deutschen Presse mit Recht als die Note der Unversöhnlichkeit gekennzeichnet, die Note vom 22. November versuchte — ohne bestimmte Zusagen für die Heimschaffung der Gefangenen zu geben — die ganze Frage von der Unterzeichnung des Protokolls abhängig zu machen, und als die deutsche Regierung klar und unzweideutig in ihrer Antwortnote vom 26. November den Nachweis geführt hatte, daß Frankreich anläßlich der Kohlenlieferungen sowohl wie beim Falle Manheim bindende Versprechungen über die Heimschaffung der Gefangenen gegeben hatte, erhielten wir als Antwort die

beweisloſe Gegenbehauptung, daß die franzöſiſche Regierung „niemals eine eigene Verpflichtung in der Frage eingegangen ſei" — außerdem eine Belehrung darüber, daß wir uns wegen der angeblichen Verletzungen des Waffenſtillſtandes (er iſt niemals von uns, wohl aber beſtändig von den Gegnern verletzt worden) der Vergünſtigungen unwürdig gezeigt hätten, die uns in Ausſicht geſtellt worden ſind. Außerdem enthielt die franzöſiſche Note vom 2. Dezember erneut eine Flut von Beſchimpfungen gegen uns wegen des Verhaltens unſerer Truppen in den beſetzten franzöſiſchen Gebieten und zum Schluſſe die Drohung, daß wir ſolange nicht in die Völkergemeinſchaft aufgenommen werden, ſolange nicht Verzeihung und Milderung des Friedens erhalten würden, bis wir unſere Verbrechen bereut und die Verbrecher ihre Strafe erhalten hätten.

Es iſt charakteriſtiſch, daß zum Beiſpiel in der „Kölniſchen Zeitung" der ganze Paſſus über unſere Verbrechen nicht mit abgedruckt worden iſt. Offenbar hat der engliſche Zenſor in Köln eine unerwünſchte Wirkung dieſer alles Maß überſchreitenden franzöſiſchen Wutausbrüche auf die öffentliche Meinung im beſetzten Gebiet befürchtet. Gewiß ſind während eines ſo langen Krieges auch deutſcherſeits Verfehlungen und Verbrechen verübt, aber wir haben nicht, wie dies im Saargebiet und linksrheiniſch geſchieht, im Waffenſtillſtand die Bevölkerung geknebelt und Unſchuldige erſchoſſen und die unſchuldig Verurteilten, wie im Falle Johannes, mit dem eigenen Sarge zuſammen zur Richtſtätte geſchleppt. Was damals beim Rückzuge Hindenburgs zerſtört worden iſt, iſt aus militäriſcher Notwendigkeit erfolgt. Niemand bedauert dieſe Notwendigkeit mehr als das deutſche Volk, und wir haben im Frieden und nach der Unterzeichnung des Friedens durch unſere Anerbietungen für den Wiederaufbau Nordfrankreichs die notwendige Konſequenz aus unſerer Niederlage gezogen.

Es ſcheint, als ob die deutſche Regierung vorläufig nicht beabſichtigt, die letzte Note Frankreichs über die Gefangenenfrage zu beantworten. Es iſt in der Tat zwecklos, Vernunftgründe einem barbariſchen und unbarmherzigen Willen und Beweiſe für unſer Recht der Advokatenrabuliſtik der franzöſiſchen Juriſten gegenüberzuſetzen. In dieſem Moment bleibt uns nur übrig, zu ſchweigen. Aber wir müſſen die Frage ſofort wieder aufnehmen, ſobald wir von dem Verdachte befreit ſind, Öl in die jetzt lodernden Flammen zu gießen. Wir wollen jetzt nicht die ſchon zum Gewitter geladene Atmoſphäre noch mehr mit Zündſtoff erfüllen. Wir appellieren aber an die Gerechtigkeit und die Einſicht aller Völker der Erde, die noch fähig ſind, Recht von Unrecht und Unmenſchlichkeit von Chriſtentum zu unterſcheiden. Wir denunzieren dieſen Geiſt des antiken Barbarentums aller Welt, und wir wollen nicht müde werden, Proteſt einzulegen gegen die täglich an unſeren Gefangenen verübten Grauſamkeiten, wie ſie auch neuerdings wieder in der Hungerſtrafe für unſere braven Seeleute von Scapa Flow (trois jours de diète complète les ont mis à raison. Affamés et mourant de soif, ils ont repris leur besogne et tout est maintenant rentré dans l'ordre) und in der gewaltſamen Verſchleppung deutſcher Gefangener durch die Engländer nach Polen durch den Kieler Kanal hindurch zutage getreten ſind.

Die Auslieferungsfrage iſt von Herrn Clemenceau in ſeinen Noten in einem Sinne behandelt worden, der die deutſche Haltung in einem vollkommen und bewußt falſchen Lichte erſcheinen läßt. Wir haben keineswegs uns unſeren Verpflichtungen entziehen wollen. Wir haben die Alliierten nur auf die Schwierigkeiten hingewieſen, die ſich der Ausführung der Auslieferungsbeſtimmungen entgegenſtellen, und wir haben verſucht, Wege zu zeigen, wie die Alliierten ihre Ziele auf andere Weiſe erreichen könnten. Das alles, ehe wir die Scapa-Flownote in unſeren Händen hatten. Es iſt für uns Deutſche ſchwer, dieſe Frage der Auslieferung ruhig zu behandeln und zu beſprechen. Ihre Rolle bei der Unterzeichnung

des Friedens ist bekannt. Es war das letzte Aufbäumen des deutschen Ehrgefühls, das sich der Annahme dieser Bestimmungen widersetzte. Aber sie sind angenommen worden, der Friede ist unterzeichnet worden, weil damals im betrogenen und gequälten deutschen Volke nicht mehr Widerstandskraft genug vorhanden war, um die Folgen der Nichtunterzeichnung zu ertragen. Jetzt können wir nichts tun, als die Entente auf die Folgen aufmerksam machen, die die Durchführung ihres Verlangens auf das ganze deutsche Volk haben müßte, und die Entente selbst fragen, ob es in ihrem eigenen Interesse liegt, die deutsche Regierung diesen Konsequenzen auszusetzen. Jede Durchführung der Auslieferungsbestimmungen würde bei uns die Leidenschaften des Volkes aufs neue zur Siedehitze entflammen, die Gegensätze aufeinanderprallen lassen und eine politische Situation schaffen, die unübersehbare Entwicklungsmöglichkeiten nach außen und innen mit sich bringen würde. Es scheint, als ob die Entente noch nicht genügend Ruhe und politisches Urteil besitzt, um sich selber sagen zu müssen, daß eine solche Entwicklung unter allen Umständen vermieden werden muß. Wir hören aus London von den umständlichen Vorbereitungen für das Tribunal, dessen Errichtung allein jedem Rechte Hohn spricht; wir erhalten von Clemenceau den Ausdruck der Verwunderung darüber, daß sich die Verbrecher nicht schon selbst der Entente gestellt haben, und Belehrungen über unseren Patriotismus! Zum Unverständnis fügt man den Hohn. Man hat nur eine politische Methode, die Katastrophenpolitik. Wir sollen nicht zur Ruhe kommen. Das gequälte deutsche Volk soll langsam, aber ganz den Schierlingsbecher dieses Friedens des Betruges und der Vergewaltigung trinken. Das zeigt sich auch in der Ententenote über die Einwohnerwehren, die auf die anationalen Artikel der unabhängigen sozialdemokratischen Zeitungen zurückzuführen sind.

Es fällt uns schwer gegenüber dieser Entwicklung, die Ereignisse der Weltpolitik, die uns nicht unmittelbar berühren, mit dem Interesse zu betrachten, das ihnen gebührt.

Die Entwicklung Österreichs zeigt, wozu die Entente fähig ist einem Volke gegenüber, das nicht die äußerste Anstrengung der Selbstbehauptung und der Gesundung aus eigenem Willen aufzubringen entschlossen ist. Österreich ist bankrott und dem Verhungern nahe, das heißt es hungert wirklich und geht in Todeskrämpfen seiner Auflösung entgegen. Die Doktoren der Welt, die mit ihren Idealen die Völker beglücken wollten, stehen daneben und tun nichts. Die österreichische Regierung erläßt einen letzten Appell an die Entente, einzugreifen, zu helfen, nachdem alle Klagen dieses bis aufs letzte gequälten Volkes, das Blut von unserem Blute und Fleisch von unserem Fleische ist, lautlos verhallt sind. Inzwischen muß der Ärmste der Armen, Deutschland, das selbst unter dem Drucke des Versailler Friedens seine letzten Kohlen an Frankreich gibt, seine Industrie und seinen Verkehr langsam stillegt, seine Finanzen zerrüttet sieht und kein Geld mehr hat, um seine eigene ausgehungerte Bevölkerung mit Fetten, mit Fleisch und Mehl zu versorgen; inzwischen muß Deutschland einspringen, um seinem Bruder, der noch elender ist, nicht sterben zu lassen. Ein erschütterndes Bild, würdig, von dem zukünftigen Historiker festgehalten zu werden, zusammen mit der Schilderung der Maßnahmen, die Deutschland jetzt trifft, um seine besten Milchkühe für die Bevölkerung der Entente herauszusuchen und abzugeben!

Zugleich aber ist dieses Bild ein großer Mahner für uns. Wenn wir nicht versuchen, uns selbst zu helfen, so wird kein Gott uns retten. Wenn wir nicht arbeiten und Werte schaffen, unsere Wirtschaft wiederherstellen und aus der Finanzmisere herauskommen, so wird sich auch niemand von außen finden, der uns die helfende Hand entgegenstreckt. Ebenso müssen wir in der Außenpolitik der Welt den Beweis liefern, daß wir bestehen wollen als Staat, der an sich selber glaubt und entschlossen ist, sich unter Behauptung seines Rechtes wieder emporzuarbeiten

und zu leben. Erst dann werden auch andere an unserer Existenz wieder ein Interesse haben, erst dann werden wir Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit uns finden. Sonst werden wir auf Fight the Famine Councils ein Gegenstand des Mitleids einiger weniger Gutgesinnten sein. Durch diese Bemerkung soll die segenbringende Tätigkeit der genannten Londoner Vereinigung, an deren Spitze Lord Parmoor steht, nicht etwa verkleinert werden. Die Konferenz hat gute Arbeit gemacht und manche, wenn auch kleine, Kreise aufgeklärt. Zum ersten Male nahmen deutsche Politiker in England wieder an politischen Beratungen teil, und diese Tatsache ist immerhin von Bedeutung. Es knüpfen sich wieder Beziehungen zu den bisherigen Feinden, und die Mauer ist nicht mehr ganz unübersteiglich.

Merkwürdig ist jene Arbeiterkonferenz in Washington ausgegangen, zu der die deutschen Delegierten gerade unterwegs waren, als sie die Nachricht erhielten, daß sie nicht mehr zurechtkommen würden, um an den bald beendeten Sitzungen der Konferenz teilzunehmen. War die Hast der Beratungen ein abgekartetes Spiel, oder fürchtete man in Amerika wegen der Rückwirkung auf die eigene Arbeiterbewegung eine allzugroße Ausdehnung der Tagung jener ersten internationalen Konferenz? Jedenfalls sind die Resultate der Beratungen nicht weltbewegend, und es hat der Konferenz nicht zum Vorteil gereicht, daß die Arbeiter und Arbeitgeber des in der Sozialpolitik bisher fortgeschrittensten Landes auf ihr nicht vertreten waren.

Wir haben an dieser Stelle stets die großen internationalen Wirtschafts- und Finanzfragen als die dringendsten Aufgaben der sich etwa im Völkerbund oder sonst anbahnenden Staatengemeinschaft bezeichnet und die Meinung vertreten, daß diese Aufgaben noch vor der Revision des Versailler Friedens zu rangieren haben, die ja auch Deutschland niemals allein, ohne Stützen von außen in Angriff nehmen könnte. Die Beratungen der Finanzkonferenz in Atlantic City scheinen praktische Folgen bisher nicht gezeitigt zu haben. Man spricht lediglich von der Einsetzung eines Studienkomitees in Amerika, das die europäischen Finanznöte untersuchen soll. Zu registrieren ist hier aber die Erklärung, die der englische Premierminister im Unterhause abgegeben hat, worin er die Notwendigkeit der Finanz- und ökonomischen Hilfe für Mitteleuropa anerkannt hat. Aus dieser Erklärung, die sogar die „Times" als die wichtigste Antwort auf alle an den Minister gerichteten Fragen bezeichnen, entnehmen wir ferner, daß die englische Regierung bereits praktische Schritte auf diesem Gebiete ergriffen hat. Dringende Vorstellungen sind an die Adresse der Regierung der Vereinigten Staaten gerichtet worden, um diese zu einer Mitarbeit an der gewaltigen Aufgabe zu bewegen, die ohne Mithilfe Amerikas niemals gelöst werden kann. Wie diese Vorstellungen bei der amerikanischen Regierung aufgenommen worden sind, wissen wir nicht. Wir begrüßen es, daß „Daily Chronicle", das Leiborgan von George, diese Schritte sympathisch kommentiert, indem es sich, ganz abgesehen von allen in Frage kommenden humanitären Gesichtspunkten, auf den Standpunkt der Logik und des gesunden Vorteils für England stellt. Die Zeitung sagt:

„Man kann eine notleidende Kuh nicht melken, bis man sie gefüttert hat. Nur ein Deutschland, dem ökonomisch auf seine Füße geholfen worden ist, kann die Wiedergutmachungen leisten, die es seinen früheren Feinden schuldet."

Dieser Standpunkt ist vom britischen Interesse aus der einzig räsonable, und wir möchten wünschen, daß derartige Erwägungen in breite Kreise des englischen Volkes dringen.

Von den französischen Politikern, die jetzt regieren, dürfen wir leider so weise Einsicht nicht erwarten. Gelingt es aber den vernünftigen Leuten in Frankreich nicht, gegenüber den nur rotsehenden Chauvinisten in den Wirtschaftsfragen zwischen Deutschland und Frankreich sich durchzusetzen, so wird niemand auf die Dauer mehr zu leiden haben als Frankreich selbst. Eine französische Wirtschaftspolitik, die das divide et impera der Mannen von Foch Deutschland gegenüber

auf ihre Fahnen schreibt, ist zum Scheitern verurteilt. Leider sagen sich die Franzosen bisher das nicht. Wir hören von Köln über die Gründung eines Zentralbureaus der rheinischen Industrie zur direkten Belieferung der sogenannten Wiederaufbaugebiete in Nordfrankreich durch die westrheinische Industrie unter Umgehung von Berlin. Der Gründer des Bureaus, Direktor Gallasch, hat als einen der Hauptgründe die alte Redensart angeführt, daß die Entente lieber mit den linksrheinischen Verbänden direkt verhandeln wolle. Außerdem seien von Berlin aus stets Versprechungen gemacht und niemals gehalten worden usw. Diese Gründe haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den von Herrn Froberger und Konsorten vor dem Versailler Frieden für die Bildung einer Rheinbundrepublik ins Feld geführten Argumenten. Alle diese Bestrebungen sind Wasser auf die Mühle der Separatisten, und unsere Regierung sollte ihre ganze Autorität dafür einsetzen, daß diese von Frankreich geförderten Pläne der linksrheinischen Industrie nicht zur Ausführung kommen. Leider haben wir noch kürzlich das traurige Schauspiel erleben müssen, daß ein deutscher Reichsminister in öffentlicher Sitzung der Nationalversammlung die Argumentation der linksrheinischen klerikalen Separatisten sich zu eigen gemacht hat. Es liegt doch klar auf der Hand, daß jeder, der die preußische Autorität im Rheinland schwächt, den Reichsfeinden und Separatisten (diese sind trotz aller ihrer Redensarten von der Liebe zu Deutschland im Gegensatz zum Haß gegen Preußen Reichsfeinde) in die Hand arbeitet. Es zeigt die Lücken und Fehler unserer neuen Verfassung, daß ein solcher Kampf, wie ihn der preußische Ministerpräsident gegen Erzberger liefern mußte, überhaupt möglich ist. Solange wir nicht die Aussicht haben, zum Einheitsstaat zu gelangen, solange bedeutet Preußens Zerreißung und Preußens Schwächung den Anfang vom Ende des Reiches. Unser gutes Glück und die gesunde Empfindung unseres Volkes hat uns in Weimar vor der Ausführung der preußischen Pläne bewahrt; wenn wir aber nicht dauernd auf der Hut sind und nicht alles getan wird, daß der nationale deutsche Gedanke dauernde Nahrung erhält, damit das linksrheinische Preußen immer wieder frischen Auftrieb für einen Widerstand gegen die französischen Separationspläne erhält, so werden wir mit eigenen Augen die Zerstückelung Deutschlands als Frucht unserer Untätigkeit ernten. Unsere allzu heftigen Steuerprojekte und unsere nicht durchdachten sozialistischen Experimente wie das Betriebsrätegesetz, ferner jeder Schritt, den wir etwa auf dem Gebiete antiklerikaler Schulreformen tun würden (Hänisch scheint gottlob kein Mann des Kulturkampfes zu sein), wird den stolzen Bismarckschen Bau der Reichseinheit untergraben. Es gibt Leute, die alle Tage grandiose Schemata für unsere zukünftige europäische Politik aufstellen. Es hallt von Schlagworten wie Kontinentalpolitik und Ausblick nach Osten in unserem Blätterwalde wider. Aber an das Nächste: ob nicht der Boden des Reiches selbst untergraben wird, denken wir nicht. Bedenklich in dieser Beziehung sind auch die Nachrichten aus München über die Gründung einer bayerischen Königspartei mit dem Kronprinzen Rupprecht als Prätendenten. Alle solche Pläne sind reichsfeindlich. Jede partikularistische Reaktion bedeutet eine Lockerung des Reichsgefüges, das zusammenzuhalten die Sorge jedes Patrioten sein sollte. Aber wo sind jetzt die Leute, die mit voller Überzeugung und mit Herzenswärme, so daß sie das Volk versteht, solche Gedanken aussprechen? Die meisten politischen Führer sehen nicht über ihre Parteimauer hinüber und fürchten, daß eine Betonung des nationalen Gedankens ihrer persönlichen Stellung schädlich sein könnte.

Ein schweres Problem, das unsere Stellung der Entente gegenüber in hohem Maße belastete und auch auf unsere Innenpolitik außerordentlich ungünstig einwirkte, das baltische, scheint jetzt seiner Lösung entgegenzugehen. Daß diese Lösung nicht ohne große Erschütterungen vor sich gehen würde, lag auf der Hand.

Als General Nieffel mit Admiral Hopmann zusammen nach Tilsit fuhr, war wenig Aussicht für eine glatte Durchführung des Rückzuges der Eberhardt- und noch weniger der Bermondttruppen vorhanden. Durch die Zusammenstöße der Eberhardttruppen mit den Litauern, die offensichtlich von den Engländern beeinflußt waren, wurden wir hart vor die Gefahr eines Krieges mit Litauen gestellt. Es gelang hier, eine mittlere Linie der Verständigung zu finden. Inzwischen aber trat die Katastrophe für die Bermondttruppen ein. Die strategische Lage der Bermondtschen Armee war schon lange eine bedrohliche geworden. Die Letten hatten erkannt, daß es nur einer geringen militärischen Anstrengung bedurfte, um den Durchbruch zu erzwingen und der Bermondtschen Armee den Todesstoß zu versetzen. Die Bermondtarmee griff in der letzten Minute zu dem Ausweg, sich dem Kommando der deutschen Division im Baltikum zu unterstellen. Jetzt sieht es so aus, als ob auch für die Bermondttruppen ein rettender Rückzug gesichert sei. Die Verhandlungen mit Nieffel gingen nicht ohne aufregende Zwischenfälle vor sich — spielte doch sogar dabei die Drohung des Bombardements der gänzlich unbeteiligten und schuldlosen Stadt Memel eine Rolle; aber im ganzen scheint man schließlich praktische Arbeit getan zu haben.

Einer der merkwürdigsten Zwischenfälle bei der Beendigung des baltischen Abenteuers war die noch im letzten Augenblick vom Zaun gebrochene Kriegserklärung Lettlands gegen Deutschland. Es ist eine Schakalpolitik, die von den Letten getrieben wird, denen es nur darauf ankommt, das zurückgelassene deutsche Heeresgerät und vor allem das deutsche Eisenbahnmaterial in Kurland umsonst in ihre Hände zu bekommen. Die Letten scheinen im übrigen von der Entente zurückgehalten zu werden, so daß wirkliche Gefahren für Ostpreußen aus dieser neuesten Kriegserklärung im Augenblicke der Überleitung in den allgemeinen Frieden nicht zu erwarten sind. Daß die Letten keineswegs mit der Haltung des Generals Nieffel zufrieden sind, zeigen die Angriffe, die lettischerseits in skandinavischen Zeitungen gegen die französische Politik erhoben worden sind. Wir müssen bei allen bitteren Erfahrungen und bei den furchtbaren Wirkungen, die die deutsche Kultur und unsere Landsleute im Baltikum als Folgewirkung der letzten Ereignisse zu ertragen haben, froh sein, daß wir endlich diese beständige Quelle der Reibung mit den Alliierten und namentlich mit England aus der Welt zu schaffen im Begriffe sind. Unsere Politik kann sich keine Experimente leisten, die klare Erkenntnis dieser Tatsache und die feste Verfolgung der sich daraus ergebenden politischen Nutzanwendung ist ein Aktivposten für die augenblickliche Führung der deutschen auswärtigen Politik.

Die Alliierten haben ihre Politik bezüglich des Baltikums und bezüglich ganz Rußlands der veränderten Sachlage angepaßt. Die Engländer haben begriffen, daß nach dem Scheitern der Judenitschoffensive, nach den Niederlagen von Koltschak bei Omsk und von Denikin im Süden eine Weiterverfolgung ihrer bisherigen russischen Politik nicht möglich war. In England siegte die Lloyd Georgesche Auffassung des russischen Problems über die Meinung von Churchill, und die Welt wurde durch die Guildhallrede von George und seine große Unterhausrede über die russische Frage überrascht. Der Kern der Sache ist der, daß Englands Regierung, beeinflußt auch von den an Macht gewinnenden Arbeiterführern, die Politik der Unterstützung der antibolschewistischen russischen Führer aufgibt. Wie die weitere englische Politik in Rußland sein wird, wissen wir nicht, namentlich nicht, ob Lloyd George Abmachungen mit den Bolschewisten treffen wird, die politischer Natur sind. Die Wahl von O'Grady für die Verhandlungen in Kopenhagen spricht für diese Annahme. Litwinoff befindet sich, nach monatelanger Vorbereitung seiner Mission durch drahtlose Verhandlungen mit Curzon, in Kopenhagen, um angeblich Gefangenenfragen zu besprechen. Er schließt sich von der Außenwelt

ziemlich ab, macht aber den Engländern Avancen, die er durch Abschwören des deutschen Einflusses in Rußland (er weiß, daß wir der schwarze Mann der Engländer sind) zu gewinnen sucht.

Über die Gründe der englischen Politik ist viel hin- und hergeschrieben worden. In Curzons Person und seinen politischen Idealen wird vielfach die Ursache der englischen Schwenkung gefunden. Man weiß, daß Curzons größte Sorge, ja daß seine Lebensaufgabe die Sicherung der englischen Vormachtstellung in Asien ist. Ihm wird der Gedankengang untergelegt, daß ein bolschewistisches Russisches Reich jedenfalls für England eine geringere Gefahr darstellt als ein starkes, wiederhergestelltes zentralistisches Rußland. Durch den ohne Einmischung von außen weiter wogenden Kampf zwischen Bolschewiken und Antibolschewiken wird Rußland auf lange Zeit paralysiert werden und als aktiver Faktor der Außenpolitik überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. Ob diese Gründe richtig sind oder falsch, jedenfalls sehen die englischen Staatsmänner zurzeit das Heil in der russischen Politik Englands in der weiteren Zerstückelung und weiteren Schwächung Rußlands. Dafür ist ein Zeugnis das im „Manchester Guardian" veröffentlichte Interview mit General Gough, dem bisherigen englischen Militärbevollmächtigten im Baltikum. Gough erblickt das zukünftige Heil Rußlands in der „Dezentralisation", er glaubt ferner, daß sich die Bolschewiken allmählich ins Demokratische hin mausern. „Folglich werde, wenn England mit dem notwendigen Scharfsinn verfahre, das zukünftige Rußland die Tendenz haben, sich England und den mit ihm verbündeten demokratischen Staaten nähern und einem militärischen und autokratischen Deutschland feindlich sein, falls ein solches Deutschland sich wieder bilden sollte."

Englands Politik Rußland gegenüber ist, wie sich aus alledem ergibt, eine rein egoistische, keine konstruktive europäische. Englands Ziel ist es, sich jetzt des vorherrschenden Einflusses auf die Ostseestaaten, die sogenannten Randstaaten, des russischen Reiches zu bemächtigen, und im übrigen Rußland in seiner eigenen Brühe schmoren zu lassen. Es scheint, als ob die französische Politik, die das Interesse hat, zur Sicherung der großen französischen Forderungen eine möglichst große Konkursmasse vor sich zu haben, mit der englischen nicht ohne weiteres einverstanden ist. Wie sich dieser Gegensatz in der Zukunft auswirken wird, werden wir zu beobachten haben. Zurzeit hat sich Frankreich mit dem englischen Vorschlag der Zurückziehung der Unterstützung der antibolschewistischen Generale einverstanden erklärt, wahrscheinlich auch aus dem Gesichtspunkte, weil man pekuniär nicht mehr imstande ist, das Koltschaksche und Denikinsche Danaidenfaß zu füllen. Russia is a quicksand, hat Lloyd George gesagt, und er hat zu gleicher Zeit den gesunden Instinkt der englischen Politik und der englischen Militärs gerühmt, der ein allzu großes Hineingehen der Engländer ins Innere des russischen Landes vom Meere (dem englischen Elemente) gefürchtet hat.

Deutschland hat in seiner russischen Politik im Gegensatz zu den Alliierten keinerlei egoistische Ziele zu verfolgen. Wir wünschen von Herzen in unserem und im russischen Interesse einen staatlichen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands. Noch ist der Tag nicht gekommen, wo wir aktiv an einem solchen Gedanken werden mitwirken können. Ob die Bolschewiken fähig sein werden, diesen Aufbau durchzuführen, selbst wenn sie ihren bisherigen Gegnern allein gegenüberstehen, ist mehr als zweifelhaft.

Findet eine Verständigung politischer Art zwischen dem Bolschewismus und England statt, so wird es die größte Sorge unserer Staatsmänner sein, den Gefahren für unser Land entgegenzuwirken, die daraus entstehen können.

Die Randstaaten, auf die England seine Hoffnung setzt, sind kein genügend starkes Bollwerk für uns. Wir werden die Friedensverhandlungen, die jetzt unter Nadels Mitwirkung zwischen ihnen und Sowjetrußland stattfinden und die sich daraus ergebenden politischen Konsequenzen mit wachsamem Auge zu verfolgen haben.

Berliner Theater

10. Dezember 1919.

In der Zeit der großen Versprechungen und kleinen Erfüllungen darf die Bühne natürlich nicht zurückstehen. An diesen Theaterwinter ist so mancher, den die geistigen und künstlerischen Entbehrungen der Feldexistenz härter drückten als die Lebensnot da draußen, herangegangen, bereit wie nie zuvor, sich nicht nur erstaunen, sondern überzeugen, ja tief innerlich ergreifen zu lassen. Voll der gleichen Spannung, in der freilich wenig Erwartung lag, mit der man den politischen Neuerungen entgegentrat. Wer kein Schlagwortanbeter ist, konnte dort wohl wenig erhoffen, während hier gerade die dramatische Form einer Zeit wie der unseren nicht nur das gegebene Sprachrohr zu sein, sondern gar Möglichkeiten für eine vollendete Erlösung zu bieten schien. Auch bombastische — im Ausdruck schlechte, im Gedankenbau unklare — Programme neuer Bühnen konnten den Hoffenden nicht bedenklich machen, noch Drohungen ihn beirren, wie „die Welt des Zwanzigjährigen aus der Seele des Einzigen gesehen" oder den „ehrsüchtigen Beginn" miterleben zu sollen: „das Heilige, das heute die Wenigen ahnungsvoll eint, verschweigend zu sagen und erfüllend zu handeln."

Der völligen Enttäuschung in politicis ist ein milder Zweifel, was das Theater anlangt, gefolgt. Liegt's vielleicht daran, daß auf dem Theater zu viel Politik, in der Politik zu viel Theater — ach, und was für schlechtes Theater! — geboten wird?

Politik jedenfalls ist genug auf der Bühne: also Tendenz im guten wie im schlechten Sinn. Schließlich ist doch jedes Streben, eine Idee überzeugend zur Darstellung zu bringen, Tendenz. Aber ihre Berechtigung für die Bühne erweist sie erst, wenn sie den künstlerischen Gesetzen durch Gestaltung Genüge tut, nicht aber, wenn sie — wie Otto Brahm es einmal sagt — neben dem Kunstwerk herläuft und trotz allem Bellen doch nicht in das Gefährt aufgenommen werden kann. Und manche der neuen Dichter gleichen selbst diesen aufgeregten Hündchen, wenn sie zum Teil auch gar nicht den Wunsch nach Aufnahme in das Vehikel haben, sondern wütend gerade die Form des Kunstwerks anklaffen.

Die „Tribüne", ein neues Unternehmen, das — ein Naturphänomen — nach schwerer, aber nicht glücklicher Entbindung immer wieder in neue Wehen fällt — zurzeit amtiert die dritte Direktion! — führte sich mit zwei Stücken von Hasenclever ungünstig ein. (Nebenbei: es könnte böswillige und übelwollende Leute geben, die einen Weg zur Revolutionierung der Geister über ein durchaus zahlungsfähiges Publikum, milde gesagt, als einen Irrweg bezeichnen würden). Dieser — voreilig zum Führer der Jungen ausgerufene — Dichter gibt in „Der Retter"[1]) monologisierte Leitartikel, die der Dichter und der Feldmarschall aneinander vorbeireden. Gegen das Verbrechen des Krieges, für die Notwendigkeit, zur Bekämpfung des Vernichtungswillens der Gegner alle Forderungen der Menschlichkeit unterdrücken zu müssen in maiorem patriae gloriam. Hasenclever passiert das Malheur, daß sein Feldmarschall sehr viel überzeugender wirkt als der papierne Phraseologe, der Dichter. Eine Probe aus des Dichters Munde: „Ich sehe Städte gejagt durch papierne Fetzen und Mütter auf Kissen entgeilt. Ich sehe hinter Ampeln nächtlicher Tanzbar ein fleischernes Maul, das in schnellem Speichel die Welt dreht. Ich sehe Kinder, verkrümmt im Leib der ziellosen Späße, und Männer segeln auf Tropfen kahl und

[1]) Buchausgabe: Berlin 1919, Ernst Rowohlt.

zerstäubt." Man versteht, daß der König, der mit dem Staatsminister die Statisten des Monodialogs macht, diesen Trompeter dem fordernden Feldherrn übermacht.

In dem Satyrspiel „Die Entscheidung" [1]) sitzt Hasenclever laut lachend auf der anderen Seite der Schaukel. Sein Dichter, den der Umsturz aus dem Kerker befreite, wird am Schluß dieser wirbeligen Groteske, deren Tempo famos ist, von dem Revolutionsgesindel, das in vielen Spielarten kräftig, aber etwas billig variiert wird, erschossen. („Das Schwein ist tot.")

Gewichtiger und ernst ist Tollers Bekenntnis „Die Wandlung", das Ringen eines Menschen in fünf Stationen. Der Held Friedrich (sprich Toller), entwurzelt, als Jude zwischen den Rassen, erleidet seine Wandlungen vom Abseitsstehen in der freundlichen Gewohnheit des Verkehrs zum Anschluß an das Vaterland, von der Vaterlandsliebe zum Glauben an und Wirken für die Menschheitsliebe. Alles ist gefühlt — besonders das Grauen des Krieges — vieles gesehen, manches mit der Kraft einer erschütternden Vision: der Totentanz, die Lazarettszene — sehr wenig gestaltet. Ich verstehe, daß eine Jugend, die das Entsetzen des Krieges draußen und drinnen erlitten hat, schreien muß. Aber sie beklage sich nicht, wenn solche Töne auch Geschrei genannt werden. Dem Bühnenwerk eignet aber Melodie oder doch Rhythmus, wenn anders es die ernste Probe bestehen will. Toller hat Dichterkraft, kein Zweifel, aber ein zuckendes Herz und ehrliche Gesinnung tun's nicht allein. Vorläufig reicht seine Kraft weder zum Zusammenballen noch zum Charakterisieren aus. Auch sein Menschentum erscheint noch nicht reif für die Aufgabe, deren Dornenkrone er sich in die Stirn drücken zu müssen glaubte. Wer so Großes sich vermißt, meide die Bequemlichkeit wohlfeiler Typen. Er lege die Axt an den gesunden Stamm und beweise seine Sendung, indem er Kernholz fällt. Das geht freilich nicht ohne künstlerische Arbeit, die auch nach der Revolution ein Hauptteil jeden Schaffens bleibt. Ich wünsche Toller der Kunst gegenüber das gleiche Verantwortlichkeitsgefühl, wie er es für die leidende Menschheit zu hegen meint.

Gut gearbeitet und straff geführt ist Hermann Kessers Bühnenwerk „Summa Summarum" (Kleines Theater). Eine Tragikomödie, wie er es nennt, ist's freilich nicht, denn das Komödienhafte ist nur aufgeklebt. Der Entschluß, den inneren Kampf des alten Diplomaten tragisch, ohne solche Beimischung zu geben, hätte die störende Uneinheitlichkeit vermieden. Allerdings hätte Kesser dann tiefer schürfen und dem Antagonisten, dem Volkstribunen Jochner, mehr Blut und weniger Flugblattdruckerschwärze in die Adern gießen müssen. Es greift irgendwie ans Herz, als ob Eigenes abgehandelt würde, wenn der Diplomat und Edelmann im Konflikt mit seinem die Wahrheit suchenden, allen Trug und Fehler in der Leitung des Staates erkennenden Verstand und dem durch Geburt, Erziehung, Beruf und Neigung ihm liebgewordenen Gefühl die befreiende Kraft zum Entschluß nicht finden kann. Die Form als Siegerin, die Form als innerer Halt, Erlösung und Knechtung zugleich. Ein Schlaganfall enthebt den Diplomaten und Hermann Kesser der letzten Stellungnahme und inneren Lösung des Zwiespalts.

Statt zu verspotten, sucht Georg Kaiser in „Die Bürger von Calais" (Volksbühne) einen neuen Heroismus, der besser und freier sein soll als der angeblich abgetane alte, glaubhaft zu machen. Dem belagerten Calais will der König von England Gnade geben, wenn sechs Bürger den Opfertod am Galgen sterben. Dem ehrliebenden Feldherrn, der den Heldentod dem Gedeihen unter fremder Herrschaft vorgezogen sehen will, obsiegt Eustache de Saint-Pierre, der reichsten Bürger einer. Ihm wiegt die Ehre leichter als das Werk der Bürger: ihr blühende Häfen und ihre schöne Stadt, ihre Arbeit für Kinder und Enkel zum Segen voll

[1]) Buchausgabe: Berlin 1919, Paul Cassirer.

endet. Statt sechs Opfer finden sieben sich bereit, unter ihnen Eustache. Einer soll durch Auslosung, deren Gültigkeit Eustache verhindert, dann durch den Zufall des Eintreffens auf dem Markte frei werden. So hofft ein jeder noch und bleibt menschlicher Gebrechlichkeit verhaftet. Durch freiwilligen Tod meint Eustache alle anderen zu Helden zu läutern. Vorausgesetzt, daß sie seine Tat und die nicht eben leicht verständlichen, erklärenden Worte seines Vaters begreifen. Der König von England, dem ein Sohn gerade zu guter Stunde geboren wird, begnadigt alle — und der Zeiger menschlicher Moral und Größe ist ein Jahrtausend vorgerückt, meint Georg Kaiser. Gewißlich hat er unsere Zeit in seinen Nerven. Die setzen aber nicht sein Gefühl, sondern nur sein Gehirn in Tätigkeit. Mir ist zu viel Mathematik in diesem neuen Evangelium — ganz zu schweigen, daß Dunkelheit nicht als Tiefe, Länge aber immer Langeweile wirkt.

Ganz „gedacht" ist auch Sigurd Ibsens Drama „Robert Frank" (Lessingtheater). Der Ministerpräsident Frank glaubt nicht an Demokratie und die Fähigkeit der Masse, sich selbst zu lenken. Die Wohlfahrt des Landes als oberstes Gesetz kann am besten durch die Diktatur der Auserwählten geschützt werden. Er provoziert einen blutigen Konflikt mit den Arbeitern, aus dem er als Sieger hervorgeht, um natürlich prompt von den bürgerlichen Parteien, die ihm alles verdanken, gestürzt und preisgegeben zu werden. Leider ist auch eine Braut, amerikanische Journalistin, da, deretwegen, das heißt um einem Arbeiterführer in ihren Augen nicht den Nimbus des Märtyrers zu geben, weil er einen Nebenbuhler in ihm sieht, Frank eben diesen Führer als einzigen von dem Standgerichtsurteil verschont und dadurch bei seinen Genossen verdächtigt. Der um seinen Nachruhm also Geprellte sieht kein anderes Mittel, sich zu rehabilitieren, als den gestürzten Minister zu erschießen. Es geschieht auch außer diesem Knalleffekt recht viel in den drei Akten. Und doch bleibt alles unwirklich, wie im luftleeren Raum. Die Spieler haben keinen Kontakt untereinander, die Wirkungen keine Ursachen.

Sehr viel stärker wirkt Björnsons politisches Schauspiel „Paul Lange und Tora Parsberg" (Volksbühne), trotz des antiquierten Konflikts und der lokalen Bedingtheit. Wohl weil hier der Bühne ihr Recht gegeben wird, während das Werk des Ibsensohnes die dramatische Form als Zufallskleid trägt.

Von der heiteren Seite sucht Wilhelm Speyer (der — als er sich noch Willy nannte — das feine, verpflichtende Buch „Wie wir einst so glücklich waren" schrieb) dem sozialen Problem beizukommen in seinem Lustspiel „Er kann nicht befehlen" (Kleines Schauspielhaus). Die Möglichkeit, mit Hilfe bewährter Motive (der Bettler als Herr) etwas Hübsches zu zimmern, hat Speyer mit flinker Routine verpaßt. Witzig ist, wie der vorbestrafte Arbeiter Schillings, eine Naturkraft, die ihn boykottierenden organisierten Mitarbeiter grimmig haßt, während er die Schwerindustrie anbetet. Der Gedanke, daß nur die Nähe kleinen Unrechts bei den meisten Erbitterung und — Weltanschauungen schafft, während großes Unrecht in der Ferne kalt läßt, ist nur angeschlagen, nicht fruchtbar für die Handlung verwertet. Daß der Millionärssohn, dem die Erziehung einer sozial denkenden Mutter die Kraft zur Herrennatur genommen hat, mit dem wilden Schillings die Rollen tauscht, zieht um so weniger, als das Drum und Dran — zwei verlobte Paare bilden die Strecke — rein konventionell ist.

Leicht hat es sich auch Heinrich Pfeiffer mit seinen „letzten Rittern" gemacht (Deutsches Künstlertheater). Seine Satire gegen die abgeschmackten Äußerlichkeiten des Korpsstudententums und des Komments zielt zu tief. So starke Vergröberung meidet das Problem und rennt nur offene Türen ein. Den Hintergrund zu beleuchten und die Wurzeln bloßzulegen, aus denen eine Weltanschauung ihre Kräfte zieht, ist freilich schwerer. Daß Pfeiffer sein Ziel nicht höher wählte und Sternheims „Bürger Schippel" als Paten nicht scheute, ist um so bedauerlicher,

als er fraglos einen starken Bühneninstinkt, große Charakterisierungsgabe und ein offenes Auge für menschliche Lächerlichkeiten und Torheiten besitzt.

In seiner Komödie „Krach" (Kleines Schauspielhaus) meint Harry Kahn einen widerwärtigen Typ literarischen Schieber- und Hochstaplertums bis ins Mark zu treffen. Die Stationen dieses Helden sind Café des Westens, die snobistische Atmosphäre eines Münchener literarischen Zirkels und endlich nach dem Krach der Zeitschrift „Krach" die Welt des Kino. Kahns Unterfangen bestätigt nur, daß einige bissige Witze und winzige Aphorismen, auf Grund derer das Cafehaus ihrem Dichter bereitwillig die Unsterblichkeit zuerkennt, nicht ausreichen, trotz einiger bühnenwirksamer Einfälle, ein Stück zu fabrizieren, besonders wenn der Autor statt drüber, knietief in dem Geistessumpf steckt. Die Verbindung mit den politischen Stücken läßt sich nur locker durch Harry Kahns rückwärtsgewandte Prophetie herstellen, mit der er 1918 seinen Schiebern von 1914 ein gut Teil der schweren Schuld aufbürden will.

*

Die Tiefe eines großen Gefühls und eigene dichteristische Sendung erweist dagegen Rolf Lauckner mit seinem Drama „Christa die Tante"[1] (Lessingtheater). Dem späten Mädchen, dessen innerster Beruf die Mutterschaft ist, während ihre bürgerliche Umwelt sie zum Verdorren verurteilt, setzt Lauckner eine Krone auf, die freilich die Dornen der Kreuzigung trägt, dafür den Stachel der Lächerlichkeit fernhält. „Tante Christa", dicht vor dem gefährlichen Alter, lebt im Hause ihrer Schwester, die mit einem Nervenarzt verheiratet ist. Die Erziehung des Sohnes der beiden — seine Mutter war ihres Amtes nie würdig — obliegt der im Schatten Lebenden, sie ist seine echte Mutter, er ihr „schmerzlicher Sohn". Den ungenutzten Schatz ihrer Liebe und Wärme überträgt sie auf den Jungen, dem sie nicht nur Vertraute, sondern mitarbeitende Kameradin ist. Wie nun ihre unerfüllte Sehnsucht, beunruhigt durch Kunde aus der Außenwelt: ein jugendliches Liebespärchen, die Erzählung von den Schicksalen der Portierstochter beim Theater, gereizt durch eine derblüsterne Szene zwischen den spießigen Ehegatten, unterstützt durch die Zweideutigkeiten ihrer Freundinnen, endlich dadurch, daß sie durchs Schlüsselloch Augenzeugin wird, wie ihr siebzehnjähriger Junge sein Mariechen „ins Leben trägt", zur steilen Flamme angestachelt wird, daß sie sich selbst verlierend eine andere Frau Potiphar nach seiner Jugend greift: das ist psychologisch meisterhaft durchgeführt und glaubhaft motiviert. Nur zu sehr motiviert, denn die Häufung der Steigerungen, ein gewisser Schematismus im Aufbau tun durch ihre Überdeutlichkeit der dichterischen Höhe des Werkes Abbruch. Aber der ist ein Dichter, der die arme Christa am Schluß mit versengten Flügeln, nach dem letzten Krampf auch äußerlich gealtert, mit schneidender Wehmut ihren grauen Alltag auf sich nehmen läßt und sie aus der Gebundenheit der alten Jungfer in die tragische Luft jeden Weibseins hinaufreckt. Und der ist ein Dichter, der die Worte findet: „Wir Frauen sind alle so allein! Verbrennt die Augen von verbot'nem Weinen. Zwei Marmorfalten Lächeln um den Mund ... Wir Frau'n sind so allein! — Und jede trägt ihn stumm in sich, den Schmerz, wie einen Weiher, zu dem aus allen Winkeln Blut sich Ströme graben, die träge Flut versäumter Morgenstunden, der abendtiefen Wünsche Fieberflug, des Tages trübe ungeklärte Stille und Angst und Alp zerquälter Dunkelheit, — das alles kocht und treibt den halben Schlaf, in dem wir schreiten ..." Die Frauen sind alle so allein: und doch könnte auch diese Kinderlose — nach einem schönen Wort der Ebner-Eschenbach — die meisten Kinder haben. — Eine sehr sorgfältige, liebevolle Inszenierung durch Victor Barnowsky, die sein starkes

[1] Buchausgabe ebenso wie von „Predigt in Litauen": Berlin, Erich Reiß.

Können wieder einmal bewies, schuf eine Atmosphäre poetischen Halbdunkels, indem sie, im Charakter des Werkes bleibend, andeutete, statt durch Realistik zu unterstreichen.

Stärker und reifer noch ist Lauckner in der „Predigt in Litauen" (Volksbühne). Der Erzählung des Evangelisten vom „Verlorenen Sohn" will er den tragischen Epilog anhängen. Seine dramatische Gestaltung des nicht unalltäglichen Gegensatzes der Generationen leidet allerdings unter der gleichen Überdeutlichkeit wie die Motivierung in der „Christa": der Vater ist ausgerechnet ein Geistlicher, der Sohn ein Maler, und gerade in seinem Wirken für Gottes Sache greift er den Vater an. Der zelotische Pfarrer Demant, selbstgerecht und hart gegen sich wie gegen andere, ein eifernder Kämpfer gegen Aberglauben und verwahrloste Sitte — und blind, so jämmerlich blind, wie alle Eiferer — gegen sich und die Umwelt, von der er nur die Konturen, nie ihr Wesen sah, der Sohn, ein begabter Schwächling — seine Genialität bleibt unglaubhaft — der auf der Kunstschule in Königsberg willig allen Versuchungen seines Alters unterlag, nun zu Hause nur durch Strenge, ohne Liebe zum nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft gemacht werden soll. Aus passiver Resistenz geht er unter dem Einfluß eines litauischen Arztes in engster Verbindung mit verbuhlten Dorfschönen nach Bruch aller Versprechungen zu offenem Aufruhr gegen den Vater über, indem er sich auf die Seite der Litauer schlägt, die einen Pfarrer ihrer Art wollen. Bei dem letzten Zusammenstoß mit dem Vater schleudert der verzweifelnde Sohn, auf dem der Fluch einer Kindheit ohne Liebe liegt, dem Alten die furchtbaren Anklagen ins Gesicht, aus denen es nur noch eine Lösung gibt. Er zieht ihm unbarmherzig die Summe seiner Existenz: ein Irrweg sein ganzes Leben, belogen von allen, da er belogen sein wollte. Der Sohn, der eine Züchtigung durch den Vater mit der Pistole abwehren will, kehrt die Waffe gegen die eigene Brust. Der Vater sucht nach einer schauerlichen Wahnsinnspredigt den Tod im Wasser. — Alles bis in die kleinste Episodenfigur ist kräftig charakterisiert und steht fest auf den Füßen. Das ganze Klima lastet mit unerhörtem Druck. Mit großer Kraft kommt die seelische Bedingtheit durch die Landschaft zum Ausdruck. Auch hier verschmäht Lauckner eine feste Zusammenballung — oder kann sie noch nicht — und begnügt sich mit loser Aneinanderreihung von Bildern. Seine Fähigkeit, durch abgerissene Worte die Stimmung zu beschwören und Schauder der Ewigkeit zu erwecken, ist groß. Auch hier erweitern sich die Grenzen des Konfliktes ins allgemein Menschliche: es ist nicht mehr allein die Tragödie der Generationen, sondern im Pfarrer Demant erlebt jeder Eiferer sein Schicksal, ganz gleich, ob er ein Pfarrer ist oder nicht, und im Sohn und seiner Umwelt stöhnt ein ganzer Stamm: die Litauer. Mit starkem Interesse muß man Lauckners weiterem Wege folgen.

Richard Beer-Hoffmann, der seit dem „Graf von Charolais" anderthalb Jahrzehnte geschwiegen hat, ergreift mit seinem Vorspiel zum Zyklus vom König David „Jaákobs Traum" (Deutsches Theater) erneut das Wort. Die Lektüre des Buches[1]) offenbart eine Fülle lyrischer Schönheit voll fremder, schwerer Süße, ernste pflichtbewußte Arbeit am Werke und einen gedanklichen Inhalt von großer Tiefe. Das alles kann jedoch nicht dafür entschädigen, daß „Jaákobs Traum" als Bühnenwerk mißlungen ist. Ein gläubiger Zionist mag dieses hohe Lied vom auserwählten Volke Gottes als eine Heilsbotschaft von unerhörter Kraft empfinden. Der Hörer, dem anderes Blut die Adern füllt, beginnt mit der Kritik schon beim Stoff. Den Betrug, mit dem in der biblischen Erzählung Jakob seinem Bruder Esau (bei Beer-Hoffmann „Jaákob und Edom") den Segen des Vaters abliſtet, läßt auch Beer-Hoffmann bestehen, freilich versucht ihn die Mutter Rebekka dadurch zu entschuldigen, daß Jakob infolge seiner Wesensart gegenüber Esau als der innerlich Berufene erscheint. Aber wozu dann der Segen? Dem wohnt der Überlieferung

[1]) Berlin 1919, S. Fischer.

nach freilich ungeheure übernatürliche Kraft inne. Ein solcher Segen aber geht auch durch einen rauben Hut, kann von dem Flecken der Gemeinschaft mit fremdstämmigen Weibern, die Rebekka ihrem Erstgeborenen nicht verzeihen will, reinigen und hatte dem durchaus nicht bösartigen, nur etwas primitiven Esau eine Steigerung bringen können, daß er das hohe Amt auszufüllen geeignet wäre. Innere Berufung aber — und die ist denn doch allein entscheidend — kann des Segens entraten. Also bleibt ein unmotivierter, recht schmutziger Betrug. Jakob und sein Dichter ziehen es vor, diese Frage in der großen Szene mit Esau, der seinem Bruder ans Leben will, nicht zu erörtern. Esau beugt sich Jakob: wegen des Segens oder wegen des Fluidums, das berufene Menschen ausströmen? Der erste Teil ist dramatisch nicht durchgearbeitet, denn grundsätzliche Fragen harren der Antwort. Im zweiten Teil, der nach den Gesetzen der Bühne keine innere Kontinuation des ersten ist, bringt Beer-Hoffmann das körperliche Ringen Jakobs mit Gott durch eine Disputation Jakobs mit den Engeln einerseits und der rechtsgerichteten Engel mit dem linksstehenden Samáel (wohl Luzifer) andererseits auf die Szene. Jakob, der die Nähe Gottes anfangs durchaus nicht demütig beglückt hinnimmt, sondern mit Gott rechtet, daß er, ohne ihn befragt zu haben, solche Bürde ihm auferlegt, wird von Samáel gewarnt. Hier stehen erschütternde Worte über das Leid und die Verachtung, die der Juden Schicksal geworden sind. Allein die Positiven siegen. Ich hatte mir die Engel immer interkonfessionell vorgestellt, aber hier verfügen sie über eine Dialektik, die auf talmudistisches Studium zurückgeht.

Das Werk ist eben spezifisch jüdisch. Ein Menschheitswerk hätte Beer-Hoffmann gezeugt, wenn sein Jaákob ein Verkörperer des auserwählten Menschen wäre, auf dem die Erwählung liegt, Gnade und Fluch zugleich. Dem alle Dinge, die beseelte und unbeseelte Natur, nah und vertraut sind, er ihr Gottesanwalt und ihr Mittler. Der allen Menschen ihre Not und Sehnsucht, ihr Glück und ihre geheime Schönheit enthüllt. Er selbst die Beute aller, beladen mit den Leiden der Welt — er der Erlöser, der schaffende Mensch. — In diesem Werk eine Verschmelzung altbiblisch-religiösen Geistes mit deutschem Empfinden zu sehen, ist eine Blasphemie. Das tut dem Dichter bitteres Unrecht. Denn seiner Schöpfung das spezifisch Jüdische abzusprechen, heißt ihr das Beste rauben.

*

Frank Wedekinds Schauspiel „Schloß Wetterstein" (Theater in der Königgrätzer Straße), das eine oberflächliche, zusammenfassende Bearbeitung dreier Emailler darstellt, ist trotz erschrecklicher Begebenheiten matt. Es zeugt von absinkender Kraft der Gestaltung, der Charakterisierung, der Dämonie, ja selbst der Logik. Seine brutalen Hochstapler und Übermenschen, seine dirnenhaften Frauen interessieren selbst als „Edelhuren" und Lustmörder auf dem Wege des Intellektes nicht mehr. Nichts wird in uns aufgerüttelt. Wir sind wohl ohnedem skeptisch genug in unseren Ansichten über die Beziehungen zwischen Mann und Weib. Ich glaube, Wedekind und Lulu nehmen dem Stück und seiner Effie das Licht. Denn Effie ist nichts weiter als eine Lulu, die theoretisch ihre Natur erläutert und dadurch von ihres Wesens Urgrund, der Triebhaftigkeit, losgerissen mit den schillernden Lichtern überspitzter Pointen, auf dem seichten Wasser halbwahrer Vernünftelei treibt. Dieses Stöbern eines aus der Hölle der Geschlechtlichkeit nie Erlösten, der trotz seinen krassen Typen und ihren Gefühlsverrenkungen nicht einmal neues Material, geschweige denn Erkenntnis zu den „Grundlagen der Familie" beibringt, beweist, daß wir auf den schwächlichen Aufguß solchen Gesundheitstees gegen Prüderie und übertriebene Auffassung von der Heiligkeit der Ehe gern verzichten.

Sein unnatürlicher Sohn im Geiste, der den Vater glatt verleugnet, Max

Herrmann, fügt in seiner Komödie „Albine und Aujust" (Kleines Schauspielhaus), die in der Buchausgabe[1]) „Joseph der Sieger" heißt, den überwürzten Wedekindereien eine literarische Sauce aus der romantischen Küche hinzu. Die Karriere eines begabten Dirnchens wird von ihrem Beginn im Zirkus (ein Mord), durch eine Junggesellenbude (eine Verführung), ein Pariser Bordell in ein Breslauer Nachtkaffee (ein Mord) verfolgt. Hier tritt der Dichter auf als mephistophelischer Kommentator seiner selbst. Er glaubte gewißlich, Menschlichkeiten zu geben, aber es sind nur Unappetitlichkeiten, die keine Gestaltungskraft kurzweilig und erträglich macht. Ich bin für die Originale; daher ziehe ich Tieck und Wedekind Herrn Max Herrman vor.

*

Georg Reicke sucht in seiner Komödie „Sie" (Komödienhaus) ein „kesses" Berliner Mädel mit unbestreitbarem Gefühl für Bühnenwirksamkeit auf die Bretter zu stellen, die — eine Naturkraft mit allen Möglichkeiten — wie ein Irrwisch umhertollt und alle Herzen bezwingt, gewagteste Versuche macht, unter allen Umständen „nach oben" zu kommen, endlich aber nach bösen Enttäuschungen zu ihrem treuen Eckhard zurückkehrt. Ursprünglich soll das Stück fünf Akte gehabt haben. In einem Zuschnitt auf vier vermochte es auch die unkritische Menge nur dadurch zu fesseln, daß Erika Glaeßner sich gewandt und häufig entkleidete.

*

Das Metropoltheater hat in seiner Ausstattungsoperette „Sybill" von Max Brody und Franz Martos, Musik von Victor Jacobi, sein dauerhaftes Winterzugstück gefunden. Die tolle Handlung, die im vorrevolutionären Rußland spielt, macht geringe Ansprüche. Fritzi Massary und Guido Thielscher retten auch die unmöglichsten Situationen. Und doch ist es ein Jammer, daß nicht von der neuen Direktion der Versuch gemacht wird, eine literarische Basis zu schaffen, auf der mit Witz, auch Kalauern, Tollheiten, Schlagern und Kostümpracht als aufgesetzten Lichtern ein Bild entstände, das mit der Kraft wirklicher, krampfloser Laune und echtem Humor auch dem Ernsthaften mehr als eine Augenweide und Lachmuskelanreiz wäre. Der Versuch müßte glücken.

*

Für Shakespeares „Cymbelin", dieses Stiefkind der Theater, erbrachte die Inszenierung von Ludwig Berger (Deutsches Theater) den Beweis der Bühnengerechtigkeit. Vor einer Einheitskulisse, durch Vorhänge zu nuancieren, spielt das uneinheitliche Werk rein in der Märchenatmosphäre. Und siehe, man ertrug sogar mit Selbstverständlichkeit die roheste der Roheiten: daß Imogen, die süßeste und holdeste der Shakespeareschen Frauen (Helene Thimig), neben einem enthaupteten Leichnam, der in die Kleider ihres Mannes gehüllt ist, aus totenähnlichem Schlaf erwacht, und sah gläubig, daß am Schluß die Tugend belohnt wird und der Böse wicht in sich geht.

Hingegen blieb eine Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe" (Theater in der Königgrätzer Straße) diesem Stück wahrhaft revolutionären Geistes zu viel schuldig. Es herrschte die Eisluft klug rechnenden Verstandes, und die unmögliche Lady Milford der Orska konnte beim Fehlen einer Luise und ihres Ferdinand nicht durch Alfred Abels dämonischen Wurm und Ludwig Hartaus überlegten, aber uninteressierten Stadtmusikus Miller paralysiert werden. — Im Lessingtheater ging eine sehr interessante Aufführung von Strindbergs

[1]) Dresden 1919, Verlag Neue Schaubühne.

„Fräulein Julie" mit Tilla Durieux und Eugen Klöpfer in den tragenden Rollen einer ausgezeichneten Wiederbelebung von Schnitzlers Revolutionsstück „Der grüne Kakadu" voraus.

*

Im Kleinen Theater wurde Shaws abgestandenes Stück „Helden", im Lessingtheater sein „Pygmalion" in der Besetzung, in der es seinerzeit einen großen und berechtigten Erfolg hatte, gespielt. Im Deutschen Künstlertheater sah man Sardous „Cyprienne" (Leopoldine Konstantin), bei Reinhardt zwei Russen, im Kleinen Theater der Polin Gabriele Zapolskas erotische Komödie „Die unberührte Frau". Hier langweilt die schleimige Lüsternheit einer hysterischen Frau durch obszöne Viertels- oder Zwölftelswahrheiten mit vermeinter Lebemannsüberlegenheit in erborgtem, aber billigem Boulevardkleid durch drei Akte hindurch tödlich. Gedankenpausen — sie sind eigentlich der Hauptinhalt — werden durch Tanz und Lieder zur Laute ausgefüllt. Das Stück schließt mit den Worten von Ihm zu Ihr: „Ihnen ist ein Ausflug in das Reich der Sinne, mir einer in das des Gefühls mißglückt." Man kann getrost hinzufügen: „und der Autorin (die nicht unbeträchtliche Tendenzromane geschrieben hat) ein Ausflug in das Gebiet der Bühne!" Über die erstaunliche Tatsache, daß sich Deutschland auf seinen zerbeulten Hut ausländische Theaterfedern in so reichlicher Zahl steckt, an anderer Stelle noch ein ernstes Wort!

*

Am 28. November ist das „Große Schauspielhaus" mit einer schwachen Aufführung der Orestie des Aischylos in der Übertragung von Karl Vollmöller eröffnet worden. Otto Poelzig hat die Aufgabe, aus dem Zirkus Schumann ein würdiges Theater der Viertausend zu schaffen, unter Berücksichtigung der unabänderlich gegebenen Verhältnisse zureichend gelöst; trotzdem bleibt der Eindruck von etwas Ephemeren. Ein alter Traum Max Reinhardts ist nun Wirklichkeit geworden. Man ahnt neue Möglichkeiten, das Gefühl der Notwendigkeit dieses Theaters aber kann nur durch die Aufführung eines modernen Stückes bestätigt werden. Schade, daß man diese Probe nicht bei der Eröffnung versuchte! Hier das große Schauspielhaus mit neuen gewaltigen Möglichkeiten, dort die Tribüne, die vor Kulissenfetzen spielt und den Beweis erbracht hat, daß der Verzicht auf Illusionszwangsmittel zu starker Verinnerlichung führen kann — vorausgesetzt, daß gute schauspielerische Kräfte durch eine sichere Hand geleitet werden und eine gesteigerte Sprechkunst sich nicht nur in gesteigerter Lautheit auslebt. Aber können technische Mittel die Kunst entscheidend beeinflussen oder gar neue Kunst schaffen? Kann die Technik nicht vielmehr durch Steigerung des Lebensgefühls lediglich Spannungen erregen oder ihre Auslösung beschleunigen? Die Antwort muß vertagt werden.

*

Als vorläufiges Fazit, das noch keinerlei sichere Unterlagen für eine Bilanz bietet, sei gebucht: starke, erfreuliche Versuche, die Probleme von heute dramatisch zu lösen und zu meistern, Ansätze, mit neuen Mitteln die alte Bühnenform zu durchbluten und vereinfachend zu verinnerlichen und Arbeit an einer Verfeinerung der Instrumente — und das ist wohl die Mission des Expressionismus — mit denen ein kommender Meister in selbstverständlicher Sicherheit der Handhabung aus dem ewigen Stoff das Werk der Erlösung für eine Epoche schaffen wird. Bedenklich aber muß die steigende Tendenz stimmen, das Theater durch Zurschaustellung der körperlichen Reize einiger Aktrizen füllen zu wollen und als Geistersatz den bequemeren Sinnenkitzel zu bieten.

R. P.

Literarische Rundschau

Zionismus

Der Hauptsatz des Baseler Programmes, das auf dem von Theodor Herzl einberufenen ersten zionistischen Kongresse angenommen wurde und noch heute nach mehr denn zwei Jahrzehnten die Grundlage der Bewegung bildet, lautet:

„Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina."

Man darf heute ohne Übertreibung feststellen, daß der Zionismus, bei seinem Auftreten als Utopie verlacht und späterhin als Gefahr befehdet, sich die Sympathien aller Großmächte erobert hat und alle diejenigen Elemente der Judenheit umfaßt, welche die Wiedergeburt ihres Stammes auf dem Boden Palästinas erstreben.

Nachdem die langdauernden und schwierigen Verhandlungen mit der vorrevolutionären türkischen Regierung zu einem befriedigenden Abschluß nicht geführt hatten, erfolgte im Jahre 1903 von seiten Englands der Vorschlag an die zionistische Leitung, ihr das ostafrikanische Territorium Uganda zum Zwecke einer großzügigen jüdischen Siedelung zur Verfügung zu stellen. Das Projekt wurde durch eine zionistische Expedition geprüft, erwies sich aber, besonders infolge des heftigen Widerstandes der palästinophilen Zionisten, als undurchführbar und wurde fallen gelassen. Unter der Führung von Israel Zangwill trat damals ein Teil der Anhänger vorübergehend aus der Bewegung aus und begründete die „Jewish Territorial-Organisation", um — wie sich herausstellte, vergeblich — irgendein anderes für die Ansiedelung geeignetes Territorium zu suchen.

Seitdem hat sich als unbestrittene Maxime durchgesetzt, daß nur die Errichtung einer nationalen Heimstätte in Palästina eine Lösung der überall brennenden Judenfrage herbeiführen kann. Die durch den Krieg geschaffene Lage machte Palästina zu einem der wichtigsten Faktoren der Weltpolitik und krönte die unermüdliche Arbeit der Zionisten mit endgültigem Erfolge.

Nach der Eroberung Palästinas richtete Balfour folgendes Schreiben an Lord Rothschild in London:

„Ministerium des Äußern, 2. November 1917.

Lieber Lord Rothschild! Zu meiner großen Genugtuung übermittle ich Ihnen namens S. M. Regierung die folgende Sympathieerklärung mit den zionistischen Bestrebungen, die dem Kabinett unterbreitet und von ihm gebilligt worden ist: Seiner Majestät Regierung betrachtet die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei klar verstanden werde, daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder die Rechte und die politische Stellung der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte.

Ich bitte Sie, diese Erklärung zur Kenntnis der Zionistischen Föderation zu bringen.

Arthur James Balfour."

Diese Erklärung der englischen Regierung wurde neuerdings durch Balfours Nachfolger, Lord Curzon, auf das bestimmteste bestätigt.

Die französische Regierung erklärte ihr Einverständnis in folgendem Schreiben an Herrn Nahum Sokolow, Mitglied der Obersten Leitung der Zionistischen Organisation:

„Ministerium des Auswärtigen, Direktion der politischen und Handelsangelegenheiten.
Paris, 16. Februar 1918.

Sehr geehrter Herr! Wie es im Laufe unserer Unterhaltung am Sonnabend, den 9 d. M. beschlossen wurde, hat die Regierung der Republik im Hinblick auf die Präzisierung ihrer Stellungnahme zu den zionistischen Zielen, die dahin gehen, für die Juden eine nationale Heimstätte in Palästina zu schaffen, ein Communiqué in der Presse veröffentlicht. Indem ich Ihnen diesen Text mitteile, ergreife ich mit Eifer die Gelegenheit, Sie zu der hochherzigen Ergebenheit zu beglückwünschen, mit der Sie die Verwirklichung der Wünsche Ihrer Glaubensgenossen betreiben, und Ihnen für den Eifer zu danken, mit dem Sie dazu beitragen, sie mit den sympathischen Gefühlen bekanntzumachen, welche Ihre Bemühungen in den Ländern der Entente und besonders in Frankreich hervorrufen.

Ich verbleibe, sehr geehrter Herr

hochachtungsvoll

Pichon."

„Communiqué.

Herr Sokolow, Vertreter der Zionistischen Organisationen, ist heute im Ministerium des Auswärtigen von Herrn Stephan Pichon empfangen worden, der glücklich war, ihm zu bestätigen, daß ein vollkommenes Einvernehmen zwischen der französischen und englischen Regierung betreffs der Frage der Errichtung einer jüdischen Siedlung in Palästina herrscht."

In ähnlicher Form erklärte der italienische Botschafter in London, Imperiali, im Auftrage von Sonnino die Bereitwilligkeit seiner Regierung, die Errichtung eines nationaljüdischen Zentrums in Palästina zu erleichtern. Präsident Wilson richtete an die Zionistische Organisation in Amerika eine Botschaft gleichen Inhalts.

Die Regierungen von Deutschland, Österreich und der Türkei hatten schon früher ihre Unterstützung der zionistischen Bestrebungen zugesagt.

Die Palästina-Forderungen der Juden wurden ferner anerkannt durch die sozialistischen Konferenzen in Stockholm, Luzern und Amsterdam, sowie durch Beschlüsse der amerikanischen, englischen und französischen Arbeiter und durch das amerikanische Parlament.

Die Völkerbundkonferenz zu Bern beschloß im März 1919:

daß dem jüdischen Volk der Eintritt in den Völkerbund als gleichberechtigtes Mitglied zu gewähren sei,

sowie

daß das jüdische Volk zu denjenigen Völkern gehören müsse, denen das nationale Selbstbestimmungsrecht zuzuerkennen sei.

Die hauptsächlichsten Forderungen des von den zionistischen Führern der Friedenskonferenz in Paris überreichten Memorandums lauten:

§ 1.

Die hohen vertragschließenden Parteien anerkennen das historische Recht des jüdischen Volkes auf Palästina und das Recht der Juden, Palästina als nationales Heim wieder aufzubauen.

§ 2

behandelt die Grenzen von Palästina.

§ 3

verlangt, daß die Souveränität über Palästina dem Völkerbund übertragen werde und Großbritannien vom Völkerbunde als Mandatar bestellt werden soll.

§ 5

verlangt: In Palästina müssen derartige politische, administrative und ökonomische Bedingungen getroffen werden, die die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk durch die Schaffung eines autonomen jüdischen Gemeinwesens (commonwealth) ermöglichen, wobei klar verstanden wird, daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte der vorhandenen nichtjüdischen Bevölkerung oder die Rechte und die politische Stellung der Juden anderer Länder beeinträchtigen könnte. Der Mandatar soll die jüdische Immigration und die Bildung einer geschlossenen Siedelung fördern. Ein jüdischer Rat soll den Mandatar bei der Entwicklung des Planes der jüdischen Heim-

stätte unterstützen. Konzessionen sollen gewährt werden für öffentliche Arbeiten unter Erschließung der Hilfsquellen des Landes. Der Mandatar soll die Bildung einer jüdischen Selbstregierung durch weitgehende Maßnahmen in die Wege leiten."

Die im Februar 1919 von den zionistischen Führern persönlich vorgetragenen Forderungen fanden die Billigung der Friedenskonferenz.

Während des Krieges bildeten sich in den Ländern der jüdischen Massensiedelungen Kongresse und Nationalräte, die sich ebenfalls die Forderung einer nationalen Heimstätte in Palästina zu eigen machten. Aus den Nationalräten in der Ukraine, Deutschösterreich, Polen, Litauen, Tschecho-Slowakien usw., ferner aus den Abgesandten des amerikanischen Judenkongresses und der Großrussischen Vorkonferenz bildete sich in Paris eine dauernde Vertretung dieser Wünsche der Judenheit. Dadurch wird zum Ausdruck gebracht, daß hinter der zionistischen Organisation der Wille aller derer steht, die sich zum jüdischen Volke rechnen. Die aus sechs Mitgliedern bestehende oberste Leitung der Zionistischen Bewegung, deren Hauptsitz in London ist, schließt auch zwei Deutsche in sich: Professor Dr. Otto Warburg und Dr. Arthur Hantke. Zur Prüfung der Möglichkeiten und Notwendigkeiten wurde eine aus Vertretern der verschiedenen Strömungen zusammengesetzte Kommission nach Palästina entsandt, der weitestgehend Unterstützung seitens der englischen Regierung zuteil wird.

Es ist begreiflich, daß die durch den Zionismus in Fluß gekommenen Probleme eine ungeheure Literatur erzeugten, die ständig anwächst und fast unübersehbar geworden ist. Für denjenigen, der sich näher informieren will, sei auf einige in neuerer Zeit in Deutschland erschienene Werke hingewiesen.

Die oben angeführten Regierungserklärungen sind der Broschüre „Palästina und die Juden — Tatsachen und Ziffern" von Davis Trietsch entnommen, die als Publikation des Deutschen Komitees „Pro Palästina" herausgegeben wurde. Dieses Heft enthält in kürzester Fassung leicht übersichtlich aneinandergereiht die wichtigsten Angaben über Palästina. Trietsch ist ein Vertreter der sogenannten maximalistischen Auffassung, die damit rechnet, mehrere hunderttausend Juden jährlich nach Palästina bringen zu können. Von ihm stammt auch das sehr instruktive „Palästina-Handbuch" (Jüdischer Verlag, Berlin W 15). Seine Ideen vertritt er in der Wochenschrift „Volk und Land" (Welt-Verlag, Berlin NW 7).

Die im Zionismus offiziell herrschende Anschauung rechnet nur mit der Möglichkeit, jährlich etwa dreißig- bis fünfzigtausend Juden in Palästina anzusiedeln. Der Hauptvertreter dieser Anschauung, Dr. Arthur Ruppin, hat ein grundlegendes, alle in Betracht kommenden Fragen erschöpfendes Buch unter dem Titel „Der Aufbau des Landes Israel, Ziele und Wege jüdischer Siedelungsarbeit in Palästina" (Jüdischer Verlag, Berlin W 15, 1919) erscheinen lassen. Dieses Werk fußt auf den langjährigen Erfahrungen, die sein Verfasser als Leiter des zionistischen Palästinaamtes in Jaffa gesammelt hat. Auch das lesenswerte Buch „Jüdische Kolonisationsmethoden in Palästina" des palästinensischen Agromen Oettinger ist das Ergebnis unermüdlicher praktischer Pionierarbeit. In dieselbe Kategorie gehört endlich das jüngst erschienene vortreffliche Werk „Das neue jüdische Palästina" von Dr. Kurt Nawratzki (Jüdischer Verlag, Berlin W 15, 1919), dessen frühere Arbeiten bereits die Aufmerksamkeit der an diesen Fragen interessierten wissenschaftlichen Kreise erregt haben.

Innerhalb der zionistischen Organisation schlossen sich die auf sozialistischem Boden stehenden Anhänger zu der Föderation „Poale Zion" (Zionsarbeiter) zusammen, die als Mitglied der sozialdemokratischen Internationale auf deren Tagungen in neuerer Zeit die nationaljüdischen Ideen mit Erfolg vertraten. Die streng religiös gesinnten Elemente wiederum vereinigten sich in der Föderation Misrachi, die während des Krieges besonders in Amerika und Polen gewaltig angewachsen ist. In

England steht an deren Spitze der Oberrabbiner von Großbritannien, Dr. Hertz; in Amerika und in den Ländern des Ostens gehören ihr zahlreiche angesehene Rabbiner an. Über ihre Ziele unterrichtet die Broschüre „Orthodoxie und Zionismus" (Welt-Verlag, Berlin NW 7, 1919) von Rechtsanwalt Dr. Aron Barth.

Eine solche Bewegung hat, indem sie die moderne Judenheit in ihren Tiefen aufwühlte und besonders die Jugend unwiderstehlich mit sich riß, begreiflicherweise die verschiedensten geistigen Strömungen erzeugt. Martin Bubers Buch „Die jüdische Bewegung" (Jüdischer Verlag, Berlin W 15, 1916) gibt von dem drängenden Wunsche Kunde, eine Renaissance des Judentums herbeizuführen. In Bubers Monatsschrift „Der Jude" (Verlag R. Löwit, Berlin-Wien) vereinigt sich der Kreis seiner Anhänger. Einer der bekanntesten von diesen ist Hugo Bergmann, der in seinen gesammelten Aufsätzen „Jawne und Jerusalem" (Jüdischer Verlag, Berlin W 15, 1919) zu den verschiedensten Fragen der jüdischen Wiedergeburt Stellung nimmt.

Das interessanteste theoretische Werk ist Jakob Klatzkins Schrift „Probleme des Judentums" (Jüdischer Verlag, Berlin W 15, 1919). Der Verfasser, ein aus Rußland stammender Schriftsteller, der ein erstaunlich gutes Deutsch schreibt, vertritt hier mit einer grausam zu nennenden Folgerichtigkeit, aber mit geistvoller Logik den Standpunkt des reinen Nationaljudentums.

Die entgegengesetzte Anschauung spricht aus dem neu erschienenen Buche „Zur Revision des Nationalismus" von Ignatz Zollschan, Verlag R. Löwit, Berlin-Wien 1919), dessen umfangreiches Werk „Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage "(Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, 3. Auflage, 1912) vor einer Reihe von Jahren die Basis für die Erörterung der jüdischen Rassenfrage geschaffen hat.

Die Schrift, die den Anstoß zur zionistischen Bewegung gegeben hat, „Der Judenstaat", von Theodor Herzl, ist im Jüdischen Verlag in neuer Auflage erschienen, und es gewährt einen eigenen Reiz, diese vor fast fünfundzwanzig Jahren geschriebene „Utopie" jetzt zu studieren, wo vieles, was ihr Verfasser damals prophetisch ahnte, teils Wirklichkeit geworden ist, teils vor der Verwirklichung steht.

Auf ein einziges Buch sei noch hingewiesen, das man nicht ohne tiefste Rührung lesen kann. Sein Name ist „Jiskor", ein Buch des Gedenkens an gefallene Wächter und Arbeiter im Lande Israel (Jüdischer Verlag, Berlin W 15, 1918). Martin Buber leitet es mit den Worten ein:

„Dieses Buch ist ein Gedenkbuch. Der Spruch, mit dem wir in heiliger Stunde die Namen unserer Toten heraufrufen, ‚Jiskor', ‚Er gedenke', steht über ihm. Deren hier gedacht wird, das sind die gefallenen Schomrim, die Wächter und Arbeiter, die in der Verteidigung unserer Siedelung in Palästina gegen räuberische Überfälle starben.

Siedlung — Arbeit — Wacht. In diesen drei Worten ist die äußere und innere Geschichte der im Lande Israel werdenden neuen Menschengemeinschaft beschlossen.

Man vergegenwärtige sich, daß es eine neue Menschengemeinschaft ist, die im Lande Israel, mitten unter den dorthin verschlagenen trümmerhaften Resten des alten Judenvolkes, aus dessen Blute werden will.

Ein Häuflein Juden hat vor fünfunddreißig Jahren Palästina zu kolonisieren begonnen: um ihr Heimweh nach der Erde, nach der Erde dieses Landes zu stillen; um ihre Gläubigkeit, den Glauben an die Zukunft zu retten und zu bewahren, und um ihr tödliches Grauen vor der Gegenwart, vor dem Elend ihres steuerlosen Lebens zu überwinden. Im Grauen waren sie den russischen Sektierern nahe, die nach Palästina gingen, um sich von dem Reich des Übels abzulösen; in der Gläubigkeit so ihnen wie den deutschen Templern, die hingingen, um das Reich Gottes zu bereiten; im Heimweh waren sie allein, verwandt nur jenen alten Juden, die hingegangen waren, um zu beten und zu sterben — und doch wie un-

verwandt! Denn nicht nach einem, das vorgefunden werden könnte, sondern nach einem Heim, das sie sich neu erschaffen wollten, ging ihr Weh und ihr Verlangen."

Das Buch ist eine erschütternde Märtyrergeschichte stiller Idealisten der Tat, die schon vor dem Weltkriege einen Heldentod starben.

Schon vor dem ersten Zionistenkongresse ließ Herzl die dichterisch erfaßte Idee eines jüdischen Staates fallen und formulierte den Begriff der öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte.

Trotzdem seien an den Schluß dieser kurzen und in keiner Weise erschöpfenden Abhandlung die schönen und klaren Worte gestellt, mit denen er die Vorrede zum „Judenstaat" schließt:

„Ist das, was ich sage, heute noch nicht richtig? Bin ich meiner Zeit voraus? Sind die Leiden der Juden noch nicht groß genug? Wir werden sehen.

Es hängt also von den Juden selbst ab, ob diese Staatsschrift vorläufig nur ein Staatsroman ist. Wenn die jetzige Generation noch zu dumpf ist, wird eine andere, höhere, bessere kommen. Die Juden, die wollen, werden ihren Staat haben, und sie werden ihn verdienen."

Hermann Struck.

Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild von Ludwig Schemann. Mit drei Bildnissen und einem Faksimile. Leipzig und Hartenstein 1919, Erich Matthes.

In seiner Einleitung setzt sich Ludwig Schemann zunächst mit der Tatsache auseinander, daß nach Lagardes letztwilliger Verfügung die versiegelten Briefkonvolute seines Nachlasses erst im Jahre 1925 der Bearbeitung von der Göttinger Bibliothek freigegeben werden sollen, daß Lagarde also offenbar erst zu seinem hundertsten Geburtstage 1927 eine Darstellung seines Lebens von fremder Hand gewünscht hat. Hierbei kann ihn augenscheinlich nur der Wunsch geleitet haben, sein Leben und sein Werk, abgelöst aus allen menschlichen Peinlichkeiten, objektiviert durch die Distanz der Jahre, der Nachwelt überliefert zu wissen. Schemann hat mit dem Gedanken gerungen, durch seine Biographie vielleicht die Pietät gegen den Freund und Meister zu verletzen. Das Echo, das sein Buch erfahren wird, muß ihm zeigen, mit welcher Dankbarkeit allseitig sein Entschluß begrüßt wird, schon jetzt — wir sagen: jetzt endlich — Lagardes Leben und Werk zusammenfassend gewürdigt zu haben. Und sicherlich war niemand berufener als der Verfasser, die große und ernste Arbeit zu leisten. Denn ihm war das Glück nächster Nähe beschieden, und Lagardes Geist hat ihm lebendig das Herz gerührt. In sechs Bücher gliedert Schemann seine Arbeit. Sie behandeln Paul Boettichers — de Lagardes — Leben, Lagarde als Gelehrten, als religiösen Denker und Neuerer, als Politiker, als Pädagogen, als Gesamtgestalt und als deutschen Mann. Schemanns Biographie hat hohen Rang. Tiefe Liebe zu dem großen Gegenstand, innere Ergriffenheit gegenüber dem echten Menschentum, ein sicheres Streben nach Unparteilichkeit, die Schwächen und Flecken aufzuzeigen sich keineswegs scheut, haben hier zusammengewirkt, Lagardes Bild so klar, so sicher und so warm zu gestalten, daß es in dieser klassischen Prägung unverlierbar weiterleben wird. Schemanns Blick ist unter Benutzung aller charakteristischen Einzelheiten immer auf das Gesamtbild gerichtet, und ein feines psychologisches Verständnis leitet ihn, die menschlichen Züge bis zum letzten Verständnis zu vertiefen, ohne je die großen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Nicht ohne tiefe Depression und schmerzliche Scham, die man immer empfindet, wenn menschliche Unzulänglichkeit und subalterne Gemeinheit sich einem großen und einsamen Menschen gegenüber austoben, vermag man auch heute noch seine Lebensgeschichte zu lesen. Über Schemanns Würdigung von Lagardes wissenschaftlichen Leistungen vermag ich aus mangelnder Fachkenntnis nicht zu urteilen. Mir ist Lagarde der Verfasser der „Deutschen Schriften". Als solchen sieht Schemann seine gewaltige Bedeutung sicherlich richtig. Nur will es scheinen, als ob er Lagarde denn doch als einseitig „Alldeutschen" zu eng definiert. Lagarde war doch freier, als es je ein Fanatiker, der stets bedingt ist, sein kann. – Es ist kein Ruhmestitel für den Verleger der „Deutschen Schriften", daß sie seit Jahren nicht im Buchhandel zu haben sind. Das ist bare Versäumnis nationaler Pflicht. Denn nach Karl Hillebrands Wort sind sie „apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in deutschen Landen". Denn „wenige haben klarer gesehen, was Deutschland fehlt, keiner hat es rücksichtsloser und beredter ausgesprochen". Und Schemann hat tausendmal recht, wenn er sagt: „Je mehr Menschen in Deutschland recht ernstlich um Lagarde wissen, desto besser wird es auch um jenes unselig-selige deutsche Vaterland, das nur allzu viele sich heute verloren glauben, bestellt sein." R. P.

Selbstbestimmung. Wirtschaft. Völkerbund. Gedanken über den wirtschaftlichen und politischen Neuaufbau Europas. Von Géza Lukacs. Berlin, Theodor Liszners Verlag (Bruno Hagenau).

Entsetzliches Blutvergießen, wütender Haß, nationale und soziale Todfeindschaft haben in den letzten fünf Jahren unseren Kontinent zerfleischt. Und namentlich in Osteuropa gleichen große und kleine Völker auch heute noch den Zornigen in Dantes Inferno. Da muß jedes Anzeichen einer gesunden Reaktion, einer Rückkehr zur Selbstbesinnung und gesunden Vernunft, uns heute besonders wohltuend berühren. Aber vor allem dem Rufe nach mehr Liebe, der heute immer vernehmlicher unseren zerquälten Erdteil durchhallt, der von den edleren Geistern in allen am Weltkriege beteiligten Ländern immer lebhafter empfunden wird, folgt auch das wertvolle kleine Buch des bekannten ungarischen Nationalökonomen Géza Lukacs, das die internationalen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsmöglichkeiten der nächsten Zukunft in großen Zügen behandelt. Diese, keine nationale Begrenzung kennende Liebe zur törichten, leidenden Menschheit kennzeichnet durchweg die von hohem Idealismus und sittlichem Ernst getragene Schrift des ungarischen Menschenfreundes und verleiht ihr überall eine besonders sympathische Klangfarbe. — Der erste Abschnitt über die Selbstbestimmung enthält den sehr beachtenswerten Vorschlag, sich bei der Abstimmung in gemischtsprachigen Bezirken nicht nur von der Stimmenzahl leiten zu lassen, sondern auch die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der nationalen Minderheiten zu berücksichtigen, und bietet zugleich eine positive Handhabe, nach welcher sich eine solche qualitative Einschätzung praktisch durchführen ließe. Im übrigen behandelt der Verfasser, von allen niederdrückenden Erfahrungen der letzten Zeit absehend, das Problem hier ganz nach seiner idealen Seite; so hofft er zum Schlusse, daß in Zukunft Selbstbescheidung, Vertrauen und Hilfsbereitschaft die Grundpfeiler der europäischen Politik sein werden, um das Recht der freien Völker auf Leben, Freiheit und Glück zu gewährleisten. Der zweite Abschnitt über Wirtschaftspolitik ist in praktischer Beziehung wohl der wichtigste und für uns Deutsche besonders beachtenswert, weil unsere Regierung vom 9. November 1918 bis heute wirtschaftspolitisch so total versagt hat. Im Gegensatz zu vielen mehr demokratisch und sozialistisch orientierten Fachgenossen stellt sich der Verfasser hier auf den wohl unanfechtbaren Standpunkt, daß das Geld die logische Grundlage jeder Verkehrswirtschaft ist, und daß die wirtschaftliche Entwicklung eines jeden Landes von dem Niveau des Kapitalismus abhängt. Als erstrebenswertes Ideal erscheint ihm die Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die bei Verhinderung eines absurden Mammonismus und der nötigen Einsicht auf beiden Seiten sehr wohl erreicht werden kann. Denn im Interesse der Kapitalismus liegt es, die Schaffens- und Arbeitskraft des Volkes zu entwickeln und zu steigern, im Interesse des Volkes aber, die Kapitalien nicht zu zerstören. Der Autor nimmt dann weiter auch zur Kriegsentschädigungsfrage Stellung, indem er an der Hand des statistischen Materials auf die Reziprozität der schädigenden Einwirkungen bei einer Überspannung der Forderungen hinweist. Am Schlusse dieses Kapitels wendet er sich gegen die Sozialisierung, indem er die große Gefährlichkeit dieses Schlagwortes stark betont. Denn Sozialisierung und Verstaatlichung haben in volkswirtschaftlicher Hinsicht bisher wohl überall mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Gleich manchen anderen Volkswirten rät Lukacz deshalb zu einem Kompromiß, bei welchem der Staat eine Gewinnbeteiligung an privaten Wirtschaftsunternehmungen erhalten würde. — Der letzte Abschnitt behandelt die Idee des Völkerbundes als Weltproblem und Menschheitsideal, als des Weltkrieges Gegenpol, der den großen Massen heute in einem verführerischen Lichte erstrahlt, das jeden nüchtern und skeptisch urteilenden Kritiker fast in den Verdacht eines „Menschenfressers" geraten läßt. Ein geschichtlicher Rückblick gibt ein gedrängtes, aber doch recht vollständiges Bild von der Entwicklung des Problems. Der Verfasser übergeht, von der Tagespolitik absehend, die Einzelheiten des Wilsonschen, sowie des deutschen Entwurfes, der ein völkerrechtliches Einigungsamt vorsieht und juristisch und ethisch wohl allein wirklich ernst zu nehmen ist. Seinem ethischen Gehalt nach erscheint das Problem als solches dem Autor als ein hohes schönes Ideal, dessen Verwirklichung das größte Menschheitswerk bedeuten würde. Tatsächlich hat dieser ideale Völkerbund nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem angelsächsisch-galizischen Wechselbalg, der in Paris das Licht der Welt erblickte. Der Verfasser sieht auch sehr wohl die großen, der Verwirklichung des Völkerbundsideals im Wege stehenden Hindernisse, die nur nach großen Fortschritten der ethischen Kultur beseitigt werden können. Von diesen Fortschritten ist jedoch bis heute nichts zu bemerken . . . Aber gerade aus diesem Grunde wünschen wir, daß diese objektiven, hoch über allem Tagesstreit stehenden Betrachtungen über die Probleme der Selbstbestimmung und des Völkerbundes möglichst weit verbreitet und auch in andere europäische Sprachen übersetzt werden mögen.

Hermann von Rosen.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Musarion Almanach 1920. — 130 Seiten. München, Musarion-Verlag.

Mutius. — Der Schwerpunkt der Kultur. Von Gerhard v. Mutius. 41 Seiten. Darmstadt, Otto Reichl, 1919.

Nabl. — Der Tag der Erkenntnis. Zwei niederösterreichische Erzählungen von Franz Nabl. 197 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1919.

Nathusius. — Eros. Roman von Annemarie von Nathusius. 324 Seiten. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong und Co.

Neumann. — Die Heiligen. Legendäre Geschichten von Alfred Neumann (Georg Müller-Bücher.) 82 Seiten. München, Georg Müller Verlag. 1919.

Nietzsches Werke. — Klassiker-Ausgabe. 8 Bände und Ergänzungsband. Leipzig, Alfred Kröner.

Nötzel. — Das Verbrechen als soziale Erscheinung. Von Karl Nötzel. 89 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Nötzel. — Einführung in den Sozialismus ohne Dogma. Von Karl Nötzel. 149 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Opitz. — Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Von Prof. Dr. Walter Opitz Mit 18 Kartenskizzen. 232 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1919.

Oettli. — Das Forscherbuch. Anregungen zu Beobachtungen und Versuchen. Von Dr. Max Oettli. 171 Seiten. (Raschers Jugendbücher, Bd 4.) Zürich, Rascher und Co. 1919.

Oettli. — Versuche mit lebenden Bakterien. Von Dr. Max Oettli. 128 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. 1919.

Ovid. — Der Götter Verwandlungen. 97 Seiten. (Bilderschatz zur Weltliteratur I. Sonderreihe der Kunstbreviere I.) München, Hugo Schmidt Verlag.

Pagès. — Großmutters Jugendland. 141 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Piderit. — Mimik und Physiognomik. Von Dr. Theodor Piderit. 247 Seiten. Detmold, Meyersche Hofbuchh. 1919.

Pohlmann-Hohenaspe. — Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft Von A. Pohlmann-Hohenaspe. 209 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Pollak. — Volksvertretung. Von Prof. Dr. Rudolf Pollak. 27 Seiten. Wien, Verlag der Exportakademie. 1919.

Ponten. — Der Meister. Novelle. Von Josef Ponten. 125 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Poppenberg. — Menschlichkeiten. Von Felix Poppenberg. 280 Seiten. Berlin, Fritz Gurlitt. 1919.

von Raesfeld. — Der Wiescherhof. Roman von Ferdinand von Raesfeld. 290 Seiten. Neudamm, J. Neumann 1919.

von Raesfeld. — Im Wasgenwald. Ein Jäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland. Von Ferdinand von Raesfeld. 325 Seiten. Neudamm, Verlag von J. Neumann. 1919.

Raithel. — Der Weg zum Himmelreich. Der Tellertag. Von Hans Raithel. 314 Seiten. Leipzig, Verlag von Paul List.

Ratzka. — Familie Brake Roman von Clara Ratzka. 400 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1919.

Rehm. — Der Humor Von Heim. Siegfr. Rehm. 208 Seiten. Halle, Heinrich Dietmann, Verlagsbuchhandlung. 1919.

Reichenwallner. — Ein Experiment des Doktors Gargillac. Roman in 2 Teilen. Von Balduin Reichenwallner. 382 Seiten. Wiesbaden, Ed. Voigt's Nachf. Prüß & Werner. 1919.

Reinhardt. — Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens Von Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Karl Reinhardt. 85 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Reismann-Grone. — Der Erdenkrieg und die Alldeutschen Von Dr. Reismann-Grone. 135 Seiten. Mülheim-Ruhr, Jul. Vagel.

Ressel. — Aus unsern alt'n Wien. G'schicht'n in der Wiener Mundart von Gust Andr. Ressel. Mit 12 Vollbildern und Kopfleisten von F. Gareis. 177 Seiten. Wien, Waldheim-Eberle A. G. 1920.

Rhyn. — Balladen und Lieder. Von Hans Rhyn. 80 Seiten. Aarau, Verlag H. R. Sauerländer & Cie. 1919.

Riedler. — Wirklichkeitsblinde in Wissenschaft und Technik. Von A. Riedler. 198 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1919.

Rohden. — Grundlagen der christlichen Sittlichkeit. Von Konsistorialrat D. Dr. G. v. Rohden. 152 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Rosner. — Die Beichte des Herrn Moritz von Cleven. Roman von Karl Rosner 439 Seiten Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Ruttmann. — Auslese und Verwahrlosung. Fortschritte wissenschaftlich-praktischer Vorsorge und Fürsorge. Von W. J. Ruttmann. 1. Teil: Programme und Versuche zur Auslese. 132 Seiten. Langensalza, Wendt und Klauwell. 1919.

Saekel. — Bekenntnis zur Erde. 48 Seiten. München-Gladbach, Zeitwartverlag. 1919.

Sagehomme. — Der Roman eines Missionars. Von Georg Sagehomme, S. J. Deutsch bearbeitet von Rudolf Schüs S. J. 231 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919.

Salten. — Die Dame im Spiegel. Von Felix Salten. 150 Seiten. Berlin, Ullstein und Co. 1920.

Sandmeier. — Das Gebirge. 3 Novellen. Von J. Sandmeier. 60 Seiten (Georg Müller-Bücher.) München, Georg Müller. 1919.

Schäfer. — Lebensabriß. 65 Seiten. München, Georg Müller. 1918.

Schäffer. — Dreißig Jahre Afrika. Livingstones Missions- und Forschungsreisen in Afrika. Berichte aus seinen Reisewerken. Ausgewählt und zusammengefaßt von Julius Schäffer. (Voigtländers Quellenbücher Bd. 95.) 155 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Schaffner. — Die Weisheit der Liebe. Roman von Jakob Schaffner. 478 Seiten. Leipzig, Grethlein und Co., G. m. b. H. 1919.

Schaffner. — Der „Grüne Heinrich" als Künstlerroman. Von Paul Schaffner 104 Seiten. Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1919.

Scharrelmann. — Täler der Jugend. Von Wilhelm Scharrelmann. 220 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Schauwecker. — Der Dolch des Condottiere. Sechs Novellen von Franz Schauwecker. 188 Seiten. Halle (Saale), Heinrich Dietmann, Verlagsbuchhandlung. 1919.

Scheidemann. — Der Feind steht rechts! Arbeiter, seid einig! Zwei Reden von Philipp Scheidemann. 29 Seiten. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 1919.

Scherer. — Geschichte der deutschen Literatur. Von Wilhelm Scherer. 834 S. Berlin, Weidemannsche Buchhandlung. 1920.

Schmid. — Brüder. Eine Dichtung wider den Tod. Von Paul Schmid. 133 Seiten. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1919.

Schmidt. — Die Tänzerin. Roman von Erich K. Schmidt. 211 Seiten. Berlin, Oesterheld und Co. 1919

Schmidt-Hoffmann. — Mein Lebensbuch. Gesammelte Dichtungen von Heinrich Schmidt-Hoffmann. 297 Seiten. Berlin, Oldenburg und Co.

Schnee. — Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee. 451 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Schulze-Gaevenitz. — Der Frieden und die Zukunft der Weltwirtschaft. Offener Brief an die gerechtdenkenden Minderheiten in den alliierten und neutralen Ländern. Von Prof. v. Schulze-Gaevenitz 32 Seiten. Zürich, Orell-Füssli 1919.

Schumacher. — Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage. Von Prof. Dr. Fritz Schumacher. 165 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Schumacher. — Hamburgs Wohnungspolitik von 1818—1919. Ein Beitrag zur Psychologie der Großstadt. Von Fritz Schumacher. 74 Seiten. Hamburg, L. Friedrichsen und Co. 1919.

Schütz. — Die Kreise vom ewigen Leben. Von Julius Franz Schütz. 91 Seiten. Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1919.

Semeran. — Die Männer der Freiheit. Von Alfred Semeran. 215 Seiten. (Bongs Schönbücherei.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co.

Shakespeare. — Wie es Euch gefällt. Lustspiel in 5 Akten. Für die deutsche Bühne eingerichtet von Otto Falckenberg. 136 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Shaw. — Dramatische Werke von Bernhard Shaw. Übersetzung in fünf Bänden. Berlin, S. Fischer. 1919.

Shaw. — Three Plays by Bernard Shaw. (Tauchnitz-Edition.) 351 Seiten. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1919.

Siebe. — Die Helden von Spatenbühl. Roman von Josephine Siebe. 247 Seiten. Berlin, Carl Flemming und Co., E. Waskott A. G.

Spahn. — Die päpstliche Friedensvermittlung. Von Martin Spahn. 135 Seiten. (Flugschriften des Tag.) Berlin, August Scherl G. m. b. H.

Spahn. — Glanz Lothringen. Von Martin Spahn. 200 Seiten. Berlin, Ullstein & Co. 1919.

Spunda. — Hymnen. Von Franz Spunda. 42 Seiten. (Georg Müller-Bücher.) München, Georg Müller. 1919.

Spengler. — Preußentum und Sozialismus. Von Oswald Spengler. 99 Seiten. München, C. H. Beck. 1920.

Steinberg. — Die Praxis des Bank- und Börsenwesens. Von Bankdirektor a. D. Julius Steinberg. (Wissenschaft und Bildung. Band 139.) 152 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Steinberg. — So war der Krieg! Ein pazifistisches Lesebuch. Von Dr. S. D. Steinberg. 137 Seiten. (Raschers Jugendbücher, Bd. 5.) Zürich, Rascher und Co. 1919.

Stichel. — Auslandswegweiser. Herausgegeben von der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts (Weltwirtschaftsarchiv) und dem Ibero-amerikanischen Institut. 1. Band: Argentinien von Dr. B. Schmidt. 371 Seiten. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1919.

Stier-Somlo. — Reichsverfassung vom 11. August 1919. Ein systematischer Überblick von Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo. 160 Seiten. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 1919.

Studer. — Der gläserne Garten. Zwei Novellen von Claire Studer. 44 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag. 1919.

Sudermann. — Romane und Novellen. Von Hermann Sudermann. Gesamt-Ausgabe in 6 Bänden. Stuttgart und Berlin J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1919.

Tolstoi. — Und das Licht leuchtet in der Finsternis. Dramen in vier Aufzügen von Leo Tolstoi. 135 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Trautwein. — Gesellschaft und Geselligkeit in Vergangenheit und Gegenwart. Von E. Trautwein. (Aus Natur und Geisteswelt.) 123 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1919.

Trebitsch. — Geist und Judentum von Arthur Trebitsch. 351 Seiten. Wien, Leipzig, Verlag Ed. Strache. 1919.

Tschudi. — Biographien und Tierzeichnungen aus dem Tierleben der Alpenwelt. Von Friedrich von Tschudi. 219 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1919.

Unsere Heimat 1920. — Kalender. Herausgeber: Schlesischer Provinzial-Verein. Dritter Jahrgang. Breslau, E. S. Mittler und Sohn.

Weiser. — Traumgewalten. Novellen von Will Weiser. 208 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1920.

Weise. — Friedrich Nietzsche und seine Frauen. Von O. Weise. 131 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner. 1919.

Wasmann S. J. — Darwinismus eine Kulturgefahr. Von Erich Wasmann S. J. 111 Seiten. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1919.

Wasserzieher. — Leben und Weben der Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher. 280 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1920.

Watson. — The Excelsior. By H. B. Marriott Watson. 237 Seiten. (Tauchnitz-Edition.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1919.

Waetzoldt. — Deutsche Malerei seit 1870. Von Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt. 150 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Bd. 144.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Wegwart. — Jugendkalender des Sächsischen Pestalozzi-Vereins. Erster Jahrgang. 96 Seiten. Dresden-A. 1, Beauftragter Verlag C. C. Meinhold und Söhne, Buch- und Steindruckerei. 1920.

Weiß. — Franziska. Roman von Ernst Weiß. 182 Seiten. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Wibel. — Hauptmann Brenken. Von Else Wibel (Else Welis). (Engelhorns Roman-Bibliothek.) 31. Jahrgang, Bd. 21/22. 287 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nchf. 1919.

Wieprecht. — Burschen in Not! Roman von Dr. Erich Wieprecht. 384 Seiten. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H.

Wieser. — Österreichs Ende. Von Friedrich Freiherrn von Wieser. (Männer und Völker.) 318 Seiten. Berlin, Ullstein & Co. 1919.

Wildenbruch. — Ernst von Wildenbruch. Ausgewählte Werke. 4 Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1919.

Winkler. — Die Tschechen in Wien. Von Dr. Wilhelm Winkler. Flugblätter für Deutsch-Österreichs Recht. Herausgeg. von Dr. A. Wotava. 30 Seiten. Wien, Alfred Hölder. 1919.

Witte. — Der neue deutsche Glaube. Einführungsheft. 99 Sätze im Namen der Wissenschaft wider falschen Kirchenglauben. Von Hans Witte. Wolfenbüttel, Heckners Verlag.

Wolzendorff. — Deutsches Völkerrechtsdenken. Von Prof. Dr. Kurt Wolzendorff. 71 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Wrede. — Rheinische Volkskunde. Von Prof. Dr. A. Wrede. 207 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Wundt. — Die Zukunft der Kultur. Schlußkapitel aus Band 10 (Schluß) der Völkerpsychologie. Von Wilhelm Wundt. 54 S. Leipzig, Alfred Kröner. 1920.

Wundt. — Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Von Wilhelm Wundt. 478 Seiten. (Kultur und Geschichte. 10. Bd.) Leipzig, Alfred Kröner. 1920.

Wyspiański. — Dramatische Werke. Erster Band: Die Warschauerin. Novembernacht. Von Stanislaw Wyspiański. (Polnische Bibliothek.) 303 Seiten. München, Georg Müller. 1918.

Zahn. — Lotte Eßlingers Wille und Weg. Eine Erzählung von Ernst Zahn. 290 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Zech. — Gelandet. Ein dramatisches Gedicht von Paul Zech. 45 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag. 1919.

Zell. — Das Pferd als Steppentier. Von Dr. Th. Zell. 116 Seiten. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1919.

Zell. — Das Tier. Von Dr. Th. Zell. 376 Seiten. Halle, Heinrich Diekmann. Verlagshandlung. 1919.

Zepler. — Sozialismus und Frauenfrage. Herausgegeben von Wally Zepler. 106 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1919.

Ziegeler. — Kants Sittenlehre in gemeinverständlicher Darstellung. Von Dr. Ernst Ziegeler. (Nr. 6050. Reclams Universalbibliothek.) 61 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Ziegler. — Gedanken über Faust II. Von Konrad Ziegler. 75 Seiten. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 1919.

Zitelmann. — Die schwedische Gräfin und andere Novellen. Von Katharina Zitelmann. 84 Seiten. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6049. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
Für Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.
Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unbefugter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zwei Vorkämpfer für den Staatsbahngedanken

Adolf Wagner und Gustav Cohn

Von

Alfred v. der Leyen

I

Der Staatsbahngedanke, das heißt der volkswirtschaftliche Lehrsatz, daß der Bau und der Betrieb der Eisenbahnen zu den Aufgaben des Staates gehört, ist fast ebenso alt wie die Eisenbahnen selbst. Die erste dem öffentlichen und allgemeinen Verkehr dienende ist die im Jahre 1830 in Betrieb gesetzte Eisenbahn von Liverpool nach Manchester. Die technische Frage der Benutzung der Dampfkraft zur Beförderung von Lasten auf Schienen war schon fünf Jahre früher durch George Stephenson gelöst worden. Die erste Staatsbahn ist die von Brüssel nach Mecheln, die auf Grund eines Gesetzes von 1833 von der belgischen Regierung gebaut worden ist. Um diese Zeit, das heißt zwischen 1829 und 1835, sollen auch kleine Staatsbahnstrecken in den Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar in den Staaten Massachusetts, Pennsylvanien, Illinois, Indiana und Georgia angelegt sein; es wird sogar in einer amerikanischen Fachschrift behauptet, am 24. März 1829 sei die erste Staatsbahn der Welt zwischen Philadelphia und Lancashire in Betrieb genommen worden. Aber diese Nachrichten sind nicht zuverlässig; jedenfalls sind die kleinen Staatsbahnstrecken sehr bald in die Hände von Privatgesellschaften übergegangen und ohne Einfluß auf die Entwicklung der Staatsbahnpolitik geblieben. Dagegen hat das Vorgehen Belgiens Schule gemacht und war vorbildlich für die Eisenbahnpolitik der deutschen Mittelstaaten. Die erste deutsche Staatsbahn ist die am 1. Dezember 1838 eröffnete Eisenbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel, im Jahre 1840 wurden in Baden (Mannheim—Heidelberg) und in Nassau, 1843 in Hannover und 1845 in Württemberg die ersten Eisenbahnen als Staatsbahnen gebaut und betrieben.

Auch in Preußen wurde der Gedanke, den Staat zum Träger der Eisenbahnpolitik zu machen, schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ernstlich erwogen. Männer wie die hervorragenden Kaufleute Camphausen, Hansemann, von der Heydt, einzelne Staatsbeamte traten in Wort und Schrift

für den Bau von Staatsbahnen ein. Dem stand aber ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Nach § II der königlichen Verordnung vom 17. Januar 1820, in der das Schuldenwesen Preußens nach Beendigung der Kriegszeit geregelt wird, konnten fürderhin „Staatsanleihen nur mit Zustimmung und unter Mitgarantie der künftigen reichsländischen Versammlung" aufgenommen werden. Eine reichsländische Versammlung, das heißt eine Volksvertretung, gab es aber in Preußen nicht, und es war ausgeschlossen, daß Friedrich Wilhelm der Dritte eine solche in seinen letzten Lebensjahren einführte. Andererseits konnten Eisenbahnen nur mit Hilfe von Staatsanleihen angelegt werden. Dieses Hindernis war noch vorhanden, als im Jahre 1842 der Bau der Privatbahnen stockte und in den Vereinigten ständischen Ausschüssen eine starke Strömung für den Bau von Staatsbahnen sich zeigte. Man half sich damals mit Unterstützung der Privatbahnen durch Gewährung von Zinsbürgschaften. Und im Jahre 1847 scheiterte die Vorlage der Regierung an den Vereinigten Landtag über den Bau einer Ostbahn (Berlin—Königsberg) an demselben Hindernis. Erst nach Einführung der Verfassung im Jahre 1850 war in Preußen der Weg frei für die Staatsbahnen, und unter dem Ministerium des Handelsministers von der Heydt, eines entschiedenen und überzeugten Anhängers des Staatsbahnsystems, wurden, neben den Privatbahnen, auch Staatsbahnen gebaut und Privatbahnen vom Staate erworben sowie in Betrieb übernommen.

In den nächsten Jahrzehnten finden wir in Preußen und in Deutschland ein Nebeneinander von Staatsbahnen und Privatbahnen unter Überwiegen der Privatbahnen. Dieselbe Erscheinung begegnet uns in den übrigen Staaten der Erde. Das Privatbahnsystem breitet sich fast überall weiter aus, Staatsbahnen bleiben nur vereinzelte Erscheinungen. In Großbritannien — abgesehen von seinen Kolonien — in Frankreich, Italien, Österreich, Ungarn, Rußland, der Schweiz, den nordischen Staaten, den Vereinigten Staaten von Amerika gab es fast nur Privatbahnen. In Preußen wurde die Staatsbahnpolitik des Ministers von der Heydt im Landtage von vielen Seiten lebhaft bekämpft und weitere Fortschritte in dieser Richtung verhindert. Mit unter dem Einfluß der damaligen wirtschaftlichen Anschauungen der Freihandelsschule wurde dem Privatbahnsystem im allgemeinen wieder der Vorzug gegeben. Vertreter dieser Schule, wie Michaelis, Faucher, Prince-Smith, veröffentlichten Aufsätze, in denen das Monopol der Eisenbahnen bekämpft, eine freie, vom Staate möglichst wenig beeinflußte Tarifpolitik befürwortet wurde. Die im Jahre 1853 erschienene ausgezeichnete Schrift des Heidelberger Professors Karl Knies, „Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen", in der dem Staatsbahnsystem der Vorzug vor dem Privatbahnsystem unter vortrefflicher Begründung gegeben wurde, machte keinen nachhaltigen Eindruck, wurde zur Zeit ihres Erscheinens wenig beachtet. Die Bevölkerung war im wesentlichen mit der Tätigkeit der Eisenbahnen zufrieden, der Verkehr entwickelte sich gleichartig, mochte er von Staatsbahnen oder Privatbahnen geleitet werden, auch die

Verfassung und die Verwaltung der Staatsbahnen unterschied sich wenig von der der Privatbahnen. Beschwerden über einzelne Vorgänge kamen bei beiden Arten von Bahnen vor; die öffentliche Meinung, das große Publikum hatten keinen rechten äußeren Anlaß, sich mit der Systemfrage eingehend zu beschäftigen.

Für Deutschland lenkte sich die öffentliche Aufmerksamkeit einer kritischen Betrachtung des Eisenbahnwesens lebhafter zu nach der Beendigung des deutsch-französischen Krieges. Es stellte sich mehr und mehr heraus, daß der Betrieb, die Tarife der Eisenbahnen mangelhaft waren, in dem Konzessionswesen zeigten sich bedauerliche Mißstände. Erörterungen in der Presse und in den Parlamenten, Verhandlungen vor eigenen Untersuchungskommissionen kamen zu dem Ergebnis[1], daß eine Heilung des Übels nur von einer anderen Organisation erhofft werden könne, und es mehrten sich die Vorschläge, die Privatbahnen ganz abzuschaffen, zum reinen Staatsbahnsystem überzugehen, ja das Deutsche Reich zum Träger der Eisenbahnhoheit zu machen. Dieser Plan scheiterte zwar, aber der Staatsbahngedanke blieb auf der Tagesordnung so lange, bis er nach lebhaften Kämpfen nicht nur in Preußen, sondern auch in vielen anderen Staaten verwirklicht war. Zum glücklichen Ausgang dieser Kämpfe hat die deutsche Wissenschaft durch zwei ihrer hervorragendsten Vertreter wesentlich mitgewirkt, Adolf Wagner in Berlin und Gustav Cohn in Göttingen. Beide sind hochbetagt, Wagner am 9. November 1917, Cohn am 17. Februar 1919 aus dem Leben geschieden. Ihre Verdienste gerade auf dem Gebiete der Verkehrswissenschaft sind außerhalb des engeren Kreises der Fachgenossen wenig bekannt. Sie verdienen eine besondere Würdigung gerade in der „Deutschen Rundschau", in der auch die Verkehrsfragen oft behandelt worden sind. Gustav Cohn hat auf diesem und vielen anderen Gebieten zu ihren besten und treuesten Mitarbeitern gehört.

II

Adolf Wagner ist am 25. März 1835 in Erlangen geboren, hat 1853 bis 1857 in Göttingen und Heidelberg studiert und ist 1857 in Göttingen promoviert. Im Jahre 1858 wurde er Lehrer der Nationalökonomie an der Handelsakademie zu Wien, bekleidete von 1863 bis 1865 eine Lehrstelle an der Kaufmännischen Fortbildungsschule in Hamburg, kam dann als Professor der Statistik an die Universität in Dorpat, wurde 1868 als Professor der Staatswissenschaften an die Universität Freiburg i. B. und 1870 nach Berlin berufen, wo er bis zu seinem Tode als einer der beliebtesten und erfolgreichsten Lehrer gewirkt hat. Seine großen Verdienste, vor allen Dingen auf den Gebieten der Sozialpolitik und der Finanzwissenschaft, sind durch wiederholte zahlreiche Ehrungen der Regierungen und der akademischen Körperschaften gewürdigt worden. Hier sollen seine Verdienste als eines der Vorkämpfer des Staatsbahngedankens herausgehoben werden.

Am 25. März 1915 fand in seinem schönen Heim in der Lessingstraße in Berlin im Kreise seiner Familie und unter Beteiligung zahlreicher Freunde und Fachgenossen die Feier seines achtzigsten Geburtstages statt. In den vielen Glückwunschreden wurde Wagner auch als wissenschaftlicher Vertreter und Förderer der Staatsbahnpolitik gerühmt. In seiner Antwort machte er das Geständnis, daß seine erste veröffentlichte wissenschaftliche Arbeit sich mit den Eisenbahnen beschäftigt, und daß er in dieser Zeit schon mancherlei Gedanken vorgetragen, unter anderem auch die Vorzüge des Staatsbahnsystems vor dem Privatbahnsystem erörtert habe, Gedanken, wie sie später immer wieder von ihm vertreten seien. Im Sommer 1855, als er im vierten Semester in Göttingen studierte, hatte ihm sein Lehrer Hanssen eine „Amtliche Nachweisung über den Bau und Betrieb der unter hannoverscher Verwaltung stehenden Eisenbahnen während des Rechnungsjahres vom 1. Juli 1853 bis dahin 1854" mit dem Bemerken übergeben, daß dieser Bericht sicherlich sein Interesse erregen werde. Dies traf in vollem Umfange zu, und der zwanzig Jahre alte Student verfaßte darüber eine gründliche Abhandlung, die er der „Hannoverschen Zeitung" zur Veröffentlichung übersandte. Wagner erzählte dann, er sei kurz darauf in die Ferien gereist und habe seinen Bruder gebeten, in der Zeitung gelegentlich nachzusehen, ob der Aufsatz erschienen sei. Nach seiner Rückkehr sei er höchst erstaunt gewesen, daß seine Arbeit in verschiedenen Nummern der „Hannoverschen Zeitung", vom 22. bis 30. März 1855, abgedruckt gewesen. Dieser Erfolg habe dazu beigetragen, daß sein Vater seinen lebhaften Wunsch erfüllt habe, in Heidelberg zu studieren, um dort bei Rau Nationalökonomie zu hören. Dies aber sei entscheidend gewesen für seinen ganzen Lebenslauf.

Diese Mitteilungen schienen mir so wichtig, daß ich Wagner bat, mir den Aufsatz zum Lesen zu geben. Das konnte er, wie er mir schrieb, nicht, er wisse nicht, ob er den Aufsatz noch besitze, jedenfalls könne er ihn nicht finden. Es gelang mir darauf, eine Abschrift zu beschaffen, und ich habe ihn, um ihn der Vergessenheit zu entreißen, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers in der Zeitschrift „Archiv für Eisenbahnwesen" [1]) wieder abgedruckt, wo er in den Kreisen vieler Fachgenossen berechtigtes Aufsehen erregt hat. Das gesunde Urteil und die klare, auf einem reichen Material von Tatsachen fußende Darstellung des jungen Studenten sind in der Tat erstaunlich. Nach einem Rückblick auf die Geschichte der hannoverschen Bahnen, die von Anfang an Staatsbahnen waren, und deren erste Strecke Hannover—Lehrte im Oktober 1843 eröffnet worden ist, folgt eine eingehende kritische Betrachtung der Betriebsergebnisse für eine Reihe von Jahren und unter Vergleichung der Betriebsergebnisse benachbarter Privatbahnen von ähnlicher Beschaffenheit. Sodann wird mit großer Sachkenntnis der Einfluß der Eisenbahnen, besonders der hannoverschen, auf die Industrie, hauptsächlich den Lokomotivbau, ge-

[1]) 1915. S. 1177 ff.

schildert. Dabei begegnen uns wertvolle Mitteilungen über die ersten deutschen, einschließlich der österreichischen, Lokomotivfabriken und ihre Leistungen. Die ältesten dieser Fabriken sind die von Borsig in Berlin und Keßler, früher in Karlsruhe, später in Eßlingen. Hierzu kamen die Maschinenfabriken von Hartmann in Chemnitz, von Egestorff in Hannover, von Massei in München und die der Wien-Gloggnitzer Eisenbahngesellschaft in Wien. Diese Fabriken hatten schon damals die deutschen Eisenbahnen vom Ausland (ihre ersten Lokomotiven mußten aus England bezogen werden) unabhängig gemacht, und deutsche Maschinen waren umgekehrt schon in das Ausland gegangen. Bei den dann folgenden Betrachtungen über den Güterverkehr und den Personenverkehr wird besonders die Wirkung der Herabsetzung der Tarife erörtert. Eine Ermäßigung der Tarife hat zwar in der Regel eine Hebung des Verkehrs zur Folge, aber die Einnahmen der Eisenbahnen können ungünstig dadurch beeinflußt werden. Im Falle nun auf keine Deckung der Mindereinnahmen durch vermehrte Frequenz zu rechnen ist, werden sich die Privatbahnen nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu einer Ermäßigung ihrer Tarife verstehen. Um dies gleichwohl zu erreichen und den Bedürfnissen des Verkehrs gerecht zu werden, sind die Anhänger des Privatbahnsystems für unbedingte Zulassung der Konkurrenz. Wagner weist darauf hin, daß dieses Mittel, wenn überhaupt, dann nur vorübergehend wirke, da die konkurrierenden Bahnen alsbald zu Verschmelzungen übergehen. Er kämpfte also schon damals für eine Lehrmeinung, die ein Widerspruch zu den Auffassungen jener Zeit war, deren Richtigkeit aber seitdem die Erfahrungen aller Länder bestätigt haben. Das Ergebnis seiner Betrachtungen ist, daß unter der Herrschaft des Privatbahnsystems die Volkswirtschaft aus den glänzenden Erfolgen der Eisenbahnen keinen Nutzen ziehe. „Bleibt", so schloß er, „wie bisher der wichtigste und beste Teil unserer deutschen Bahnen im Privateigentum von Gesellschaften, so werden am Ende alle inneren Verbesserungen nur gemeinsam mit den günstigen Folgen der natürlichen Verkehrssteigerung dem engherzigen Interesse der Aktionäre dienen müssen."

Daß derartige, in einem Provinzialblatt einem engeren Leserkreis vorgetragene Anschauungen einen tieferen, nachhaltigen Eindruck gemacht hätten, ist nicht bekannt, auch nicht wahrscheinlich. Von unmittelbar praktischer Bedeutung für Hannover brauchten sie nicht zu werden, da dort ja bereits ausschließlich Staatsbahnen waren. Wagners weitere wissenschaftliche Arbeiten haben sich andauernd auf dem Eisenbahngebiete bewegt. Nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch in der breiteren Öffentlichkeit hat er für das Verständnis und die Verbreitung des Staatsbahngedankens eifrig gewirkt. Auf dem Kongreß deutscher Volkswirte, der vom 25. bis 28. September 1876 in Bremen tagte, wurde über die damals brennende Reichseisenbahnfrage verhandelt. Wagner hatte anstelle des plötzlich verhinderten Alexander Meyer das Korreferat hierüber übernommen. In dem auf freihändlerischem Standpunkt stehenden Kongreß waren die Anhänger des Privatbahnsystems sehr

stark vertreten, und der Reichsbahnplan wurde auch aus dem Grunde bekämpft, weil damit der Übergang zum Staatsbahnsystem notwendig verbunden sein müßte. In einer glänzenden Rede bekämpfte Wagner diesen Standpunkt. Er ging davon aus, daß die Gegenüberstellung von Staatsbahn und Privatbahnen unrichtig sei; richtig sei es vielmehr, von Staatsbahnen im Gegensatz zu Aktiengesellschaftsbahnen zu sprechen. Denn die Privatbahnen seien keine freien Unternehmungen, bei deren Geschäftstätigkeit etwaige Schädigungen des Allgemeinwohls durch freien Wettbewerb ausgeglichen werden konnten. Die Eisenbahnen seien vielmehr Monopole, die das von ihnen durchzogene Wirtschaftsgebiet ausschließlich beherrschten und tatsächlich jeden erfolgreichen Wettbewerb ausschlössen. Deswegen und bei den zur Anlage von Eisenbahnen erforderlichen bedeutenden Geldmitteln seien sie auch fast alle im Besitz von Aktiengesellschaften, die ihre Bahnen nur erweiterten, wenn sie eine Vermehrung ihrer Einnahmen von den neuen Linien erwarteten. Der Staat könne auch unrentable Bahnen bauen, wenn durch sie das allgemeine Wohl gefördert würde. Wagner weist dann nach, wie unrichtig die Behauptung sei, daß der Staat teurer baue und teurer wirtschafte als Aktienbahnen, daß sein Betrieb mangelhafter sei, daß die Tarife der Privatbahnen den Vorzug vor denen der Staatsbahnen verdienen. Er meint im Gegenteil — und das hat sich später voll bestätigt —, daß der Staat allein in der Lage sei, Ordnung in dem damals sehr verworrenen Tarifwesen zu schaffen. Daß Wagner auch für die Übernahme wenigstens der Hauptlinien in das Eigentum und den Betrieb des Reiches war, verstand sich von selbst. Einer seiner Anträge, die er eingehend begründete, lautete: „Nach Lage der deutschen Verhältnisse liegen die Aufgaben des modernen Kulturstaates auf dem Gebiete des Verkehrswesen dem Deutschen Reiche ob." Die von den Gegnern geltend gemachten finanziellen Bedenken werden widerlegt, das Vorgehen Preußens in dem Gesetze vom 4. Juni 1876, in dem Preußen sich bereit erklärt, seinen Eisenbahnbesitz an das Reich abzutreten, wird gebilligt. Das entschiedene Eintreten Wagners für das Staatsbahnsystem hatte zur Folge, daß alle auf dem Privatbahnstandpunkt stehenden Anträge vom Kongreß abgelehnt und ein allerdings recht flauer Vermittlungsantrag angenommen wurde, in dem der Kongreß sich dahin aussprach, den Weg, durch ein Reichsgesetz die Mängel des deutschen Eisenbahnwesens zu beseitigen, nicht zu verlassen. „Die bisherigen Versuche, das Eisenbahnwesen gesetzlich zu regeln, halte der Kongreß nicht für derartig erschöpfend, daß eine gesetzliche Regelung nunmehr überhaupt als unmöglich zu erachten sei."

Es machte damals besonderes Aufsehen, daß gerade in dem volkswirtschaftlichen Kongreß mit seinen grundsätzlich freihändlerischen Anschauungen eine Mehrheit für das Privatbahnsystem sich nicht gefunden hatte. Die große Zahl der noch vorhandenen Gegner des Staatsbahnsystems hatte mit Sicherheit erwartet, daß ihre Anschauungen durch einen zustimmenden Beschluß des Kongresses bestätigt würden. Liest man heute die Verhandlungen vom

28. September 1876, in denen von namhaften Vertretern der Volkswirtschaft alle Gründe für das Privatbahnsystem ins Feld geführt wurden, so kann man nur annehmen, daß die nachhaltige und streng sachliche Bekämpfung dieser Anschauungen durch Adolf Wagner und einige wenige Gesinnungsgenossen es vereitelt hat, daß ein solcher zustimmender Beschluß gefaßt worden ist. Für die weitere Verbreitung des Staatsbahngedankens in der öffentlichen Meinung war hierdurch viel gewonnen.

Eine andere Gelegenheit, öffentlich für das Staatsbahnsystem einzutreten, ergriff Wagner als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und der konservativen Partei in der Sitzung dieses Hauses vom 19. Februar 1883. In Preußen war unter dem Minister Maybach im Jahre 1879 mit der Durchführung des Staatsbahnsystems durch Ankauf einer Reihe großer Privatbahnen begonnen worden. Über die Erfolge dieses Schrittes wurde in den nächsten Jahren noch lebhaft gestritten. Wagner nahm Anlaß, diese Erfolge als wahrhaft glänzende darzustellen, um damit wieder die Vorzüge des Staatsbahnsystems nachzuweisen. Eines der Hauptbedenken gegen dessen Durchführung sei gewesen, daß es unmöglich sei, ein Eisenbahnnetz von 15000 bis 16000 Kilometern einheitlich von Berlin aus zu verwalten. Dies sei jetzt geschehen, und der Erfolg sei ein in jeder Beziehung ausgezeichneter. Durch die Gliederung der Organe sei in zweckmäßigster Weise die Zentralisation mit der Selbständigkeit der unteren Stellen (Direktionen und Betriebsämter) vereinigt. Die Fahrpläne seien verbessert, auch sonst seien im Personen- und Güterverkehr wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. In den Tarifen sei der Grundsatz der Öffentlichkeit durchgeführt, die Refaktien seien beseitigt, die Übereinstimmung der Eisenbahntarifpolitik mit der Zollpolitik sei in vollem Umfange hergestellt. Bei Aufstellung der Tarife werde nicht nach fiskalischen, sondern nach allgemeinen volkswirtschaftlichen Grundsätzen verfahren, was sich zum Beispiel in der Einführung billiger Düngemitteltarife zur Förderung der Landwirtschaft gezeigt habe. Die finanzielle und soziale Stellung der Beamten und Arbeiter gegenüber der Verwaltung sei eine wesentlich bessere als bei den Privatbahnen. Die Vermehrung der Einnahmen infolge des großen Verkehrsaufschwunges komme jetzt der Allgemeinheit, nicht, wie bei den Privatbahnen, bloß dem kleinen Kreise der Aktionäre zugute. Ein besonders großer Vorzug sei, daß nun auch daran gedacht werden könne, das Netz durch Nebenbahnen auszubauen. Wenn diese auch keine Rente verdienten, so befruchteten sie auf der anderen Seite den Verkehr der Hauptbahnen. „Da sehen wir", so bemerkte der Redner, „im gesunden Sinne ein sozialistisches Prinzip: hier in großem Maße Betriebe zu vereinigen, ein Bahnnetz einheitlich zu organisieren und von der einen nach der anderen Seite auszugleichen, ohne daß wir verlangen, daß jede Linie individuell ihre Kosten zu decken habe." Wagner ist daher auch für eine Fortsetzung der Verstaatlichung. „Wenn wir das ganze Gebiet übersehen," so schließt er, „so dürfen wir stolz sein, daß uns das, was andere Länder und Völker noch nicht

gewagt haben in großem Umfange in Gang zu bringen, bei uns in der Hauptsache bereits ausgeführt haben. Wo Österreich und Frankreich erst beginnt, wo England und Nordamerika noch deliberiert, da ist Preußen wie gewöhnlich mit seiner Energie vorangegangen und hat alles das längst getan, was die anderen erst nachholen müssen." Auf anderen ähnlichen Gebieten müsse daher in gleicher Weise vorgegangen werden, wobei Wagner schon damals darauf hinweist, daß es die Aufgabe der Gemeinden sei, die Straßenbahnen für sich zu erwerben.

Die Rede Wagners fand großen Beifall auf der einen, lebhaften Widerspruch auf der anderen Seite. Dabei wurde ihm unter anderem vorgehalten, er sei zu einem solchen Urteil über die Eisenbahnen nicht kompetent. Seine Erwiderung auf diesen Vorwurf ist höchst bezeichnend. „Ich bin", so bemerkte er, „nicht Eisenbahndirektor gewesen und nicht Landesdirektor (der frühere Eisenbahndirektor Büchtemann und der Landesdirektor Rickert hatten ihn angegriffen), ich bin ein Stubengelehrter und Theoretiker, aber diese Frage von dem Eisenbahnetat bilde ich mir ein und kann mir das Zeugnis geben, ex professo studiert, mich mit der Statistik, Geschichte, Technik, Verwaltung beschäftigt zu haben und nach allen Seiten hin, wie es überhaupt einem wissenschaftlichen Manne möglich ist. Daraufhin ist mein Urteil gebildet."

Wie berechtigt diese Äußerung ist, das ergeben die wissenschaftlichen Schriften Wagners über die Eisenbahnen. Er hat ihnen in seinem „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" einen eigenen Abschnitt gewidmet. Von der zweiten, im Jahre 1877 erschienenen Auflage ist ein Sonderdruck unter dem Titel: „Das Eisenbahnwesen als Glied des Verkehrswesens, insbesondere die Staatsbahnen. Abriß einer Eisenbahnpolitik und Ökonomik" erschienen. Dieser Abschnitt ist in der dritten Auflage (1883) der „Finanzwissenschaft" erweitert und in den tatsächlichen Angaben fortgeführt. Sie bildet darin den fünften Hauptabschnitt (S. 640 bis Schluß) unter dem Titel: „Kommunikations- und Transportwesen oder Verkehrswesen im engeren Sinne, besonders Eisenbahnen." Eine letzte, ausschließlich dem Verkehrswesen gewidmete Schrift ist die „Sozialökonomische Theorie des Kommunikations- und Transportwesens, tunlichst in prinzipieller Behandlungsweise" (1909). Während das erste Werk in Form eines Lehrbuchs gehalten ist, wurden in der letzten Veröffentlichung die Grundsätze in lehrsatzartiger Form unter Beifügung reicher, erschöpfender Literaturangaben zusammengestellt.

Auf diese streng wissenschaftlichen Werke näher einzugehen, liegt hier kein Anlaß vor. Die Lehrbücher Wagners über das Eisenbahnwesen haben längst einen Weltruf erlangt; sie sind neben dem Werke des Österreichers Emil Sax über die Verkehrsmittel, das in den Jahren 1878 und 1879 erschienen ist[1]), die bedeutendsten Werke auf diesem Gebiete der Volkswirtschaftslehre. Die

[1]) Eine zweite Auflage (Berlin, Springer) ist in Vorbereitung, der erste Band ist Ende 1918 herausgekommen.

von Wagner aufgestellten und begründeten Theorien sind zum großen Teil, wenn ihnen in allen Einzelheiten auch nicht beigestimmt wird, Gemeingut aller derer geworden, die sich mit dem Eisenbahnwesen praktisch oder wissenschaftlich beschäftigen. In den Vordergrund seiner Betrachtungen stellt der Verfasser die Systemfrage: Staatsbahnen oder Privatbahnen? Mit großer Ausführlichkeit und voller Objektivität werden die Gründe für und wider das eine und andere System auseinandergesetzt mit dem Ergebnis, daß alles in allem den Staatsbahnen in den mitteleuropäischen Ländern der Vorzug vor den Privatbahnen gebührt. In der dritten Auflage der „Finanzwissenschaft" (S. 661) erklärt der Verfasser, daß in der Entscheidung der Frage sein Standpunkt den Staatsbahnen gegenüber noch etwas günstiger geworden sei als in den früheren Auflagen. Es erklärte sich dies einmal aus den neueren Erfahrungen im Eisenbahnwesen (für Deutschland insbesondere sei die Entscheidung zugunsten des Staatsbahnsystems jetzt nicht mehr zweifelhaft), sodann aus der immer mehr gewonnenen Einsicht in die Organisation der Volkswirtschaft, daß das „öffentliche Eigentum" in den Händen des Staates und der Selbstverwaltungskörper sein müsse, und endlich aus der richtigen Erfassung der Bedeutung der öffentlichen Unternehmung.

Die Untersuchungen Wagners erstrecken sich auf alle Zweige des Eisenbahnwesens, wobei die Erfahrungen und die gesamte Literatur aller Länder sorgfältig verwertet werden. Die Literaturnachweise sind so erschöpfend, wie man sie in keinem anderen Lehrbuch findet, und zeugen von einer geradezu erstaunlichen Belesenheit.

Nach allen diesen, über ein langes, arbeitsreiches Leben sich ausdehnenden Leistungen muß Adolf Wagner als einer der bedeutendsten Kenner des Eisenbahnwesens und Vorkämpfer des Staatsbahngedankens bezeichnet werden.

III

In Adolf Wagner haben wir eine Kampfnatur kennengelernt. Er begnügte sich nicht damit, seine wirtschaftlichen Anschauungen in seinen Schriften und im Hörsaal vorzutragen, er trug sie hinaus in alle Welt in Reden und Kämpfen in Volksversammlungen, in Kongressen, in den Parlamenten, wo er stets als ein geistvoller, anregender, schlagfertiger Redner reichen Beifall fand. Eine ganz andere Natur ist Gustav Cohn. Sein Leben war ein wechselvolles bis zum vierunddreißigsten Lebensjahr, in dem er in den ruhigen Hafen von Zürich einlief. Seitdem führte er das Dasein eines stillen Gelehrten. Vor der großen Öffentlichkeit aufzutreten entsprach nicht seiner Neigung. Er war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller auf den meisten Gebieten seines Faches, der Verfasser größerer Werke, sowie zahlreicher Aufsätze in Fachzeitschriften und in anderen, für einen größeren Kreis Gebildeter bestimmten Zeitschriften und benutzte auch gern die Tagespresse, um in gerade brennenden wirtschaftlichen Fragen seine Meinung zu sagen. Die

wichtigeren Aufsätze, denen er bleibenden Wert zuschrieb, hat er gesammelt neu herausgegeben. Über die Eigenart der Schreibweise Cohns hat sich einmal Adolf Wagner in einer ausführlichen Besprechung des ersten Bandes von dessen „System der Nationalökonomie“ [1]) mit folgenden bemerkenswerten Worten ausgesprochen: „Auch Gustav Cohn, auch der ‚erste volkswirtschaftliche Essayist‘, wie wir ihn gern nannten — wahrlich ausschließlich im rühmenden, nicht im ironischen Sinne, wie er es selbst mitunter abwehrend auffaßte —, auch er ist unter die Systematiker gegangen, und mit ausgezeichnetem Erfolge!“ Er rühmt dann „die hohe Objektivität, den feinen Geist und die schöne Form, welche diesen Schriftsteller zieren“.

Gustav Cohn ist am 12. Dezember 1840 in Marienwerder geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Er besuchte das dortige Gymnasium, das er am 3. September 1857, also im Alter von noch nicht siebzehn Jahren, mit dem Zeugnis der Reife verließ. Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und seine Erlebnisse auf dem Gymnasium hat Cohn in einem geistreichen Aufsatz anziehend erzählt, in dem er sich — beiläufig — als einen überzeugten Anhänger des humanistischen Gymnasiums bekennt [2]). Die Vermögensverhältnisse seines Vaters erlaubten Cohn nicht, seiner Neigung zum Studium an der Universität stattzugeben. Er beschloß, Kaufmann zu werden und ging nach Danzig — das er am Schlusse der vorerwähnten Abhandlung in seinem damaligen Aussehen vortrefflich schildert —, wo er bis zum Frühjahr 1860 in einem kaufmännischen Geschäft als Lehrling tätig war. Sein Brotherr stellte ihm ein glänzendes Zeugnis aus, in dem bemerkt wurde, daß er das Geschäft verlasse, um im Ausland sein weiteres Fortkommen zu suchen. Seine Absicht war, nach Hamburg und von da nach Havre und später nach Holland und England zu reisen. Dieser Plan ist jedoch nicht ausgeführt. Cohn hat sich

[1]) Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. 1886. S. 197 ff., bes. S. 209, 210.

[2]) Der Aufsatz ist zuerst in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 127 (1906), S. 421 unter dem Titel: „Aus Kindheit und Schule“, ohne den Namen des Verfassers erschienen und in seinem letzten Sammelwerke: Universitätsfragen und Erinnerungen (November 1918), S. 135 ff. neu abgedruckt. Auch die anderen drei in diesen Sammelband aufgenommenen biographischen Aufsätze sind zuerst in der „Deutschen Rundschau“ ohne Namen des Verfassers veröffentlicht, der in solchen Sachen gern Verstecken spielt und zwei davon als von einem Verstorbenen herrührend bezeichnet. Es sind: Eine Studienreise nach England, „Deutsche Rundschau“, Bd. 136 (1908), S. 95 ff. und S. 285 ff. Dann aus seiner Zürcher Zeit: „Eine deutsche Kolonie in Zürich“, „Deutsche Rundschau“, Bd. 122 (1905), S. 431 ff., unter dem Titel: „Im roten Spatz“ (gemeint ist das bekannte Zunfthaus zur Meise, wo Gottfried Keller so viel verkehrte); ferner: „Im Schwan von Rauchach“, „Deutsche Rundschau“, Bd. 130 (1907), S. 441 ff. Alle diese von Humor und Geist sprühenden Aufsätze, deren Verfasser jeder, der mit seiner Schreibweise vertraut war, sofort erkannte, haben ihrer Zeit berechtigtes Aufsehen erregt, vor allem in den Kreisen, die dort, immer ohne Nennung der Personen, geschildert werden. Es verdient besonderen Dank, daß der Verfasser in seinem letzten Lebensjahre das Geheimnis der Autorschaft selbst gelüftet und die Aufsätze auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

vielmehr, nachdem er einige Zeit in Hamburg verweilt hatte, bis 1866 in Berlin aufgehalten, und zwar als „Disponent Gustav Cohn" bezeichnet, also als Kaufmann, vielleicht als Vertreter eines Hamburger Geschäfts. Daneben aber hat er, ohne immatrikuliert zu sein, an der Universität Vorlesungen, hauptsächlich über Nationalökonomie bei Georg Hanssen gehört, mit dem er damals die ersten persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen angeknüpft hat, und dem er zeit seines Lebens in warmer Verehrung ergeben war. Vielleicht hat er bei ihm auch die erste Anregung zur besonderen Beschäftigung mit der Verkehrswissenschaft erhalten. Hanssen war zwar hauptsächlich Agrarpolitiker, hat sich aber in seiner Heimatprovinz Holstein auch mit Eisenbahnangelegenheiten theoretisch und praktisch beschäftigt [1]). Auch in dem statistischen Seminar Hanssens hat Cohn, wie er erzählt, mit großem Nutzen gearbeitet [2]). Die Studien in Berlin genügten damals zur Erlangung der Würde eines Doktors der Philosophie in Leipzig, wo Cohn am 21. Dezember 1866 als doctrinarum cameralium cultor mit einer Dissertation über Zeitgeschäfte und Differenzgeschäfte promovierte. Als Dr. phil. studierte er dann noch die Rechtswissenschaft, im Sommer 1867 in Jena und im Winter 1867/68 in Berlin, wo er auch in dem königlichen Statistischen Seminar unter Engel arbeitete. Ein Versuch, sich in Berlin als Privatdozent zu habilitieren, scheiterte, weil die vorgeschriebenen äußeren Vorbedingungen fehlten. Cohn habilitierte sich dann im März 1869 in Heidelberg und folgte im Herbst 1869 einem Ruf an die Polytechnische Schule in Riga als Dozent der Handelswissenschaften und der Nationalökonomie. Dort blieb er drei Jahre. Im Jahre 1873 machte er eine Studienreise nach England. Daselbst verkehrte er mit einer Reihe hervorragender deutscher und englischer Gelehrter und Nationalökonomen. Seine wissenschaftliche Beschäftigung bestand in den Vorarbeiten über die Geschichte und Politik der englischen Eisenbahnen, über die er in den Jahren 1874 und 1875 in Tübingen sein erstes größeres Werk fertigstellte, das seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt machte und seinen Ruf als einen hervorragenden Kenner des Eisenbahnwesens begründete. Es erschien unter dem Titel: „Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik". Erster Band: Die Entwicklung der Eisenbahngesetzgebung in England (1874); zweiter Band: Zur Beurteilung der englischen Eisenbahnpolitik (1875). Ein dritter Band mit dem Titel: „Die englische Eisenbahnpolitik der letzten zehn Jahre" (1873 bis 1882) folgte 1883. Ich hatte als Redakteur des vom preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebenen „Archivs für Eisenbahnwesen" den mir damals persönlich noch nicht bekannten Professor Cohn gebeten, eine

[1]) Vgl. Hedrich, Die Entwicklung des schleswig-holsteinischen Eisenbahnwesens (1915), S. 41 ff. Hanssen, Lebenserinnerungen (1910), S. 83 ff.

[2]) Vgl. Gustav Cohn, Gedächtnisrede auf Georg Hanssen. Aus den Nachrichten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. 1895. Derselbe, Besprechung der Lebenserinnerungen von Hanssen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen". 1911. S. 39 ff.

derartige Fortsetzung seines Werkes unter Verwertung neu veröffentlichter englischer Blaubücher für die genannte Zeitschrift zu verfassen, und es war mir eine besondere Freude, daß er meinen Wunsch erfüllte. Das Buch ist in einer Reihe fortlaufender Aufsätze zuerst im „Archiv" erschienen. Ich bin dadurch in literarische und später in persönliche Beziehungen zu Cohn getreten, die sich bald zu einem Freundschaftsverhältnis gestalteten, das bis zu seinem Tode fortgedauert hat. — Ein Erfolg seines Werkes über die englische Eisenbahnpolitik war wohl, daß Cohn 1875 einen Ruf als Professor der Nationalökonomie an das Polytechnikum in Zürich erhielt, wo er, wie das in den oben erwähnten Aufsätzen geschildert wird, in einem großen, anregenden Kreise von Berufsgenossen und Freunden — er verkehrte viel mit Gottfried Keller — neun glückliche Jahre verlebte. Im Jahre 1884 wurde er an die Universität Göttingen berufen, wo er bis zum Jahre 1918 gewirkt hat. In den Kriegsjahren noch schrieb er mir wiederholt, eine wie große Freude ihm seine Lehrtätigkeit mache, wie er durch den Verkehr mit der Jugend sich in diesen ernsten Zeiten geistig und körperlich immer wieder erfrischte. Ein im Winter 1917/18 sich fühlbar machendes Herzleiden nötigte ihn, seine Lehrtätigkeit einzustellen. Seine geistige Frische, seinen köstlichen Humor hat er bis an sein Lebensende sich erhalten; auch ist er bis in die letzten Monate schriftstellerisch tätig gewesen. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit war eine Besprechung des ersten Bandes der zweiten Auflage von Emil Sax' Verkehrsmitteln in Staats- und Volkswirtschaft, die im Juliheft 1919 der „Göttinger gelehrten Anzeigen" erschienen ist.

IV

Ich habe den Lebenslauf von Gustav Cohn etwas ausführlicher dargestellt, weil wenig über seine äußeren Lebensumstände bekannt ist, zumal er selbst sehr selten, auch im Freundeskreise, über sich sprach und in allen persönlichen Mitteilungen zurückhaltend war. Seine Bedeutung als ein Vorkämpfer für den Staatsbahngedanken gründet sich auf sein Werk über die englische Eisenbahnpolitik. Ich habe oben gezeigt, wie schwankend zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Ansichten über die Eisenbahnpolitik noch waren, wie, vornehmlich in wissenschaftlichen Kreisen und auch unter den Berufspolitikern, die Anhänger des Privatbahnsystems noch die Mehrheit bildeten. Fast alle Anhänger des Privatbahnsystems begründeten ihre Anschauungen auf die in England mit den Eisenbahnen gemachten Erfahrungen. In Großbritannien gebe es nur Privatbahnen. Ihre Verwaltung, ihr Betrieb seien vortrefflich, die Organisation musterhaft, die Tarife niedrig, der Verkehr regelmäßig, schnell, pünktlich. Diese Ansichten, die sich selten auf eigene Erfahrungen und selbständige Studien gründeten — von den Bewunderern der englischen Eisenbahnen waren vielleicht einige einmal in England gereist, hatten auch gewisse Eindrücke von dort mitgenommen —, gehörten zu den

Lehrmeinungen der freihändlerischen Schule, sie waren ein Dogma, das niemand zu bekämpfen sich unterfing, schon weil ihm dazu das Rüstzeug fehlte. Da erschien das Buch von Gustav Cohn, das auf einmal ein ganz anderes Bild von dem wahren Wesen der englischen Eisenbahnen entrollte, und dieses Bild war gezeichnet nach unantastbaren englischen Quellen, gegen deren Zuverlässigkeit nichts einzuwenden war.

Die Untersuchungen Cohns zerfallen in einen geschichtlichen und einen kritischen Teil. Aus der Geschichte erfahren wir unter anderem, wie unsauber es bei der Gründung und der Konzessionierung der englischen Eisenbahnen oft zugegangen ist, mit welch unlauteren Mitteln die Gründer gearbeitet haben. Fernerhin werden die wilden Spekulationen der Börse mit Eisenbahnaktien erzählt, die zuerst zu einer übertriebenen Lebhaftigkeit bei der Anlage neuer Eisenbahnen führten und dann beklagenswerte Krisen zur Folge hatten. Eine beachtenswerte Erscheinung zum Beispiel ist in England schon, daß das Jahrzehnt von 1840 bis 1850 das ist, in dem die meisten Eisenbahnen, nämlich 9400 Kilometer, gebaut sind. Im Jahre 1845 lagen dem Parlament nicht weniger als 248 Anträge auf Konzessionierung neuer Eisenbahnen vor. Auf diese fieberhafte Tätigkeit folgte unmittelbar die große Krisis. Zum Vergleich möge dienen, daß in dem Jahrzehnt 1900 bis 1910 nur 2700 Kilometer neue Eisenbahnen in England gebaut sind. In Deutschland fällt der größte Zuwachs von Eisenbahnen mit 14200 Kilometern in das Jahrzehnt 1870 bis 1880 (die höchste Blüte der Aktienbahnen in den Jahren 1873, 1874), in den Vereinigten Staaten in das Jahrzehnt 1880 bis 1890 mit 117700 Kilometern. Auch in diesen beiden Ländern war die Überspekulation in Eisenbahnbauten die Vorläuferin großer wirtschaftlicher Zusammenbrüche.

Sodann widerlegt Cohn mit einem geradezu überwältigenden Material von Tatsachen die Lehre der Anhänger des Privatbahnsystems, daß der beste Regler der Eisenbahnverkehrsverhältnisse der Wettbewerb sei. Wenn irgendwo, so mußte in England diese Lehre sich als richtig erweisen. Genau das Gegenteil hat sich gezeigt. Überall hat der Wettbewerb versagt: zwischen den Eisenbahnen und den Landstraßen, zwischen den Eisenbahnen und der Schiffahrt auf den Kanälen, den Flüssen, mit der Küstenschiffahrt, mit der Seeschiffahrt, endlich zwischen den Eisenbahnen untereinander. Immer hat der Wettbewerb nur vorübergehende Erfolge erzielt. Durch die Übermacht der Eisenbahnen ist er entweder aus dem Felde geschlagen (so bei den Kanälen, die schließlich von den Eisenbahnen vielfach angekauft und von diesen dann in ihrem Interesse betrieben oder gar aufgelassen wurden), sowie bei der Küstenschiffahrt, oder die Konkurrenten haben sich bald verständigt, und nunmehr sind die alten Zustände wieder eingetreten. — Die englische Regierung hat sich bemüht, den Verschmelzungen der Eisenbahnen auf gesetzlichem Wege entgegenzutreten — ohne Erfolg. Auch die immer erneuerten Versuche, den Mißbräuchen der Eisenbahnen durch Stärkung der Staatsaufsicht zu steuern, sind immer wieder gescheitert, zum Teil schon in dem Stadium der Vor-

bereitung der Gesetze — die im Parlament durch zahlreiche Direktoren und Aufsichtsratsmitglieder vertretenen Eisenbahnen waren mächtig genug, um ihnen unbequeme Gesetze zu hintertreiben —, zum Teil in der Ausführung, der die Eisenbahnen, wo es ihnen paßte, aktiven und passiven Widerstand entgegensetzten. Die Folge all dieser Erscheinungen waren in England Mängel in der Anlage der Eisenbahnen, vor allem in der Herstellung der Sicherungsanlagen (Signalsystem, Blocksystem), Häufung der Eisenbahnunglücke, unregelmäßiger Verkehr, hohe, ungleichmäßige, mangelhaft veröffentlichte, das Wirtschaftsleben schädigende Tarife. — Derartige Mißstände wurden natürlich auch in England nicht verkannt, und mehr als einmal wurde von angesehenen Persönlichkeiten auf die Einführung des Staatsbahnsystems als Heilmittel hingewiesen. Aber dazu war die Bevölkerung noch nicht reif, und die Eisenbahnen setzten allen derartigen Plänen einen nachdrücklichen Widerstand entgegen.

In den beiden ersten Bänden werden die Untersuchungen von Beginn des Eisenbahnzeitalters bis etwa zum Jahre 1873 fortgeführt. In dem Jahrzehnt 1873 bis 1883, mit dem sich der dritte Band von Cohns Werk beschäftigt, ist so ziemlich alles unverändert geblieben; durch neue, besonders in den großen Enqueten der Jahre 1881 und 1882 ermittelte Tatsachen wird erhärtet, daß die alten Mißstände fortdauerten, daß auch weiterhin alle Versuche nach Abhilfe nicht zum Ziele geführt haben.

Derartige, für Deutschland ganz neue Tatsachen mußten die Anhänger des Privatbahnsystems stutzig machen; wurde ihnen doch dadurch eine ihrer besten Waffen aus der Hand geschlagen. Der damalige preußische Handelsminister Achenbach, der dem Privatbahnsystem zuneigte, sandte Eisenbahnsachverständige nach England, um Cohns Ermittlungen nachzuprüfen. Sie waren außerstande, sie zu widerlegen. Andererseits wurden die Anhänger des Staatsbahnsystems in ihrer Auffassung durch diese Bekanntschaft mit den wahren Zuständen in dem Musterlande der Privatbahnen nur bestärkt. Cohn hatte in der Vorrede zum ersten Bande seines Buches bemerkt, daß für ihn zwar die wirtschaftliche Seite seiner Untersuchungen die hauptsächliche sei, „wenn auch die politische Seite nicht unberücksichtigt bleibe". Daß von den Anhängern des Staatsbahnsystems die politische Seite mehr in den Vordergrund geschoben wurde, war nur zu begreiflich. Mit dieser politischen Seite hat sich jedoch auch Cohn bei seiner späteren akademischen und schriftstellerischen Tätigkeit eingehender beschäftigt. In einer zuerst im Jahre 1879 in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" erschienenen, in der Sammlung „Volkswirtschaftliche Aufsätze" (1882) wieder abgedruckten Abhandlung wird die Frage über das Verhältnis des Staates zu den Eisenbahnen erörtert. Der Verfasser setzt sich darin grundsätzlich auseinander mit den Lehrern der Volkswirtschaft, die die Eisenbahnen der Staatsverwaltung nicht überweisen wollen, weil sie Körperschaften der Selbstverwaltung seien. Von einer Selbstverwaltung könne, so entgegnet Cohn, bei den Eisenbahnen doch nur

die Rede sein, wenn sie durch die Verkehrsinteressenten verwaltet würden; als solche können aber die Aktionäre nicht angesehen werden, ganz abgesehen davon, daß diese nur in den seltensten Fällen sich um die Verwaltung kümmern, diese vielmehr den Direktionen überlassen. Ferner spricht sich Cohn ähnlich, wie wir das bei Wagner gesehen haben, dahin aus, daß die Eisenbahnen nicht als Privatunternehmungen gewöhnlicher Art angesehen werden können. So sei denn auch „die Prinzipienfrage, ob Konkurrenz oder Zentralisation im Eisenbahnwesen am Platze sei, endlich als erledigt zu betrachten" (S. 85). Wenn nun auch grundsätzlich die Verwaltung der Eisenbahnen, ebenso wie die der beiden Schwesteranstalten, der Post und der Telegraphie, zu den Aufgaben des Staates gehöre, so seien doch nicht alle Staaten hierzu geeignet. „Es ist", so heißt es Seite 73, „durchaus eine positive Frage der besonderen Staatszustände, wenn heute oder fernerhin, hier oder dort die Entscheidung zu treffen ist, ob die Zeit für die Staatsverwaltung der Eisenbahnen gekommen ist oder nicht."

Diesen, wenn man so sagen will, vermittelnden Standpunkt in der Systemfrage nimmt Cohn auch ein in dem dritten Bande seines „Systems der Nationalökonomie" [1]), der „Nationalökonomie des Handels- und Verkehrswesens". Er gibt hier eine im wesentlichen historische Darstellung über die Eisenbahnpolitik in England, in Deutschland und in der Schweiz, ohne auf die Systemfrage nochmals einzugehen, wozu an dieser Stelle — einer wesentlich objektiven, für Studierende hauptsächlich bestimmten Darstellung der Vorgänge im wirtschaftlichen Leben — ein Anlaß für ihn nicht vorliegt. — In seiner Sammlung von Aufsätzen: „Zur Geschichte und Politik des Verkehrswesens" (1900), einem, wie er in der Vorrede bemerkte, Appendix zu dem vorerwähnten dritten Bande, geht er insbesondere in dem Aufsatz (S. 113 ff.): „Die Aussichten eines englischen Staatsbahnsystems" [2]) wieder auf dieselbe Frage ein, die er dann in zwei weiteren, im „Archiv für Eisenbahnwesen" veröffentlichten Aufsätzen in Anknüpfung an neuere Erscheinungen in der englischen Literatur und an Verhandlungen in volkswirtschaftlichen Versammlungen weiter erörtert. Außerdem beschäftigen ihn vorzugsweise die Vorgänge auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in der Schweiz, in der nach verschiedenen vergeblichen Anläufen endlich durch Gesetz vom 15. Oktober 1897 der Übergang zum Staatsbahnsystem beschlossen wurde, das dann nach und nach durch freihändigen Ankauf aller Hauptbahnen für den Bund durchgeführt worden ist. In seinem ersterwähnten Aufsatz spricht er sich in der Einleitung (S. 116, 117 der gesammelten Aufsätze) einmal dahin aus, daß in vielen

[1]) Gustav Cohn, System der Nationalökonomie. Ein Lesebuch für Studierende. Band I (1885): Grundlegung. Band II (1887): System der Finanzwissenschaft. Band III (s. o.) 1898.

[2]) Zuerst erschienen im „Archiv für Eisenbahnwesen", 1898, S. 1123 ff.; auch die beiden anderen Aufsätze über denselben Titel (Fortsetzungen) befinden sich a. a. O. 1909. S. 321; 1912, S. 1417.

Ländern „eine wachsende Tendenz in der Richtung des Staatsbahnsystems stattgefunden habe", daß ein weiteres Studium der Eisenbahnpolitik jedes einzelnen Landes beweise, daß „ein Verständnis des Problems nur möglich ist Hand in Hand mit der Geschichte jedes Staatswesens". Diesen Standpunkt habe er seit manchem Jahr — wobei er sich auf alle seine Untersuchungen seit 1874 bezieht — zur Geltung zu bringen gesucht.

Neben diesen historischen und politischen Betrachtungen hat Cohn sich sowohl in seinem System, als auch in einer Reihe von Aufsätzen mit wichtigen Fragen der Eisenbahnverwaltung und des Verkehrswesens beschäftigt. Es ist auch hier eine Freude und ein Genuß, nicht allein für den Fachmann, den geistvollen und anregenden Darlegungen zu folgen. Wiederholt wird die Frage der Ausbildung der höheren Eisenbahnbeamten in dem Sinne behandelt, daß er eine gründlichere staats- und volkswirtschaftliche Ausbildung und dabei eine Art Verwaltungsakademie nach dem Muster der Kriegsakademie empfiehlt, freilich nicht in der Art der vor kurzem hier ins Leben gerufenen Verwaltungsakademie. Denn Cohn spricht sich dafür aus, daß auf einer solchen Akademie die Elite der höheren Verwaltungsbeamten durch besondere wissenschaftliche und praktische Studien weiter zu fördern sei. Der zweite Band von Cohns „System der Nationalökonomie" behandelt die Finanzwissenschaft. Ebenso beschäftigen sich viele seiner Aufsätze mit Finanz- und Börsenfragen; er war auch Mitglied der großen Börsenenquete. Die Eisenbahnfinanzpolitik nimmt in diesen Veröffentlichungen einen breiten Raum ein. Cohn steht im ganzen auf dem Standpunkt der preußischen Staatsbahnverwaltung und hält es auch für richtig, daß ein angemessener Teil der Überschüsse der Eisenbahnen für allgemeine Staatszwecke verwendet wird, wobei er nichts dagegen hat, daß diese Einnahmen Verkehrssteuern genannt werden. — Auch der seit Jahrzehnten alle Wirtschaftskreise beschäftigenden Frage des Verhältnisses der Eisenbahnen zu den Wasserstraßen hat Cohn verschiedene Abhandlungen gewidmet. Nach den Erfahrungen, die wieder in England gemacht sind, hält er einen Wettbewerb der Wasserstraßen mit den Eisenbahnen unter gleichen finanziellen Bedingungen für ausgeschlossen; dem weiteren Ausbau des deutschen Kanalnetzes steht er sehr kühl gegenüber.

Diese Untersuchungen auf einzelnen Gebieten des Verkehrswesens, auf die ich hier nicht näher eingehe, zeigen Cohn durchweg als einen gründlichen Kenner dieses Zweiges der Volkswirtschaftslehre; sie sind Ausflüsse seiner Grundauffassung von der Stellung des Staates im Eisenbahnwesen.

V

Haben diese Lehren der beiden wissenschaftlichen Vorkämpfer des Staatsbahngedankens, Adolf Wagner und Gustav Cohn, nun nicht allein befruchtend auf die Verkehrswissenschaft, haben sie auch mitgewirkt zu der weiteren Aus-

dehnung des Staatsbahnsystems? Eine solche Frage läßt sich mit Bestimmtheit ebensowenig beantworten wie andere volkswirtschaftliche Fragen. Das Verhältnis von Ursache und Wirkung, ob gerade diese Ursachen diese Wirkungen gehabt haben, wird sich kaum jemals mit mathematischer Gewißheit feststellen lassen. Soviel steht allerdings fest, seit Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben die Staatsbahnen auf der ganzen Welt gewaltige Fortschritte gemacht. Wenn wir nun auch wissen, daß die Werke von Cohn und Wagner in der ganzen gebildeten Welt, auch in England und in Amerika verbreitet sind und dort eifrig studiert werden, daß Jahr für Jahr eine große Anzahl von Studierenden, deutsche und ausländische, in den Hörsälen der Universitäten ihren Vorträgen gelauscht, daß viele davon an den seminaristischen Übungen eifrig teilgenommen haben, und wenn wir auch den Ergebnissen der Forschungen beider Gelehrten in den wissenschaftlichen Werken der Österreicher, der Franzosen, der Engländer, der Amerikaner, der Russen, der Schweden usw. immer wieder begegnen, so dürfen wir doch andererseits nicht vergessen, daß die praktischen Erfolge des Staatsbahnsystems und die Mißerfolge des Privatbahnsystems — ich erinnere nur an die Vereinigten Staaten von Amerika — zur Ausdehnung der Staatsbahnen sicherlich stark mitgewirkt haben. Ich habe vor länger als einem Menschenalter in der „Deutschen Rundschau" einige Betrachtungen über die Fortschritte des Staatsbahngedankens angestellt[1]). Ich knüpfte an die eben begonnene große Verstaatlichungsaktion des Ministers Maybach in Preußen an und versuchte, ihren Einfluß auf die übrigen Eisenbahnstaaten der Welt darzustellen, einen Einfluß, der zwar einzelne praktische Folgen damals schon zum Beispiel in Dänemark, in Ungarn, in Österreich, in Frankreich gehabt, aber im wesentlichen doch darin bestanden hatte, daß man die Mängel des Privatbahnsystems mehr erkannt und gewürdigt und auch angefangen hatte, sich davon zu überzeugen, daß durch Annahme eines richtig geleiteten Staatsbahnsystems viele Mängel beseitigt werden könnten. Außerdem hatte der nach reiflicher Erwägung und umfassenden Untersuchungen beschlossene Übergang Preußens zum reinen Staatsbahnsystem die Erkenntnis gefördert, daß es theoretisch und praktisch unrichtig sei, die Eisenbahnen der freien, uneingeschränkten Entwicklung zu überlassen, daß es vielmehr Aufgabe des Staates sei, wenn er nicht selbst die Eisenbahnen übernehmen wollte, wenigstens strenge Gesetze zur Überwachung des Baues, des Betriebes, der Tarife zu erlassen.

Das waren zunächst Fortschritte des Staatsbahngedankens. Aber etwas ganz anderes sind die seitdem gemachten Fortschritte. Einige der statistischen Zahlen aus dem Jahre 1913, dem letzten vollen Friedensjahre, mögen dies beweisen. Während des Krieges sind vollständige Statistiken nur in wenigen Ländern veröffentlicht worden[2]). Im Jahre 1913 betrug die Länge der

[1]) „Deutsche Rundschau", Bd. 30 (1882), S. 87 ff.
[2]) Vgl. „Archiv für Eisenbahnwesen", 1915, S. 520 ff.

Eisenbahnen der Erde 1 104 217 Kilometer. Davon waren Staatsbahnen 361 143 Kilometer. In Europa war das Staatsbahnsystem nahezu ausschließlich eingeführt in Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien, Belgien, der Schweiz, Rumänien, Serbien, Bulgarien; im europäischen Rußland waren von den rund 62 000 Kilometern Eisenbahnen 40 000 Kilometer Staatsbahnen; umfangreiche Staatsbahnnetze neben den Privatbahnen, zum Teil in räumlicher Trennung, finden sich in Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Norwegen, Portugal. In Asien sind überwiegend Staatsbahnen vorhanden in den russischen Gebieten, in Japan, in Britisch-Ostindien, in Niederländisch-Indien und in Siam. In Afrika sind die Kolonialbahnen fast aller beteiligten Staaten teils ausschließlich, teils überwiegend Staatsbahnen, darunter die großen Staatsbahnnetze der südafrikanischen Union. Fast nur Staatsbahnen sind die des Commonwealth von Australien (von rund 35 400 Kilometern sind 32 800 Kilometer Staatsbahnen). Der Erdteil, in dem sich noch die meisten Privatbahnen befinden, ist Amerika. Staatsbahnen in größerem Umfange sind zwar in Mexiko, Brasilien, Peru, Chile und Argentinien; aber auch von den kanadischen Eisenbahnen sind einige wichtige Linien in Staatsbesitz, und während des Krieges sind die großen Überlandbahnen von der Regierung angekauft worden. Aber die Privatbahnen überwiegen doch ganz erheblich an Umfang und Bedeutung. Das größte Eisenbahnnetz der Welt ist das der Vereinigten Staaten von Amerika (410 918 Kilometer). Diese besitzen nur eine Staatsbahn, die über die Landenge von Panama; eine zweite — in Alaska — ist im Bau. Der Umfang ihres Privatbahnnetzes ist größer als der aller europäischen Eisenbahnen (346 235 Kilometer). Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten zusammen mit denen des zweitgrößten Privatbahnnetzes im europäischen Großbritannien (37 717 Kilometer) übertreffen also dem Umfang nach alle Staatsbahnen der Erde um ein Erhebliches. Hiernach könnte es scheinen, als ob, ungeachtet aller Fortschritte des Staatsbahngedankens, die Privatbahnen noch das Übergewicht hätten. Ein solcher Schluß wäre aber unrichtig. Bei der Beurteilung der Bedeutung eines Eisenbahnnetzes kommt es nicht auf den Umfang allein an. Entscheidend sind vielmehr neben der baulichen und betrieblichen Beschaffenheit die technischen, wirtschaftlichen, finanziellen Leistungen. Und wenn auch die englischen Eisenbahnen denen des übrigen Europa ebenbürtig sein mögen, bei dem ganz überwiegenden Teil der Eisenbahnen der Vereinigten Staaten ist das nicht der Fall. Nun hat sich die siegreiche Gewalt des Staatsbahngedankens gerade in diesen beiden Staaten während des Weltkrieges in auffallender Weise kundgetan. Beide Staaten sind zum Staatsbetrieb übergegangen. Die Eisenbahnen Englands sind sofort bei Beginn des Krieges, Anfang August 1914, vom Staate in Betrieb genommen, und die Staatsverwaltung dauert heute noch fort. Zu einem Ankauf der Eisenbahnen für den Staat hat man sich noch nicht entschlossen. Einstweilen ist nach langen Kämpfen ein neues Transportgesetz erlassen, das die Freiheit der Bahnen wesentlich einschränkt

und eine Zeit von zwei Jahren festsetzt, in der weitere Erfahrungen mit dem Staatsbahnbetrieb gesammelt werden sollen. Die Auffassung ist aber weit verbreitet, daß bald dann auch England zum reinen Staatsbahnsystem übergehen werde, zumal mit der Staatsverwaltung anscheinend gute Erfahrungen gemacht sind.

Die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Amerika, die erst im Frühjahr 1917 in den Krieg eintraten, sind durch eine Gewaltmaßregel des Präsidenten Wilson am 1. Januar 1918 in den Betrieb der Bundesregierung übernommen, weil sie außerstande waren, den Bedürfnissen des allgemeinen und des militärischen Verkehrs Genüge zu tun. Zum Generaldirektor ernannte der Präsident seinen Schwiegersohn, Mc. Adoo, der damals schon an der Spitze des Finanzamts stand und nebenbei sich des nicht gerade guten Rufes eines verwegenen Börsenspekulanten erfreute. Er hat, wie es scheint, die Bahnen in dem Jahre 1918 gründlich heruntergewirtschaftet, und nun, als er es glücklich so weit gebracht hatte, zu Ende dieses Jahres sein Amt unter faulen Vorwänden niedergelegt. Die Staatsverwaltung hat während des Jahres 1919 unter einem anderen Generaldirektor fortgedauert, und es war — nach den letzten Nachrichten — in Aussicht genommen, am 1. Januar 1920 den alten Zustand wieder herbeizuführen unter wesentlicher Verschärfung der Staatsaufsichtsgesetze. Über die Zukunft der Eisenbahnen wird im Kongreß eifrig verhandelt, und die Tages- und Fachpresse ist voll von Erörterungen hierüber. Der Umstand, daß die Staatsverwaltung so, wie sie geführt ist, ein gründliches Fiasko gemacht und unter anderem die Bundesregierungen mit Ausgaben zugunsten der Eisenbahn von etwa einer Milliarde Dollars belastet hat, die schwerlich zurückgezahlt werden wird, kann natürlich nicht als ein Beweis zuungunsten des Staatsbahnsystems gelten. An sich war es ein ganz törichter Gedanke, daß mit einem Schlage, innerhalb weniger Tage, ein so gewaltiges Netz von dem Privat- in den Staatsbetrieb übergeführt werden könne. Die Verwaltung, an deren Spitze ein nichtfachmännisch gebildeter, skrupelloser Generaldirektor stand, hat Fehler auf Fehler, Mißgriffe auf Mißgriffe gehäuft, zwar in einigen Beziehungen eine gewisse Einheitlichkeit im Betriebe durchzuführen begonnen, aber ohne alle Rücksicht auf die wohlerworbenen Rechte der Bahnen. Finanziell hat sie wild darauf los gewirtschaftet. Hatte doch der Bund den Eisenbahnen die Reineinnahme nach dem Durchschnitt der letzten drei Betriebsjahre gewährleistet, und der Bund stand für die Fehlbeträge ein.

Trotz alledem wird in den Vereinigten Staaten, wie schon wiederholt in früheren Zeiten, auch jetzt wieder erwogen, ob es nicht doch das Beste sei, reinen Tisch zu machen und die Eisenbahnen in Staatsbesitz zu überführen, eine Maßnahme, die allerdings für die Vereinigten Staaten mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden sein würde.

Alle diese Vorgänge zeigen, daß der Staatsbahngedanke die Welt erobert, daß das reine Privatbahnsystem seine Rolle ausgespielt hat, und es wäre

unrecht, wenn man den Einfluß der deutschen Wissenschaft auf diese Entwicklung zu niedrig einschätzen wollte.

Eine neue Wendung in der Eisenbahnpolitik des Deutschen Reiches ist nach Beendigung des Weltkrieges eingetreten. Die Reichsverfassung vom 11. August 1919 bestimmt, daß alle deutschen Eisenbahnen — mit Ausnahme der Kleinbahnen — an das Reich übergehen sollen, das spätestens am 1. April 1921 ihre Verwaltung und ihren Betrieb zu übernehmen hat. Über eine Früherlegung dieses Zeitpunktes wird, während ich dies schreibe, verhandelt. Damit ist das neue Deutsche Reich zurückgekehrt auf den Weg, den der Reichskanzler Fürst Bismarck im Jahre 1875 vorgeschlagen hat, den er aber, nachdem er ein gutes Stück vorgeschritten war, infolge des Widerstandes der deutschen Mittelstaaten nur ungern hat verlassen müssen. Wir haben oben gesehen, daß Adolf Wagner die Reichseisenbahnpolitik des großen Kanzlers warm verteidigt hat. Der Plan ist später aus politischen und finanziellen Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehe[1]), nicht wieder aufgenommen. Die Eisenbahnhoheit ist den einzelnen Ländern geblieben, deren Leiter sich darauf beschränkt haben, die deutschen Eisenbahnen — bis auf wenige Ausnahmen nur Staatsbahnen — in echt nationalem Sinne einheitlich zu bauen, zu verwalten, zu betreiben, so daß das deutsche Wirtschaftsleben und der deutsche Verkehr nicht darunter gelitten haben, daß das Eigentum der Eisenbahnen nicht in einer Hand war. Gleichwohl hat der Reichseisenbahngedanke fortgelebt, und viele seiner früheren Gegner sind zu seinen besten Freunden geworden. Wenn dieser Gedanke jetzt in die Wirklichkeit überführt werden soll, so geschieht das ausschließlich aus allgemein politischen Gründen. In der deutschen Republik haben die Einheitsbestrebungen zwar auf manchen Gebieten über den Partikularismus gesiegt, aber es galt und gilt immer noch, die deutsche Einheit auf einen immer festeren, tatsächlichen Boden zu stellen. Schon Fürst Bismarck hat einmal gesagt, die Eisenbahnen müßten die eisernen Klammern sein, die das Reich zusammenhalten. Die Einheit des Verkehrs wird beitragen zur wirklichen Festigung der politischen Einheit. Die praktische Durchführung der Reichsbahnpolitik ist aber wesentlich dadurch erleichtert, daß seit 1876 die Verstaatlichung in ganz Deutschland zur Tat geworden ist. Die beiden Gelehrten, die, wie wir gesehen, für das Staatsbahnsystem gekämpft haben, sie haben mittelbar auch dem Reichsbahngedanken zum Siege verholfen.

[1]) Vgl. v. der Leyen, Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck (1914, bes. S. 180 ff.).

Biologie und Kommunismus

Von

Hermann von Rosen

Goethe war in seiner bewunderungswürdigen Vielseitigkeit der erste große Genius, der, aus dem mystischen Tempel der Romantik, aus der Welt des ästhetisch Schönen ins Universale strebend, den Weg zur Natur und ihrer tieferen Erkenntnis zurückgefunden hat. Hier empfand er als reiferer Mann den Atem des Weltgeistes, „der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt." Seine Freunde, die Romantiker, die sich um Jakobi gruppierten, hielten damals Goethes naturwissenschaftliche Studien für einen „grillenhaften Irrtum". Es war jedoch kein Irrtum, sondern eine große Tat, wie der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert zeigte, den Goethe, auf der Brücke zweier Jahrhunderte stehend, vorausgeahnt und mitbefördert hat. Wenn trotzdem seit jener Zeit in weitesten Kreisen der Gebildeten die Naturerkenntnis kaum Fortschritte gemacht hat, so liegt das hauptsächlich daran, daß in Deutschland die humanistische und die naturwissenschaftliche Bildung stets ihre ganz gesonderten Wege gingen und die erstere den Vorrang behauptete. Die von der Natur abirrende Tendenz jener ästhetisierenden Zartgeister um Jakobi tritt auch heute noch im modernen Ästhetentum stark hervor, in diesem Krebsschaden unserer in vielfacher Hinsicht so brüchigen Zivilisation. Der Glaube, daß der souveräne menschliche Geist dazu berufen sei, sich über die Natur und ihre Gesetze zu erheben, ist aber nicht nur in diesen Kreisen verbreitet. Er erinnert in seiner naiven Selbstüberschätzung an jene russischen Würdenträger, die bis 1917 meinten, „über dem Gesetz" zu stehen. Denn der menschliche Geist ist ja selbst nur das Produkt der nach unabänderlichen Gesetzen waltenden Naturkräfte, und wo der einzelne Mensch oder die Völker sich gegen die Naturgesetze versündigen, da haben sie es immer noch schwer genug zu büßen gehabt. Selbst die auf den Altruismus sich gründende Moral, als vermeintliches Erzeugnis einer ausschließlichen, formalen Tätigkeit des menschlichen Geistes, gestattet dem Menschen noch nicht, auf eine angeblich amoralische Natur herabzusehen, denn wie der Pariser Gelehrte Metschnikoff unter anderem in seinem Buche „Soziale Instinkte bei den Tieren" überzeugend nachgewiesen hat, lassen sich mehr oder weniger unbewußte altruistische Regungen bis zu den niedersten Organismen verfolgen.

Die europäischen Völker, die mit ihrer Großstadtkultur am meisten von der Natur und ihren Geboten abgewichen sind, pflegen bei ihren politischen und sozialen Bestrebungen und Systemen in die ärgsten Irrtümer, Mißgriffe und Torheiten zu verfallen, sobald sie die von der Natur gegebenen großen

Richtlinien völlig übersehen und mißachten. Daß sie überhaupt noch niemals eine allseitig befriedigende Weltanschauung und politische Lebensform haben finden können, wie die Völker Asiens, namentlich die mohammedanischen und buddhistischen, erklärt sich ohne Zweifel hauptsächlich dadurch, daß sie sich von der Natur und einer naturgemäßen Lebensweise am meisten entfernt haben. Von konservativer Seite hört man häufig darüber klagen, daß die Menschheit in ihrem politischen Leben so wenig geneigt sei, die Lehren der Geschichte zu Rate zu ziehen. Demgegenüber meinen wohl die meisten modernen Historiker, daß man in politischer Beziehung aus der Geschichte gar nichts lernen könne, weil alle Dinge im Flusse seien, die Bedingungen der politischen und sozialen Entwicklung sich ständig änderten und das, was noch vor einem Menschenalter richtig und zeitgemäß erschien, heute schon keine Geltung mehr habe. Das ist im allgemeinen gewiß richtig; aber diese Historiker, die auf dem Boden einer ausschließlich humanistischen Bildung stehen, übersehen dabei, daß man eines doch wohl aus der Geschichte lernen kann: das ist die Erkenntnis des Grundgedankens, das alles Weltgeschehen, das Werden und Vergehen der Völker, die ganze Kulturentwicklung des Menschen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs, ewigen, unabänderlichen Naturgesetzen unterworfen sind. Und auf diesem Umwege über die Biologie kann man aus einer ethnographisch-synchronistischen Weltgeschichte doch wohl Erkenntnisse schöpfen, die sich für das politische Leben eines Volkes nutzbringend verwerten lassen. Sehr beachtenswert ist deshalb die Mahnung eines Mannes, der kein Naturforscher, sondern ein Dichter ist, das Wort Friedrich Hebbels: „Die Naturwissenschaft gibt den besten Maßstab für die Fortschritte der Menschheit ab; nur, soweit sie die Natur kennt, kennt sie sich selbst." Wie sehr es aber den einzelnen europäischen Völkern (eine Entwicklung der Menschheit als Ganzes gibt es wohl nicht) in dieser Beziehung an Kenntnissen und Selbsterkenntnis fehlt, das braucht hier wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Eine harmonische Vereinigung der humanistischen und naturwissenschaftlichen Geistesbildung, wie sie sich in Goethe verkörperte, war auch bei unseren Staatsmännern, die fast durchweg eine juristische Schule durchgemacht hatten, wohl niemals zu finden.

Unter den sozialpolitischen Bewegungen der Gegenwart, bei deren Beurteilung wir von dem fast ausschließlich und einseitig sonst angewandten sozialethischen Maßstab hier absehen und nur vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt ausgehen, müssen unser Interesse zunächst vor allem die im zwanzigsten Jahrhundert sich immer häufiger wiederholenden und heute eine Weltrevolution in Aussicht stellenden Staatsumwälzungen beanspruchen. Man pflegt die Revolutionen meist — wohl mehr anschaulich als ganz zutreffend — mit den Ausbrüchen eines Vulkans zu vergleichen, in dem eine angesammelte Spannung die entgegenstehenden Hindernisse durch eine gewaltsame Eruption beseitigt. Es handelt sich bei diesem Vergleich um zwei inkommensurable Größen, um die denkende Menschheit und die physikalisch wirkenden Kräfte in der unbelebten, anorganischen Welt. Wenn wir aber

der Natur als Lehrmeisterin folgen wollen, wenn wir in der Erkenntnis ihrer Gesetze nach einer regulativen Idee für unser menschliches Handeln suchen, so können wir uns nur an die Biologie halten, die Wissenschaft, die uns mit den in der organischen Welt herrschenden Lebensgesetzen bekannt macht. Das Kardinalgesetz in dieser belebten Welt ist das der Evolution, der Entwicklung aus allereinfachsten Anfängen zu den kompliziertesten Gebilden. In welcher Weise die Entwicklung aller Organismen bis zu ihrem heutigen Zustande vor sich gegangen ist, wissen wir noch nicht; aber die Geologie belehrt uns, daß sie ungeheure Zeiträume beansprucht hat. Jedenfalls müssen ursprünglich nur einzellige, aus einer Protoplasmaeinheit bestehende Wesen die einzigen Bewohner unserer Erdoberfläche gewesen sein, und diese niedersten Wesen stellen die gemeinsame Grundlage dar, auf der sich der stolze Baum des ganzen organischen Lebens bis zur heutigen individuellen, unendlich mannigfaltigen Entwicklung entfaltet hat. Goethe meinte über dieses Grundgesetz der Biologie: „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte zum Beispiel kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt." [1])

Wenn wir diese Erkenntnis auf das politische Leben übertragen, so muß uns jede Revolution als eine Anomalie erscheinen, die nur bei einem Abirren vom natürlichen Evolutionsgesetz möglich ist. Und die Schuld tragen dabei entweder die Regierenden, die die natürliche Entwicklung eines Volkes gewaltsam zu hemmen suchen, oder aber die Regierten, wenn sie diese stetige Entwicklung ohne innere Berechtigung gewaltsam stören. Goethe, der als reiferer Mann ein Zeitgenosse der größten aller Revolutionen gewesen ist, hat sich ein Menschenalter später (1824) in den Gesprächen mit Eckermann auch zu dieser Frage geäußert. Er meinte, ebenso wie Bismarck, daß alle Revolutionen infolge verabsäumter Reformen entständen. Aber er fügte hinzu, daß alle Staatsumwälzungen, zu denen das Bedürfnis „nicht im tiefen Kern der eigenen Nation" wurzele, töricht und ohne Erfolg seien; „*denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält.*" Bei aller Schärfe dieses abfälligen Urteils konnte Goethe damals wohl noch nicht vorausahnen, daß es auch Revolutionen geben könne, bei denen eine ganz unhaltbare und unsinnige Doktrin praktisch verwirklicht werden soll, wie wir das in der kommunistischen Katastrophe in Rußland heute sehen.

Von nichtsozialistischer Seite wird gegen die kommunistische Gleichmacherei meist mit besonderem Nachdruck der Einwand erhoben, daß sie gegen das allgemeingültige Naturgesetz der Ungleichheit verstoße. Da wir aber in der Natur, in den Anfangsstadien der organischen Entwicklung, auch das Gesetz einer — wenigstens relativen — Gleichheit finden, ist dieser Einwand besser so zu formulieren, daß die Natur in ihrem alles beherrschenden Entwicklungsgesetz stets von der Gleichheit zur Ungleichheit fortschreitet. Von einer ein-

[1]) „Goethes Ausgewählte Gespräche" von *Flodoard von Biedermann*, S. 512.

fachen Anhäufung einzelliger Protoplasmaelemente, die in ihrer Gleichartigkeit am meisten dem kommunistischen Ideal entsprechen, geht sie aus und erstrebt überall die weitgehendste Differenzierung und den ausgeprägtesten Individualismus als höchstes Ziel. Diesen Weg der Entwicklung ist die ganze organische Welt und auch die zu ihr gehörende, mehr oder weniger kultivierte Menschheit gegangen, während einzelne Völker infolge ungünstiger Umstände stehen geblieben sind und heute noch in den primitiven Urzuständen der Steinzeit verharren. — Wenn wir einen beliebigen tierischen oder pflanzlichen Organismus als „Zellenstaat" auffassen, so können wir zum Beispiel schon am einfachsten Grashalm beobachten, daß in diesem kleinen „Staate" die einzelnen Glieder, die Zellen, in weitgehender Differenzierung und weitverzweigter Arbeitsteilung zu den verschiedensten Aufgaben berufen sind. Sie haben den ganzen Organismus zusammenzuhalten, zu stützen, zu ernähren, gegen schädliche Einflüsse zu schützen und zu verteidigen. So ist ein solcher Mikrokosmos ein Gleichnis eines menschlichen Staates mit einheitlicher Leitung und einer obersten Zentralgewalt, mit Herrenklassen und dienenden Volksschichten. Die Ursache dieser weitgehenden Differenzierung ist in der Eigenschaft der Zellen zu suchen, die die Biologen als Entwicklungsdrang bezeichnen. Denn die Natur ist nicht kommunistisch, überhaupt nicht demokratisch, denn sie kennt eine allgemeine Gleichheit nur in den ersten Anfängen der Entwicklung, hat aber in jedes Wesen den Trieb gelegt, höher zu streben als die anderen. Eine kommunistische Gleichheit findet sich nur auf den niedersten Stufen der Entwicklung, so bei den Kolonien von Bakterien, oder mehr noch bei gewissen, zur Gattung Caulerpa gehörigen Algen, die sich bei den Sundainseln und an der Küste von Florida finden. Diese zum Teil sehr zierlichen, die Formen von Farrenkräutern oder Bäumen vortäuschenden pflanzlichen Gebilde, die eine Größe von mehreren Metern erreichen, bestehen nur aus einer völlig gleichartigen Protoplasmamasse, sind also tatsächlich nur eine einzige große Zelle. Sie sind also trotz ihrer zierlichen Formen über den ersten Beginn einer Entwicklung nicht hinausgelangt.

Lehrt uns die Biologie, daß schon im Pflanzenreiche eine einheitlich und geheimnisvoll wirkende geistige Kraft erkennbar ist, die sich namentlich in den wunderbaren Anpassungen im Sinne der höchsten Zweckmäßigkeit offenbart, so gilt das Gleiche natürlich erst recht vom Tierreich. Denn die Tiere haben Verstand und Schlauheit, einen reichen Schatz von Erfahrungen, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat, sowie eine ganze Skala von Gefühlen und Empfindungen, die sie mit dem Menschen gemein haben. Die sozialen Instinkte finden wir besonders bei einzelnen Insekten stark ausgeprägt. Das zeigt uns namentlich der Bienenstaat, eines der wunderbarsten Probleme der Biologie. Seine stammesgeschichtliche Entwicklung im Laufe ungezählter Jahrtausende aus niederen Zuständen der Wespen, Hummeln und mancher indischer Bienen zu dem wohlgeordneten Staatswesen unserer Hausbiene mit seiner strengen Arbeitsteilung, bei der das Stadium des Kommunismus längst überschritten ist, wird uns von Wilhelm Bölsche in seinem Buche „Welt-

blick" im Kapitel „Zur Geschichtsphilosophie des Bienenstaates" sehr anziehend geschildert. Bei den höher organisierten Tieren, den Wirbeltieren, finden wir bei allen Klassen und Ordnungen die Neigung zu kommunistischen Lebensformen immer nur bei den Gattungen, die sich durch eine relativ geringere Intelligenz auszeichnen. Die Bildung von Rudeln bei einigen Raubtiergattungen von höherer Intelligenz, so bei Wölfen und einigen wilden Hundearten in Afrika, die das Wild zu zweien oder rudelweise jagen, entspricht in gewissem Sinne einem sozialen Verbande zum Zweck erfolgreicherer Arbeit und beruht weniger auf Instinkt als auf Erfahrung. Im allgemeinen aber neigen die geistig am höchsten stehenden Tiere unter Säugetieren und Vögeln, die Raubtiere, anthropoiden Affen und Raubvögel, zu einem stark ausgeprägten Individualismus, der sich in ihrer ganzen Lebensweise und auch in der Monogamie auf Lebenszeit ausspricht.

Es fragt sich nun, durch welche Erwägungen die Kommunisten sich für berechtigt hielten, das biologische Grundgesetz der Entwicklung, das von der allgemeinen Gleichheit zur Ungleichheit und zum Individualismus führt, vollständig umzukehren, obschon diesem Naturgesetz nicht allein die ganze organische, außermenschliche Welt unterworfen, sondern auch die ganze menschliche Kultur, die ja ihrem Wesen nach aristokratisch und individualistisch ist, in allen ihren Äußerungen bisher gefolgt ist. Die sozialpolitischen Bestrebungen der Kommunisten erscheinen deshalb sowohl vom naturwissenschaftlichen wie vom kulturellen Gesichtspunkt als die rückschrittlichste Bewegung, in die die Menschheit überhaupt verfallen kann. So hat das sehr lehrreiche Beispiel Rußlands uns gezeigt, daß dieses naturwidrige Verhalten nicht allein die Kultur zerstört, sondern auch die materiellen Lebensbedingungen fast völlig vernichtet. — Auf die recht naheliegende Frage, ob der Mensch auf seiner stolzen Höhe überhaupt Veranlassung hat, den von der Natur und der Tierwelt gegebenen Richtlinien in seinem sozialen Verhalten zu folgen, gibt unter anderen Maurice Maeterlinck in seinem 1907 veröffentlichten Aufsatz „Unsere soziale Pflicht" eine schroff ablehnende Antwort. Nachdem er zugegeben hat, daß die Ungleichheit den Naturgesetzen entspricht, fährt er fort: „. . . aber die Menschheit ist sehr wahrscheinlich dazu berufen, sich über gewisse Naturgesetze zu erheben . . . Es entspricht ihrer besonderen Natur, anderen Gesetzen zu gehorchen als die Tierwelt." Bei dem großen literarischen Rufe des phantasievollen Stimmungs- und Traumdichters, der sich in seinen Büchern „Das Leben der Bienen" und „Die Intelligenz der Blumen" auch als ein feinsinniger und geistvoller Naturbeobachter zeigt, ist es nötig, hier darauf hinzuweisen, daß er im genannten, den reinsten Bolschewismus predigenden Essay, wie auch in vielen anderen seiner Werke, sich in mystischen Phantasmen verliert und den gesunden Menschenverstand bewußt und ausdrücklich mißachtet. Wenn er, alle Naturgesetze auf den Kopf stellend, hier weiter verlangt, die Erfahrung der reifen Mannheit und des Alters solle sich zur „erleuchteten Unwissenheit der Jugend erheben" (!), so ist der Menschheit jedenfalls zu wünschen, daß sie wenigstens in einer Beziehung der Tierwelt folgt, in der sich

die jüngeren Tiere unbedingt der Führung der älteren und erfahrenen Leittiere unterordnen. Die Haustiere, die dem Leithammel in den brennenden Schafstall folgen, haben durch den Einfluß der Menschen, die ihren Parteileithammeln in der gleichen Weise folgen, ihre richtig leitenden Instinkte zum Teil eingebüßt, denn die wilden Tiere fürchten bekanntlich nichts so sehr wie das Feuer.

Die Kommunisten und alle ihnen geistesverwandten Ideologen, für die die Lehren der Natur nicht existieren, berufen sich bei ihren Bestrebungen auf eine vermeintliche Gerechtigkeit und die sogenannten Menschenrechte. In der Natur gibt es freilich keine Rechte, sondern nur Gesetze; wenn man hier von einem Recht reden will, so gibt es hier nur eines, das Recht des Lebens, der Existenz, denn nichts hat in der belebten Natur ein Recht, das nicht die Macht besitzt, sich durchzusetzen, zu behaupten, den Sieg zu erringen. Die in der letzten Zeit so oft gehörte Antithese von Macht und Recht erscheint deshalb widernatürlich; natürlich ist vielmehr die möglichst harmonische Verschmelzung beider Begriffe, denn das Recht muß sich auf die Macht stützen. In dieser einen Beziehung wenigstens sind die Kommunisten in Rußland bei der praktischen Durchführung ihrer verschrobenen Theorien der Natur gefolgt, dem natürlichen Recht des Lebens, indem sie sich ganz auf das Machtprinzip stützen und — zwar sehr undemokratisch, aber sehr naturgemäß — mit diktatorischer Gewalt ihre Ideale zu verwirklichen suchen. Deshalb wird man auch nur mit Gewalt etwas gegen sie ausrichten können.

Wenn sich aus der Natur auch ein Natur- oder Vernunftsrecht ebensowenig ableiten läßt, wie das positive, historisch begründete Recht, so gibt es in ihr doch Pflichten, oder wenigstens ein Analogon der Pflicht, den Instinkt, der nicht allein bei den Tieren, sondern auch bei den sicher mit einem Instinktvermögen ausgestatteten Pflanzen zu finden ist. Den Instinkt bezeichnete Karl Ernst von Baer zutreffend als den kategorischen Imperativ der weisen Natur, die die Tiere zwingt, das zu tun, was sie tun sollen.

In gewisser Beziehung sind deshalb die Tiere, die von ihren Instinkten im Interesse des Ganzen, das heißt der Erhaltung der Art sicher geleitet werden, sehr viel besser daran, als die Menschen, die zahllosen Irrtümern unterworfen sind. In sehr drastischer Weise hat dies Bismarcks Jugendfreund, der Naturforscher Alexander Graf Keyserling, in seinen Tagebuchblättern ausgedrückt: „Die Papageien haben vor den Menschen doch etwas voraus: sie plappern Schlagworte wohl nach, aber glauben wenigstens nicht daran." — Der geheimnisvoll kosmische Zusammenhang und die unzweifelhaft teleologische Bedeutung der Instinkte müssen uns jedenfalls veranlassen, ihnen die größte Beachtung zu schenken. Ernst Haeckel, der einer teleologischen Weltanschauung ganz fern stand, gelangte bei seinen Forschungen zu der niederdrückenden Überzeugung, daß in der Natur eine sittliche Weltordnung sich nicht nachweisen lasse. Die moderne Biologie ist aber in vielfacher Hinsicht doch zu wesentlich andern Ergebnissen gelangt als Darwin und Haeckel. Die wunderbare Harmonie egoistischer und altruistischer Instinkte, die die organische Welt

erfüllt und von der Biologie immer mehr aufgehellt wird, berechtigt uns doch, in gewissem Sinne von einer sittlichen Weltordnung in der außermenschlichen Natur zu sprechen. Im Gegensatz zur materialistischen Weltanschauung, kommt diese Ansicht bei den zum Vitalismus zurückgekehrten Biologen neuerdings immer mehr zur Geltung. Auch der oberflächliche Gemeinplatz von dem Kampfe ums Dasein, der überall in der Natur herrschen soll, wird von ihnen als unrichtig verworfen. Denn nicht allein die altruistischen und sozialen Instinkte bei den Tieren, sondern besonders auch die wunderbar sinnreichen Einrichtungen bei der Befruchtung und Fortpflanzung im Pflanzenreiche zeigen deutlich, daß die Natur im Gegenteil bestrebt ist, jeden Kampf ums Dasein zwischen Individuen gleicher oder gleichwertiger Art nach Möglichkeit auszuschalten. So äußert sich auch der Botaniker R. Francé in seinem prächtigen Werk „Das Leben der Pflanze", bei der Besprechung der interessanten Erscheinungen der Symbiose und des Mutualismus, des Zusammenlebens der Pflanzen und ihrer Gegenseitigkeit, selbst in Beziehung auf diese anscheinend nur mechanischen Gesetzen unterworfenen Organismen: „Der Naturforscher kann darauf hinweisen, daß nahestehende und in ihrer Organisation ebenbürtige Wesen die humansten und auf reiner Gegenseitigkeit beruhenden Lebensverträge miteinander schließen und auch getreulich einhalten, so daß die Natur schließlich doch ein sittlich wertvolles Vorbild für das Zusammenarbeiten zwischen Mensch und Mensch abgibt."

So lehrt uns ganz besonders die Biologie, in der Natur eine Lehrmeisterin anzuerkennen, deren Hinweise wir auch in unserem politischen und sozialen Leben nicht übersehen dürfen. In bezug auf völlige Verständnislosigkeit gegenüber der Natur hat sich, im Gegensatz zur Antike, wohl die griechische Kirche, der das aristotelische Element völlig fehlte, am meisten ausgezeichnet. Und das ist gewiß mit ein Grund dafür, daß gerade in Rußland sich der krasseste und radikalste Kommunismus entwickelt hat. Die Unkenntnis der Natur führt auch die größten Geister in die Irre; sie bedingte auch die Einseitigkeiten in der Weltanschauung der beiden Philosophen des Egoismus und Altruismus: Nietzsche und Tolstoi. Was aber die große Masse des Volkes betrifft, so dürften die jetzt allenthalben entstehenden Volksuniversitäten, die durch Verbreitung unverdaulichen Halbwissens viel Schaden stiften können, durch Vermittlung einer fortschreitenden Naturerkenntnis sich vielleicht als sehr nutzbringend erweisen. Bisher ist in dieser Beziehung noch fast nichts geschehen; nicht allein der einfache Mann, sondern auch weite Kreise der Gebildeten wissen überhaupt nicht, was Biologie ist, noch weniger, daß das sachverständige Urteil dieser Wissenschaft über den Kommunismus nur vernichtend ausfallen kann.

Es ist deshalb zu bedauern, daß die vor einem Jahrhundert geäußerte Ansicht Goethes über diese Frage zu wenig beachtet worden ist, seine Worte: „Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit. Die abstrakten, der Philosophie und Philologie, führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatenverbesserung."

Geschichtliche Grundlagen der deutschen Universitätsverfassung

Von

Conrad Bornhak

Erstes Kapitel. Die auswärtigen Vorbilder

§ 1. Die freien Universitäten Italiens[1])

Italien war in dem späteren Mittelalter das wirtschaftlich wie wissenschaftlich am meisten vorgeschrittene Land Europas. Es nahm dieselbe Stellung ein wie im siebzehnten Jahrhundert die Niederlande, während später kein einzelnes Volk ein gleiches wissenschaftliches Übergewicht errungen hat. Die wirtschaftliche Blüte Italiens führt nun, wie zu mächtigen republikanischen Stadtstaaten, so zur besonderen Pflege des römischen Rechts, das der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung besser entsprach als die auf dem Boden einfacher Naturalwirtschaft erwachsenen germanischen Stammesrechte. So war die Bahn geebnet für eine dem früheren Mittelalter fremde weltliche Wissenschaft.

Die Entstehung der ersten italienischen Universitäten, insbesondere von Bologna, verliert sich im Dunkel der Geschichte. Vielleicht war anfangs nur ein Lehrer vorhanden, um den sich ein Kreis von Schülern sammelte. Daraus entwickelt sich dann allmählich eine Schule. In Bologna knüpft sich deren Entstehung an den Namen des Rechtslehrers Irnerius. Eine Korporation mit eigener Verfassung besteht zunächst noch nicht.

Für die Schulen dieser Art in Italien war es von besonderer Bedeutung, daß Kaiser Friedrich der Erste auf dem Reichstage zu Roncaglia im November 1158 durch ein Privilegium, daß demnächst als Auth. Habita ne filius pro patre 4, 13 in dem Corpus iuris Aufnahme fand, den Schülern

[1]) Vgl. v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, zweite Ausgabe, Heidelberg 1834, Bd. 3, S. 152 ff.; Gierke, Deutsches Genossenschaftsrecht Bd. 1, S. 437 ff.; Paulsen, Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter in der „Historischen Zeitschrift" Bd. 45 (1881), S. 256 ff.; Denifle, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400, Berlin 1885, Bd. 1, S. 132 ff.; Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten, Stuttgart 1888 ff., Bd. 1, S. 157 ff.; Stein, Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, Leipzig 1891, S. 12 ff.

besonderen Schutz und einen privilegierten Gerichtsstand vor dem betreffenden Lehrer oder vor dem Bischof der Stadt gewährte [1]). Durch jenes Privilegium traten die Schulen erst in das Rechtsleben ein, ohne jedoch Korporation zu werden. Der Lehrer führt in dem Privilegium selbst die ehrende Bezeichnung dominus oder nach seinem Berufe magister; in der dazu gehörigen Glosse des Baldus, die den Fall erörtert, daß ein Schüler gleichzeitig mehreren Schulen angehört, heißt er doctor. Die Stellung des Schülers zum Lehrer ist eine frei gewählte, die Schule eine aus den Bedürfnissen des wissenschaftlichen Lebens frei erwachsene Einrichtung, die unabhängig von geistlicher und weltlicher Gewalt entstanden ist.

Der durch das Privilegium gewährte Schutz der Scholaren erwies sich aber augenscheinlich nicht als ausreichend. So bilden sich denn, wie auch sonst unter ähnlichen Umständen, in den Schulstädten zahlreiche Landsmannschaften der ortsfremden Schüler zu wechselseitigem Schutz und Trutz. Gerade dieses Schutzbedürfnis führt dann aber allmählich zu einem engeren Zusammenschlusse der kleinen Landsmannschaften in großen Korporationen. Jedenfalls stehen aber, dem Wesen der Schutzgilde entsprechend, Lehrer wie ortsangehörige Scholaren der Genossenschaft zunächst fremd gegenüber. Nichts anderes als Genossenschaft bedeutet aber ursprünglich die für die Verbindung gebrauchte Bezeichnung Universitas.

Nicht als Lehranstalten, sondern als Schutzgilden der Scholaren haben sich die italienischen Universitäten entwickelt und die einzelnen Schulen eines Ortes mit einheitlicher Verfassung verschmolzen. Diese Genossenschaft zieht allmählich die ortsbürtigen Schüler, welche die Stadt ursprünglich als ausschließliche Mitglieder ihrer Gemeinde in Anspruch nahm, an sich. Trotz des Dranges nach einheitlicher Zusammenfassung der Kräfte erhalten sich immerhin in einzelnen Städten noch mehrere Scholarenkorporationen als selbständige Universitates nebeneinander, so in Bologna und Padua seit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die nach Nationen geschiedenen der Citramontanen (Italiener) und der Ultramontanen (Ausländer). Jede Universität, die wieder in Landsmannschaften zerfällt, wählt ihre Organe, insbesondere alljährlich ihren Rektor, dem die Mitglieder Gehorsam schuldig sind, und der über sie auch die Gerichtsbarkeit handhabt. Nur die deutsche Nation war eximiert und stand nach den Privilegia nat. Germ. ausschließlich unter Gerichtsbarkeit ihrer Prokuratoren [2]). Dagegen gelingt es der Universität, wie die ortsbürtigen Schüler so auch die Lehrer ihrem Rektor zu unterwerfen, obgleich die Lehrer als Bürger der Stadt oder ihr wenigstens eidlich verpflichtet, nicht vollberechtigte Mitglieder der Genossenschaft sein und sich an der Wahl des

[1]) Daß die Habita die grundsätzliche Unterstellung der Scholaren unter die geistliche Gerichtsbarkeit ausspricht, wie Stein a. a. O. S. 15 annimmt, ist unrichtig. Denn der Lehrer war eben in der Regel kein Geistlicher.

[2]) Vgl. v. Savigny a. a. O. S. 199.

Rektors nicht beteiligen durften. In Bologna haben seit dem sechzehnten Jahrhundert beide Universitäten einen gemeinsamen Rektor.

Ebenso wie die Genossenschaft ist auch die Verfassung, ohne die sie nicht in das Rechtsleben eintreten konnte, aus der freien Tätigkeit der Beteiligten, ohne Einwirkung der kirchlichen oder weltlichen Obrigkeit entstanden. Sie wird sehr bald zum geschriebenen Rechte in der Form der autonomen Satzung oder, wie die lateinische Gelehrtensprache es ausdrückt, des Statuts. Dieses kann auch nur in den Formen, die es selbst vorschreibt, und durch die dazu bestimmten Organe der Genossenschaft geändert werden[1]). Wenn bisweilen beim Erlasse statutarischer Vorschriften die Stadt eine Einwirkung versuchte, so geschah dies nicht im Widerspruche zu der genossenschaftlichen Autonomie, sondern es handelte sich dabei nur um die Abgrenzung der genossenschaftlichen Rechte gegenüber der städtischen Obrigkeit.

Außer dem Statut erhalten die Universitäten regelmäßig, so Bologna schon 1253, ein päpstliches und in späterer Zeit auch ein kaiserliches Privilegium. Diese Privilegien sind aber keineswegs rechtsbegründende Handlungen der höchsten kirchlichen und weltlichen Gewalt, so daß sich das Recht der Universität aus ihnen herleitete. Ihr Erlaß erfolgt vielmehr wie der eines großen Teiles der mittelalterlichen Privilegien überhaupt nur zur Verstärkung und zum Schutze der an und für sich bereits rechtsbeständig vorhandenen Einrichtung.

Nach den Lehrgegenständen scheidet sich die Universität in Fakultäten. Für diese Einteilung fällt aber bereits der Charakter als Lehranstalt ins Gewicht. Auf die Universität als Genossenschaft wirkt die Scheidung nur insofern zurück, als bisweilen Streitigkeiten zur Trennung der Fakultäten in selbständige, an demselben Orte nebeneinander bestehende Universitäten führen. So trennen sich zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Bologna infolge des Anspruchs der Juristen, daß der Rektor zu ihnen gehören müsse, Theologen, Mediziner und Artisten von den juristischen Fakultäten der Kanonisten und Legisten, so daß zwei Scholarenkorporationen bestanden, die sich wiederum nach Nationen schieden.

Noch schärfer und allgemein tritt die Scheidung nach Fakultäten da hervor, wo es sich um die Lehranstalt handelt, in den Doktorenkollegien. Mit der genossenschaftlichen Zusammenschließung der Schulen zur Universität verwandelt sich der freie Beruf des Lehrers nicht etwa in ein von der Obrigkeit übertragenes Amt; wohl aber wird, ähnlich wie in den Zünften der Handwerker, die Zulassung zu dem Berufe abhängig von der Aufnahme in die Gemeinschaft der Lehrenden. Nur durch diese selbst kann die Aufnahme eines neuen Lehrers erfolgen, nach vorangegangener Prüfung seiner Befähigung in den feierlichen Formen der Promotion, die durch langjähriges Studium von sechs bis acht Jahren bedingt ist und in Bologna nach einer Bestimmung

[1]) Vgl. zum Beispiel für Bologna v. Savigny a. a. O. S. 180.

Papst Honorius des Dritten von 1219 zur Verhütung der Promotion Unwürdiger der Genehmigung des Archidiakonus bedarf. Da die Promotion sich in verschiedenen Abschnitten vollzieht, entstehen die Zwischenstufen des Bakkalaureus und des Lizentiaten, denen gleich den älteren Scholaren unter Umständen schon eine beschränkte Lehrerlaubnis erteilt wird. Die Aufnahme in die Gemeinschaft der Lehrenden zu vollem Rechte durch die Promotion begründet das Meisterrecht der Gelehrtenzunft, die Stellung des Doktors. Vielfach sehen aber die Juristen diese Bezeichnung als ihr besonderes Vorrecht an und wollen den Lehrenden der anderen Fakultäten nur die Bezeichnung eines Magisters, die übrigens auch bei den Juristen selbst vorkommt, zugestehen.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert entwickelt sich der zuerst in dem Privileg des Papst Gregors des Neunten für Montpellier von 1233 ausgesprochene Grundsatz, daß die Promotion an einer Universität auch von den anderen anzuerkennen ist. Mannigfach bestritten und durchbrochen, ist er doch im vierzehnten Jahrhundert zu allgemeiner Anerkennung gelangt.

Nicht alle Doktoren machten aber von der Lehrerlaubnis, die sie durch die Promotion erlangt hatten, Gebrauch. Für manche handelte es sich bloß um den Erwerb eines hochangesehenen Titels, der als äußeres Zeichen ihrer wissenschaftlichen Befähigung ihr Fortkommen in anderen Berufsarten, besonders im Staatsdienste, erleichtern sollte. So unterschied man bereits sehr früh zwischen den doctores legentes und non legentes.

Andererseits hat das Doktorenkollegium wie jede mit besonderen Vorrechten ausgestattete Genossenschaft das Bestreben, sich abzuschließen und die Vorrechte sich selbst und den nächsten Angehörigen zu sichern. So wurde es in Bologna sehr bald Sitte, daß, wenn auch die Lehrerlaubnis ohne weiteres mit der Doktorwürde verknüpft war, in die Promotionsfakultät, die über die Verleihung der Doktorwürde entschied, doch nur die Doktoren aus Bologna selbst eintraten. Nun verpflichteten sich aber 1295 die Mitglieder der Fakultät eidlich, keinen anderen Bolognesen zu promovieren als ihre eigenen Söhne, Brüder oder Neffen. Gegen diesen äußersten Mißbrauch des Selbstergänzungsrechts schritt die Stadt ein. Nach langen Kämpfen mußte die Fakultät endgültig nachgeben und 1304 auch Bolognesen, die mit Mitgliedern der Promotionsfakultät nicht verwandt waren, promovieren [1]). Dafür wird nunmehr die Mitgliedschaft der Promotionsfakultät von der Doktorwürde getrennt. Auch die Bolognesen werden mit Erlangung der Doktorwürde nicht mehr ohne weiteres Mitglieder der Fakultät. Letztere schließt sich zu einer bestimmten Zahl von ordinarii ab, die Bologneser Familien angehören müssen, allein über die Aufnahme neuer Doktoren entscheiden und gewisse Vorrechte bei ihren Vorlesungen genießen. Daneben bestellt die Fakultät einzelne extraordinarii, die bei Vakanzen in die Zahl der ordinarii einrücken.

[1]) Auf den großen Schaden, den diese Selbstsucht der Schule zu Bologna zufügte, weist nachdrücklich v. Savigny a. a. O. S. 209 hin.

Das Verhältnis des Lehrers zu seinen Schülern ist ein privatrechtliches Kontraktsverhältnis. Für seine Vorlesungen bezieht er ein Honorar, das er entweder selbst bestimmt oder die Zuhörer, die bei ihm hören wollen, als Gesamtsumme mit ihm vereinbaren.

Seit 1289 entstehen in Bologna auch dauernd einzelne besoldete Lehrstellen, aber zunächst außerhalb jedes Zusammenhangs mit der Promotionsfakultät. Es waren sogar anfangs nicht einmal die besonders hervorragenden Lehrer, welche Besoldung bezogen. Die Stadt gab das Geld, und die Scholaren wählten immer für ein Jahr denjenigen, der ihnen für die Besoldung bestimmte Vorlesungen zu halten hatte. Dabei waren die Scholaren keineswegs auf die Mitglieder der Promotionsfakultät beschränkt, sondern konnten unter denen wählen, die überhaupt Vorlesungen halten durften. Die Besoldungen werden aber immer mehr üblich und gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Regel, während die Scholarenwahl verschwindet. So wurden es, wenn nicht rechtlich, so doch tatsächlich die Mitglieder der Promotionsfakultät, welche die Besoldung bezogen.

Die anderen ober- und mittelitalienischen Universitäten, mochten sie durch ausgewanderte Scholaren oder infolge der Bemühungen einer Stadtgemeinde begründet sein, entsprechen durchweg in ihrer Lehrverfassung dem Vorbilde nach Bologna. Überall findet sich nebeneinander die Doktorwürde, welche die Befugnis zum Halten von Vorlesungen gewährt, aber zum großen Teile nur als Auszeichnung erstrebt wird, Promotionsfakultät oder Doktorenkollegium als ein sich selbst ergänzender, geschlossener Kreis von Lehrern, dem die Vornahme der Promotionen zusteht, und die besoldeten Professoren, für die die Stadt eine Besoldung aussetzte, und die alljährlich von den Scholaren gewählt wurden.

Wenn später die Wahlrechte der Scholaren beseitigt wurden und der Staat das Ernennungsrecht für die Professuren, die er besoldete, in Anspruch nahm, so zum Beispiel die Republik Venedig für die Universität Padua vorübergehend seit 1445 und dauernd seit 1560, so fällt diese Einwirkung der Staatsgewalt doch im wesentlichen in eine verhältnismäßig sehr späte Zeit. Soweit die italienischen Universitäten für Deutschland überhaupt von vorbildlicher Bedeutung geworden sind, waren sie es jedenfalls nur als freie, vom Staate unabhängige Genossenschaften.

Es waren also genossenschaftliche Elemente der verschiedensten Art, auf denen die Universitätsverfassung sich aufbaute. Die Grundlage bildet die von Hause aus nur aus Fremden bestehende herrschende Genossenschaft der Scholaren, aus deren Mitte der Rektor hervorgeht. Ihr gegenüber, aber doch der Universität untergeben, steht der durch die Promotion sich selbst ergänzende Lehrkörper, der das entgegengesetzte Bestreben hat, sich auf den Kreis der Einheimischen zu beschränken und alle Fremden auszuschließen. Innerhalb des Lehrkörpers der lesenden Doktoren bilden sich wieder die engeren Kreise der sich selbst ergänzenden Promotionsfakultät und der von den Scholaren gewählten Lehrer, denen die Stadt eine Besoldung gewährt.

Diese Genossenschaft steht den weltbeherrschenden Mächten des Papsttums und des Kaisertums in voller Unabhängigkeit gegenüber. Insbesondere zeigt sich der Einfluß der Kirche so abgeschwächt, wie dies bei ihrer sonstigen Macht nur denkbar war. Zu der Stadtgemeinde, in der sie ihren Sitz hat, steht die Universität eher in dem Verhältnisse einer gleichberechtigten Genossenschaft, als in dem der Unterordnung. Die Universität gibt sich selbst Gesetze, regiert sich selbst und ergänzt sich selbst. Sie ist die freieste, zum dauernden Wirken berufene wissenschaftliche Gemeinschaft, die je bestanden hat.

Zur Unterstützung armer Scholaren entstanden namentlich im vierzehnten Jahrhundert mannigfache Stiftungen. Von besonderer Bedeutung war in Bologna das 1364 von Kardinal Albornoz begründete Kollegium des heiligen Clemens, das eine besondere korporative Verfassung besaß, unter Leitung eines Rektors stand und den Mitgliedern Unterhalt für acht Studienjahre bot.

§ 2. Die kirchlichen Universitäten in Frankreich und England [1]

Wie für die freien Universitäten Italiens Bologna, so bildet für die kirchlichen Universitäten in Frankreich und England Paris den Grundtypus. Ebensowenig wie Bologna ist Paris die bewußt gewollte Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt, sondern die Universität ist aus den Bedürfnissen des wissenschaftlichen Lebens heraus auf genossenschaftlicher Grundlage erwachsen. Diese Bedürfnisse haben sich nur in ganz anderer Weise Geltung verschafft als in Ober- und Mittelitalien und daher auch eine wesentlich abweichende Verfassungsbildung hervorgebracht.

Den Ausgangspunkt bilden auch in Frankreich einzelne Schulen. Während aber in Italien das Recht der ursprüngliche und wichtigste Lehrgegenstand war, die anderen Lehrfächer sich erst allmählich entwickeln, ist es in Frankreich hauptsächlich die Theologie und die ihren Zwecken dienende scholastische Philosophie, der sich zunächst die einzelnen Lehrer und dann die aus ihrer Tätigkeit hervorgegangenen Schulen widmen. Auf diesem Boden konnte weder eine weltliche Wissenschaft, noch eine freie, sich ihr widmende Genossenschaft erwachsen. Aus den wichtigsten Lehrgegenständen folgt von selbst die Aufsicht und der Einfluß der Kirche. Diese kirchlichen Befugnisse überträgt der Bischof einem Mitgliede des Domkapitels, in Paris schon im zwölften Jahrhundert dem Kanzler, anderswo, wie in Angers und Orleans, dem Scholaster, in Oxford noch 1219 einem vom Bischofe beliebig gewählten Mitgliede des Domkapitels. Erst unter dem Einflusse des Pariser Vorbildes wird es allgemein üblich, den Kanzler mit dieser Aufgabe zu betrauen.

Unter dem Mitgliede des Domkapitels stehen die einzelnen Lehrer und Schulen zunächst ohne genossenschaftlichen Charakter. So beruft noch 1290 in Orleans der Scholaster das Kapitel und die Lehrer zu einer Versammlung

[1] Vgl. v. Savigny a. a. O. S. 337 ff.; Paulsen a. a. O. S. 251 ff.; Denifle a. a. O. S. 64 ff.; Kaufmann a. a. S. 280 ff.; Stein a. a. O. S. 29 ff.

und bestimmt, daß künftig, damit jeder eine genügende Anzahl von Schülern habe, nur fünf Kanonisten und fünf Zivilisten ordinarie lesen dürften, über diese Zahl hinaus wolle er niemals einem Lehrer die Erlaubnis erteilen. Etwas früher hatte sich in Paris das genossenschaftliche Leben entwickelt. Ein Angriff der Bürger auf Scholaren führt 1200 zu einer gemeinsamen Klage der Magister beim König, der darauf den Scholaren eine privilegierte Gerichtsbarkeit vor dem Bischof und seinem Offizial verleiht. Als dann der Bischof 1207 die Residenzpflicht des Kanzlers einführte, um durch ihn als ständigen Vertreter die Gerichtsbarkeit ausüben zu lassen, war die communitas scholarium, unter der Lehrer und Schüler begriffen sind, bereits vorhanden. In dem folgenden Jahre ist die universitas magistrorum schon in voller Wirksamkeit und ernennt einen Ausschuß von acht Mitgliedern, um ein Statut über Tracht der Magister, Vorlesungen und Leichenbegängnisse abzufassen.

Die weitere Entwicklung der Verfassung der Pariser Universität beruht nun auf dem Kampfe der Magisterkorporation, welche die Herrschaft für sich erstrebt, gegen den Kanzler. Die Universität findet dabei Unterstützung in der päpstlichen Politik, wie sie auch bei der Begründung der Bettelorden zum Ausdrucke gelangt, die Macht der selbstständigen kirchlichen Lokalgewalten zu brechen durch nur von ihr abhängige Gemeinschaften. Die Erringung der Unabhängigkeit vom Kanzler beeinträchtigt daher in keiner Weise den kirchlichen Charakter der Universität überhaupt.

Streitpunkte zwischen Universität und Kanzler ergaben sich dabei überall, zunächst in bezug auf die Gerichtsbarkeit und die Erteilung der Lehrerlaubnis, der Lizenz. Hierüber kam im Jahre 1213 zwischen beiden ein Vertrag zustande. Der Kanzler verpflichtet sich, Scholaren nur bei Verbrechen und Fluchtverdacht zu verhaften und die Beschwerde an den Bischof oder seinen Offizial offen zu lassen, ferner Geldstrafen nur unter gewissen Voraussetzungen und nicht zum Zwecke der eigenen Bereicherung zu verhängen und die Lizenz niemandem zu versagen, den die Magister als geeignet empfehlen, wogegen es ihm unbenommen bleibt, die Lizenz auch ohne Prüfung und Empfehlung der Magister zu gewähren. Zwei Jahre später faßte der päpstliche Legat Robert de Courcon die bisherigen Bestimmungen in einem Statut zusammen, das jedoch dem Kanzler die Erteilung der Lizenz ohne vorherige Prüfung und in artibus vor dem einundzwanzigsten, in der Theologie vor dem fünfunddreißigsten Lebensjahre verbot. Neue Kämpfe um das vom Papste bereits anerkannte Recht, genossenschaftliche Satzungen mit Strafgedinge zu erlassen, um das eigene Siegel und um Sühne für Mißhandlung der Scholaren führten dann zeitweise die Einstellung der Vorlesungen und die Auswanderung der Universität herbei. Von neuem mußte der Papst einschreiten und durch die Bulle Parens scientiarum vom 13. April 1231 die Streitpunkte schlichten.

Die Universität besteht allerdings als universitas magistrorum et scholarium aus der Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden. Aber es war das Ergebnis

der bisherigen Entwicklung, daß stimmberechtigte Mitglieder der Genossenschaft nur die Magister waren. Das Zusammenwachsen der Universität aus den einzelnen Schulen wirkt in ihrer Verfassung auch noch insofern nach, als der Scholar nur als Schüler eines Magisters Mitglied der Universität wird und keine allgemeine Universitätsmatrikel, sondern nur eine solche der einzelnen Magister besteht.

Die Universität gliedert sich zunächst nach den Lehrfächern in Fakultäten. In Paris bestehen 1213 deren vier, Theologie, Recht, seit 1219 unter Ausscheidung des römischen Rechts beschränkt auf das kanonische, Medizin und Philosophie oder artes. Die drei ersten werden als die oberen Fakultäten den artes gegenübergestellt, das Studium in den oberen Fakultäten hat ein mehrjähriges Studium in den artes zur Voraussetzung, selbst das vorherige Bestehen der Magisterprüfung in den artes ist nicht ungewöhnlich. Die Magisterwürde wird daher in den artes schon mit einundzwanzig Jahren, in der Theologie nicht vor dem dreißigsten, nach dem Statut von 1215 sogar nicht vor dem fünfunddreißigsten erworben.

Mit der Einteilung in Fakultäten verquickt sich nun aber in eigentümlicher Weise diejenige in Nationen.

Aus denselben Gründen wie in Italien bilden sich schon sehr früh landsmannschaftliche Verbindungen der fremden Scholaren, die sich zu immer größeren Gemeinschaften zusammenschließen. Unter den Scholaren haben natürlich diejenigen das größte Ansehen und Gewicht, die bereits als magistri artium einen akademischen Grad erlangt haben und nunmehr in den oberen Fakultäten weiter studieren. Die magistri artium nehmen den ersten Platz ein, es folgen die, welche niedere Grade in den artes erlangt haben, und endlich die einfachen Scholaren ohne jedes Wahlrecht. So wird die ursprüngliche Verbindung der Scholaren aller Fakultäten zu einer solchen der Magister der Artistenfakultät. Die einfachen Scholaren treten als bedeutungslos in den Hintergrund, die Magister der oberen Fakultäten haben nie dazu gehört, weil sie nicht mehr gleichzeitig Scholaren waren. Infolge des Übergewichts der Magister ist daher die Gliederung nach Nationen zu einer Einteilung der Artistenfakultät geworden.

Die überlieferten vier Nationen, Gallier, Engländer oder später Deutsche, Picarden und Normannen, die in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwischen 1222 und 1244 rechtliche Organisation gewonnen haben müssen und zuerst 1249 in geschlossener Vierzahl auftraten, sind nun augenscheinlich nicht ursprüngliche, von selbst entstandene Landsmannschaften, sondern künstliche Einteilungen aus einer Zeit, als die Universität längst bestand. Die Einteilung in Nationen erfolgte zum Zwecke der Verwaltung und Disziplin. An der Spitze der einzelnen Nationen stehen Prokuratoren, die den Charakter von Exekutivorganen für Verwaltungszwecke haben. Sie werden von den Nationen, die ihre eigenen Statuten besitzen, gewählt.

Die Nationen bilden aber auch untereinander eine Einheit. An ihrer

Spitze steht der zuerst 1237 erwähnte Rektor, der von den Prokuratoren gewählt wird und gleich ihnen nur ein Exekutivorgan der Universität für Verwaltungszwecke gegenüber den Nationen bildet. Er soll daher namentlich, wie 1244 bestimmt wird, auf die Scholaren ein wachsames Auge haben. Wie nun aber infolge des Übergewichtes der magistri artium unter den Scholaren die Scholarenverbindung der Nationen aufging in der Artistenfakultät, so wurde der Rektor als Haupt der Nationen Vorsteher der Artistenfakultät.

Die Universität zerfällt demnach in sieben Gruppen, nach denen sie ihr Stimmrecht ausübt, die drei oberen Fakultäten und die vier Nationen der Artistenfakultät. Jede dieser Gruppen führt in gemeinsamen Universitätsangelegenheiten eine Stimme. An der Spitze der oberen Fakultäten stehen Dekane, an der Spitze der Nationen Prokuratoren, und die Nationen als Teile der Artistenfakultät werden wieder unter dem Rektor als gemeinsamem Haupte zusammengefaßt. Alle Wahlen der Vorsteher erfolgen nur für kurze Perioden. Die Universität als solche hat von Hause aus kein gemeinsames Haupt außer in dem Kanzler, der zwar über ihr steht, aber nicht das Haupt der Korporation ist.

Erst allmählich im Kampfe mit dem Kanzler ist der Rektor, wie aus dem Vorsteher der Nationen zu dem der Artistenfakultät und als solcher noch dem Dekane der oberen Fakultäten im Range nachstehend, zum Haupte der Universität geworden. Schon 1289 ist sein Vorrang vor den Dekanen der juristischen und medizinischen Fakultät und seit 1341 seine Stellung als Leiter der gesamten Korporation anerkannt. Der Ursprung seiner Stellung zeigt sich aber immerhin noch darin, daß nicht die Korporation, deren Haupt er ist, ihn wählt, sondern daß die Artistenfakultät in ihrer Gliederung nach Nationen der Universität den Rektor, der gleichzeitig Vorsteher der Artistenfakultät ist, stellt. Damit ist aber auch die Artistenfakultät vermöge der großen Zahl ihrer Magister, deren Übergewicht über die oberen Fakultäten sich in den vier Stimmen der Nationen ausprägt, zur ausschlaggebenden Fakultät der Universität geworden, obgleich ihre Lehrtätigkeit zum großen Teil nur Vorbereitung für das Studium in den oberen Fakultäten ist.

Im Gegensatze zu den freien Universitäten Italiens war in Paris die Unentgeltlichkeit der Lehre oberster Grundsatz. Es ist dies wesentlich bedingt durch den geistlichen Charakter der Universität überhaupt. Die Magister sind zum großen Teile Kleriker, ja geradezu Mitglieder der Mönchsorden. Die Ansprüche der Dominikaner, die sich den Beschlüssen der Universität nicht fügen wollten, führt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sogar zu einem schweren Konflikt der Universität mit den Bettelorden. Daß solche Lehrer nicht wie die italienischen Doktoren gewerbsmäßig um Geld lesen konnten, liegt auf der Hand. Wenn gleichwohl mehrfach, besonders in den oberen Fakultäten, die lesenden Magister auf eine bestimmte Zahl beschränkt werden, so handelt es sich dabei nur um die äußere Ordnung des Unterrichts und die Sicherung einer entsprechenden Zahl von Zuhörern. Die Magister

in den artes lesen zum Teil in der eigenen Fakultät und sind gleichzeitig Scholaren einer der oberen Fakultäten. Beim Mangel eigener Einnahmen aus dem Lehrberufe leben die Magister vielfach in höchst kümmerlicher Lage. Viele mußten sich gleich den Studenten durchschlagen, so gut es ging.

Während nun die Ordensbrüder, besonders die in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als Lehrende und Lernende in die Universitäten eindringenden Dominikaner in ihren Orden stets einen Rückhalt hatten, waren die übrigen Mitglieder der Universität dadurch in erheblichen Nachteil versetzt. Schon früh entstanden daher einzelne Stiftungen für arme Scholaren. Seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts werden aber auch besondere Kollegien begründet, um einer Anzahl nicht ordensangehöriger Magister und Scholaren Wohnung, Unterhalt und Bücher zu gewähren und ihre Lebenshaltung zu beaufsichtigen. Das erste und wichtigste dieser Kollegien war das 1257 von Robert von Sorbon, einem Kanonikus von Cambrai, gestiftete für Magister der artes, die nunmehr Theologie studieren wollten, die Sorbonne. Auch reiche Genossen konnten hier gegen Zahlung von Beiträgen Aufnahme finden. Die Mitglieder zerfielen in hospites und socii. Letztere, die einen theologischen Grad erworben haben mußten, sechsunddreißig an Zahl, führten die Verwaltung und wählten jährlich einen Prior, der mit den vier ältesten socii das Kollegium leitete. Die oberste Aufsicht führte der von den Spitzen der Universität gewählte Provisor. Als Zweiganstalt sorgte das Kollegium Calvi für die Vorbereitung von Knaben und Jünglingen zum Erwerbe der Lizenz in den artes. Nächst der Sorbonne war das 1305 durch Testament der Königin Johanna, der Gemahlin Philipps des Schönen, begründete Kollegium Navarra oder von Champagne das wichtigste. Es diente nur für Franzosen, welche die Würde eines Magisters der Theologie noch nicht erworben hatten. Neben diesen gab es aber noch eine Reihe anderer Kollegien von geringerer Bedeutung.

Der Verfassung der Pariser Universität schlossen sich im allgemeinen die anderen französischen Universitäten an. Die bemerkenswerteste Ausnahme bildet Montpellier, das der Verfassungsbildung der italienischen Universitäten folgt.

Das Pariser Vorbild war aber auch von maßgebender Bedeutung für die englischen Universitäten Oxford und Cambridge.

In Oxford entwickelte sich eine Korporation der Magister aus dem dort herrschenden wissenschaftlichen Leben ungefähr gleichzeitig mit der Pariser Universität im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Trotz der gemeinsamen Grundzüge, die man vielfach auf eine einfache Übernahme der Pariser Einrichtungen zurückgeführt hat, zeigt doch die Oxforder Verfassung mannigfache Abweichungen. Obgleich der Kanzler ursprünglich Vertreter des Bischofs gegenüber den Schulen und der Universität ist, fehlen doch die schweren Kämpfe zwischen dem Kanzler und der Korporation. Mindestens seit 1322 ist der Kanzler zu einem von der Genossenschaft gewählten Beamten geworden, so daß zur Ausbildung des

Rektorats aus der Genossenschaft heraus keine Veranlassung vorlag. Die Abstimmung in den Versammlungen der Universität vollzieht sich ferner nicht nach Nationen und Fakultäten, und damit wird deren Stellung eine wesentlich andere. Endlich ist die Bedeutung der Kollegien, die vielfach im Besitze des Promotionsrechts sich befinden und sich jeder Überwachung durch die Universität entziehen, eine viel größere wie in Paris.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Oxford entstand auch die Universität Cambridge. Doch tritt bei dieser minderbedeutenden Universität die bewußte Nachahmung Oxforder Einrichtungen klar hervor. Wenigstens sind die Stellung des Kanzlers, das Verhältnis der Magisterkorporation zu den Fakultäten und Nationen und die hohe Bedeutung der Kollegien dieselben wie in Oxford.

Trotz mannigfacher Verschiedenheiten zeigen die Universitäten kirchlichen Ursprungs und Charakters überall gemeinsame Grundzüge. Die Universität hat sich zunächst mit dem kirchlichen Aufsichtsorgan über die Schulen, dem Kanzler, rechtlich auseinanderzusetzen und vermag dies nur mit Hilfe der obersten kirchlichen Gewalt, des Papstes. Sie ist ferner nicht eine Korporation der Scholaren, sondern der Magister, welche als die allein vollberechtigten Mitglieder die Verwaltung der Korporation führen und die leitenden Organe wählen. Selbst die ebenso wie an den italienischen Universitäten vorhandenen Bestrebungen nach landsmannschaftlicher Gliederung der Scholaren führen schließlich doch wieder dahin, daß die Scholarenverbindungen der Nationen in der Magisterkorporation aufgehen. Wenn sich auch mannigfach das Bestreben zeigt, die zum Lesen zugelassenen Lehrer auf eine bestimmte Zahl zu beschränken, so fehlt es doch an besonderen Promotionsfakultäten und Doktorenkollegien; die überhaupt lesenden Magister entscheiden auch über die Verleihung der akademischen Grade. Aus dem kirchlichen Charakter ergibt sich die Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Es konnten sich somit auch keine besoldeten Lehrämter herausbilden. Die Kollegien haben daher nicht nur für die Scholaren, sondern auch für die Lehrer eine erheblich größere Bedeutung erlangt als in Italien und drohen in ihrer höchsten Blüte die Universitätsverfassung geradezu zu sprengen. Auch hier sind es überall genossenschaftliche Elemente, die, von der Kirche nicht gebildet, aber von ihr geleitet und ihr dienend, als Genossenschaft der Magister in mannigfacher Gliederung und als Kollegien die Universitätsverfassung ausmachen. Die weltliche Gewalt steht diesen Genossenschaften, wie der Kirche überhaupt, nicht als Obrigkeit gegenüber, sondern mit ihrem schützenden Arm zur Seite.

§ 3. Die Staatsuniversitäten in Neapel und Spanien[1])

Das süditalienische Königreich Kaiser Friedrichs des Zweiten, der erste absolute Beamtenstaat des Mittelalters im Abendlande, hat auch das durch-

[1]) Vgl. v. Savigny a. a. O. S. 332 ff.; Denifle a. a. O. S. 452 ff.; Kaufmann a. a. O. S. 322 ff.

aus moderne Erzeugnis einer Staatsuniversität zutage gefördert. Süditalien bedurfte eine solche zur Heranbildung seiner Beamten. Bei der Feindschaft der Hohenstaufen gegen die lombardischen Städte und ihrer Abneigung gegen alles genossenschaftliche, dort erwachsene Leben konnte die süditalienische Monarchie weder den Besuch der anderen Universitäten für ihre Staatsangehörigen zulassen, noch eine solche genossenschaftlicher Art begründen.

Über Entstehung und Entwicklung der besonders als medizinische Schule berühmten Universität zu Salerno ist bisher zu wenig bekannt. Es kommt deshalb hier nur Neapel in Betracht.

Die 1224 von Kaiser Friedrich dem Zweiten begründete Universität hat von Anfang an den scharf ausgeprägten Charakter der Staatsanstalt, wie er durch die Tatsache allein, daß es sich um eine königliche Stiftung handelte, nicht geboten war. Es fehlt daher jeder Ansatz zu einer genossenschaftlichen Gemeinschaft der Lehrenden oder der Lernenden. Die Stiftungsurkunde wird vom Kaiser erlassen. Er begründet damit lediglich eine staatliche Veranstaltung im Interesse seiner Untertanen, denen der Besuch auswärtiger Universitäten für die Zukunft verboten wird. Auch soll die Universität die einzige im Königreich sein. Als Staatsanstalt ohne genossenschaftlichen Charakter kann die Universität kein Statut im Sinne einer autonomen Satzung haben; alle rechtlichen Ordnungen für die Universität werden vom Kaiser erlassen.

Die Scholaren erhalten die Zusicherung besonderen Schutzes und einen privilegierten Gerichtsstand vor dem Bischof oder ihrem Lehrer entsprechend der Auth. Habita, daneben vor dem königlichen Justitiar, dem die Strafsachen ausschließlich vorbehalten sind. Das Organ des Staates gegenüber der Universität ist der königliche Großkanzler, der mit den kirchlichen Kanzlern der französischen und englischen Universitäten nichts zu tun hat. Von ihm sind die Anstellungen der Lehrer abhängig, er ordnet die Promotionen an und bestimmt die Personen, welche zu prüfen haben. Seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts erscheint als sein Gehilfe ein aus der Zahl der Lehrer dauernd ernannter Rektor.

Doktor bezeichnet auch hier denjenigen, der an der Universität zu lehren berechtigt ist. Da die Universität aber nicht eine freie Genossenschaft, sondern eine staatliche Anstalt bildet, so ist der Lehrberuf selbst Staatsdienst und wird durch die Promotion unter staatlicher Autorität begründet. Soweit jemand von der durch die Lizenz erworbenen Lehrbefugnis keinen Gebrauch macht, sind die akademischen Grade staatlich verliehene Titel.

Mit den genossenschaftlichen Elementen fehlt auch jede erhebliche Selbstverwaltung der Universität. Ihre Verwaltung ist eine rein bureaukratische durch die staatlichen Behörden. Nur die Beisitzer zum Gericht des Justitiars werden von den Scholaren nach drei Nationen (Ultramontane, Nord- und Süditaliener), der Mietsausschuß von den Professoren und Scholaren gewählt, während beim Marktgericht beide zusammenwirken [1]).

[1]) Den fehlerhaften Einrichtungen schreibt es v. Savigny a. a. O. S. 330 zu, daß die Universität Neapel stets unbedeutend geblieben ist.

An das Vorbild von Neapel schließen sich im wesentlichen die spanischen Universitäten an, wenn sich auch bei ihnen noch andere Einflüsse geltend gemacht haben. So werden Palencia von Alfons dem Achten mindestens zehn Jahre früher als Neapel, später Salamanca (1243), Lerida (1305), Hueska (1354) und in Portugal Lissabon-Coimbra (1290) begründet. Alle diese Universitäten sind Stiftungen der Könige, Staatsanstalten, und für Staatszwecke, die wissenschaftliche Ausbildung der Staatsangehörigen, bestimmt. Der Einfluß von Bologna führt aber wenigstens zu einer genossenschaftlichen Verfassung der Scholaren, soweit sie nicht Stadtangehörige sind, mit selbst beschlossenen Statuten und einem gewählten Rektor, dem auch die stadtbürtigen Scholaren untergeben sind. Die Stadt andererseits sorgt für die nötigen Räumlichkeiten, beruft und besoldet die Lehrer. Wenn hierin der Typus der italienischen Universitäten wiederkehrt, so übt doch auch der König, dessen Stiftung die Universität ist, einen weitgehenden Einfluß aus. Sein ständiges Organ ist der Kanzler, der zwar aus den Mitgliedern des Domkapitels bestellt wird, aber sein Amt, wie der König für Lerida ausdrücklich bestimmt, keineswegs als ein kirchliches bekleidet. Wohl aber wird das Kapitel zu Zuschüssen für die Universität verpflichtet. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unternimmt das Gesetzbuch König Alfons des Zehnten eine allgemeine gesetzliche Regelung, welche die Errichtung von Partikularstudien den Bischöfen und städtischen Obrigkeiten gestattet, die von Generalstudien für einen Vorbehalt des Königs, des Papstes oder des Kaisers erklärt und die freie Scholarenverfassung anerkennt.

Ein päpstliches Privilegium erschien für die Staatsuniversitäten selbst bei Begründung des Studiums der Theologie nirgends erforderlich, ist auch für die meisten, insbesondere für Neapel, niemals erteilt worden, ohne daß dadurch ihre allgemeine Anerkennung beeinträchtigt wurde. Wenn die anderen italienischen Universitäten die Promotionen in Neapel nicht für sich gelten ließen, so liegt dies keineswegs an dem Mangel des päpstlichen Privilegiums, sondern beruht auf Gegenseitigkeit, da auch in Neapel die auswärtigen Promotionen keine Anerkennung fanden. In Spanien werden daher geradezu König, Papst und Kaiser als Stifter von Universitäten gleichgestellt.

(Schluß folgt)

Aus einer verklingenden Welt

Roman

von

Theophile von Bodisco

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel

Spannungen

Die ganze Weihnachtszeit über und darüber hinaus hatte Magnus nur für Irene gelebt. Ihm war, als sei ihm die Schwester jetzt unzertrennlich und für ewig verbunden. Sie sprachen nicht von dem, was sie getan und durchlitten, aber es zitterte in beider Gefühl nach und stand immer vor ihnen wie ein wunderbar leuchtendes Erleben. Die Spannung in seinem Verhältnis zu ihr wurde eine überaus hohe: er wähnte, der einzige zu sein, der sie ganz verstand. Ihm, dem der Entschluß erst geboren wurde, wenn seine Seele durch Unermeßlichkeiten gegangen, wenn sein Gefühl im starken Pendelschlag geschwungen hatte, blieb es verschlossen, daß Irene so hatte handeln müssen, aus der gewissen Vereinfachung ihrer Natur hinaus, die sie bestimmte. Daher fühlte er es auch nicht, daß er sie übersteigerte, ja überanstrengte, weil sie ihm gegenüber die Höhe nicht mehr verlassen konnte, die er ihr gab. Ihm war jetzt alles vor ihr zurückgetreten, selbst Barbara. Es war eine längere Zeit vergangen, daß er nicht bei ihr gewesen war. Vielleicht auch handelte seine Seele überlegt im Schleier des Unbewußten, denn in der Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, hätte er die Freundin nicht hineinbeziehen können, und Irene, das fühlte er wohl, strebte eben instinktiv von Barbara fort. Doch es kam der Tag, da ihn Sehnsucht erfaßte nach einem Gespräch mit ihr, da ihr Bild sich in lockenden Farben in seinem Bewußtsein spiegelte. Es stand vor ihm, wie sie vor einigen Wochen lebhaft über Bergson gesprochen hatten, und er nahm das Werk vor, das sie so gerühmt hatte, um wieder darin zu lesen. Dann, erfüllt vom neuen Gedankeninhalt, begab er sich zu ihr. Es war ein Witterungswechsel eingetreten, der Schnee hatte sich in den Straßen in eine breiige, graubraune Masse aufgelöst. Die Bürgersteige wurden aufgeeist, von den Dächern begann es zu tröpfeln. Ein dichter Nebel stieg auf, die hohen Kirchtürme waren wie abgeschnitten. Das Pelzwerk fühlte sich feucht an. Als Magnus in das Gobelinzimmer trat, waren

seine Nerven nach dem nebelhaften Straßenbild auf das angenehmste überrascht durch den Duft, die Wärme und die Farben, die ihm entgegenstrahlten. Mit golddurchwirkter, altertümlicher Decke zugedeckt, lag Barbara auf dem großen Sofa und blätterte in einem illustrierten Band französischer Literaturgeschichte. Die alten Kupfer lächelten ihr graziös entgegen, das braune Leder schmiegte sich ihr weich in die Hand, der feine Duft einer leichten Zigarette stieg empor, und an der Hand, die sie zu den Lippen führte, leuchtete ein großer Smaragd, der von Diamanten umfaßt war. Freudig streckte Barbara Magnus die Hand entgegen und rief: „Endlich erinnern Sie sich wieder einmal meiner!"

Er lehnte sich behaglich in den weichen Stuhl zurück und sagte: „Erinnern? Ja, waren Sie denn fort aus mir? Aber darin haben Sie recht — Sie waren in einem anderen Bewußtseinsfeld." — „Kurzum, Sie hatten mich doch ein wenig vergessen", sagte sie und sah ihn mit einem Blick an, der ihm auffiel und ihm eine leichte Unruhe gab, die in ihrer Fremdheit überraschend wirkte. Da er nicht sogleich antwortete, fuhr sie fort: „Sie haben wohl gearbeitet, was war es?" — „Nein, ich habe nichts gearbeitet, woran sollte ich denn arbeiten? Ich weiß ja jetzt selbst nicht, was ich mit mir anfangen werde", sagte er, sie gerade ansehend und durch seinen Blick ihr Gesicht so beherrschend, daß es ernst und ihm wieder vertraut wurde.

„Ich liebe das an Ihnen, daß Sie nicht gleich immer wissen, wohin Sie gehen sollen", sagte sie. „Es gibt so tausend Wege im Leben. Goethe — sagen wir, er wäre es gewesen, alles Gute wird ihm doch immer zugesprochen —, also er sagt, daß der allzufrüh Fertige nie ein Fertiger werde. Auch Sie müssen sich aus weiten Umkreisen die Welt zusammensuchen."

„Ich bedaure es jeden Tag, daß ich keine ausgesprochene Veranlagung zu etwas habe." — „Ein Tag wird kommen, da werden Sie schon wissen, wozu Sie bestimmt sind." Seine Augen sahen sie verträumt an: „Ich weiß nicht," sagte er, „als Knabe hatte ich nur den einen Gedanken: fort aus der baltischen Enge, in ein Kulturland. Da hielt mich aber das Leben auf der Universität." — „Vielleicht auch ein wenig die Eitelkeit? Weil Sie doch solch eine bevorzugte Stellung dort einnahmen?" — „Nein, nicht Eitelkeit," sagte er abwehrend, „es war doch wohl mehr ein Gefühl von Verantwortlichkeit. Sie hingen an mir und glaubten an meine Worte. Warum muß ich mich so oft verantwortlich fühlen?" — „Vielleicht sollen Sie ein Führer sein?" — „Ein schöner Führer, der den Weg verschleiert sieht!" — „Aber, Magnus, jetzt sind Sie nicht weise. Der Führer braucht doch nicht den Weg schon zu kennen, er soll nur überhaupt wissen, in welcher Richtung das gelobte Land liegt."

Er sah sie überrascht an. Es war etwas in seinem Blick, über das sie lächeln mußte. Er versank in Schweigen, denn sie konnten oft zusammen schweigen, ohne das im geringsten als drückend zu empfinden. Endlich fragte er sie, sie voll Teilnahme ansehend, was sie denn unterdessen getrieben habe?

Sie sah vor sich hin. Wenn sie aufrichtig war, gab es nur eine Antwort: sie hatte etwas ganz Neues auf sich wirken lassen. Sollte sie ihm das eingestehen? Er war ihr Freund, etwas trieb sie dazu, sich ihm mitzuteilen, ein anderes aber hielt sie wieder davon ab. Sie wählte einen Mittelweg, indem sie es sagte und doch zugleich verschwieg:

„Ich habe nichts anderes getan, als was ich sonst auch immer tue — ich habe gelebt. Aber diesmal hat mir das Leben neue Farben vorgemalt. Denken Sie sich, daß ich neulich sogar im Theater der Esten gewesen bin, zu einem Konzert. Es war mir recht interessant, die Typen dort zu studieren." Es habe sie interessiert, die jeunesse dorée des andern Volkes zu sehen und auch die Damen, die soviel moderner aussähen als die deutschen Damen. Sie hätten so etwas Nordisches und wären in Gestalt und Gebärde nach europäischen Vorbildern gemodelt. Sie sprach von der Romantik der Tschaikowskischen Musik, und wie sehr doch die Musik das Denken ablöse durch die Empfindung.

Magnus hörte aufmerksam zu, aber nicht so sehr auf den Inhalt ihrer Worte, als viel mehr auf den neuen Ton, der ihm entgegenklang und der ihn befremdete. Er hatte die Stirn in Falten gezogen, rauchte und sah vor sich hin: „Sind Sie denn allein da gewesen?" fragte er. Sie wechselte die Farbe und sah ihn nicht an, als sie erzählte, daß Rjasin, der Offizier, der bei ihr lebe, und den sie jetzt häufig gesehen hätte, sie begleitet habe. Ohne eine Äußerung von ihm abzuwarten, begann sie über Rjasin zu sprechen. Sie erzählte, wie er sie neulich überrascht hätte: sie wäre aufs Land hinausgefahren, die Pferde wären kaum zu bändigen gewesen. Sie habe schließlich Furcht empfunden und befohlen, wieder umzukehren, da hätte der Kutscher sich gewandt und gelacht, und siehe da, es wäre Rjasin gewesen. Er hatte ihr zeigen wollen, was für Pferde sie besäße. „Ja, er ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch und dabei so natürlich. Er hat mir auch von seiner Mutter erzählt. Jetzt soll sie zwar dick und phlegmatisch sein, aber eigentlich ist sie eine Schönheit gewesen, eine Grusinierin. Wie er damals den Pferden ihre wahre Natur wiedergab, so ist es mir erschienen, als bedürften auch wir Menschen bisweilen einer Leitung, die uns zu unserer wahren Natur zurückführt."

Sie hatte lebhaft gesprochen, ihre Wangen waren gerötet, die braunen Augen strahlten. Sie faltete die Hände über dem Knie und wippte mit dem Fuß auf und ab. Magnus rückte unwillkürlich ab von ihr. Wie aus dem Nichts herausgeboren, hatte es sich zwischen sie und ihn geschoben, wie eine Glaswand. Er sagte nichts, es sah aus, als grüble er intensiv. Sie glaubte, er habe ihr nicht zugehört und langweile sich, und das enttäuschte, ja irritierte sie derart, daß sie sich selbst darüber wunderte. Sie fragte nun nach Irene, und da richtete er sich gerade auf, und ein Leuchten trat auf seine Züge. Er sprach von der gelösten Verlobung, und daß er es überaus bewundere, daß sie den Mut gehabt habe, die volle Konsequenz ihrer Grundeinstellung zu tragen. „Ich verstehe es nicht," sagte sie, „gegen alles Ver-

standesgemäße könnte ich kämpfen, nie aber gegen mein eigenes Herz." — „Aber wenn ein höheres Gefühl auftritt?" — „Nein, das verstehe ich nicht", beharrte sie. „Aber das ist doch gerade das Wunderbare: Seele und Herz rangen miteinander, aber die Seele siegte." Barbara schwieg.

Magnus erhob sich und begann auf und nieder zu gehen. Er sprach dabei lebhaft, suchte es ihr auseinanderzusetzen, wie groß es wäre, sein kleines, separatistisches Gefühl für eine höhere Idee aufzuopfern. Wieder einmal sprach er zu ihr von der Heiligkeit des nationalen Empfindens, das ja auch die Echten und Guten unter ihnen alle jetzt erfaßt hätte, und er sprach leidenschaftlicher, widerspruchskräftiger, als er es sonst getan hatte. Sie aber hörte ihm mit Auflehnung des Gefühls zu, weil sie glaubte, daß er sie geringer einschätzte, da sie es nicht vermochte, das nationale Gefühl über das rein menschliche zu stellen. Als es ihm aber zum Bewußtsein kam, daß er echolos sprach, brach er ab und fragte, vor Barbara stehenbleibend: „Ja, ich rede und rede, aber Sie, wozu bekennen Sie sich denn eigentlich?" Sie sah zu ihm auf und sagte ruhig: „Ich bekenne mich zu mir selbst."

Die Einfachheit, die Selbstverständlichkeit, mit der sie dieses sagte, imponierten ihm. „Und wohin gehen Sie?" fragte er unwillkürlich lächelnd. — „Wohin die Götter mich führen." — „Wissen Sie es denn so gewiß, daß es eine Gottesführung ist und nicht Ihr eigenes Wollen, dem Sie sich hingeben?" — „Das weiß ich nicht. Ich überlasse mich." Sie dachte aber dabei: wozu wollen wir uns wehe tun, anstatt uns aneinander zu freuen? Er sagte, sich wieder neben sie setzend: „Man müßte oft gegen Sie sein, Barbara, aber man kann es nicht immer."

Ein eigentümliches Gefühl kam über sie. Sie dachte, wie es wohl auf sie wirken würde, wenn ihn jetzt ein so starkes Gefühl packte, daß er sie an sich risse? Würde das ihrem Schicksal eine andere Wendung geben? Aber das würde nicht geschehen, denn das Eruptive war etwas seiner Natur Fremdes. Es war ja Magnus, der neben ihr saß, der liebe Junge mit den blauen Augen und den um ein weniges zu schmalen Schultern, der Mensch war es, den sie nie aus ihrem Leben missen wollte, der ihr aber zu wenig in der Erde wurzelte. Es fiel ihr ein, daß sie in diesem Sommer während einer Bootsfahrt sich dieselbe Frage gestellt hatte. Es war Abend gewesen, milchweiß und regungslos lag die See. Sie waren fast lautlos über das Perlmutter geglitten, dem verblassenden Abendrot entgegen. Es war schön gewesen, zum Weinen oder zum Lieben schön. Eine Bewegung von ihm hätte vielleicht an diesem Abend alles ändern können, aber sie war nicht gekommen, diese Bewegung, und es hatte ihr gedünkt, als läge Kargheit in seiner Natur, nur Zärtlichkeit und Freundschaft flimmerten hier als matte Sterne ...

„Ich wollte eigentlich heute mit Ihnen über Bergson sprechen, Barbara."

Sie wandte sich ihm ganz zu, in sein Gesicht zu sehen: es war aufrichtig und klar. Sie unterdrückte einen leichten Seufzer: „Über Bergson," fragte

sie, „beschäftigt der Sie noch immer? Für mich ist er schon überlebt." Er fuhr auf: „Vor einigen Wochen noch bekannten Sie sich leidenschaftlich zu ihm?" — „Ja, damals habe ich widersprochen. Aber jetzt ist er mir wie entwertet."

In dem Augenblick öffnete sich die Tür. Etwas Buntes und Glitzerndes zeigte sich, ein Paar dunkle Augen, eine hastige Gebärde des Zurückweichens. „Ich bitte", sagte Barbara. Rjasin trat näher.

Er begrüßte sie nur flüchtig, seine ganze Aufmerksamkeit war auf Magnus gerichtet, der sich gerade lebhaft zu Barbara hingeneigt hatte, als er die Tür geöffnet. Sein Blick war messerscharf. Barbara stellte die Herren einander vor und erschrack vor der Kraft, mit der sich zwei Blicke kreuzten.

„Ich störe," sagte Rjasin, „wenn Sie erlauben, komme ich später wieder." — „Sie stören uns nicht, wir philosophierten." Um Rjasins Mund zuckte es, ohne ein Wort zu sagen, verneigte er sich und ging.

Während Barbara erleichtert aufatmete, warf Magnus das Papiermesser, mit dem er gespielt hatte, auf den Tisch und rief: „Was ist das für eine Flegelei!" Barbara lachte auf: „Lieber Magnus, es verlohnt sich wirklich nicht, sich zu ärgern. Die gesellschaftlichen Formen werden von diesem Menschen oft übersprungen." — „Aber es ist eine Unverschämtheit!" — „Ich bitte Sie, er glaubte wahrhaftig, was er sagte. Was könnten Sie hierbei tun, Sie können sich doch unmöglich von diesem ganz fremden Menschen, der Sie noch nie gesehen hat, in Ihrer Ehre verletzt fühlen?" — „Es handelt sich nicht um mich, sondern um Sie." — „Um mich? O, da müssen Sie schon so viel Vertrauen in mich haben, zu glauben, daß ich selbst damit fertig werde." — „Ich kann nicht behaupten, daß es für Ihre Freunde sehr beruhigend ist, daß Sie sich gerade solch einen Verkehr gewählt haben. — Ich möchte diesem Menschen nie mehr bei Ihnen begegnen."

Nun stieg auch in Barbara die Erregung auf, aber sie beherrschte sich und sagte ruhig: „Auch andere denken wie Sie, ohne es jedoch so strikt auszusprechen. Es ist fast tragikomisch, wie die Baronesse unseren Verkehr bewacht, auch Mattwei ist ablehnend. Mit einem Male verhält man sich zu mir, als könnte ich nicht bis drei zählen. Wenn Sie wollen, ist es schließlich ärgerlich, denn ich habe doch bisher in meinem Hause gemacht, was mir einfiel."

Sie fühlte, während sie sprach, daß sie ihn hatte verletzen wollen. Er sagte nichts, machte aber eine Handbewegung, die ihre Worte gewissermaßen auslöschte. Da stiegen Bitterkeit und Trauer in ihr auf. Sie empfand das alles wie unter ihrem Niveau. Zugleich aber glaubte sie zum ersten Male in aller Deutlichkeit, den Wert dessen zu erkennen, um das sie den stillen Kampf mit ihren Getreuen kämpfte. Ja, ein Gefühl von Frohlocken stieg in ihr auf, so daß ihr Herz höher schlug: ihr war, sie behüte einen leuchtenden, verborgenen Schatz. Sie sah nicht auf Magnus hin, erkannte nicht, was sich auf seinen Zügen abspielte, und so fehlte ihr jeglicher Übergang zu den

Worten, die jetzt an ihr Ohr schlugen. Daher auch drangen sie nicht wirklich zu ihr. Magnus bat sie, den Verkehr mit diesem Fremden abzubrechen, er halte dies für nötig und glaube als Freund, diese Bitte aussprechen zu dürfen.

Sie sah ihn fremd und leer an, wenigstens erschien ihm ihr Blick so. „Um einen Verkehr zu lösen," sagte sie, „gehören sich doch wohl zwei?" Nein, nie wird er darauf eingehen, rief es in ihr. „Sind Sie nicht mehr Herrin Ihrer selbst?" fragte Magnus. „Gerade weil ich es bin", sagte sie.

Er biß sich auf die Lippen, sah auf seine Hände, die er ineinander verschränkt hatte. Irgendwo tickte eine Uhr. Hatte die früher wirklich schon getickt? Es schien ihm, Barbara spräche von einem andern Ufer her. Jetzt wußte er es: etwas Unabwendbares war geschehen, irgendeine große Veränderung war in der Welt vor sich gegangen ...

„Warum soll man sich alles immer versagen, nur zu leicht erlöschen ja die Farben?" sagte ihre Stimme. War das noch Barbara, die da sprach? Seine Augen hafteten nirgends. „Leben Sie wohl," sagte er, mechanisch nach seinem Buche greifend, „aus den Bergson ist nun doch nichts geworden." — „Wollen Sie — müssen Sie schon gehen?" rief sie. Er sah nicht auf, er sagte nichts, er ging still hinaus.

*

Es mochte eine Stunde vergangen sein, da tönte die Stimme von unten ins Gobelinzimmer herauf. Sie schwoll an und sang, es klang, als riefe sie. Barbara saß hinabhörend da, ohne ihre Stellung zu verändern. Da, jetzt klang die Stimme nahe bei ihr, sprach sie nicht mit Mattwei? Barbara rührte sich nicht, aber ihr Herz begann dahinzujagen.

„Hatten Sie den Befehl gegeben, niemand vorzulassen?" fragte Rjasin. Er sah verstört aus und blieb an der Tür stehen. Barbara schüttelte den Kopf. „Es steht also nichts im Wege, daß ich hereinkomme?" fragte er ungeduldig.

Sie sah ihn erstaunt an, sie fühlte seine Erregung: „Ich bitte", sagte sie ruhig. — „Ich muß mit Ihnen sprechen", rief er. Sie erhob unwillkürlich abwehrend die Hand. „Doch, es muß sein, und zwar sofort! Wer war der Herr, der neben Ihnen saß?"

Die Frage war in so herrisch leidenschaftlicher Art getan, daß sie zurückfuhr: „Es war ein Freund von mir", sagte sie abweisend. „Sie sind nicht aufrichtig gegen mich gewesen!" — „Leonid Alexandrowitsch, ich bitte Sie, in welchem Tone sprechen Sie?" — „In dem Tone, den Sie aus mir herauslocken." — „Das leugne ich!" — „Ich muß es wissen, ich bitte Sie, Barbara Antonowna, in welcher Beziehung stehen Sie zu diesem Herrn?"

„Sie tun, als hätten Sie Rechenschaft von mir zu fordern? Er ist, wie ich Ihnen schon sagte — mein Freund", sagte sie gleichfalls erregt. — „Sie wissen, daß ich an solche Freundschaft nicht glaube. Sagen Sie mir

doch lieber gleich die Wahrheit." Sie sah seine Qual, und dennoch empörte es sich in ihr. Seine Augen funkelten. „Mehr als dies kann ich Ihnen nicht sagen", sagte sie.

Sein Gesicht wurde glutrot, er machte eine jähe Bewegung des Zurückziehens. Da erschrack sie, und mit einem Male fühlte sie seine Erregung in aller Stärke mit, als verstünde sie erst jetzt, daß es auch um ihr Wohl und Wehe ginge. Sie sahen sich an, auch ihre Augen waren jetzt dunkel, auch sie blickte vorwurfsvoll. „Wenn Sie sich nicht erklären wollen, dann ist es schon besser, ich gehe", sagte er. Es erfaßte sie ein Schwindel, aber sie stand vor ihm, ohne sich zu rühren. Er verneigte sich. Sie erhob nicht einmal die Hand. Aber es war ein Sausen und Brausen in ihren Ohren. Er ging, doch noch einmal wandte er sich und sagte, ohne sie anzusehen: „Ich habe mir einmal eine tödliche Wunde ausgebrannt und muß jetzt auch Sie herausbrennen aus meinem Blute. Sie haben meine einzige Bitte an Sie nicht erfüllt: Sie sind nicht aufrichtig gegen mich gewesen. Ich sehe es jetzt, ich war ein Fremder für Sie, mit dem man sich einige Zeit beschäftigte. Aber sagen Sie nicht, daß Sie nicht wußten, gleich wußten, wie furchtbar ernst es mir war. Sie dürfen sich nicht belügen: nie noch hat ein Mann so den Sinn und die ganze Macht Ihrer Schönheit gefühlt. Sie sind stolz, und ich bin für Sie ein Hergelaufener. Ich weiß, es hätte anders sein können — aber Sie haben mich heute so kalt und verächtlich angesehen, wie noch nie eine Frau es wagte. Leben Sie wohl, Barbara Antonowna, vielleicht war das, was ich Ihnen hätte geben können, dennoch schön."

Er war gegangen, vielmehr er war hinausgestürmt. Sie stand noch immer da, ohne sich zu rühren. Er hatte ihr gesagt, daß er fort von ihr gehe, daß er sie aus seinem Blute herausbrennen wolle, und dennoch stand sie da, als lausche sie hingegeben auf einen Wunderklang. Nicht seine Worte hatte sie angenommen, aber das heiße überwallende Gefühl, das aus ihnen strömte, hatte sie gepackt und durchglühte sie. Und dieses Empfinden war ihr ein so neues, ein so umschmelzendes, daß es sie durchschauerte, wie noch nichts in ihrem Leben.

Achtes Kapitel

Irenens Familie

Seitdem Irene so entscheidend in ihr Schicksal eingegriffen hatte, sehnte sie sich nach Betätigung. Sie wollte es sich selbst nicht recht zugeben, wie sehr sie nach Vergessen strebte. Jenes Eine ragte beständig in die Sphäre des Bewußtseins und hinderte sie an der jetzt so ersehnten Dezentralisation ihres Wesens. Da stellten ihr die guten Geister ihres Lebens etwas in den täglichen Ablauf der Stunden, das ihr Arbeit brachte und Anteil des Herzens.

Es war an einem kalten, klaren Nachmittag, als sie das Bedürfnis empfand, allein spazieren zu gehen, und zwar schwebte ihr als Ziel ein Wald an der See vor, den sie, gut ausschreitend, in dreiviertel Stunde wohl er-

reichen würde. Sie hatte geradezu die Empfindung, in jene Gegend gezogen zu werden, und, von Kindheit an auf solche geheime Winke aufmerkend, machte sie sich sogleich, wie der Wunsch in ihr aufstieg, auf den Weg.

Sie ging über den Petersplatz, erstieg die breite, weiße Treppe, die über die Bastion zur Hochstadt führte, doch betrat die Hochstadt nicht, sondern schlug jene Allee ein, die auf der andern Seite der Bastion hinabführte. Sie ging hier unten am Wall des Ordensschlosses vorüber, dessen hoher verwitterter Turm steil und schlank bis zu den Wolken hinaufragte. Eine Schar dunkler Krähen umflog ihn krächzend; er stand da vom Winde umweht wie ein Sturmbrecher alles Ungewitters, wie ein Einsamer unter den Bewohnern des Himmels, dunkel und trotzig schön, Zeuge einer längst versunkenen Zeit. Hinuntersteigend sah Irene eine blaue Ferne sich auftun, einen langgezogenen gelben Streifen am Horizont aufleuchten, der von dunkellila Wolken begrenzt war. Der Weg senkte sich, die Ferne ward vom Nahen verschlungen. Bald war Irene in der Vorstadtstraße, die weiß und steinern bis zu den Schienen dahinging, um sich von da aus mit gelben, hölzernen Häusern auf dem Lande zu verlieren.

An einem kleinen Laden vorübergehend, sah Irene eine Menschenmenge dastehen und warten, die sich zu einer dunklen, dicken Schlange gruppierte. Alle Leute, die hier standen, hielten Gefäße in Händen. Schon wollte Irene teilnahmlos weitergehen, da fielen ihre Augen in ein Kindergesicht, über das die Tränen liefen, und dessen blaue Lippen zitterten. Der Kleidung des Kindes sah man es an, daß es aus gutem Milieu stammte, und Irenens Herz ward bei dem Gedanken, daß hier ein kleines, deutsches Mädchen stand und fror und leise weinte, sonderlich stark berührt. Sie beugte sich herab und fragte es, wie es hieße, sich dabei der estnischen Sprache bedienend, um das Kind keinerlei Mißbilligung auszusetzen. Sie erfuhr, daß die Kleine eine Nichte des Lehrers Berg sei, eines jener Kinder, deren Eltern ins Innere des Reiches ausgewiesen waren. Es fiel Irene auf die Seele, daß sie so achtlos an diesem Schicksal vorübergegangen war, sie nahm dem Kinde die Kanne aus der Hand und schickte es nach Hause, sie solle nur sagen, daß eine bekannte Dame schon die Milch bringen werde.

Nun stand Irene unter den Wartenden. Achtlos bleibt das Herz, dachte sie, solange man nicht irgendwie selbst betroffen wird. Man sieht wohl Leid und Sorge auf allen Wegen, aber versteht sie doch erst, wenn man sie an sich selbst erfährt! Die Frauen um sie herum redeten viel; Klage um Klage glitt an ihr vorüber, die Trostlosigkeit des kleinen Lebens, das ohne freien geistigen Ausblick sich im engen Alltag zermalmt. Ein schweres Leben war doch dies Leben der kleinen Leute, ohne Schönheit, ohne Hoffnung!

Endlich erhielt auch sie ihr Tröpfchen Milch und ging nun schnell die Straße entlang. Dort am Abhang bei den Schienen in einem großen Garten lag das niedrige Holzhaus mit den tief herabgehenden Fenstern, das die Bergs bewohnten. Herr Berg öffnete ihr die Tür; er trug eine Hausjoppe und

weiche Schuhe, das braune Haar war etwas zu lang, das Gesicht schmal und bleich, mit blauem Geäder an den Schläfen. Eine hohe, klare Stirn, tiefe, blaue Augen, ein dünner Bart. „Fräulein von Ostenhausen?" fragte er, den Kopf zur Seite neigend. „Ja, das bin ich," sagte sie frisch, „und wohin soll ich die Milch tun?" — „Das ist lieb von Ihnen." Er nahm ihr ungeschickt die Kanne aus der Hand. Seine Stimme klang sanft, es vibrierte etwas darin, man horchte auf sie, wenn er sprach. Irene mußte daran denken, daß die Jungen in der Schule ihn „Lispel" nannten, eines leichten Lispelns willen. Er erzählte, daß seine Frau das Kind ins Bett gesteckt habe, es hätte vorhin nicht geklagt, so habe man nicht gewußt, daß es fiebere. „O, die schöne Milch, die Kleine soll sie gleich haben, sie ist nämlich zart." Irene folgte ihm in die Küche.

Hier saß Frau Berg und schälte Kartoffeln. Vor ihr auf dem Tisch lag ein Buch, in dem sie mit versenktem Ausdruck las. Nun, da sie aufsehend den Mann mit der Kanne dastehen sah, lächelte sie. „Hierher", sagte sie. „Du, aber das ist ein Ästhetiker. Wie er das fein geistig auseinandersetzt." — „Nicht wahr," rief er, lebhaft nähertretend, „diese Unterscheidung von Profil- und En face-Charakteren ist doch schön? Aber da steht auch Fräulein von Ostenhausen." Frau Berg erhob sich und trat auf Irene zu. Irene kannte sie nicht einmal dem Ansehen nach. Es war eine kleine Frau mit etwas zu großem Kopf, mit regelmäßigen starken Zügen und dichten, dunklen Augenbrauen, die zusammenstießen. In ihrer ganzen Art lag so viel Schlichtheit, zugleich aber eine solche Sicherheit, daß Irene davon berührt war. Frau Berg dankte ohne Übertreibung — im ganzen hatte Irene die Empfindung, als wäre ihre Tat der Gefälligkeit merklich zusammengeschrumpft — und forderte sie auf, eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken. „Denn meine Frau", fügte Herr Berg hinzu, „holt aus irgendeinem Ofenloch oder einer Röhre immer wieder warmen Kaffee hervor."

Irene saß mit den beiden Bergs im Speisezimmer und trank vom kräftigen Roggenkaffee. Das Zimmer war klein und niedrig und hatte eine großgeblümte Tapete. Das Haus mochte eines jener Sommerhäuser sein, die die Städter in früheren Zeiten vor den Toren der Stadt bewohnt hatten, und die jetzt, von Eisenbahn und Vorstadt überholt, in die Stadt eingeschlossen waren. In den Zimmern standen nur wenig Sachen, aber jedes Stück hatte sein Gepräge. Im Speisezimmer war außer Tisch und Stühlen nur ein großes Mahagonibüffet, das tiefdunkel spiegelte. Das Tischtuch leuchtete matt in der Dämmerung. Aus den Fenstern sah man auf den Bahnkörper hinauf, in der Ferne schimmerten, vom Rangierbahnhof her, rote und grüne Lichter, kleine goldne Punkte schwebten hin und her. Die Dämmerung ward tiefer, ein Zug rasselte vorüber, die Tassen zitterten, die Fensterscheiben klirrten. Herr Berg zündete die Lampe an.

Sie hatten die allgemeinen schwebenden Fragen der Politik erörtert. Berg hatte erregt und begeistert über die Kraft und Tüchtigkeit Deutschlands ge-

sprochen, da fragte die Frau ihn, ob er nicht noch Hefte zu korrigieren habe? Er lächelte, sah Irene an und sagte: „Ein jeder Mann müßte sich glücklich schätzen, wenn er solch ein Metronom in seinem Leben hätte", und ging hinaus.

Irene fragte nun Frau Berg nach den Eltern der kleinen Mädchen und erfuhr, daß diese in einem Städtchen, in Wologda, in einem kleinen Zimmer, das sie noch mit einer alten Dame teilen mußten, lebten. Frau Berg wußte von viel Not der Verschickten zu erzählen, und ehe Irene es sich eigentlich überlegt hatte, hatte sie gefragt, ob sie nicht etwas für diese Kinder tun, ob sie sie vielleicht unterrichten könne? Frau Berg nahm dieses Anerbieten dankend an. Als Irene schied, hatte sie das befriedigende Gefühl, Pflichten übernommen zu haben. Ihr Leben ging einer neuen Gestaltung entgegen.

Fortan verbrachte sie viele Stunden des Tages im braunen Hause am Eisenbahndamm. Magnus nannte die Bergs nur noch „Irenens Familie". Blandina verstand den neuen Wert im Leben ihrer Tochter, sie freute sich dessen, aber die ganze Bedeutung, die diese Beziehung für Irene hatte, kannte sie doch noch nicht.

Irene selbst hätte es nicht in Worten ausdrücken können, was es an Frau Berg war, daß sie so ruhig machen konnte, bis alle Schwärmgeister sich legten und die aktiven Kräfte der Seele lebendig wurden. Sie wußte nur, daß sie hier ein Gefühl absoluten Vertrauens hatte. Sie sah die Frau vom Morgen bis zum Abend arbeiten — eine alte Magd, die zugleich auch die Kinder beaufsichtigte, war ihre einzige Hilfe —, aber sie sah, wie vieles andere noch außer der Hausarbeit von ihr ausging. Hier wurde die Not des Lebens still bekämpft und bezwungen, und es war wohl jene große Selbstverständlichkeit, mit der dieses geschah, was, von der kleinen Frau ausstrahlend, Irenen so viel Achtung abgewann. Frau Berg schien keinerlei Ansprüche für sich selbst zu erheben, aber sagte dabei doch von sich aus, daß sie einer der anspruchsvollsten Menschen sei, die es gäbe. Es genügten ihr nicht Dinge, die käuflich wären, sondern nur gerade alles das Beste und Schönste, was die Erde an Kunst, an Edelmenschen und an großen Gedanken berge. Und sie sagte auch dieses auf eine so natürliche Art, daß der Mann oft von seiner anspruchsvollen Frau sprach und ihr Leben so hinstellen konnte, als sei es in lauter Licht und Größe gelebt und nicht im Kleinkampf des Alltags. Der Edelsinn, der hier im Hause herrschte, barg eine solche Vornehmheit, daß es Irene oft zumute war, als würde sie hier auch anspruchsvoller in bezug auf Menschen und Anschauungen. Ja, sie spürte eine Umformung an sich, während sie sich unter eine starke und gütige Hand schmiegte. Man konnte es hier zwischen den Menschen, die in Armut und Entsagung lebten, denn zu der stetig zunehmenden Teuerung standen die Einnahmen schon lange in keinem liebenswürdigen Verhältnis mehr, vergessen, daß es Trivialitäten gab. Auf solcher Höhe erhielten sich Gespräche und Taten, so sehr wurde der Kleinkram des Lebens zu einer bloßen Mathematik, die schnell verrechnet wurde.

Aber noch etwas anderes als die Klarheit dieser Atmosphäre war es, was

Irene im Bergschen Hause erlebte: sie empfand es erst hier, wie sehr ihre Natur sich zu Kindern hingezogen fühlte.

Da war das jüngste Bergsche Mädchen — Eleonore, das hatte die großen, hellen Augen der Mutter und das feine Gesicht des Vaters, jedoch alles ins Kindliche und Liebliche übersetzt. Dieses Kind hatte eine leidenschaftliche Liebe zu Irene gefaßt, zur „schönen Tante", wie es sagte. Es erschien Irene zuweilen unglaubhaft, was das kleine Ding schon vom Leben und von all den geheimen Beziehungen der Menschen untereinander wußte. Sie saß da, hatte das Kind auf dem Schoß, sie plauderten, oder sie erzählte ihr Geschichten. Einmal hatte sie ihm ihre eigene Geschichte in Form eines Märchens erzählt. Da war eine Prinzessin, die nur im goldenen Lande leben mochte, und die einem Ritter den Abschied gab, weil er im Silberlande blieb und keine Flügel hatte, in das goldene Land zu fliegen, das man nur mit Flügeln erreichen konnte. Als sie beendet, seufzte das Kind schwer auf, lehnte das Gesicht an Irenens Brust und weinte. Irene fragte, warum es weine, aber die Kleine weinte nur noch heftiger. Endlich sagte sie: „Die schöne Tante hat eine böse Geschichte erzählt, warum hatte denn der arme Ritter keine Flügel? Warum kam denn keine Fee und machte, daß das goldene Land da war, wo der Ritter war?" Irene schlang die Arme fester um das Kind, es ward ihr schwer zu Sinn. Da strich eine Kinderhand über ihr Gesicht, und eine kleine Stimme sagte: „Du sollst jetzt aber nicht mehr darüber traurig sein."

Immer inniger wuchs Irene in das Schicksal dieser Familie hinein. Trotzdem sie nie mit Frau Berg über sich gesprochen hatte, hatte sie doch die Empfindung, als würde sie hier tiefer verstanden. Sie setzte voraus, daß Frau Berg um ihre Verlobung gewußt hatte, warum sie aber aufgehoben war, das mochte der Freundin wohl unbekannt sein. An einem Nachmittage, als Irene mit den Kindern getollt und gespielt hatte und noch ganz erhitzt mitten im Zimmer dastand, von den Kindern umringt, kam Frau Berg dazu, schickte die Kinder fort und bat Irene zu sich ins Wohnzimmer. Irene ergriff sogleich einen Kinderstrumpf und begann ihn zu stopfen. „Nein, wie Sie doch zur Ehe geeignet sind," sagte Frau Berg, „alles geht Ihnen spielend von der Hand! Und Kinder laufen Ihnen ja förmlich nach. Die möchte ich unter einem Haufen eigener Kinder sehen, sagte mein Mann neulich." Irene errötete, das Gespräch hielt sich eine Weile bei den Kindern auf. Es ward dunkel. Frau Berg legte den Strumpf fort und bat Irene, das Gleiche zu tun. Irene setzte sich neben sie auf das Sofa. Sie sah auf die kahlen Zweige der Gartenbäume in der verschwommenen Dämmerung, und da kam es, daß es sich in ihr löste und sie von Hans sprach. Es war das erste Mal, daß sie es tat, und es war die Entschleierung ihres Heiligsten. Sie kannte die ausgesprochen deutsche Gesinnung der Frau Berg und erwartete, einen starken Widerhall zu finden. Sie dachte, Frau Berg würde ihr einige liebevolle Worte sagen, und erstaunte daher, als die in einem schlichten Tone sagte:

„Ich kenne Herrn von Manstaff nur von Ansehen, aber wer solch ein Gesicht hat, in dem muß alles recht und klar sein. Ich verstehe, ja, ich verstehe, mein liebes Kind, wie schwer es Ihnen werden mußte, den zu opfern. Ich verstehe aber auch, daß Sie es tun mußten, so wie Sie sind. Nur eines dabei bedrückt mich: haben Sie ihn nicht vielleicht dabei doch zu tief verwundet? Mußten Sie Ihre Verlobung ganz lösen, ja, ließ es sich nicht nur für einige Zeit aufheben?" Irene schüttelte heftig den Kopf. „Schon gut," sagte Frau Berg, „Sie mußten also absolut sein. Sie sind ja auch noch so jung. Aber nun, Irene, dürfen Sie sich das nicht zu hoch anrechnen. Sie müssen jetzt nicht sitzen und Ihren Stolz mästen." — „Was heißt das?" rief Irene. Frau Berg faßte ihre Hand und drückte sie. „Ich bewundere Ihre Aufrichtigkeit, sich selbst und dem Leben gegenüber, aber Sie dürfen sich nicht schämen, Irene, wenn die Forderung des Herzens sich vielleicht wieder vor Sie hinstellen sollte, ihr nachzugeben." „Was meinen Sie — —?" — „Sie haben ihn viel leiden lassen." — „Wer sagt mir denn, ob er noch leidet?" rief Irene. — „Schämen Sie sich, Irene. Ich höre heraus, Sie wollen, daß er leidet und wollen ihm doch nichts geben? Nein, Sie dürfen es ihm nicht vorenthalten, daß Sie um ihn gelitten." — „Wie sollte ich ihm das zeigen?" — „Nun, dann steigen Sie schon Ihren Kalvarienberg hinan, aus dem Leiden erwächst ja doch Segen." — „Frau Berg, Sie sprechen so, als hätten Sie kein Mitleid mit mir." — Nein, Irene, ich habe kein Mitleid mit Ihnen, ich fühle auch leider eine ganz, ganz kleine Selbstgerechtigkeit bei Ihnen, die mir ein weniges weh tut." Irene schwieg erschrocken. Dann sagte sie erregt: „Es war ein Kampf für mich, glauben Sie es." — „Meine liebe Irene, Sie haben den Sturm heraufbeschworen, stehen Sie nun auch tapfer darin. Lassen Sie sich aber nicht unbedingt vom Geiste der Verneinung treiben."

Irene sprang auf, in ihren Augen blitzten Tränen. Frau Berg faßte nach ihren Händen: „Sachte, abwarten, das Leben ist klüger als Sie." Da lachte Irene trotz ihrer Tränen, warf die Arme um Frau Bergs Hals, küßte sie schnell und leicht auf die Wange und sagte: „Leb wohl, große Mutter", und lief hinaus.

Tapfer im Sturme stehen, aber nicht selbstgefällig! Diese Worte waren ihr mitten ins Herz gefallen. Sie stürmte vorwärts. War es nicht schon wie Frühling in der Luft heute abend? Was war es, das die ruhenden Schichten ihres Wesens so in Umschwung gebracht hatte, in heftigste Lebensbewegung?

Irene sah nicht auf. Sie sah nicht, daß auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ein Schatten sich von der Wand gelöst hatte, der nun gleich ihr dahinstürmte, in die frühe Winternacht hinein, in der es schon wie Frühlingsahnung zitterte.

*

Hans Manstaff hatte von seinem Regiment den Auftrag erhalten, einen größeren Kartoffelaufkauf in der Provinz auszuführen. Er war seinen Eltern ganz unerwartet angekommen, um sogleich weiter aufs Land hinauszufahren.

Er hatte auf sie einen niedergeschlagenen und veränderten Eindruck gemacht. Sein Gesicht war wie zusammengefaßter und härter geworden. Wortkarg war er, wie es sonst nicht in seiner Art lag. Und als er von einer Rundfahrt von den Gütern zurückkehrte, erschien sein Wesen noch verschlossener. Er beantwortete die vielen Fragen der Mutter nur ablehnend. Frau von Manstaffs blaue, hervortretende Augen verfolgten voll Angst und Sorge jede Bewegung des Sohnes. Der prüfende Blick des Vaters streifte ihn bisweilen, als wolle er ihn in der Tiefe ergründen und erkennen, ob es ein männlicher Kummer sei um Mannesdinge, der auf Hans lastete? Es ward Herrn von Manstaff bald klar, daß es sich hier nicht bloß um die Liebesangelegenheit handle. Es lag ja auch keine wirkliche Liebestragik vor, denn die beginnt doch erst da, wo der geliebte Teil aus Abneigung oder Gleichgültigkeit ablehnt. Auch wußte der Vater, daß Hans solche Gefühle nicht so deutlich an die Oberfläche treten lassen würde. Auf jeden Fall aber nahm er es sich vor, dahinterzukommen, was den Jungen so verändert hatte, und begrüßte es daher um so mehr mit Freuden, daß Hans wegen der Abwicklung seiner Geschäfte noch einige Tage dableiben mußte.

Eines Tages verspätete Hans sich zu Mittag. Es waren gerade seine Lieblingsgerichte bestellt worden. Während Frau von Manstaff sonst über die geringste Verspätung der Dienstboten außer sich geriet, lief sie jetzt nur in Sorge hin und her, daß nur ja nichts anbrenne oder eine Soße allzusehr eindicke, und entwickelte vor ihrem Manne ein ganzes Register von Gründen, die Hans hatten abhalten können. Und als dieser nun endlich kam, die Mutter aufs herzlichste begrüßend und um Vergebung bittend, daß er habe warten lassen, als er mit dem besten Appetit aß und freundlich nach diesem und jenem fragte, schien es den Eltern so, als wäre heute alles wieder beim alten. Im stillen fragte sich der Vater zwar voller Neugier, was seinem Sohne wohl geschehen sein mochte, das ihn aus seiner Starrheit herausgerissen hatte? Aber er tat keine Frage, dies zu erfahren.

Als der Mittag sich dem Ende näherte, schob Hans den Teller von sich, setzte sich gerade auf, sah dem Vater in die Augen und begann: „Ich muß dir jetzt einiges sagen, Papa." — „Da bin ich aber gespannt darauf!" — „Ja, ich habe nämlich in Neu-Allen die Milchpreise herabgesetzt und bestimmt, daß die Milch nicht mehr nach Petersburg abgeht, sondern hierher in die Stadt kommt. Hier sollen die Leute ja schon kaum Milch mehr haben." Herr von Manstaff zog die Stirn kraus, Frau von Manstaff rief: „Aber warum hast du denn die Preise herabgesetzt?" — „Weil ich mich dieser Preise schäme." — Beide Eltern fuhren auf. Hans aber sprach ruhig weiter: „Weil ich kein Vermögen machen will aus der Not der andern, weil ich die Zwangslage der andern, oft armen Menschen nicht ausnutzen will. Ich will nicht meine Taschen füllen ohne Arbeit, wo andere vielleicht viel arbeiten müssen und Schulden machen, weil sie die teuren Preise der Nahrungsmittel nicht bezahlen können." — „Was heißt das," begann Herr von Manstaff, „das ist

doch wohl übertrieben?" — Seine Frau unterbrach ihn: „Aber Hans, das tun doch alle!"

„Ja, das ist es eben, daß viel zu viele das tun", sagte Hans, und seine Augen wurden dunkel. „Ich habe jetzt mit vielen Herren wegen der Kartoffeln verhandeln müssen. Das sind ja Wucherpreise, und in Neu-Allen werde ich sie auch nicht bezahlen. Ich zahle dort den von früher her festen Preis und keinen Phantasiepreis." — „So?" Herr von Manstaff bekam einen roten Kopf. „Dein Regiment steht dir also näher? Nun, ich denke, es wird wohl davon nicht arm werden, daß du in Neu-Allen denselben Preis bezahlst wie anderswo?" — „Im Regiment habe ich plein pouvoir, man gratulierte mir, als ich den Auftrag bekam. Ich könnte ja noch viel höhere Preise zahlen, oder aber, was meine Kameraden wohl annahmen, hier niedrigere erzwingen und dem Regiment höhere angeben, oder solch eine ähnliche Schweinerei." — „Gewiß wäre das eine Schweinerei," meinte Herr von Manstaff, „jedoch wenn wir nicht die Preise nehmen, die jeder gern bereit ist zu zahlen, wäre es doch eine Donquichotterie?" — „Das haben mir andere Herren auch gesagt. Ich stehe aber so: für uns will ich das nicht. Ich will solch ein Geld nicht, darauf kann auch kein Segen ruhen." — „Und da entscheidest du so ganz selbständig für — uns?" — „Papa! Das kann dich doch nicht kränken; hast du denn nicht das letzte Mal gesagt, ich solle in Neu-Allen alles bestimmen, wie ich wolle? Du mußt mir nicht böse sein, aber ich kann diese armen Städter hier, die es schon so schwer haben, nicht noch ausnutzen. Ihr Gutsbesitzer solltet euch alle zusammentun, die deutschen Städter sollten dasselbe tun, und sie dürften dann nicht mehr zahlen als die alten niedrigen Preise." — „Gegen solch einen Ring habe ich nichts, aber — hör mal — das mit den Preisen? Die Bauern treiben es ja viel toller. Das sind wirklich Wucherpreise, die die verlangen, nicht die Preise, die die Güter nehmen." — „Ja, aber da frage ich mich doch: auf welchem Niveau steht denn der Bauer, und auf welchem stehe ich? Und mögen alle sich damit zu entschuldigen suchen, daß alle es so machen, wir Manstaffs können das nicht. Und so lange du willst, daß ich mich um Neu-Allen bekümmere, so lange mache ich so etwas nicht mit."

Nun hob Frau von Manstaff die weiße, gepolsterte Hand, deren Innenfläche so rosig war, und rief: „Und wo sollen wir denn das Geld herbekommen? Die Gebäude verfallen, die Löhne sind horrend, überall fehlt es an Kapital!" Hans faßte die kleine Hand fest in seine große Hand, sah der Mutter in die Augen und sagte ruhig und eindringlich: „Wenn ich dir aber sage, Mama, daß das gegen mein Gewissen geht, daß ich es für schlecht halte, daß es mich bedrückt, würdest du es dann auch wollen?" Blitzschnell senkten sich die blauen Augen, es entstand eine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen, als würde scharf reflektiert. In der Tat dachte Frau von Manstaff intensiv nach, aber in ihrer Art, in Bildern. Das letzte Bild, das sie sah, war ein großer Kreis von Damen, alle hörten ihr zu. Sie sagte: ja,

aber wir können das nicht, mein Sohn ist viel zu ideal dazu, es geht gegen sein Gewissen.

Herr von Manstaff räusperte sich: „Hör mal, Hans, gehn wir der Sache auf den Grund. Wir könnten es ja schließlich tun. Aber wären wir arm gewesen, und es hätte sich uns die Gelegenheit geboten, durch die Konjunkturen des Krieges ein Kapital zu machen, das Gut schuldenfrei zu kriegen, wären wir nicht Dummköpfe gewesen, das nicht zu benutzen? Wir hätten dabei noch nichts gegen die Ehre getan, wir wären nur mit den andern auf das andre Preisniveau gestiegen." — „Ich glaube, daß wir es auch dann hätten tun müssen. Viele unter den deutschen Städtern, Beamte, Ärzte, Lehrer, haben nicht schrauben können und haben es auch nicht gewollt. Ich sprach neulich mit einem Arzt, der mir sagte, daß er es nie hätte verantworten können vor sich, seinen Patienten, die er schon jahrelang behandle, solche Preise, wie sie jetzt üblich seien, abzunehmen. Auch er war der Ansicht, daß jeder, der das Niveau schraubt, sich versündigt." — „Du hast heute scharfe Ausdrücke, Hans." — „Aber ich bitte dich, lieber Manstaff," rief seine Frau, „ich verstehe dich gar nicht, mir ist es schon lange vollkommen klar, wie recht Hans hat!" — „Bravo!" rief Herr von Manstaff, „sieh doch die Frauen an, Hans!" — Hans griff nach der Mutter Hand und küßte sie. „Soll ich nun der einzige Schäbige unter euch bleiben?" fragte Herr von Manstaff, mit den Augen blinzelnd, oder soll ich mich einer so edlen Gesellschaft würdig erzeigen?" — „Also zugegeben, Papa?" — „Zugegeben, alter Junge."

„Ich danke dir wirklich sehr, aber ihr müßt mich noch weiter hören, ich bin noch nicht am Ende." Die Gesichter der Eltern wurden wieder gespannt. „Ich habe gehört, von den Bergs" — hier änderte sich der Tonfall ein wenig und Hans' Gesichtsfarbe ward dunkler — „daß es ihnen so schlecht gehen soll." Herr von Manstaff fragte, ein Brotkügelchen drehend: „Berg, war das nicht dein Lehrer?" — „Ja, und ich war so dumm wie die andern und habe ihn auch dazwischen aufgezogen. Aber er soll ein so wundervoller Mensch sein, und jetzt haben sie auch die Kinder des Bruders ins Haus genommen." Wie orientiert er doch ist, dachte der Vater. Die Mutter aber sagte, daß die Ostenhausens viel mit ihnen umgehen sollten. Dieser Ausspruch blieb jedoch in der leeren Luft hängen.

„Ja, da habe ich gedacht," fuhr Hans fort, „wer viel hat, muß abgeben. Du, Mama, gibst fürs erste aus Neu-Allen zwei Schinken und Eier, auch eine Tonne Butter und Äpfel. Papa und ich geben vor allem Brennholz, dann Kartoffeln, Roggenmehl, etwas Weizenmehl, Gemüse; davon laden wir einige ordentliche Fuhren auf und schicken sie zu ihnen, damit sie es doch wenigstens einige Zeit ordentlich warm haben und gut zu essen." — „Wie, zwei Schinken?" fragte Frau von Manstaff. „Höchstens könnte ich einen abgeben, vielleicht auch Eier. Butter nun schon jedenfalls nicht!" — „Liebe Mama, ich habe es nämlich schon alles bei der Mamsell bestellt, und die Fuhren kommen wohl schon morgen früh hier an." — „Ja, aber Hans, so ohne mir

etwas vorher zu sagen?" — Frau von Manstaff war ganz rot geworden, ihre Augen traten starr hervor. Ihr Gatte lächelte. Soeben, dachte er, wurde mit leichter Geste auf ein Vermögen verzichtet, nun aber, da es an die Vorratskammern geht, wird es ernst. Aber so sind die Frauen: im großen large, im kleinen zäh.

Hans hörte nicht auf, der Mutter Hand und Arm zu streicheln, und es war ganz der alte Hans, als er sagte: „Es wird gemacht, Mamachen, es wird gemacht, nicht wahr? Du willst doch nicht meine Autorität bei der Mamsell so furchtbar erschüttern? Sie wollte mir ohnehin nicht gehorchen, beruft sich immer nur auf dich. Du läßt mich doch nicht im Stich, nicht wahr?" Frau von Manstaffs Gesicht hatte sich geglättet. Indem sie Hans einen kleinen Klaps auf die Hand gab, hob sie die Tafel auf. „Was für ein verwöhnter Junge du doch bist!"

Es war eine ungemein redselige Dame als Gast gemeldet, die auf den Wunsch des Hausherrn von seiner Frau im gelben Salon empfangen wurde. So blieben Vater und Sohn allein im Saal, bei Kaffee und Likör sitzen.

„Wann du wohl wieder zurückkommst, Hans?" Hans' Gesicht und Haltung veränderten sich. „Es ist mir so furchtbar, überhaupt zurückzufahren", sagte er. Auf sein Gesicht war wieder der gequälte Ausdruck zurückgekehrt. „Du hast keinen Begriff davon, wie es jetzt bei uns aussieht. Ich sah es schon kommen, aber ich sprach nicht davon. Die Korruption hat derartig zugenommen — Stehlen und Betrügen, von unten bis zu den höchsten Spitzen, das war ja immer, — aber jetzt beginnt das Ganze, das dennoch immerhin zusammengehalten war, sich zu lösen. Die Soldaten laufen von der Front fort." — „Tatsächlich? Das ist sehr interessant." — „Ja, sie werfen ihre Waffen hin und verschwinden. Die Disziplinlosigkeit wächst unerhört, man weiß nicht mehr, was man denken soll." — „Glaubst du, daß solch ein Heer noch für Schlachten tauglich ist?" Hans schüttelte den Kopf. „Sag mal, kannst du dich nicht doch krank melden, um endlich loszukommen?" — „So ein gesunder Kerl wie ich? So etwas kann ich doch nicht."

Hans stand am Fenster und sah in die Dunkelheit hinein, aus der von unten die Lichter der Stadt heraufgrüßten. Am Himmel standen einzelne Sterne, mattleuchtende, sie neigten sich zu den Lichtern der Tiefe wie Geschwister. „Ja, das ist schlimm für dich, Hans, solch eine verlorene Zeit", sagte der Vater. — „Ich habe getan, was ich vermochte, und wollte auch ganz bei dem sein, was ich für meine Pflicht hielt, ich bin ein einfacher Mensch und kann kein Hin- und Hergerissensein vertragen. Aber jetzt muß ich sagen, der Dienst und dies Militär sind mir zum Ekel geworden. Das ist bald kein Heer mehr, von einem Tag zum andern kann die Front sich lösen." — „Dann hätten die Deutschen freien Einzug?" — „Wenn sie wollten, ja." — „Ach, wenn du hättest auf deutscher Seite sein können!" — „Wenn Deutschland mein gesetzliches Vaterland wäre, so hätte ich bis zum letzten Blutstropfen dafür gekämpft, aber das ist ja nicht so gewesen." — „Ich habe es

dazwischen befürchtet, du würdest dich nicht so stark und deutlich zum Deutschtum bekennen —?"

Hans schwieg. Sein Gesicht ward finster, dann kam es langsam heraus: „Was habt ihr denn eigentlich von mir geglaubt? Wie sollte ich mich denn als etwas anderes als einen Deutschen fühlen? Hätte ich das verleugnet, dann wäre ich ja ein Lump gewesen."

„Ich weiß, ich weiß, aber in solch einer verworrenen Zeit, siehst du, da wird man so überempfindlich." Es verging eine ganze Weile, in der beide schwiegen. Aus dem Nebenzimmer drang das aufgeregte, unausgesetzte Sprechen der fremden Dame herüber. Endlich sagte Hans gedämpft und wie nebenhin und doch in gespanntem Tone: „Hast du sie gesehen?" — „Sie ist natürlich nicht hier gewesen, Hans, obwohl ich doch ihr alter Freund bin. Aber ich will nächstens hinfahren." — „Wie ist es eigentlich, Papa, habt ihr einen Verband gegenseitiger Hilfeleistung? Ich meine, daß die, die mehr haben, denen helfen, die weniger haben?" — „Es ist ein Hilfsverein eingerichtet worden." — „Ja, das ist das einzige, was wir jetzt haben, daß wir einander helfen. Wieviel könnte ich jetzt in Neu-Allen tun, und die Leute sind auch so schlecht politisch orientiert. Der Frühling kommt, das große Auftauen, die Jagd, das Pflügen —." Hans seufzte. „Bald wirst du das alles haben, Junge. Der Krieg muß doch endlich ein Ende finden!"

Frau von Manstaff begleitete den Gast hinaus. Sie mußten durch den Saal gehen. Die redselige Dame lud Hans zu einer Gesellschaft ein, auf der er viele junge Mädchen treffen würde, arme Dingerchen, die so ohne Lebenslust in dieser Zeit dahindarben mußten. Hans verneigte sich zurückhaltend und sagte, daß er abfahren müsse. Als die Dame gegangen, sagte Frau von Manstaff ganz angeregt: „Kannst du denn nicht ein wenig später fahren? Es sind die allerhübschsten Mädchen des Landes dort." Hans sah seine Mutter scharf an und erwiderte, daß ihn auch die hübschesten Mädchen des Landes nichts angingen. Und als sie zaghaft hinzufügte, daß vielleicht auch ein wenig getanzt werden würde, richtete er sich straff auf: „Tanzen? Ja, wer jetzt noch Vergnügen daran findet. — Hol's der Kuckuck, es sind hier nicht alle so, wie ich wollte, daß sie wären."

Neuntes Kapitel

Entscheidung

Es waren Tage vergangen, an denen Barbara nichts von Rjasin gehört hatte. Auch die Stimme schwieg. Wohl hatte sie bisweilen Angst erfaßt, er könne wortlos von ihr gehen, aber doch ward es nicht zu wirklicher Befürchtung gesteigert. Ihr Gefühl sang und klang ja seit jenem Tage, die Gewißheit seiner Liebe ließ alles andere, selbst dies augenblickliche Geschiedensein, versinken. Sie glaubte, daß es nur eines Wortes bedürfte, und er stände wieder vor ihr. Dennoch wagte sie nicht, jenes Wort zu sprechen und ihrem

Verhältnis in die Zukunft hinaus eine Form zu geben. Die Tatsache, daß sie so heiß und stark geliebt wurde, das Entgegenglühen in ihr war ihr ein täglich neues Wunder und begann sie umzumodeln zu einem neuen Menschen. Da aber ward sie eines Tages dennoch herausgerissen aus dem Zustand des Hingegebenseins und zur Stellungnahme gezwungen.

Sie war allein im Hause. Mattwei hatte einen freien Tag, die Baronesse war ausgefahren. Da kam die Jungfer und teilte ihr mit, daß der Bursche von unten da sei und sage, sein Herr wäre so krank, daß er wohl bald sterben werde. Ein Arzt wäre dagewesen, aber der Kranke nähme die Arznei nicht und phantasiere beständig. Barbara erschrak heftig und befahl, den Burschen zu ihr zu führen. Sie sah in ein breites Gesicht, mit rot verschwollenen, kirgisenhaft schief stehenden Augen, und hörte in fast unerträglicher Spannung, wie er erzählte, daß sein Herr neulich nach einem tollen Ritt sich ganz erhitzt draußen hingesetzt hätte und nur böse gelacht habe, als man ihn aufforderte, hineinzugehen. Seit gestern läge er in Fieber. „Es sind jetzt Schatten gefallen, und dies Haus ist ein Haus des Todes geworden," schloß Mitka, „alle alten Leute wissen es, daß bei einer schweren Krankheit sich ein Kreis von Dunkelheit zieht, der näher und näher rückt." „Ich komme herunter," rief Barbara, „ich glaube nicht an diesen Kreis." In aller Eile suchte sie nach einigen Medikamenten, befahl der Jungfer, Zitronenlimonade zu bereiten, und eilte hinab.

Mitka schritt auf den Zehenspitzen voran. Das zweite Zimmer, in dem Rjasin lag, war das größere. Barbara erkannte es zuerst kaum wieder. Eine kleine Lampe brannte nur, und dann das Flämmchen vor dem Heiligenbild.

Die Augen ergänzten die verschwimmenden Konturen, errieten die Andeutung der Farben. Auf dem Boden kaukasische und persische Teppiche, Felle, an den Wänden große gestickte Tücher, auf denen Waffen aller Art hingen, Flinten, Säbel und Dolche. Die Luft war geschwängert von jenem starken Parfüm, das sie an Rjasin kannte, und von Zigarettenrauch. Da hinein mischte sich noch dumpf der Fell- und Ledergeruch. Schwer war die Luft, schwül, und doch lag etwas ausgesprochen Männliches im ganzen Raum. Auf dem Bett, über das gleichfalls ein Fell gebreitet war, lag Rjasin. Er war angekleidet, trug einen scharlachroten kaukasischen Rock. Eigentümlich freudig und scharf leuchtete das lichte Rot Barbara entgegen. „Ja, so liegt er nun," flüsterte Mitka, „und ich darf ihn nicht anrühren. Aber die hohen Stiefel habe ich ihm doch schließlich ausgezogen. Die Decke wirft er ab, so wütet das Fieber in ihm. Dazwischen schlägt er um sich und ist wie vom Teufel besessen."

Rjasins Gesicht war gerötet, es sah lebhaft bewegt aus, war wie von Schmerz verzogen. Einige Haare hingen ihm in die schweißbedeckte Stirn. Die Augenlider zitterten. Barbara trat ans Lager und sah das Zucken im Gesicht. Mitka zupfte sie am Kleide: „Am Ende wacht er auf und tobt." — Barbara machte ihm ein Zeichen, hinauszugehen. Nun war sie allein mit

dem Kranken. Ein unendliches Mitgefühl quoll in ihr auf. Sie fühlte seine Qual körperlich mit. Vorsichtig breitete sie ihm eine seidene Decke über die Knie, bedeckte auch seine Schultern und öffnete das Fenster. Reine, klare Luft strömte herein, mit ihr die Geräusche von der Straße, unruhiges Bimmeln von der russischen Kirche, Menschenstimmen, ab und zu ein harter Schritt. Aber das alles blieb außerhalb, hatte mit ihr und dem Teppichzimmer und dem Kranken nichts Gemeinsames, drang nicht in diese Welt, die seine Welt war. Als Barbara das Fenster schloß, sah sie, daß Rjasin den Kopf gewandt hatte; die Augen blieben noch geschlossen, aber es schien ihr, als atmete er ruhiger.

Sie setzte sich auf einen niedrigen Stuhl dicht an das Bett und sah in das schöne, leidvolle Gesicht. Unter dem dunklen Schnurrbart blitzten die weißen Zähne auf, diese Zähne, vor denen sie sich immer ein wenig fürchtete. Hatte sie nicht Rjasin gegenüber immer ein leichtes Gefühl von Furcht gehabt? War es nicht so, als klage dieser junge Körper sie an, als habe sie sich an ihm versündigt? Hatte sie nicht mit Schuld an dieser Krankheit, weil sie das Strömende, überheiß Wallende abgewiesen hatte, so daß es zurückgedrängt wurde und nun etwas im Körper zerstörte? Hatte er sie nicht gewarnt vor dem Feuer, wenn es einmal schon brannte? War in seiner Lebenskraft, in dem, was er ihr entgegengebracht, nicht schon etwas gewesen von jenem Fieber, was ihn jetzt gepackt hielt?

Mitka holte die Limonade. „Diese herrliche Limonade," sagte er, „die allein schon wird ihm helfen." Wie ein entzücktes Kind stand er neben ihr. „Ich will Ihnen helfen, Herrin." Barbara nahm eine Oblate mit Chinin, das der Arzt verschrieben hatte. Mitka legte den Arm um den Kranken, sorgsam und geschickt wie eine Mutter. Barbara schob die Oblate zwischen die Lippen und hielt ihm dann das Glas hin. „Leonid Alexandrowitsch, köstlich ist das, nehmen Sie doch, ich bitte," sagte Mitka. Rjasin warf den Kopf einige Male hin und her. Er hatte auf die Oblate gebissen, nun durchschauerte es ihn. Ganz mechanisch, als Reizlösung, trank er gierig das ganze Glas aus. „Ja, ja", sagte er, ohne die Augen zu öffnen. Mitka ließ ihn wieder in die Kissen zurücksinken. „Stürmt," rief der Kranke, „eins, zwei." — „Sehen Sie, Herrin, er redet irre", flüsterte Mitka. „Geh nur jetzt und ruh dich aus", sagte Barbara. Er duckte sich und verschwand. Es war kaum eine Minute vergangen, da hörte sie ein lautes, getragenes Schnarchen aus dem Nebenzimmer.

Barbara wischte dem Kranken leicht übers Gesicht, versprengte von dem Kölnischen Wasser, das in einer kristallenen Flasche auf dem Bettische stand. Rjasin öffnete die Augen. Sie war ihm ganz nah, er starrte auf ihr Kleid, es war ein weiches, braunes Samtkleid. Er streckte die Hand danach aus, aber sie sank wieder erschöpft zurück. Da begann Barbara, ihm sanft über die Schulter zu streichen.

Unter dieser Berührung geschah es, daß er tiefer zu atmen begann. Es

schien, als fülle er mit Wohlgenuß seine Brust mit frischer Luft. Das Zucken im Gesicht und in den Gliedern legte sich, die Züge entspannten sich. Ihre Hand ruhte auf seiner Stirn. Sie fühlte es selbst nicht, wie die Zeit verstrich, und als sie endlich ihre Hand zurückzog, war ihr etwas Seltsames geschehen, sie spürte nicht mehr die Schwere ihres Armes. Der Kranke war fest entschlummert.

Noch immer saß Barbara da. Sie hätte wohl schon fortgehen können, aber es war, als wäre sie gebannt. Als sie doch schließlich nach der Uhr sah, erstaunte sie, daß schon die zwölfte Stunde vorüber war. Nun mußte sie Mitka aufwecken. „Ich gehe nun," sagte sie, „dein Herr schläft." — „Ihr seid gewesen wie ein Engel, Barbara Antonowna, die Mutter Gottes wird Euch segnen."

Barbara ging hinauf. Sie ging an Mattwei vorüber. Irgendwo sah sie die Baronesse vorüberhuschen. Sie ging langsam dahin, gerade vor sich hinsehend, bis in ihr Schlafzimmer. Sie fühlte sich tief erschöpft. Nur die eine Hand, bis hinauf zur Schulter, war ihr eigentümlich leicht. Sie stellte sich keinerlei Fragen, hatte keine Gedanken, ihr war nur, als habe jetzt endlich etwas für sie entschieden.

*

Mitka stand vor Barbara mit einem Strauß roter Rosen. Sein Gesicht leuchtete, als er mit der Freude eines Kindes erzählte, daß die Blumen aus Petersburg verschrieben wären. Barbara hatte alle Tage Krankenkost heruntergeschickt, und ein ihr bekannter Arzt hatte nach Rjasin gesehen, dessen starker, gesunder Körper das Fieber schnell überwunden hatte, ohne daß die gefürchtete Lungenentzündung eingetreten war. Sie wußte wohl, daß es ihm viel besser ginge, aber als ihr Mitka den Besuch seines Herrn für den Nachmittag anmeldete, durchfuhr sie ein glühend heißer Schrecken, denn das hatte sie noch nicht erwartet. Ihr Gesicht in den Rosen verbergend, sagte sie, sie befürchte, daß es zu früh wäre, schon auszugehen. — „Den zurückhalten!" rief Mitka und lachte. Die Baronesse und Mattwei sahen ihn, den roten Rosenstrauß. Sie sahen auch, daß Barbara ein neues Gesicht bekommen hatte, sahen das Glänzen der schönen Augen, den verträumt weichen Hauch über den Zügen. Die Baronesse zog die Stirn kraus. Mattwei seufzte schwer.

Gegen Abend, als Barbara im Gobelinzimmer saß, ward ihr Rjasin gemeldet. Er trug den hochgeknöpften Soldatenrock und sah bleich aus. Er trat rasch auf Barbara zu, faßte ihre beiden Hände und küßte sie eine nach der andern. Sie dankte ihm für die Rosen. Er sagte nichts, sah sie nur an, sie aber wagte es nicht, seinen Blick entgegenzunehmen. „Ich hatte eine wunderbare Empfindung, als ich krank war. Mir war, Sie wären da, ich fühlte das Streichen Ihrer Hände ... Ist das Wahrheit?" er fragte das fast flüsternd, und in seine Augen trat ein Ausdruck von Angst. Er hatte sich neben sie aufs Sofa gesetzt und faßte nach dem lila seidenen Band, das von ihrem

silbergestickten Gürtel herabfiel. „Ja, ich war da," sagte sie, „Mitka hätte es Ihnen ja doch gesagt." — „Und sollte ich es denn nicht wissen?" fragte er weich, nach ihrer Hand fassend. Sie sah seine dunklen Augen ganz nahe vor sich, sah sie aufflammen. Ein Schwindel erfaßte sie. Eine heiße Welle kam über sie und riß sie fort. „Es nützte ja doch nichts, es verbergen zu wollen", sagte sie vor sich hin. Da glitt er vor ihr nieder und umfaßte sie. „Ich kann nicht mehr . . .," stammelte er, „auch du, Barbara!" Er riß sie an sich und küßte sie. Nun war es geschehen, was alles entschied. Ihr Bewußtsein ging unter. Wie ein Aufreißen war es gewesen, doch zu einer Verwandlung des Lebens ward es. Alles Vergangene war wie aufgehoben. Sie fühlte kein Widerstreben mehr, nur eine große Willenlosigkeit, Schauer einer neuen Offenbarung . . .

Er hielt ihre Hände gefaßt: „Gleich, als ich dich daher kommen sah in deinem hellen Pelz, und du bliebst stehen und sagtest die Verse, da wußte ich: die ist wie keine andere. Und als ich oben bei dir sein durfte und erst sah, wie schön du warst, da wußte ich, daß es nun wieder begann bei mir, mit Schmerz und Qual und Entzücken. Was hast du nur für Augen bekommen, wie siehst du mich an. Was denkst du?" — „Ich dachte, wo meine Vernunft wohl geblieben ist?" sagte sie. Er lachte übermütig: „Die gibt es nun nicht mehr. O, wie habe ich mich zurückhalten müssen, welche Angst habe ich gehabt vor dir!" Immer wieder zog er sie an sich und küßte sie. „Liebst du mich?" fragte er. Seine Berührung, jede seiner Bewegungen erschienen ihr so natürlich und vertraut. „Was machst du aus mir?" fragte sie dunkel. Sein Jubel, seine Seligkeit rissen sie hin. Sie hatte es ihm zugegeben, daß auch sie vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehen, von ihm erfaßt gewesen war, wie von keinem anderen Menschen. „Du siehst, wir sind für einander bestimmt", sagte er, und er stellte es ihr vor, daß sie ja beide freie Menschen wären und auf niemanden Rücksicht zu nehmen hätten, und daß es daher auch keinen Sinn habe, jetzt noch länger mit ihrer Verheiratung zu warten, da der Krieg sie ja wieder auseinanderreißen könne. Sie war willenlos geworden, sie gehörte ihm.

*

Die Baronesse eilte zu Ostenhausens. Wenn sie auch im gewöhnlichen Verlauf des Lebens keinerlei Rat bei ihrer um viele Jahre jüngeren Kusine Blandina, die sie als die „unpraktische Ostenhausen" bezeichnete, nachzusuchen pflegte, so konnte es doch geschehen, daß ihr in besonderen Fällen diese als die einzige erschien, die Licht in die Wirrnis einer dunklen Situation zu bringen vermochte. Vollends trafen sich diesmal die Interessen der Ostenhausens mit denen, die sie zu vertreten hatte. Ja, Blandina mußte ihr helfen, eine Irrende vom Abgrunde hinwegzuziehen! Dieser Wunsch entstand nicht nur aus Interesse für Barbara. Die Baronesse hatte seit jeher eine besondere Vorliebe für Magnus, der älteren Leuten gegenüber ein so gewinnendes Wesen

hatte. Sie hatte eine Verbindung zwischen ihm und Barbara immer im Auge behalten. Sie glaubte sicher, daß Barbara ihn einst lieben würde, und daß Magnus sie bereits liebte, wenn es auch ihm selbst vielleicht noch nicht klar war. Gerade dieses Unbewußte gab ihrer Ansicht nach dem Verhältnis der jungen Leute solch einen Reiz. Nun war etwas ganz Plumpes, Häßliches dazwischen gekommen. Barbara war in einer gefährlichen Periode ihres Lebens, sie stand in jenem gewissen psychologischen Moment, in dem die jungen Mädchen reif zur Ehe sind. Wozu aber brauchte sie sich deshalb wegzuwerfen und diesen fremden Menschen zu heiraten, in den sie sich plötzlich mit solcher Leidenschaft verliebt hatte? Dieses Gefühl war kein wahres Lebensgefühl, hier mußte Einhalt geboten werden. Die Energie, mit der die Baronesse dieses wünschte, drückte sich selbst darin aus, wie sie auf den Knopf der elektrischen Glocke bei Ostenhausens drückte.

Stimmen klangen ihr entgegen — es mußte Besuch da sein. Sie sah im ersten Zimmer am Fenster einen breiten Rücken, der unfehlbar Herrn von Manstaff angehörte. Die Beziehungen waren also doch nicht abgebrochen? Und wie Irene ihn ansah, ihre Augen strahlten ja förmlich! Die Baronesse trat mit eiligen Schritten ins Zimmer. Alle lasen es ihrem Gesicht ab, daß etwas geschehen war. „Ah, meine Gnädigste," rief Herr von Manstaff, „treten Sie näher, meine Verehrteste, ich kann mich ja leider nicht zu Ihnen erheben. Ich bin entzückt, Sie zu sehen, immer gemahnt mich Ihr Anblick an die Fleischtöpfe Ägyptens. Ich darf Sie wohl wieder einmal fragen, ob Sie den Kaviar lieber mit geröstetem Brot nehmen oder mit frischem Brot und Zwiebeln?" Die Baronesse errötete: zwischen ihr und Herrn von Manstaff, so selten sie sich auch sahen, herrschte stets eine Art von Spannung, die ihr unangenehm war. Da ihr Gefühl gereizt war, sagte sie mehr, als sie ursprünglich vor ihm verraten wollte: „Sie dürfen das vielleicht bald nicht mehr fragen, denn tritt das wirklich ein, was Fräulein Rhyn vorhat, so verlasse ich Sie." Wenn die Baronesse auf einen Effekt hätte ausgehen wollen, so hätte sie mit der Wirkung ihrer Worte wohl zufrieden sein können. Blandina war zusammengezuckt. Magnus' Hände umkrampften eine Stuhllehne, er sah sie mit festem, fast drohendem Blick an. Irene aber rief: „Was heißt das, was ist geschehen?" Die Baronesse sah auf Blandina: „Darf ich dich sprechen, auch dich — Magnus?" Blandina machte unwillkürlich eine Gebärde, die auf Herrn von Manstaff hindeutete. „Aber ich bitte Sie, meine gnädigste Frau," rief dieser, „wegen mir legen Sie sich doch keinen Zwang auf. Wenn Sie gestatten, so bleibe ich auch etwas länger? Besuchemachen ist für mich ja ein wenig schwierig." — Blandina hatte nur flüchtig das Gesicht ihres Sohnes gestreift; sie ging mit ihm und der Baronesse in ihr Zimmer.

Herr von Manstaff hielt es für besser, zu tun, als bemerke er nicht, daß vielleicht etwas Schicksalsvolles hinter den geschlossenen Türen vor sich ginge. Er faßte Irenens Hand und sagte: „Also, da der Prophet nicht zum Berge kam, kam der Berg zum Propheten. Ein alter, kolossaler Berg und ein ganz

junger, kleiner Prophet. Ein bißchen blaß das kleine Pagengesicht, Irenchen?" — „Ach, wie freue ich mich, dich zu sehen", sagte sie, unter seiner Hand, die ihr über die Wange fuhr, erglühend. „Ja, ich dachte es mir, zwei solche alte Freunde kann doch nichts durcheinander bringen." Tee und Pfefferkuchen wurden jetzt hereingebracht. „Das ist ja reizend," sagte er, „bei diesem Hundewetter etwas heißen Tee." Sie bediente ihn mit einem glücklichen Gesicht und aller Sorgfalt. „Und dann zum Schach, weißt du, da fehlt mir doch immer der Partner." — „Möchtest du vielleicht Schach spielen?" fragte sie eifrig. „Aber das fragst du noch? Wollen mal sehen, wer unterdessen klüger geworden ist, du oder ich?" — Irene brachte das Schachspiel mit dem dazugehörigen Tisch und den elfenbeinernen Figuren. „Wie hübsch", sagte er. „Ja, das hat schon meinem Großvater gehört", erzählte sie freudig. — „So? da bist du also im Vorteil, der Geist deiner Vorfahren wird auf dich übergehen, und ich habe nur meinen eigenen entgegenzusetzen."

Sie hatten schon eine längere Zeit gespielt, als die Tür zu Blandinas Zimmer endlich geöffnet wurde. Die Baronesse schritt voran mit streng geschlossenen Lippen, nicht ohne Wichtigkeit und Würde. Blandina sah abwesend aus, Magnus' Gesicht aber war bleich und wie durchfurcht. Er begleitete die Baronesse ins Vorzimmer. „Ich kann mich also auf dich verlassen?" fragte sie. „Ja, ich werde es tun." — „Und selbst kommen und auch mit ihr sprechen?" Er nickte. Als er zu Irene und Herrn von Manstaff trat, bemerkten sie, daß er die Hand zu den Schläfen hob, in der Art, die er schon als Knabe hatte, wenn ein starker physischer oder seelischer Schmerz ihn bestürmte. Herr von Manstaff fühlte, daß er sich Zwang antat, um mit ihm über Politik zu sprechen, er sprach matt und ohne Feuer.

*

„Magnus Romanowitsch", meldete Mattwei, und er tat es diesmal nicht mit der Freude, mit der er sonst diesen Namen aussprach, er sagte es zurückhaltend, fast vorwurfsvoll. Es war am Vormittag. Barbara war gerade aus der Stadt gekommen, denn sie hatte jetzt viele Besorgungen zu machen. Sie wechselte die Farbe und zögerte ein wenig, ehe sie sagte: „Ich lasse bitten." Ihr Herz schlug schneller, ein unbehagliches Gefühl überkam sie. Sie wußte, daß die Baronesse mit Ostenhausens gesprochen hatte. Es stand ihr ein Kampf bevor und drohte sie aus dem Zustand glückseligen Traumes herauszureißen. So wie sie aber Magnus sah, änderte sich ihr Gefühl. Sie las es in diesem gefaßten Gesicht, daß es sich um anderes handeln würde, als um das, was sie gefürchtet hatte. Sie hatte geglaubt, Magnus und Irene würden in Empörung und wirklicher Entrüstung angestürmt kommen und ihr Vorwürfe machen, daß sie eine Abtrünnige werden und einen Russen heiraten wolle! Vielleicht auch hatte sie gefürchtet, Magnus würde seine eigene Enttäuschung auf sie ausströmen lassen und dadurch sich und ihr Schmerz bereiten? Aber als sie ihn nun so zurückhaltend und ernst, doch mit einem

Ausdruck von Güte auf sich zukommen sah, fragte sie sich, ob sie sich nicht darin geirrt habe, anzunehmen, daß sein Gefühl je über den Rahmen der Freundschaft hinausgewachsen wäre? Er sah anders aus als sonst, er erschien ihr in diesem Augenblick weit über seine Jahre hinaus reif, so daß ein unwillkürliches Gefühl von Respekt sie ergriff. Sie reichten sich stumm die Hand. Er sah sich wie unschlüssig um. Sie erkannte, daß er erfroren aussah, und da sie um seine Vorliebe wußte, am Ofen zu stehen, sagte sie: „Ja, der Ofen ist heiß." Sie wechselte daher ihren Platz und setzte sich auf einen Stuhl, der nahe beim Ofen stand. Sie fühlte, daß er mit ihr sprechen mußte. Sie fürchtete sich davor, und war doch ungeduldig, daß er beginnen möge. Er sagte, ohne äußere Vorbereitung: „Ja, Barbara, ich muß mit Ihnen darüber sprechen." — „Wenn ich irgend jemandem das Recht zuerkenne, es zu tun, so sind Sie es", sagte sie schnell.

Da begann er. Er sprach in einer gedämpften und milden Art. Er erzählte, daß er Erkundigungen eingezogen hätte nach Rjasin, und daß diese nicht gut ausgefallen wären. Er habe erfahren, daß er leichtsinnig sei, sowohl mit Geld, als auch sonst, daß er getrunken habe, daß er nicht gewissenhaft sei im Dienst, sondern nur dann seine Pflicht erfülle, wenn es ihm passe. Man habe es hier mit einem launischen Menschen zu tun, einem, der nur in Perioden lebe, hin- und herschwanke. Er erzählte, ohne Barbara anzusehen, immer an den Ofen gelehnt, sich nur ab und zu hin- und herschaukelnd, Einzelheiten und trug alles in einem so überredenden Tone vor, daß es suggestiv auf sie wirkte. Sie dachte: ich verstehe, daß er so viel Einfluß hatte auf seine Kameraden. Er hat tausendmal recht, mir zu sagen, daß ich vor einer Gefahr stände, ich weiß ja selbst, daß es so ist ... Sie hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, aber als er endete und fragend auf sie hinsah, sagte sie: „Es mag wahr sein. Ich glaube, ich wußte das alles auch schon." — Es zuckte über sein Gesicht, und er runzelte die Stirn: „Sie glauben es also selbst, daß er solch ein Mensch ist?" — „Ja, aber was nützt das?" fragte sie leise.

Er trat fort vom Ofen und setzte sich vor sie hin. Er beugte sich zu ihr, sprach eindringlicher und wärmer: „Sie müssen sich aufraffen, Barbara. Sie sind wie in einer Verzauberung. Sie können, Sie dürfen nicht aus solchem Zustand heraus über Ihr Leben entscheiden. Ich verstehe Sie nicht, nein, ich kann es nicht verstehen, daß Sie zu einer geworden sind, die das Dunkle locken könnte? Es darf nicht sein, daß es Sie verschlingt, daß Sie in einem Fatalismus untergehen. Ich kenne ja die Frauen nicht, kann aber so nicht von Ihnen denken, daß Sie wider alle Vernunft " Er brach ab, Barbara hatte gelächelt. Was red' ich nur, dachte er, es ist ja doch alles vergeblich! Aber er sprach weiter, wenn auch mit einer gewissen Verzweiflung im Ton: „Ich darf es von Ihnen nicht glauben, daß Sie blind aus einem — solchen Gefühl heraus Ihr Leben an ein so ganz fremdes Leben knüpfen wollen! Sie sind tausendmal zu schade für ein Abenteuer! Glauben Sie denn wirklich,

Sie ertrügen es, heute vergöttert und morgen weggeworfen zu werden? Glauben Sie denn, ein solcher Mensch ändere sich in seiner Natur?" — „Er liebt mich", sagte Barbara, und ihre Augen erstrahlten. Er lehnte sich einen Augenblick zurück und schloß die Augen. Dann aber faßte er sich wieder zusammen: „Auf wie lange, Barbara? Und was bleibt dann nach? Haben Sie sich das nicht gefragt? Auch solche Naturen haben ihr Gesetz und gehen dem oft mit vitaler Kraft nach." — „Sie kennen ihn nur aus entstellender Wiedergabe," rief sie erregt, „er ist im Grunde edler und tiefer als alle, die schlecht von ihm sprechen." — „Wie inkonsequent Sie sind," sagte er, „haben Sie es mir nicht eben gesagt, daß Sie alles das von ihm wußten?" — „Dennoch ist er im Grunde gut", beharrte sie. — „Geben wir zu, er wäre in seinem Gemüte nicht verdorben. Aber ist er fähig, die Weite Ihres Geistes, die Tiefe Ihres Gemütes zu erkennen? Und Sie selbst, wenn Sie entzaubert wären, was ja kommen muß, Barbara" — er errötete tief bei diesen Worten — „was ist für Sie dann noch übrig geblieben? Hätten Sie dann einen wirklichen Menschen in ihm? Gerade Sie, Barbara, würden sich wieder nach Ordnung und ruhigem Geist des Lebens zurücksehnen, denn Sie sind nicht so stark und fest, wie Sie glauben, gar nicht sind Sie das. Sie verwechseln sich hier selbst. Es ist nicht stark, was Sie tun."

Er war wieder aufgestanden und hatte seinen alten Platz am Ofen eingenommen. Von hier aus sprach er nun in einem anderen Ton: „Das Letzte und das Erste, das ein solcher Schritt von Ihnen hervorrufen würde, haben Sie sich wohl selbst gesagt. Tante Pontusine ist dann nicht die einzige, die Sie verläßt. Sie verlieren Ihre Freunde, denn kein deutscher Mensch könnte Ihren Schritt anders empfinden, denn als Verrat." — „Ja, das weiß ich," sagte sie, „und ich verstehe Ihren Standpunkt, von Ihnen aus gesehen, vollkommen."

Er seufzte schwer auf und strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie wollte auf ihn zugehen, seine Hand fassen und ihm für sein Mitgefühl und Interesse danken. Etwas wie ein Schuldgefühl stieg in ihr auf. Er hatte zu ihr gesprochen, mehr noch wie ein Bruder als wie ein Freund. Er war so voller Menschlichkeit gewesen. Nein, er hat mich nicht geliebt, wie ich es fürchtete, suchte sie sich einzureden, sonst könnte er nie so mit mir sprechen. Er kennt keine Leidenschaft, daher kann er mich auch nicht verstehen. Sie fühlte, daß sie ihm etwas sagen mußte, das ihm entgegenging: „Was erwarten Sie nun von mir?" fragte sie. — „Daß Sie sich noch prüfen, daß Sie alles das überdenken, was ich Ihnen gesagt habe. Daß Sie bis zu Ihrer Seele vordringen, Barbara. Wollen Sie das tun?" Er stand vor ihr, sie sahen sich in die Augen. „Ja, das will ich tun," sagte sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „und ich danke Ihnen." Er hob abwehrend die Hand. „Magnus — könnten Sie mich je ganz verdammen?" rief sie. „Ich?" Die Frage war leise getan, wie aus klingender Tiefe. „Magnus!" Es klang fast wie ein Hilferuf. Er aber sprach vom anderen Ufer her: „Äußerlich, in der

wirkenden Welt, wären wir aber dann doch wie auf zwei Planeten. Innerlich — ich weiß nicht, ob ich mich je ganz von Ihnen trennen könnte." Er sagte es mit einem bewegten Unterton, und doch war es leise, aus der Ferne. Er wandte sich zum Gehen. Eine starke Erregung hatte sie erfaßt, etwas wie Entschlußlosigkeit kam über sie, der Wunsch, ihn zu halten. Sie suchte seine Augen, aber er wich den ihren aus. Sie blieb an der Glastür stehen und sah, wie er langsam die Stufen herabstieg. Die Haustür fiel zu. Sie ging wieder in das Zimmer, in dem sie soeben gesessen hatten. Was ist es mit mir, ja, was ist es mit mir? fragte sie sich. Er hat recht, ich bin nur schwach. Aber ein Etwas ist hereingebrochen und hat mich gewaltsam in die Hand genommen ...

Zehntes Kapitel

Abschied

Und so blieb es, daß Barbara Rhyn keinen eigenen Willen mehr hatte. Fast automatenhaft bereitete sie alles zu ihrer Hochzeit vor. Die Baronesse war ins Fräuleinstift zurückgegangen, aus dem sie ausgetreten war, als sie zu Barbara zog. Sie versinkt ins Element, aus dem sie aufgestiegen, dachte Barbara. Aber dennoch hatte ihr die alte Dame, wie sie so steif und gerade vor ihr gestanden hatte, Achtung eingeflößt. Still, mit gesenktem Kopf, hatte sie die Rede über sich ergehen lassen, die ihr mit bebender Stimme, in zwar gedämpfter, doch großer Erregung gehalten wurde, und in der es hieß, daß sie, Pontusine von Aschenfels, sich nicht nur im Gefühl, sondern auch in der Tat als Deutsche beweise, indem sie sich von Barbara trenne, da sie ihren Schritt nie billigen könne. Sie halte Barbara für eine Abtrünnige, ja, für eine Unglückselige, die einem drohenden Schicksal entgegenliefe. Barbara versuchte es nicht, zu widersprechen, sie bat nur die alte Dame, nicht zu vergessen, daß sie ihr immer dankbar wäre, und daß sie jederzeit bereit wäre, ihr zu dienen, wenn sie je Hilfe bedürfe. Ohne Weh sah sie sie ziehen. Aber ihre Isoliertheit ward ihr dadurch deutlicher klar. Nur immer inniger fühlte sie sich ihrem Verlobten verbunden.

Nun war der letzte Tag gekommen. Barbara hatte Rjasin gebeten, heute nicht bei ihr zu sein. Die Jungfer packte die Sachen, denn das junge Paar wollte auf einige Wochen nach Finnland gehen. Es war leicht gewesen, einen Urlaub für Rjasin zu erwirken, denn seine Vorgesetzten interessierten sich lebhaft für seine Verlobung mit der reichen Erbin. Das ganze Haus duftete nach Blumen, es war wie ein Garten, wohin Barbara auch ging. Im Schlafzimmer hing das weiße Damastkleid mit der langen Schleppe, ganz von Spitzen überrieselt. Rjasin liebte es, sie kostbar gekleidet zu sehen, zur Trauung sollte sie ihren Perlenschmuck tragen. Ein scheues Gefühl kam über Barbara, als sie das schöne weiße Kleid in ihrem Mädchenzimmer liegen sah. Morgen war ihr großer Tag ... Sie sah auf die Myrthen, die Orangen ... ihre

alte Welt löste sich langsam von ihr ... Aber einen Abschied wollte sie doch von allem nehmen.

Sie fuhr durch den Stadtpark. Sie hatte eine Mietsdroschke genommen. Sie hatte es sich zuerst vorgenommen, von der Baronesse Abschied zu nehmen. Aber wie sie sich dem großen, weißen Hause näherte, gab sie dies Vorhaben auf. Sie bestieg die Anhöhe. Da lag das Haus vor ihr, das Stift adliger Damen, unter den hohen Bäumen, ein großes, friedliches Haus, vornehm und abgeschlossen.

Es taute. Der Schnee war weich. Wie still war nicht dieses Haus! Was wohl die alte Dame soeben tat? War es ihr noch immer zumute, als habe sie ein historisches Opfer gebracht? Oder fühlte sie vielleicht doch jetzt Reue, daß sie die Tochter ihrer Freunde so ganz allein zum Altar gehen ließ? Wie viele Seelen barg nicht dieses große Haus, Schicksale, Leiden. Verbluten hier die Schicksale, oder wachsen sie noch weiter fort? Sind es ausgebrannte Herzen oder noch lebendig fühlende? Was die hier nicht wohl alles erzählen könnten, Leben um Leben ...! Sie trat ans Haus heran und berührte es leicht mit der Hand. Ihr war, sie müsse das Ohr an die weiße Wand anlegen und lauschen, dann würde das alte Haus rauschen und singen wie die Muscheln der Tiefsee, wenn man sie zum Ohr erhebt. Die Muschel wie das Haus singen das uralte Lied des Lebens ...

Barbara wandte sich. Sie weiß es nicht, daß ich hier war und braucht es nicht zu wissen! Sie fuhr zurück zur Stadt. Es kamen ihr Menschen entgegen, immerfort Menschen. Gab es denn so viele Menschen außer ihm und ihr? Einige trugen Packen, sahen müde und abgehetzt aus, einige redeten lebhaft. Was sie wohl alle dachten und fühlten? Gab es eine Brücke zu ihnen? Sie waren alle so fern. Und doch, hätte Barbara soeben die Möglichkeit gehabt, sie glücklich zu machen, wie gern hätte sie es nicht getan.

In der Altstadt stieg sie aus. Es war mittlerweile dämmrig geworden. Langsam ging sie dahin. Vor dem Laden eines Buchhändlers blieb sie stehen. Es waren russische und französische Bücher ausgestellt, denn alles, was deutsch geschrieben war, war in die Tiefe des Ladens verbannt. Barbara sah die Titel der Bücher und sah doch nichts. Vor ihr stand die Zeit ihres Studiums in Paris. Sie sah sich erregt und freudig vor den Auslagen der Antiquare stehen. Mit wieviel Hunger hatte sie sich nicht einst in die geistige Welt gestürzt! Kunst, Philosophie, Soziologie, alles hatte sie an sich gezogen. Von alledem schien sie nun nicht mehr berührt, von solcher Welt brauchte sie nicht erst Abschied zu nehmen, diese Trennung war schon vollzogen worden.

Sie stieg den langen Berg hinauf, der zur Hochstadt führte. Wie liebte sie nicht diesen Weg. Von der einen Seite war er flankiert von der hohen, steilen Mauer. Von der Höhe des Berges ragten die schönen, stattlichen Häuser in geschlossener Front und schauten nicht ohne Hochmut auf die Unterstadt herab, wo die gewöhnlichen Menschen lebten. In vielen dieser Häuser war

Barbara eingeladen gewesen, hatte sich erfreut am breit dahinfließenden Leben. Nun war das für sie abgeschnitten für alle Zeiten — sie war zu einer geworden, die auf der anderen Seite steht.

Jetzt — die alte Kirche. Die Riesenbäume standen wie Beschützer davor, der eine hatte sich seitwärts geneigt, seine Zweige berührten fast die Kirchenwand. Das hohe, dunkle Portal war geschlossen. Nicht durch diese Tür würde sie im weißen Hochzeitskleide schreiten, ein anderes Volk, ein anderer Glaube würden sie aufnehmen.

Zu diesen schönen Häusern wie zu den reichen Bürgerhäusern der Altstadt fühlte Barbara keine starke Beziehung. Es war ein anderes Haus, zu dem es sie hinzog. — Der Petersplatz lag vor ihr, da blickte der Zar in den wolkenbehangenen, dunkelnden Himmel. Dort, das Holzhaus an der Ecke, da blinkte ein Licht. Das war Irenens Zimmer.

Irene! Lange hatte Barbara sie nicht gesehen. Sie hatten keinerlei Aussprache miteinander gehabt. Einmal nur waren sie sich auf der Straße begegnet. Sie waren zu gleicher Zeit stehen geblieben, Irenens Augen hatten sich in die ihren gebohrt. „Leb wohl, Barbara," hatte sie gesagt, „du gehst jetzt einen anderen Weg. Du verstehst, ich will das nicht miterleben." Barbara hatte genickt, hatte ihre Hand erfaßt und ihr gedankt für alles Gute und Liebe, das von ihr gekommen war. Irene hatte die Lippen aufeinandergepreßt — schnell waren sie auseinandergegangen.

Barbara stand auf der anderen Seite der Straße und sah auf das erleuchtete Fenster hin. So lange würde ihre Trennung währen, so lange dieser unglückselige Krieg dauerte, der alles Menschliche verschlang und verunstaltete. Solange der Russe in jedem Deutschen den Feind sah und jeder Deutsche im Russen, so lange waren sie getrennt. Aber mußte sich nicht nachher die Welt aus dem Krampfe der Feindschaft befreien? Wenn nichts mehr die Völker gegeneinander peitschte, mußten sie sich da noch hassen? Jetzt war die Nationalität das Trennende, einst würde man hinübersehen. Arme kleine Irene, die ihr Herz zerfleischt hatte um einer Idee willen. Und Magnus? Wie verstand sie ihn in seiner Abwehr! Dennoch legte es sich ihr weh ums Herz. Sie nahm Abschied von diesen lieben Menschen, sie sah sie vor sich, auch Blandina, vor der sie stets Scheu empfunden hatte. Sie war doch keine gewöhnliche Frau, sie mußte anders genommen werden ... Oft war es ihr erschienen, als habe sie eine gewisse Stilisiertheit der Seele, aber es mochte wohl daran liegen, daß sie für diese Art von Plastik noch kein Verständnis gewonnen hatte. Anders beurteilte sie sie in dieser Stunde. Auch Magnus und Irene erschienen ihr anders, standen ihr höher als sonst — das waren Menschen, die in der Höhenluft wandelten.

Da flammte am letzten Fenster ein Schein auf. Das war in Magnus Zimmer! Freund und Knabe noch, du Werdender, Hoffnungsreicher, was war ich für dich auf deinem Wege zur Mannheit? Mußte ich da sein? Werde das, was in dir ist, werde du selbst. Das ist das Höchste, was ich dir wünschen kann!

Lebt wohl, euch grüßt mein Herz! Barbara mußte an sich halten, so stark trieb sie die Sehnsucht, über die Straße zu eilen, an jene Tür zu klopfen und ihnen allen die Hand zu reichen. Es war ein großer Tag für sie, morgen, ihr Hochzeitstag ... Es mußte wohl alles so kommen, nicht sie hatte es getan, es war mit ihr geschehen — das war das Große darin. Welch eine Wohltat müßte es nicht sein, sich unter Blandinas schöne, bleiche Hand zu neigen und den Segen zu empfangen! Aber nicht für sie blühte dieser Segen, niemand segnete sie aus dem Geist der Liebe, sie mußte über die Schwelle ihres neuen Glückes gehen ohne Segen und Abschied. Aber ihr Herz war dennoch voll Dankbarkeit und Hoffnung ...

*

„Magnus! Ich muß Abschied von Ihnen nehmen, denn morgen ist mein Hochzeitstag, und dann sind wir geschieden. Der Tag ist dahin, um mich ist Nacht ... ich schreibe Ihnen als dem Menschen, der trotz allem den stärksten Anteil hat an mir. Ich habe ja weder Vater noch Mutter noch Geschwister, bin so ganz allein, alle werden mich jetzt verlassen, auch Sie, und dennoch — Sie nicht, Sie haben es mir ja selbst gesagt.

Ich habe mich nicht prüfen können, es war ja entschieden in mir von Anbeginn an. Es muß so sein, glauben Sie mir, es muß das sein für mich.

Ich bin nicht Herrin meiner Worte. Sie strömen unabhängig von mir und meiner zentralen Kraft dahin. Immer habe ich nachgedacht, nun weiß ich kaum mehr, was das war.

Verachten Sie mich nicht, daß ich alles verlasse um eines Menschen willen! Es ist durch ihn eine solche Wahrhaftigkeit und solcher Glanz in mein Leben gekommen. Es ist ein Geheimnis um ihn, und ich bin wie ein Geschöpf in einer großen Dichtung, das nicht weiß, was sein Schöpfer mit ihm im Sinne hat.

Habe ich es Ihnen nicht schon früher gesagt, daß ich das Märchen in meinem Leben brauche? Nun ist es gekommen, nun ist das endlich da, was ich immer erwartet habe. Etwas, das so stark ist, daß es alles andere verdrängt. Ich würde nicht leben, lebte ich nicht dieses. — Noch einmal: Ihre Worte stehen vor mir, ich danke Ihnen für alles. Jeder Gedanke in mir, der an Sie geht, müßte zu einem Segen für Sie werden. Ich fürchte nichts für Sie. Sie suchen mehr als sich selbst, da werden die Götter sich zu Ihnen neigen. Vielleicht ist es auch ein Gott, der sich zu mir geneigt hat in dieser irdischen Form, vielleicht ist es auch nur die Erde, die lebenspendende Erde ...? Leben Sie wohl! Daß ich den Mut hatte, Ihnen von meinem Glück zu schreiben, ist vielleicht der größte Beweis meines Glaubens an Sie.

Barbara."

Es war Nacht. Verstohlen drang ein Mondstreif durch den schlecht verschlossenen Laden. Er lief als ein schmaler Strich am Boden entlang, die Dunkelheit nur so weit aufhellend, daß die Gegenstände als kompaktere,

dunklere Massen hervortraten. Ja, dunkel war es im großen Raum, doch noch hell genug für eine Seele, die allein sein wollte in ihrem Schmerz. —

Rubelos schritt Magnus im Saale auf und nieder. Er hatte sich schon einmal zu Bett gelegt, aber der Sturm in ihm hatte ihn wieder aufgepeitscht. Er hatte ja nicht mehr gehofft, und dennoch, als er den Brief in Händen gehalten, hatte er gefühlt, daß doch noch nicht alles aufgegeben gewesen war für ihn. Er war umhergeirrt in den Straßen der Vorstadt. Es regnete, es war dunkel, der Wind pfiff. Er befand sich in der Nähe des Hafens. Da stand eine kleine Kirche; sie leuchtete ihm entgegen im Chaos der Natur, das ihn umgab. Er sah einige festliche Menschen in der Tür stehen. Uniformen blitzten auf, ein Coupé fuhr heran. Da stand sein Herz still. Grenzenloser Schreck erfaßte ihn, er stürmte weiter. Die ganze Welt schien ihm in einen wilden und stürmischen Unsinn verwandelt. Ja, jeglicher Sinn schwand dahin, wenn Barbara Rhyn in jener kleinen Kirche mit einem fremden Russen heimlich, fast wie verfemt, getraut wurde, und er, wie durch einen höhnischen Zufall, gerade zu dieser Stelle geführt wurde! Zuhause angekommen, riß er ihren Brief hervor, ihn nochmals zu lesen und zu sehen, ob es nicht ein Spuk sei, der ihn genarrt hatte? Nein, es war Wahrheit, das war Barbara, die das geschrieben. Aber es war nicht die Barbara, die sich ihm bisher gezeigt hatte, es war die verborgene Barbara, die er bisher nur undeutlich durch die Handlung des Lebens hatte hindurchschimmern sehen, die sich hinter all dem Intellektualismus und der scheinbaren Welterfahrenheit verborgen hatte. Ja, jene Barbara war es, die er stets nur geahnt, aber die er immer gefürchtet hatte. Mit der sichtbaren Barbara hätte er streiten können mit blitzenden Geisteswaffen, welch ein guter Kamerad war sie ihm nicht gewesen, die andere Barbara aber, die unmittelbare, der war er verschrieben, der, von der er immer gewußt hatte, daß er sie nicht gewinnen könne.

Er sah sie vor sich, ihren Ausdruck, ihre Bewegungen. Ja, die unsichtbare Barbara hatte jetzt die sichtbare überwunden, sie durchleuchtete sie. Aber wie war es nur möglich, daß er jene Barbara nicht hatte hervorlocken können, daß er sie nur geahnt hatte, und daß er erst jetzt, da sie einem anderen gehören sollte, erkannte, wie sehr er sie liebte? ... Hatte er im Irrgarten des Gefühls gelebt? Er wußte es nun: bis zum heutigen Tage hatte er dennoch gehofft. Wider alle Vernunft gehofft. Sein Herz hatte sie nicht aufgegeben!

Und nun war alles verloren. Jetzt erst verstand er es, wie tief er in ihrer Freundschaft und in ihrer Menschlichkeit verankert gewesen war, jetzt, wo es galt, sich gewaltsam herauszureißen. Er hatte ja keinen guten Gedanken gehabt, den er nicht mit ihr hatte teilen wollen, und nun war ihm diese ganze Welt abgeschnitten! War es ein Fehler gewesen, daß er sich so sehr in der Freundschaft begnügt hatte? Aber war ihm nicht gerade dadurch soviel Reichtum zugeflossen? Wo sollte nun das alles hin, das so unausgesetzt von ihm zu ihr geströmt war?

Er setzte sich und vergrub das Gesicht in den Händen. Als er wieder

aufsah, begrüßte ihn ein kleiner Lichtstreifen aus dem benachbarten Zimmer. Wer teilte da mit ihm die Einsamkeit der Nacht? Er stand auf. Die Tür war wohl nur angelehnt gewesen, der Spalt mußte sich vergrößert haben. Auf dem Tisch neben der Couchette brannte die kleine, pompejanische Nachtlampe. Magnus sah seine Mutter im tiefen Sinnen dasitzen. Ihre Haltung berührte ihn eigentümlich: sie hatte die Hände von sich gestreckt und zu beiden Seiten des Polsters aufgestützt. Sie trug ihren weichen, wolligen Schlafrock und sah gerade vor sich hin: „Mama?" Blandina schrak zusammen, als sie den Sohn dastehen sah. „Habe ich dich gestört?" fragte sie. Er stand vor ihr. Sie faßte nach seiner Hand. „Soll ich gehen, oder darf ich bleiben?" Er sah ihr in die Augen, sah sie glänzen in tiefer Wehmut. „Ach nein, bleibe doch", sagte er matt. „O Magnus!" Er streckte wie hilfesuchend die Hand nach ihr aus, setzte sich neben sie. Sein Kopf sank auf ihre Schulter. Er glitt herunter, blieb vor ihr auf den Knien liegen, das Gesicht in ihren Schoß vergrabend. Die kleine Lampe hatte nur wenig Schein, aber sie warf doch den großen Schatten der Menschengruppe an die Wand. Blandinas Hand strich leicht über Magnus' helles, weiches Haar, sie ruhte ein wenig, glitt dann wieder vorwärts, als folge sie einem Rhythmus. Minuten vergingen, halbe Stunden. Wie die höchste Seligkeit, so hat auch der tiefste Schmerz die Fähigkeit, den Augenblick auszudehnen, so daß er unendlich wird. Die Nacht hatte schwarze Schwingen, sie rauschte. Magnus schämte sich seiner Tränen nicht. Er fühlte das weiche Zeug des Schlafrocks an seinem Gesicht, er fühlte die Wärme vom Körper seiner Mutter und schmiegte sich an wie ein Kind. Sie brauchte nicht zu sprechen, er fühlte, sie wußte um alles. War es aus den geheimnisvollen Kräften ihrer Natur heraus oder aus dem Instinkte der Mutter? Er fühlte es wie einen Segen, daß es das gab für ihn auf der Welt, fühlte, daß es noch eine andere Liebe gab, als die einzige Liebe des hohen Liedes, eine Liebe, die nachgehend war und gelinde, die unendlich weitherzig umfing, und in dem Trost lag und Linderung, wenn dieser Trost auch in nichts anderem bestand als darin, daß der Starrkrampf des Leidens sich ein wenig zu lösen vermochte.

Als er sich wieder aufrichtete, fröstelte er und fühlte, daß auch die Mutter bebte. „Es ist spät," murmelte er, „es ist kalt." — „Warte ein wenig", bat sie und ging hinaus. Sie kam wieder mit einer Kanne und Tassen. „Was hast du denn da?" — „Ein wenig heiße Schokolade." — „Jetzt in der Nacht?" — „Ja, was weißt du denn, was ich so in der Nacht treibe?" Sie schenkte ihm von dem warmen Trank ein. Er trank schnell. Er spürte, daß er Hunger hatte, denn er hatte heute kaum etwas gegessen. Vor ihm stand ein Teller mit Pfefferkuchen. Er aß hastig einige Stück, dann aber schob er den Teller fort und wandte sich wieder ab. „Hättest du das vorausgesehen, Mama?" — „Ich wußte das, Magnus, ich habe es immer gefürchtet, daß so etwas kommen könnte." — „Du hast sie ja nicht gemocht?" sagte er. Ihr Blick war fragend. Er begann, auf dem weichen Teppich auf und nieder zu

geben. „Ich habe es gewußt aus ihrem Gesetz heraus", tönte ihre Stimme zu ihm, „und auch aus deinem Gesetz heraus. Der Geist hat eine Prüfung vor dich hingestellt. Sie ist hart." Er blieb stehen. „Was soll ich denn?" — „Das wird sich erst noch klären, Magnus. Du sollst vielleicht mehr in diese Sphäre des Bewußtseins emporgehoben werden."

Er hob die Hände an die Stirn, denn er fühlte einen stechenden Schmerz. Er hätte dahinsinken wollen und vergessen, aber da kam etwas Neues, das ihn auftrieb. Er setzte sich der Mutter gegenüber hin. Er sah, daß ihr Gesicht bleich war, aber ihre Augen leuchteten. Schöne, große Nachtaugen, dachte er. Er sah auf das dunkel gewellte Haar, auf den hellen Streifen darin an der Schläfe, den Reif des Lebens, sah die ein wenig schweren Augenlider, das eigentümlich schmerzliche Lächeln. Es lag etwas so melancholisch Einsames über ihrer Gestalt, zugleich aber etwas so Fließendes, daß er es wie Musik empfand. Er gedachte der Scheu, die er und Irene so oft als Kinder vor ihr empfunden hatten, ja, Irene hatte sie wohl noch nicht ganz überwunden. Aber er, hatte er sie vielleicht auch nicht als das erfaßt, was sie war? Im Verkehr mit seiner Mutter war nichts Ausgebrauchtes, Alltägliches, sondern immer ein Neues. Oft war sie ihm fern, nie aber wirklich fremd. Doch eben wollte er nicht Ferne. „Kennst du mich, Mama?" fragte er. — „Es ist doch wohl dasselbe Blut", sagte sie.

Diese Worte durchschauerten ihn auf eine seltsame Art. Er entsann sich, daß Irene es ihm einmal gesagt hatte, daß sie keine körperliche Verwandtschaft zur Mutter empfände. Er aber fühlte die soeben gesprochenen Worte, ihren verborgenen Sinn, körperlich. Es war wie ein Hinübergleiten von ihr zu ihm. Er dachte an seinen Vater. Er hätte gern nach ihm gefragt, aber er und Irene hatten sich stets enthalten, dieses zu tun. Welcher Grund lag da vor? Er wußte nur, daß ihn da etwas hinderte. Er mußte unwillkürlich jener Tage gedenken, da er und Irene sich in Groll von der Mutter gewandt hatten, die sie so allein zurückgelassen hatte, während sie im Ausland reiste. Gerade weil er die Mutter eben so stark als Mutter empfand, wie noch nie, weil seine Seele in dieser Nacht so wach war, strebte sie zu tastendem Verstehenwollen. Er beugte sich vor und sah in das stille Gesicht. „Mama, ich habe es immer fragen wollen, willst du es mir nicht einmal sagen, warum du damals Irene und mich zu fremden Menschen gabst? Wir drei waren doch so allein in der Welt, warum bist du damals nicht bei uns geblieben?"

Blandinas Augen wandten sich dem Sohne zu. Über das feine Gesicht zog eine leichte Röte, sie antwortete nicht sogleich, bewegte die Lippen, schloß sie wieder. Endlich fragte sie: „Ist man nicht so, wie man schon einmal ist?" Das schien ihm eine Abwehr. Er sank zurück in seinen Stuhl, um sich wieder der Nacht, die um ihn und in ihm war, zu überlassen. Wie ein Lichtstrahl im dämmerigen Raume sah er seine weiße Mutter, ja, wie ein Licht, aber in fernem Entschweben. Sie mochte es fühlen, daß er entglitt. Sie machte

eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie ihn halten. „Ich will es dir gern sagen, Magnus, aber da muß ich von mir sprechen. Kinder haben ein Recht, nach ihren Eltern zu forschen." Er beugte sich wieder vor. — „Ich müßte, mein Lieber, eigentlich weit nachholen, da beginnen, wo ich noch ein ganz kleines Mädchen war und zu Hause in den dunklen Korridoren herumlief und immer das suchen wollte, was noch nie jemand gesehen hatte. So auch sah ich in meiner steten Neugier ins Feuer im Kamin. Aber das Leben ist zusammenhängend, es aus einer Mitte herausreißen, heißt es nicht erklären. Es ist doch alles eine lange Kontinuität. Nimm es in Andeutungen, was ich sage." Er nickte.

„Vor dem das in mir Gestalt gewonnen hatte, was vielleicht die Seele genannt werden könnte, heiratete ich. Ich lebte, wie ich atmete und mich bewegte — im Unbewußtsein. Ich träumte, ohne zu wissen, um was der Traum ging. Da kam ein starker Wille, aller Willen um mich vereinigte sich dazu. Nun lebte ich viele Jahre neben diesem starken Willen. Als euer Vater starb, hatte ich mich noch nicht daran gewöhnt, mich selbst zu wollen und zu entscheiden. Als Kind war ich stark und lebendig gewesen, in der Ehe ward ich aufgehoben."

Blandina schwieg. Magnus empfand ein Unbehagen, eine Abwehr entstand in ihm, vielleicht mehr vom Leben seiner Eltern zu erfahren, als ihm zukäme. Das ging über seine Lebensgrenze hinaus. Er atmete daher erleichtert auf, als die Mutter fortfuhr: „Es war aber nicht so, daß ich vernichtet war, es war nur ein Scheintod mit darauffolgendem Wiederaufleben. Als euer Vater noch lebte, da wußte ich nichts von mir. Nun sah ich um mich eine Leere. Ich mußte aktiv dastehen und war doch nichts. Ich wußte nicht, wer ich war. Ich wußte nur um das Kind, das einst gewesen war. Ich hatte mehr wie ein Medium gelebt, nach innen hinein waren meine Kräfte verlaufen. Nun sollte ich euch erziehen, mich entscheiden, euch jungen Menschen eine Stütze sein. Als ich einsah, daß es fortan die große Aufgabe meines Lebens sein würde, euch etwas zu sein, trennte ich mich von euch." — „Und dann?" — „Denn ich mußte mich doch erst selbst beisammen haben. Ich mußte aus mir selbst die Welt ansehen lernen. Da ging ich denn, wie ich als Kind suchend durch die Korridore gegangen war, in die Welt hinaus und suchte zu erkennen und sah das Leben, sah die Erkenntnisse, lernte meine eigenen Grenzen finden und mich zu bescheiden. Und das war gut. Ich hatte mich vor euch gefürchtet. Irene war oft so eigenwillig, ich glaubte, ihr Wille könne über meinen hinauswachsen und mich wehrlos machen. Du warst oft zu entrückt, dann wieder exzentrisch. Du fragtest auch immer, wie ich es getan, da hätte ich dich vielleicht irregeführt. Darum wollte ich, ihr solltet auf einer Mittellinie bleiben, in ganz normalen Umständen, und so gab ich dich zum Onkel und Irene in die Pension und ging selbst, ein Mensch zu werden, ehe ich meine Pfuscherhände an euch werdende Menschen legte."

Ihre Worte berührten ihn stark. Er erhob sich und küßte sie aufs

Haar. „Schön ist das," sagte er, „und ich danke dir, aber du, bist du denn anders geworden? So sah ich dich doch immer, wie du mir jetzt erscheinst?" Sie lächelte jenes Lächeln, das er nie recht verstand. Sie hielt seine Hand zwischen den ihren, streichelte sie sanft und sagte: „Ich sah immer in dieser Hand dieselbe Form und Proportion, ahnte, wie der Baukünstler sie gemeint hatte, und doch ist sie jetzt herangewachsen zu etwas eigentümlich Eigenem, und das Leben beginnt seine Runen darauf zu zeichnen. So wachsen die Menschen in der Kontur ihres Wesens und manchmal auch in ihren Qualitäten. Aber du hast auch recht, wir bleiben trotzdem das, was wir waren." — „Und fandest du, Mama, auf deiner Wanderung das kleine Mädchen, das du in den dunklen Korridoren suchtest, wieder?" Sie sah ihn freudig an: „Ja, ich fand sie wieder, und das kleine Mädchen und ich, wir hatten uns viel zu sagen. Wir haben dann zusammen alle die Provinzen durchforscht, die der Geist uns zugewiesen hat. Aber wie freute ich mich nicht auf euch, auf unser Zusammenleben. Wie eine Freundin, wie ein Mensch neben Menschen, wollte ich mit euch leben, wie eine Ältere, die zwar das Leben mehr kennt, aber die doch immer bereit sein wollte, mit euch zu wachsen, um sich an euch umzuformen. Ab und zu sollte ein kleiner Fingerzeig, ein Hinweis da sein, aber keine Bevormundung. Ein Verwobensein in Liebe, Magnus." — „Ja, im Privilegium der Liebe", sagte er warm, indem er den Kopf an ihre Schulter anlehnte. „Aber waren wir dir nicht große Enttäuschungen?" — „Ihr? Wie zwei Offenbarungen wart ihr doch für mich." — „Ach, Mama, was ist denn aus uns geworden, du hast ja so wenig von uns gehabt. Mit uns beiden springt das Leben hart um." — „Schön ist es mit euch, Magnus. Gibt es ein Herrlicheres als dem Wachsen von Seelen zuzuschauen? Und wird nicht deine Seele nun erst ganz beginnen, ihre Flügel zu entfalten und das Fliegen zu erproben?" — Er sagte nichts hierzu, ihm war weh ums Herz. Sie fühlten es beide, daß es Nacht war, aber es war trotz allem Kummer doch nichts Lastendes, es war eine Dunkelheit, die auch Erfüllung barg. Es umwehte ihn etwas von seiner Mutter, strömend, wie leiser, kühler Abendwind, wie ein Schein von Abendröte, ein ferner Glanz ... „Unser Leben ist ein Wandeln und Umwandeln, ohne Ende," sagte sie, „wir steigen auch in Gefühle auf immer höhere Stufen, immer reiner, freier und klarer wird unsere Antwort." Er hatte die Augen geschlossen, er regte sich nicht. Er lauschte in sich herein, und war es da nicht, als spüre er das ferne Sausen des Morgenwindes?

Elftes Kapitel

Flammen

Herr von Manstaff, Asserin und Magnus saßen am Fenster und sahen auf die sich verdunkelnde Welt herab. Sie hatten lebhaft gesprochen. Magnus, der jetzt als Gehilfe eines höheren Beamten in der ritterschaftlichen Kanzlei

arbeitete, suchte nun häufig Gespräche über die innerpolitische Lage mit den beiden älteren Herren anzuknüpfen. Das Schicksal der Heimat ward ihm mehr und mehr zum Problem. Die ungeheuere Kompliziertheit eines Lebens, in dem drei Nationen zu ihrem Rechte kommen wollten, tat sich ihm erst jetzt ganz auf. Wohl hatte er die Heimat immer geliebt, die schweren Herbststürme, die zitternden weißen Sommernächte, die heranrauschende See, die besondere Art von Wolkenbildungen hier, den Horizont — aber erst in den harten Kriegsjahren hatte er es gelernt, sich ganz und stark auch zu ihren geistigen Formen zu bekennen. Jene baltisch-deutsche Kultur — mehr als Stimmungssphäre genommen, denn als ein Wissensinhalt — mit ihrem gesellschaftlich auskristallisierten Wesen, der Tradition, der Feierlichkeit der Feste, erschien ihm voller Werte und Schönheit. Der Wunsch erstand in ihm, dafür zu kämpfen, und mehr denn je empfand er das passive Leiden, zu dem sie alle verdammt waren, als qualvoll. Der Mutter Wort, daß der Geist es vielleicht mit ihm plane, ihn mehr in die Sphäre des Bewußtseins zu heben, stand oft vor ihm und gab ihm gleichsam ein Gefühl von Verantwortung. Als auch der Himmel dunkel geworden war, ward die Tiefe wie aufgehoben, es war alles eine große Dunkelheit, die sich vor die Fenster stellte. Es brannte nur eine Lampe, der große Raum lag im Dämmerlicht da. Glocken ertönten. Von Kirchturm zu Kirchturm schwebten die Klänge daher und grüßten einander. Tiefe, klingende, getragene Glockentöne der lutherischen Kirchen, eiligere, kleinere von den russischen Kirchen, und jetzt trat noch der Brummbaß jener russischen großen Kathedrale hinzu, die ein Gouverneur dem Adel als Tort mitten in die Hochstadt gesetzt hatte. Wie eine Mitternachtsglocke erschallte sie. Das war das große Glockengespräch am Sonnabend abend. Herr von Manstaff hob die Hand und sagte: „Ich liebe diese Glocken." Magnus nickte zerstreut, während Asserin, den Kopf leicht geneigt, unmerklich lächelnd, hinabhorchte. „Kennen wir das Gesicht des Volkes," fragte Magnus, noch immer im alten Gedankenkreis befangen, „das eigentliche Gesicht? Immer lassen sie vor uns das Visier herunter. Und — kennen sie uns? Sie haben eine Zwangsvorstellung von uns, die sie propagandistisch gebrauchen?" — „Unseren Bauern kenne ich schon", sagte Manstaff, „und bin auch mit ihm ausgekommen. Die durch die Stadt verbildet worden sind, kenne ich nicht." — „Neue Völker", meinte Asserin, „müssen ihr Gesicht erst bilden. Ein Gesicht erinnert an viele andere, ehe es ein eigenes wird." — „Aber sind auch Sie der Ansicht, daß wir das Volk hätten germanisieren müssen?" fragte Magnus weiter. „Ich weiß, die Frage ist abgenutzt, aber —." — „Sie ist unlebendig geworden", sagte Asserin. „Das Gewordene hat seinen Grund wohl im deutschen Wesen: der Deutsche war auch hier ein großer Kolonisator." — „Und so weiter und so weiter", rief Manstaff. „Auch wenn sie jetzt alle Deutsche wären, wäre es das Gleiche. Sie wollen jetzt selbst besitzen, das ist alles. Aber lassen wir das. Dazwischen wird die Luft hier von diesem allseitigen Haß wirklich so dick, daß man sein Bündel packen möchte und fort-

gehen. Und man wird es auch tun, wenn Kompromisse verlangt werden, die gegen die Ehre gehen." Frau von Manstaff, die vorbeigehend diese Worte hörte, erhob die Hände und rief, daß sie das nicht hören wolle, man müsse doch an die armen Frauen denken, deren Herz so an Haus und Heimat geknüpft wäre. „Ach, ihr Frauen," sagte der Gatte, „ihr habt ja immer das Privilegium, uns in Erstaunen zu setzen. Mit welcher Verzweiflung du dich auch eben dagegen stellst, so weiß ich doch, daß du, wenn es sein müßte, mit gar nicht zu schwacher Hand die andere Seite des Bündels fassen würdest, um mit mir zu ziehen, wenn es gegen unsere Ehre ginge, noch länger hier zu bleiben. Eurer Geschmeidigkeit wird das Einleben anderswo leichter werden als unserer männlichen Steifheit. In außerordentlichen Momenten wird sogleich euer Genie lebendig." Frau von Manstaff schwieg und ging hinaus. „Was ist eigentlich Ihre Meinung," wandte Magnus sich an Asserin, „sind wir als Rasse zurückgegangen? Das ist jetzt von der höchsten Wichtigkeit." — Asserin lehnte sich lächelnd zurück, blies den Rauch der Zigarette von sich und sagte: „Ja, was denken Sie, sind hier wohl viele Leute, die den Helm des Rembrandt tragen könnten?" Magnus sah ihn verständnislos an, und Asserin hob von jenem wundervollen, goldleuchtenden Helme an zu sprechen, aus dem das ganze Porträt zu bestehen scheine. „Warum", fragte Magnus, „sollten denn nicht auch hier Männer sein, die diesen Helm tragen könnten?" Asserin sah aufmerksam in das junge Gesicht, und es fiel ihm ein, daß hier vielleicht einer säße, der schon, sich selbst unbewußt, einen solchen leuchtenden Helm trüge.

„Diese Glocken sind doch wirklich wie Stimmen," sagte Manstaff, „was meinen Sie, Magnus, vielleicht läuten sie wirklich einmal noch den feldgrauen Gästen?"—„Das wäre ein Gottestag", sagte Magnus warm.—„Wir haben wohl eher zu erwarten," meinte Asserin, „daß bald alle Glocken des Reiches Sturm läuten werden." Er erzählte von Straßenzusammenstößen in Petersburg, von den vielen Verhaftungen. Er sprach von der Unwürdigkeit der Minister und vom somnambulen, verständnislosen Dasein des Kaisers an der Front. Es hieße, er werde dort beständig im Rausche gehalten und bekäme lauter falsche Kriegsberichte zu lesen. Er sprach vom Hasse des Volkes gegen die Kaiserin, nicht so sehr, weil sie eine Deutsche war, sondern weil sie durch das Abenteuer mit dem Bauer Rasputin sowohl Volk als Adel aufs äußerste erbittert habe. Er sagte, daß, wenn jetzt die Revolution ausbräche, die von 1905 wie eine kleine Fingerübung zur Symphonie angesehen werden könne, denn diesmal würde das Militär sich nicht gegen die Revolution stellen. „Und du glaubst wirklich, daß es dann für immer ein Ende hat mit dem Kaiser?" fragte Manstaff. „Selbstverständlich!" sagte Asserin. „Nun, so viel der Kaiser auch an uns gesündigt hat, denn wir waren loyale und gute Staatsangehörige, so sollte es mir doch leid tun, wenn er ein schlimmes Ende hätte." „Seltsame Leutchen seid ihr," meinte Asserin, „kaisertreu und doch empört, deutschgläubend über alle Maßen und doch keine Verräter." — „Wir sind eben Menschen, die ganz einfach etwas haben, das sie als Gewissens-

pflicht anerkennen, weil es doch das einzig Mögliche ist, vor sich selbst rein dazustehen." — „Aber geht's nicht zuweilen ein wenig konfus her in solch einem Gewissen?" fragte Asserin liebenswürdig lächelnd. „Ja, das ist schon Mensch sein, da geht's wohl immer etwas konfus durcheinander."

*

Schneller, als er erwartet wurde, sollte der große Sturm losbrechen. Arbeitermassen durchzogen die alte Stadt. Zeitungsverkäufer riefen den Umsturz des Ministeriums und den Generalstreik aus. Jeden Tag erwartete man den vollen Ausbruch der Revolution. Und eines Morgens wurde denn auch die Stadt der Giebeldächer und der ragenden Türme der Schauplatz des neuen Lebens, das jetzt im ganzen Reiche begann. Ein Gewoge von Menschen auf den Straßen, auf allen Plätzen Zusammenrottungen. Es ist kaum zu erklären, wie durch all das Gedränge jene großen, schwarzen Automobile noch hindurchfahren können. Ganz langsam schieben sie sich vorwärts, es stehen Leute darin und rufen laut ins Publikum hinein, gestikulieren, schreien: „Revolution in der ganzen Welt! Revolution in Deutschland! Kaiser Wilhelm und der Kronprinz haben abgedankt!" Das ist die erste sensationelle Nachricht.

Was hat das zu bedeuten? Verblüfft stehen die Menschen da und schauen einander an. Es ist eine Scheidung entstanden zwischen ihnen: die Erregten, durch alles Bewegten, das sind die Russen und die Juden, die Nachdenklichen und Prüfenden, die Deutschen und Esten. Von den Deutschen glaubt niemand diesem Ausruf, er wird lachend abgelehnt. Habt ihr uns nichts Besseres mitzuteilen, so könnt ihr eure Ausrufe sparen. Deutschland, das mächtige Deutschland, das gegen die halbe Welt kämpft, hat etwas Besseres zu tun, als seinen Kaiser und Kronprinzen zu verjagen! Deutschland, das zusammenhält wie ein Mann und darum so unüberwindlich ist! — Die Menge schiebt sich weiter. Da kommen neue Automobile. Wieder stehen Leute darin, aber diesmal winken sie mit roten Fahnen, man fühlt: jetzt kommt es, das Eigentliche kommt nun! Die ersten Ausrufer, das waren nur die Vorläufer, jetzt wird das, was wirklich alle angeht, ausgerufen werden. Da — hört, hört: „Ganz Rußland steht in Revolution, das Militär ist übergegangen! Der Zar dankt ab, das alte Regime fällt! Michael wird Kaiser! Die neue Regierung kündigt sich an! Da habt ihr die Liste der Namen!"

Die Arbeitermassen tauchen wieder auf: fremdartige Figuren, die man nur einmal in der Stadt gesehen hat, als sie in langen Reihen vor dem Bahnhofe auf dem Bürgersteig kauerten, mit Pack und Sack und allen Kindern warteten, daß man ihnen Quartier anweise. Von weitem her sind alle diese teils so grellfarbig gekleideten Russen dahergekommen, zu den Arbeiten im Kriegshafen. Viele haben gelblichbraune Gesichter und wirres, schwarzes Haar,

auch bei Männern sieht man Ohrringe. Damals haben sie so apathisch ausgesehen, so ergeben, bereit, sich hin- und herschieben zu lassen und sich Autorität und Gewalt zu fügen. War das eine fremde Wildheit, die sie heute beherrschte, oder war das der wahre Grund ihrer Natur, der nun aufgerüttelt war? Sie ziehen dahin, singend, schreiend, rufend, und das Gedränge ordnet sich zu einer Art von Zug, der die Richtung zum Hafen einschlägt.

Heute gehört die Stadt dem Pöbel. Auch die estnischen Arbeiter sind in den Ausstand getreten, auch sie und ihre Frauen treiben sich auf den Straßen umher. Die Männer haben teils nachdenkliche, ernste Gesichter, teils sehen sie belustigt zu. Für die Frauen scheint das Ganze eine wundervolle Sensation zu sein. Fürs erste nimmt das Volk noch keinen wirklichen Anteil, noch sind ihm keine Ziele und Aussichten aufgetaucht, die diese Bewegung auch zu der ihrigen machen könnten. Fürs erste ist ihnen die Stadt nur zu einem mächtigen Theater geworden, auf dem fremde Gäste agieren.

Die Straßen der Stadt sind für einige Stunden menschenleer. Es ist, als seufzen die alten Häuser erleichtert auf. Fenster öffnen sich, man hört Zurufe, Antworten. Warum ist es so merkwürdig still, was geschieht nun, warum wälzten sich die Massen zum Hafen hin?

Da — Schüsse — Salven —. Vom Hafen her tönt Geschrei. Dann nähert sich laute Musik. Man erfährt, daß die Arbeiter die Matrosen von den Schiffen „befreit" haben. Sie sind mit Musik in ihren Böten an Land gekommen, haben sich an die Spitze des Zuges gestellt, begleiten ihn nun mit lauten Musikchören und führen ihn wieder zur Stadt zurück. Was für eine ungeheure entfesselte Kraft ist nicht in diesen Tausenden von Menschen, in den schwer bewaffneten Matrosen, die da laut singend daherkommen! Der Zug löst sich in den Straßen auf. Wo nur ein freier Platz ist, stellen Matrosen sich auf, bald auf einen Tisch, bald auf ein Podium; es ist, als hätten Geisterhände alles vorbereitet. Sie überschreien sich, sie sind schon ganz heiser, sie rufen immer dasselbe: „Kommt und befreit alles, was niedergedrückt ist! Zu den Gefangenen! Ein Ziel ist da!" Die Masse verstreut sich in die Hochstadt, in die ferneren Vorstädte, zur See — überall, wo Gefängnisse sind, wo Eingekerkerte schmachten. „Zündet sie an, die alten Schmachhäuser, die freigewordene Menschheit braucht sie nicht mehr! Räumt die Gerichte aus, löst die Polizei auf, verhaftet die Gendarmen! Sie sollen es jetzt büßen, was sie uns getan haben!"

Eng aneinandergeschmiegt, unscheinbar angezogen, bewegen sich Magnus und Irene an der Peripherie der Menschenwogen. Sie sehen Feuer aufflammen. Aus den Fenstern lecken die Flammen, aus den Dächern . . . Auch auf den Straßen entzünden sich Feuer, es sind die Akten aus den Gerichten, aus der Polizei, jahrzehntelang gesammeltes Material, das nun als Freudenfeuer brennt. Ein groteskes Spiel.

Bei einem der Gefängnisse an der See entwickelt sich eine Art von Kampf,

denn der Kommandant der Festung kommt in seinem Automobil dahergesaust und will sich widersetzen — er wird für tot davongetragen.

O diese Flammen! Wie sie mächtig in den immer dunkler werdenden Himmel hinausschlagen. Schwarzer Qualm, Rauch, Freudengeheul der Menge bei jedem Sträfling, der herausgeführt wird. Er wird triumphierend von der Menge empfangen, umarmt. Zum erstenmal wird das graue Sträflingskleid zu einem Ehrenkleide. Die Verständigen unter dem einheimischen Volke schütteln die Köpfe, die Weiber murren, daß es Diebe und Räuber sind, die jetzt in der Stadt losgelassen werden, aber aller Widerspruch geht doch unter im mächtigen Rufe: Befreit, befreit! Wie ein Rausch ist es über die Massen gekommen, bald muß er sich bis zum Wahnsinn steigern. Irene faßt Magnus' Arm fester: „Sie zerstören alles, was sie hindert, bald werden sie sich selbst zerstören", sagt sie erregt.

Jetzt loht es rot und grell auch von der Hochstadt her. Auch dort, im einstigen Ordensschloß, ist ein Gefängnis. Das Feuer rast, aus allen Fenstern des alten Gebäudes bricht es hervor. Die Feuerwehr, die rasselnd angefahren kommt, wird gezwungen, umzukehren. Der Gouverneur, der seine Wohnung im Schloß hat, ist geflohen. Widersetzt sich einer der Gefangenenwärter, wird er niedergeschossen oder totgedrückt. Die Menge will mehr, immer mehr, es ist ihr nicht genug, daß die Gerichte brennen, die Polizei, schon kommen Plünderungen vor. Die Matrosen fordern sie auf, zu den öffentlichen Häusern zu gehen, die Dirnen zu befreien und dann nach den Spiritusniederlagen zu eilen. Die Menge grölt, Orgien der Freude sollen gefeiert werden. — Doch da erschrecken die Führer, überall stellen sich Widerredner auf. Sie ermahnen, nicht zu plündern und keine Exzesse zu begehen. Die Revolution, so sagen sie, sei eine große, heilige und gerechte Sache, aber sie gehe nicht gegen Privatpersonen, sie ginge nur gegen solche, die eine ungerechte Gewalt ausübten, sonst hätte ein jeder Mann jetzt die gleiche Freiheit. Der eine redet, bis er in Begeisterung glüht: „Das ist kein gewöhnlicher Redner", sagt Magnus. „Wie lange ist das nicht alles schon vorbereitet gewesen." — „Begreift das doch nur," schreit der junge Matrose, mit beiden Armen gestikulierend, „daß ihr stark seid, daß ihr alles machen könnt, jetzt, wo ihr frei seid! Es ist alles eine Phantasie gewesen. Nicht den Oberen allein gehört die Welt, sie gehört uns allen. Wartet und vertraut, vertraut uns wie euren Vätern, und ihr sollt alles haben, was ihr nur wollt. Eure Stunde ist da. Betrogen hat man euch und geknechtet, jahrelang, aber nun ist die große Gerechtigkeit wie ein Morgenrot aufgeleuchtet über der Welt! Darin verbrennt alles, was euch Gewalt antun wollte." — „Hurra, hurra!" tönt es tausendfach über den Platz.

„Hör doch auf jenen, was der sagt", ruft Irene: „Brüder, Schwestern! Das Mütterchen Rußland ist erwacht, es reibt sich die Augen und siehe, es wird wieder jung, wundervoll schön wird es, und ganz, ganz jung ist es wieder, und wir alle sind voller Hoffnung und Seligkeit! Unsere Offiziere

und Vorgesetzten, alles, was sich als Herren über uns gebärdete, das uns die Güter des Lebens raubte und nicht mit uns teilte, alles das ist für ewig gefallen. Die Fabrikherren saugten das Gold aus eurem Blute, unsere Vorgesetzten peitschten den Sieg aus unserem Fleisch. Alles das ging dahin. Erhebt eure Augen, ihr Geknechteten, kommt, seht den Glanz, ihr, die ihr auf der dunklen Seite des Lebens standet, laßt die Tränen der Freude über eure armen Gesichter dahinlaufen. Es lebe die Freiheit! — Freiheit, Freiheit, Freiheit!" —

„Und vieles ist recht, was sie sagen," meint Irene, „zu vieles hat im Schatten gestanden und Ungerechtigkeit erduldet." Magnus nickt. Um sie schlugen die Flammen. „Und immer wieder hat die Menschheit verbrannt," sagt Magnus nachdenklich, „und immer wieder wird das, was als das Gerechte galt, abgelöst von einem Neuen, das sich wieder das Gerechte nennt. Wie viele Christen wurden verbrannt, und wie viele Christen verbrannten nicht später andere. Das Neue will verbrennen, bis es wieder das Alte wird. Eben, wo ich die Menschheit im Exzesse sehe, glaube ich, daß alles zeitlich ist und sich einmal wieder ins Gegenteil kehrt."

„Setzt eure Offiziere gefangen," schreit ein Soldat von einer Estrade her, „sie haben das aufgegessen, was ihr essen solltet, und haben euch bestohlen und ausgeplündert. Sie trinken mit ihren Dirnen und Damen Wein, während ihr dürstet. Nehmt sie gefangen, nehmt Rache an ihnen!" — „Rache, Rache!" rufen herzueilende Soldaten. Magnus fühlt, wie Irenes Arm zittert. Die Menge wird wilder und zügelloser. „Ich will dich nun nachhause bringen," sagt er, „ich selbst muß noch einmal in die Hochstadt gehen und sehen, ob sie nicht in unsere Behörde dringen."

*

Seltsame Tage! Die Physiognomie der Stadt ist vollkommen geändert, als wären die stillen, engen Straßen nur noch dazu da, ein Theaterraum zu sein, wo sich dramatische Szenen abspielen. Umzüge gehen dahin mit roten Fahnen, die die verschiedensten Aufschriften zeigen. Einige dieser Umzüge sehen bedrohlich aus, andere sind harmloser Natur und dienen der Menge zur Belustigung. Man sieht auch Fahnen mit noch unverständlichen Aufschriften, wie zum Beispiel diese: „Die Erde ist unser aller", die werden von fanatisch dreinblickenden Männern getragen und nur von wenigen begleitet, die ab und zu scheue Seitenblicke ins Publikum werfen. Auch die Zuschauer spielen mit im großen Stück: sie lehnen ab oder klatschen Beifall, sind mit fortgerissen oder bleiben kalt. Ja, die Straßen sind allgemeine Wandelgänge geworden, auf denen sich Massen hin- und herschieben. Gesichter tauchen auf, die ein bis in die Tiefe aufgerührtes Gemüt verraten.

Soldaten! Jetzt sind es ganze Ströme von Soldaten, die sich in die Stadt ergießen. Auch sie haben ihr Werk getan, sie haben ihren Vorgesetzten den Gehorsam gekündigt, haben ihnen ihre Abzeichen abgenommen, ja, auch

gelegentliche Morde vorgenommen, denn wer von den Offizieren sich widersetzte, spielte mit dem Tode. Ein alter General, der bisher in lauter Lust und Freude dahingelebt hat, muß nun öffentlich auf dem Marktplatz sich und sein Treiben widerrufen und bloßstellen, seine Reue aussprechen. Der alte Russe mit weißem Haar tut es zitternd vor Furcht und unter Tränen, aber — man hat doch Familie, und man war ja auch bloß ein schwacher Mensch . . .! Das Leben ist eine große Unbegreiflichkeit, und diese Zeit ist noch unbegreiflicher als das Leben, ein Tor, der dagegen will . . .

Bewaffnete Haufen von Arbeitern und Soldaten, von den stets vorangehenden, energisch handelnden Matrosen angeführt, dringen in die öffentlichen Behörden, untersuchen diese, schließen sie vielfach oder lassen sie unter ihrer Beaufsichtigung weiterarbeiten. Selbst in die Schulen dringen sie ein, in die Privatwohnungen. Sie suchen Papiere und Dokumente, Waffen und Wein. Das Märchen vom deutschen Verräter ist noch nicht aufgeklärt, jetzt soll es offenbar werden, was die Barone alles vorbereitet haben! Es werden einige Herren vom Adel in die Stadt geschleppt. In einigen kleineren Städten, wo der Pöbel rast, sind unter der Führung von Matrosen einige von ihnen umgebracht worden.

Die Stadt ist voller Gerüchte: Hunderte von Offiziersmorden in Petersburg, Finnland, Kämpfe ohne Ende. Wird die neue Regierung eine Form annehmen, die auch Macht besitzt? Wird sie die ungeheuer verwickelte Lage des großen Reiches übersehen können? Erregung jetzt auch im einheimischen Volke. Führer, die leidenschaftlich für ihre Ziele werben. Parteien treten auf, jede sucht nach einer neuen Perspektive. Hier und da fallen die Visiere. Es gibt noch keine eigentliche Regierung im Lande. In die Stadtverwaltung sind Arbeiter und Soldaten eingedrungen und nehmen teil an den Sitzungen. Ein Arbeiterparlament hat sich gebildet, man sieht da aufmerksame Gesichter, die sich einfühlen wollen, man sieht auch offene Verständnislosigkeit. Aber alle diese Leute sind doch von Freude getragen: der neue Tag ist da, eine neue Welt beginnt!

Da mußte freilich das Alte fallen. Es gibt keinen Gouverneur mehr, keine ritterschaftliche Verwaltung. Matrosen haben die Stelle des Festungskommandanten inne. Was wird aus den großen Organisationen, die der Krieg hervorgebracht hat? Da muß noch die Frage entschieden werden, ob überhaupt noch weiter Krieg geführt wird?

Es hat sich eine Miliz gebildet an Stelle der Polizei. In der großen Gilde, im säulengeschmückten Saal, der sonst von schwebenden Musikklängen der Konzerte durchrauscht ist, herrscht jetzt das wirbelndste, tollste Leben. Hier wird das Publikum empfangen, hier werden Reden gehalten. Es wird gerichtet und gehandelt. Des Nachts, da die Dirnen einziehen, fließt der Wein in Strömen, da gibt es Festgelage, Tanz, Gesang, da währt das Treiben bis zum Morgengrauen. Oben, von der Galerie, schaut ab und zu ein bleiches Gesicht herunter, im Kontrast erschütternd, stille, tiefe Augen

blicken hinab. Ist das eine Phantasmagorie? Sind das zurückgedrängte Gewissen, die Gestalt angenommen haben? Nein, es sind jene verhafteten Herren vom Adel, die hier gerichtet werden sollen, bis man Zeit dazu hat. Es geht ja nicht um ihren Kopf, da mögen sie ruhig hier oben abwarten.

Aber die große Menge von Zuschauern und Handelnden kommt an Beschäftigung zu kurz, denn aller Unfug ist ihnen streng untersagt. Die Leute der Revolution wollen zeigen, daß sie nicht das Chaos in die Welt gebracht haben. Da haben es einige findige Köpfe aufgebracht, ein lange verborgenes Rätsel zu lösen. Ein jeder weiß, daß unter der Hochstadt zu den Wällen bis vor die Stadt hinaus geheime Gänge laufen. Was verbirgt sich darinnen? Das waren die alten Kasematten, da schmachten vielleicht noch unglückliche Opfer, die auf Befreiung hoffen? Der Wunsch wird zur Tat. Allüberall entwickelt sich nun ein Graben und Suchen, selbst vermauerte Gänge werden aufgerissen, und man watet oft knietief im Grundwasser. Im Volk kursieren Gerüchte von geisterhaften Wesen, die man herausgezogen hat, die das Sprechen verlernt hatten, und die sogleich am Tageslicht starben, einige meinten, längst totgeglaubte Verwandte wiedererkannt zu haben. Aber die geheimen Gänge konnten auch einen akuten politischen Sinn haben: vielleicht verbargen die Barone hier ihre großen Waffenlager? Dort sind vielleicht auch schon deutsche Soldaten untergebracht? Zu Tausenden hätten sie da Raum. So wird in einer rührenden Glaubseligkeit gegraben und geforscht, und die große Menge hat eine wunderbar harmlose Beschäftigung gefunden, die sie von gefährlicheren Dingen ablenkt.

Magnus ist in diesen Tagen wenig zuhause, er dejouriert oben in der ritterschaftlichen Behörde, in der immer wieder neue Trupps von Soldaten und Matrosen eindringen, die in den Papieren wühlen und sich alles zeigen lassen. Er spricht viel und mit Geduld mit den Leuten und erstaunt, wenn sie der vernünftigen Überredung schließlich zugänglich sind. „Ihr wollt doch nicht zerstören," sagt er den Matrosen, „nicht wahr, ihr wollt doch Kulturelemente sein?" Da nickten die einfachen Leute. Sie haben auch ihren Stolz, sie wollen zeigen, daß die Revolution die Kultur anerkenne. So darf jetzt wieder überall laut Deutsch geredet werden. Und allmählich legt sich die große Erregung der Massen. Die Arbeit wird wieder aufgenommen, alles wird in die Zukunft verlegt, die ja gut werden muß, da das Volk sie selbst in die Hand genommen hat. Die Revolution in der alten Stadt hat sich zwar in dramatischen Szenen mit Zerstörung und Pomp abgespielt, aber sie hat kaum einen blutigen Verlauf genommen. Die Nachrichten aus Petersburg lassen die Hoffnung aufkeimen, daß eine neue Regierung kommen wird, die fähig ist, dem Lande ein sicheres Weiterleben zu gewährleisten.

(Fortsetzung folgt)

Neue Wege der bildenden Kunst

Von

Max Osborn

II. Die Ausbreitung der Bewegung

Unversehens war aus dem Impressionismus eine Kunstübung aufgeblüht, deren Wurzeln sich noch aus seinem Boden nährten, deren Stamm aber bereits in eine neue Himmelsschicht wuchs. Unbewußt hatte sich diese Entwicklung vollzogen, ganz aus dem persönlichen Erleben Cézannes und van Goghs, die gewiß nicht ahnten, daß nachwachsende Geschlechter sie nicht nur zu ihren Göttern, sondern auch zu ihren Führern machen würden, und die durchaus frei waren von planvollem Hinarbeiten auf eine Erfüllung neuer, bisher unerprobter Ferngedanken. Cézanne wie van Gogh gehörten noch ganz der älteren Generation an. Der Franzose, der zwar erst 1906 starb, war bereits 1839 geboren; der Holländer war erheblich jünger, doch sein gesamtes Künstlerwerk liegt in dem Jahrzehnt von 1880 bis zu seinem Hingang 1890 beschlossen. Aber nun erst, im letzten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts, beginnt die breitere Mauer der Gegenbewegung gegen die Kunst, der Hingabe an die Natur und Einfühlung in sie alles war, heranzurücken.

In Frankreich waren die ersten Schläge gefallen, und noch blieb dies Land, in dem sich bisher alle Kämpfe der modernen Kunst zuerst abgespielt hatten, die Heimat der fortschreitenden Entwicklung. Hier vor allem vollzog sich, dem französischen Geist entsprechend, der Wandel der formalen Vorstellungen. Und nun nicht mehr unbewußt, aus einem dunklen, treibenden Gefühl individuellen Müssens heraus, sondern bereits in ausgesprochenem, ja programmetischem Kontrast gegen die herrschende Art. Wenn Paul Gauguin Paris verließ und sich zuerst in die Bretagne zurückzog, dann aber aus Europa überhaupt flüchtete und in überseeischer Ferne, anfangs in Martinique, später auf Tahiti, sich in eine ursprüngliche, von der Zivilisation unberührte Welt versenkte, so sprach hier schon in absichtsvoller Deutlichkeit eine unumwundene Absage an alles, was bisher die Kunst des Abendlandes bestimmt hatte. Gauguin strebte mit Entschiedenheit fort von der Malerei der Analyse, der Nuance, des Farbenflecks. Er suchte Fläche und Umriß. Und immer mehr befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß er in der Heimat, umgeben von der ganzen Kulturwelt, aus der eben diese Kunst erwachsen war, deren er überdrüssig wurde, die Schwenkung nicht mit der nötigen Entschiedenheit vollziehen konnte. Er ist der erste in dem ganzen modernen Kreise, der entschlossen der Zivilisation des Abendlandes ein Schnippchen schlägt und den Grundsatz aufstellt, daß das Heil in einer Rückkehr zum Primitiven, Un-

verbildeten zu suchen sei. Man hatte sich satt gesehen nicht nur an den subtilen Bildern der Impressionisten, sondern überhaupt an der seit den Tagen der Renaissance immer tiefer begründeten und sorgsam ausgebildeten Kunst, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, der Wirklichkeit ein gehobenes Spiegelbild entgegenzusetzen. Alles, was einst, nach dem Verfall der mittelalterlichen Welt und der gotischen Kunst, die dieser Welt wunderbaren Ausdruck gegeben hatte, als höchste Errungenschaft menschlicher Schöpferfreude gegolten hatte, die neue Erkenntnis der Perspektive, das verfeinerte Begreifen aller realen Einzelzüge ringsum, die oft bis zur verblüffenden Illusion getriebene Nachbildung der farbigen Wirklichkeit, die Ergründung der malerischen Elemente und Mischungen in allen Erscheinungen — hatte mit einem Male seinen Reiz und seine Geltung verloren. Die Malerei, die solchen Zielen folgte, ward fast als etwas wie eine erweiterte Photographie betrachtet, die zwar nicht auf mechanischem Wege zustande kam, bei der aber Auge und Hand der Künstler Gesetzen einer mechanischen oder mechanisierten Nachbildung folgten. Daneben stieg plötzlich als etwas Wunderbares und Heiliges die Kunst früher Vergangenheit und ferner Urvölker auf, die nicht auf dem Boden von Wissen und Kenntnissen, sondern aus dumpfem Gefühl, aus scheuer Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Ewigen, aus der Zerknirschung des seiner Kleinheit bewußten Menschen, aus der sehnsuchtsvollen Innigkeit gläubiger Seelen, aus der Hingabe an die Unermeßlichkeit und die furchtsam geahnten Schauer des Chaos erwachsen war, dem die sichtbare, geordnete, mit dem Verstand zu begreifende Gliederung der Menschenwelt entsprungen. Von der gesamten Kunst seit der Renaissance schien mit einem Male nur das noch groß und würdig zu sein, was sich *gegen* ihre Lehren durchgesetzt hatte, was aus mystischem Schaffensdrang, unbewußt oder bewußt, wiederanknüpfte an jene fremdgewordenen und fernen Gebilde, in denen tiefste Geheimnisse menschlichen Fühlens und Erlebens Gestalt gewonnen hatten. In den Bildern und Skulpturen der Gotik, in den sonderbaren, weihevollen und fratzenhaften Götzensymbolen wilder Volksstämme sah man den Sinn der Kunst tiefer erfaßt und großartiger umgesetzt als in den Werken der gepriesensten europäischen Meister. Und wenn man weiter in die Vergangenheit zurückging, nahm man die gleiche Scheidung vor. Auch die klassische Antike verlor ihren Ruhm. Sie ward als Vorspiel der Renaissance aufgefaßt, als die erste Epoche gleichsam, da eine Überzivilisation und eine selbstgerechte Diesseitigkeit die Kunst zu erlernbarem Handwerk, ja zur Routine verflacht hatten, und neben ihr stieg die archaische Art des frühen Hellenismus, stieg die Kunst der Ägypter und Assyrer zu ungeahnten neuen Ehren auf.

Gauguin zog aus dieser im tiefsten gewandelten Kunstgesinnung als erster die Konsequenzen. Wenn er die exotische Welt seiner geliebten Südseeinseln, die rauschende Glut ihrer farbigen Erscheinung, die braunen Körper ihrer Männer und Mädchen, die kulturferne Primitivität ihrer Behausungen, ihrer sinnreichen Sitten und Gebräuche, ihres täglichen geselligen Lebens und ihrer

religiös gestimmten Festlichkeiten malte, so wollte er nicht nur der Darstellung durch Pinsel und Pigmente ein neues Stoffgebiet erschließen, sondern der Spiegel dieser ganzen märchenhaften Wirklichkeit sollte eine Kunst sein, die ihrem Gegenstande wesenhaft entsprach. Die große Einfachheit, die dem Totalitätsgefühl einer abgeschlossenen und in sich geschlossenen Kultur entstieg — einem Gefühl, das Europa nach dem Zerfall der mittelalterlichen Mystik verloren gegangen —, drängte von selbst zur neuen Synthese, zu einer leicht überblickbaren Bildgestaltung, zu einem Aufbau von Flächen, die durch die Farbflächengrenzen, also durch ausdrucksvolle Konturen, geschieden und verbunden wurden. Freilich, Gauguins Begabung vermochte diesen Konzeptionen nur bis zu einem gewissen Grade zu folgen. Er suchte das abhandengekommene heilige Wesen urtümlicher Kunst und gelangte schließlich doch nur zu dekorativen Wirkungen, allerdings von eigenartigster Prägung. Er wollte den tiefsten Sinn malerischer Deutung ergründen und blieb doch, selbst auf Martinique und Tahiti, ein Mann französisch gebildeten Geschmacks. Er wollte Urformen anklingen, ahnen lassen, aber es blieb in ihm noch ein Rest der empfindsamen Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts lebendig, das auch schon von der abendländischen Überkultur sich just zu dem Eiland Tahiti geflüchtet hatte. Das fühlen wir, wenn wir sein entzückendes Buch „Noa Noa" lesen, in dem er sein Leben zwischen den braunen Menschen, mit der braunen Geliebten beschrieb. Das fühlen wir nicht minder, wenn wir die Bilder betrachten, die er dort malte. Die Wirkung ist begrenzt. Sie dringt nicht in die tiefsten Gründe. Irgendwie bleibt sie an der Oberfläche haften. Und wir wissen es heute auch, da wir zurückblicken, daß Gauguins Einfluß im wesentlichen eben doch in den formalen Anregungen begrenzt blieb, die er den Zeitgenossen und den Nachfolgern als bedeutsame Erbschaft weitergab.

Nicht anders ist es mit Henri Matisse. Er steht vor uns als der unmittelbare Nachfolger Cézannes, der die Lehre seines Vorgängers weiter ausbaute und systematisierte. Matisse blieb in Paris, und so wird der Gegensatz zwischen seiner Art und der vorangegangenen noch deutlicher spürbar als bei Gauguin. Auch er ging, wie Cézanne, vom großen Musterbeispiel des Impressionismus aus: vom Stilleben, um an diesem, im Thema klaren und leicht übersehbaren Motiv die neue Anschauung zu demonstrieren. Max Liebermann hat einmal gesagt, die Porträtmalerei sei „der Parademarsch des Künstlers". In der Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat dagegen, wie es scheint, das Stilleben diese Rolle übernommen. Man kann die Entwicklung des Abschnittes nicht besser verfolgen, als wenn man sie am Nebeneinander von Stillebenbildern von Manet, Cézanne, van Gogh und Matisse ablest. Bei den zwei Künstlern, die in der Mitte dieser Reihe stehen, erscheint die Naturwiedergabe des Impressionistenmeisters neubelebt, durchglüht und emporgehoben. Jetzt, bei Matisse, tritt deutlich erkennbar, von allen Zusammenhängen mit der früheren Anschauung gelöst, ein neues Prinzip auf. Die Farbfläche wird bestimmend und beherrschend, wird fast Selbstzweck, wird,

aus dem Überdruß am Vielerlei der alten Farbwerte geboren, das große Motiv, um das sich alles herumrankt. Hier wirklich sieht es so aus, als sei nicht ein umgepflügtes Gefühlsleben, sondern die gesetzmäßige Kontrastbewegung der Ausgangspunkt des neuen Formbegreifens. Hatte man früher mit der zärtlichen und delikaten Nuance gespielt, so spielte Matisse mit der nicht minder zärtlichen und delikaten Fläche. Ganz anders noch als Gauguin tritt er als ein vollendeter Geschmacksmensch auf; denn es fehlt die Eigenart des fernen Stoffgebiets und der dauernde Ausgleich mit seinem Stimmungsgehalt.

Bei Matisse ist nichts vorhanden, was nach Urform oder Mystik schmeckt. Es ist nur eine andere Methode, künstlerische Reize zu erzeugen. Sein Maleringenium wie seine Persönlichkeit stehen weitab von der Hoheit Cézannes; aber wenn sie nicht imstande sind, die majestätische Vertiefung des Weltbildes zu erreichen, die aus der Größe des älteren Meisters floß, so ging er über ihn hinaus durch die strenge Folgerichtigkeit im neuartigen Bildaufbau, durch die helle, fast kühle und immer durchsichtige Klarheit der Gestaltung. Dadurch war Matisse auch wie geboren zum Lehrer. Der freie Doktrinarismus seiner Manier, der einen gewissen Teil moderner Lehren wie in Reinkultur und nicht beschwert durch die dunklen Rätsel einer inkommensurablen Persönlichkeit darbot, erwies sich als eine anregende Kraft ersten Ranges, die einer ganzen Generation jüngerer Begabungen neue Wege des Sehens wies. Wohlgemerkt: des Sehens, nicht eigentlich der künstlerischen Empfindung in dem Sinne, daß sich das Innenleben eines neuen Zeitalters auf diese Weise übertrug. Gewiß, die neue formale Haltung war bei Matisse, wie bei Cézanne, Ankündigung und Vorbote jener aufkeimenden Gefühlskomplexe. Diese Künstler wären nicht imstande gewesen, die neuen Mittel zu benutzen, hätten nicht in ihnen unter der Hülle auch die neuen seelischen Kräfte schon gewirkt, die nun mit aktiver Gewalt sich durchsetzten. Aber die letzten treibenden Elemente der jungen Kunst blieben hier gleichsam noch verkapselt, während sie die Methode ihrer äußeren Entladung schon gefunden hatten. Es ist völkerpsychologisch von höchstem Interesse, daß der französische Geist für diese Seite der Entwicklung noch die Führung innehatte, daß aber das Wesen der neuen Kunst sich erst in dem Augenblicke voll entfalten und seine Auswirkung eröffnen konnte, da der formale Fortschritt von anderen Kräften befruchtet wurde.

Es war von wesentlicher Bedeutung für die neue Kunst, daß das Franzosentum fortan nicht mehr die selbstherrlich führende Rolle einnahm, die es ein Jahrhundert lang innegehabt hatte. Paris war die große Schule des malerischen Handwerks, des Farbengeschmacks, aller Künste, die auf eine Steigerung und Verfeinerung der sinnlichen Beziehungen des schöpferischen Menschen wie der Betrachter zur Natur hinausliefen. Solange der Hauptwert auf Kultur des Auges, auf verschärfte Wahrnehmung, auf Zartheit des Vortrags, auf Geschicklichkeit der Hand gelegt wurde, war die unbedingte Vorherrschaft der französischen Kunst gesichert. Nichts ist bezeichnender für die Anschauungen der aufsteigenden neuen Generation, als daß sie sich mehr

und mehr von dieser Herrschaft emanzipierte — nicht etwa programmäßig oder auf Grund nationaler Forderungen in anderen Ländern, sondern zwangsläufig durch den Sinn der Entwicklung selbst. Denn alle jene Eigenschaften der Verfeinerung, der immer breiteren Entfaltung ererbten Wissens, der organischen Vervollkommnung längst geübter Fertigkeiten traten mehr und mehr an Geltung zurück. Bedeutungsvoll wurde allein der Grad der Kraft und Eindringlichkeit, mit der sich inneres Schauen in künstlerische Gebilde umzusetzen vermag. Ein geistiges Element drängte sich vor und schob das sinnliche mehr und mehr zurück. Der Abglanz seelischer Zustände und Stimmungen, gefühlsmäßigen Ahnens und philosophischer Auseinandersetzungen mit der Welt wird im Kunstwerk gesucht. Ganz von selbst treten nun die Völker und Rassen in den Vordergrund, die nach ihrem Blut und ihrer geistigen Verfassung solchen Forderungen entgegenkommen. Der französische Geist, auf Ordnung, Klarheit, gesetzmäßigen Aufbau gestellt, konnte weder den Willen noch die Kraft haben, hierbei dauernd weiter den Taktstock zu schwingen. Man mag sein Zurücktreten, das wir jetzt beobachten können, für einen Schaden der Kunstentwicklung halten. Man mag darauf hinweisen, daß es in engstem logischen Zusammenhang mit dem Aufhören alles Gefälligen, Zarten, Anschmiegsamen und Schmückenden in der Kunst steht, daß mit ihm Glanz und Freudigkeit sich verflüchtigt haben. Und man mag heimlich die Hoffnung nähren, daß aus der grimmig ernsthaften, allzu düster feierlichen Periode, in der wir uns befinden, der französische Kunstverstand früher oder später Rettung und Ausweg bringen wird. Aber das alles hilft nicht über die Feststellung des historischen Tatbestandes hinweg, daß nun, nicht sofort, aber allmählich, das Zurückweichen des französischen Einflusses zu spüren war.

Es mag Beobachter geben, die auch in dieser Erscheinung etwas wie eine Prophetie der Kunst erblicken. Wenn wir in Betracht ziehen, daß nun germanische und slawische Völker bedeutsam in die Entwicklung eingriffen, und zugleich an die Wendung der europäischen Geschichte denken, die durch den Krieg bei den führenden Nationen dieser Rassen, in Rußland und in Deutschland, ungeheuerlichste Umwälzungen mit sich brachte, so mögen wir in der Tat hier geheime, rätselvolle Zusammenhänge erblicken. Je nach der Parteistellung wird man sie verschieden beurteilen. Der eine wird in dem, was sich in Deutschland und Rußland vollzog, Unheil und Untergang, im französischen Widerspiel aber Erhaltung alter Gesundheit und Lebenskraft sehen. Der andere wird umgekehrt in der heutigen Situation des siegreichen Franzosentums ein Verharren in einer verdammenswerten alten Ordnung, in dem russischen und deutschen Umsturz aber ein aufblitzendes Licht kommenden Heils erblicken. Beide aber werden der Ansicht zuneigen, daß, wie man sich auch zu dem Geschehen des letzten Jahrzehnts stellen möge, tiefe Beziehungen zwischen den Schicksalen der einzelnen Glieder der europäischen Völkerfamilie und ihrer Kunst bestehen.

Es war bezeichnend, daß schon im Beginn des großen Anschauungswandels

ein germanisches Genie, der Holländer van Gogh, eine entscheidende Rolle spielte. Nun treten auch in der zweiten Phase große Persönlichkeiten germanischen Blutes als wichtige Fortführer der einmal entstandenen neuen Gedanken auf den Plan: Edward Munch und Ferdinand Hodler. Wie van Gogh sind auch sie noch durch mannigfache Fäden mit der französischen Kunst und dadurch mit der Anschauungswelt der älteren Künstlergeneration und der früheren Kultur verbunden. Munch hat seine wichtigste Lehrzeit in Paris verbracht; Hodler steht als Westschweizer, der in Genf lebte, dauernd zwischen den beiden Welten. Unverkennbar sind hier wie dort Anregungen und Einflüsse von der bislang herrschenden Art. Aber immer stärker brechen nun neue Prinzipien sich gewaltsam Bahn.

Hodler ist nicht denkbar ohne die dekorativen und monumentalen Malereien des Puvis de Chavannes. Doch sein eigenes Lebenswerk ragt in ganz andere, vordem ungekannte Sphären. Aus einem majestätischen Aufbau heller Flächen, aus einem ausdrucksvollen Führen vielsagender Linien baut er sich eine Wandmalerei auf Leinwand auf, die eine völlig eigene Sprache erfindet, die Raumbegrenzung aus ihrem einfachen Mauerdasein zu erlösen und künstlerisch emporzuheben. Aber damit ist Hodlers Wesen nicht erschöpft. Die Schönheit schmückender Wirkung großen Stils will uns fast nur als ein Nebenelement seiner Kunst erscheinen. Ihr tiefster Eindruck beruht auf anderen Eigenschaften. Ein neues, mit aller Inbrunst aus seelischen Gründen aufgestiegenes Gefühl für das Geheimnis menschlichen Daseins und Schicksals, für seine Trauer und seine zarte Hoffnung, für seine unbegreifliche Qual und seine blutigen Verstrickungen, für die zwecklose Herrlichkeit heldischen Sicherhebens und die Unerbittlichkeit unsichtbarer Gewalten zieht uns an und springt zündend auf uns über. Die Helligkeit der lichten Farbflächen, mit denen Hodler arbeitet, die bedachte, alter Erfahrung entsprungene Stufung der Werte, der nahe Anschluß an die Erscheinungen der Natur und die Mittel der Stilisierung, die noch eine entfernte Verwandtschaft mit der Stilisierung der klassizistischen und romantischen Zeit aufweisen, deuten nach rückwärts. Doch daneben tut sich ein Neuland auf. Eine Urmelodie erklingt. Mit behutsamer, von religiöser Scheu geleiteter Hand wird der Vorhang von Gründen und Abgründen menschlichen Erlebens und Leidens gezogen, dessen Anblick zu herber, doch von Harmonien gesegneter Gestaltung verklärt wird. So entstand ein monumentaler Ausdruck von völlig eigener Haltung. Man fühlt bei Hodler schon bedeutsam das Bewußtsein der engen, wenn auch nur gedachten Zusammenarbeit des Malers mit dem Architekten, die nun in der jungen Kunst immer größere Bedeutung gewinnt. Leidenschaftliches Empfinden wird in strenger Gebundenheit zu künstlerischer Form. Klar erkennbare Fäden führen zur Gotik hin, deren keusche Linien, deren Tendenz zur emporstrebenden Vertikale, deren zarte, schlanke, auch übermäßig gedehnte und eckige Gestalten und deren versonnene Urtümlichkeit der Gebärde bei Hodler wiederkehren. Von fernher fühlt man sich oft sogar an die — englischen Präraffaeliten erinnert, die ja

auch, aus einer weniger reinlichen Kunstgesinnung heraus, eine Anknüpfung an die Gotik versuchten. Aber von dem gezierten und preziösen Wesen der britischen Maler des vorigen Jahrhunderts ist nun nichts mehr zu spüren. Aus einem großen Ernst wird die selbstverständliche Einfachheit und Innigkeit des Gefühls, das in der Gotik schlummerte, rein und aufrichtig erneuert.

Eine zeitlose Traum- und Phantasiewelt öffnet sich. Aus leuchtendem Grunde treten, in die Fläche gebannt und doch in klarer Plastik abgehoben, zeitlose Gestalten von symbolhaftem Wesen, die Geheimnisse von Jugend und Frühling, von Alter und Nacht, von menschlichen Individuen und von Typenreihen, von männlich zupackendem Lebensmut und von mystischer Weihe zu künden. Schreibt man solche Sätze über Hodlers Kunst nieder, so will es fast klingen, als sei diese Malerei, ähnlich wie die vor hundert Jahren, „literarisch". Aber hier wird nichts erzählt und nichts erläutert. Das Maßgebende ist vielmehr eine höchste Einfachheit des Ausdrucks, der lediglich verstärkt und unterstrichen wird durch das formale Mittel der Wiederholung. Hodler hat diese Eigenart der modernen Malerei, die im Tiefsten mit ihren dekorativen Eigenschaften zusammenhängt, besonders planvoll entwickelt. Sie tritt auch bei Cézanne schon auf, auch hier schon mit Bewußtsein angewandt; sie wird von van Gogh benutzt, bei ihm freilich aus dem unheimlichen Instinkt, der in das leidenschaftliche Gewühl seiner Bildpläne wie auf höheres Geheiß Ordnung bringt. Hodler aber bildet sie gleichsam zum System aus. Gruppen ähnlicher Gestalten, im einzelnen bestimmt und klar differenziert, dienen dem gleichen Sinn, wollen durch leichte Varianten die Intensität einer Gefühlsspiegelung steigern und zugleich lindern, sie durch die Wiederholung anschwellen, aber durch die Verteilung wieder abklingen lassen. Bewußt und folgerichtig wird der Rhythmus des Linienhaften benutzt, zu immer noch stärker betontem Spiel herangezogen, bis die ganze, oft sehr große Bildfläche durch ein immerwährendes Korrespondieren zusammenklingender Formelemente gedeckt wird. Und ohne Rest geht dieser Formgehalt der Darstellung in den geistigen Gehalt auf. Ein tiefsinniges Forschen nach dem unter der Oberfläche des Sichtbaren ruhenden Sinn menschlicher Lebenszusammenhänge wird in künstlerische Bilder gepreßt, die voll Stille und Gebundenheit sind.

Der Skandinave Munch, am anderen Ende der germanischen Welt, das in die Nebel und Dunkelheiten nordischer Regionen reicht, ist zu solcher Klarheit und Stille niemals gekommen. Wenn er mit dem gierigen Durst seiner Generation nach den Gründen von Natur und Dasein sucht, so steigen vor seinen Beschwörungen nicht die großen Urformen auf, die in einem geheimnisvollen Reich als Gestaltungen göttlichen Denkens dahinschweben, und an denen die Darstellung der Wirklichkeit nun orientiert wird, sondern das Schattenhafte, Gespenstische, das die Realität des Irdischen, an solchen Urbildern gemessen, für ihn annimmt. Das Wirkliche verliert bei Munch seinen Stolz und seinen Anspruch, gleichsam seine Rechthaberei. Ein visionärer Geist durchschaut die vorgegebene Sicherheit und selbstgerechte Tatsächlichkeit

des Seienden. Er entkleidet sie ihrer angeblichen Logik, ihres angeblich wissenschaftlich faßbaren Materialismus. Was übrigbleibt, ist sozusagen eine unwirklich gewordene Wirklichkeit, durch deren Bilder ein zauberischer Spuk dämmert. Menschliche Körper und Gesichter, blasse und erschreckend helle nordische Nächte sind nicht um ihrer selbst willen vorhanden, sondern nur ein vergängliches Spiegelbild des dämonischen Betriebes, der hinter der ganzen Körperlichkeit lauert. Zwei Freunde sitzen zusammen, Mann und Weib halten sich umschlungen, rücken nach der erotischen Ekstase auseinander oder sitzen sich, fremd geworden, gegenüber, Spaziergänger schreiten abends durchs Dorf, kleine Mädchen stehen auf einer Brücke und blicken in die tückische Glätte des Wassers — ist das alles Wahrheit? Leben diese Gestalten? Leben wir alle? Oder narrt uns nur der schöpferische Geist, der diese ganze, unserem Begriffsvermögen zugängliche Welt in Szene gesetzt hat? Das Unerklärliche, nebelhaft Verschleierte oder in gespenstischer Nordlandshelle übermäßig, bis zur Irrealität Glotzende der Erscheinungswelt wird von einer seherhaften Begabung zur Anschauung gebracht. Und durch die gedeutete Verworrenheit der umgebenden Welt sieht uns der Schrecken des Chaos, das den Kosmos gebar, mit aufgerissenen großen Augen an. Überall leben Geister. In jedem Haus und jedem Baum, in jeder kahlen Wand eines öden Zimmers, in der Trostlosigkeit der endlosen Meeresfläche, in der Unfaßbarkeit eines weithin verklingenden Landschaftsblicks. Ganz anders geschieht das alles wie bei van Gogh. Bei dem Holländer, dessen künstlerische Leidenschaft unter südlichem Himmelsstrich entbunden ward, ist ewiger Kampf entbrannt; alles ringt und rüttelt und bäumt sich auf. Bei Munch ist der Kampf stumm geworden; Trauer und Klage und hoffnungslose Verzweiflung finden keine Worte mehr; eine Sphinx blickt uns an.

*

Mit den sechs Meistern, die in diesem Überblick bisher genannt wurden, rückte ein ganzes Arsenal neuer Ausdrucksmöglichkeiten in die moderne Kunst ein. Von ihnen ziehen sich Fäden weithin über die gesamte schöpferische Arbeit der ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts, ziehen sich hin und her, verschlingen und verknüpfen sich und streben wieder auseinander. Unmöglich, die Riesensumme neuer Gedanken, Vorstellungen und Sehnsüchte unter eine Formel zu zwingen. Das Wort „Expressionismus" ist nichts als die Bestimmung einer Gegenwirkung — fast wie dereinst im äußeren Kunstgetriebe des vorigen Jahrhunderts der Name „Sezession". Es kam noch hinzu, daß verschiedene Nebenschößlinge der jungen Kunst es sich nicht nehmen ließen, eine eigene Flagge aufzuziehen. Der Reichtum, der sich ausbreitete, war sofort erheblich größer als zur Zeit des Impressionismus, und nichts ist unverständlicher, als wenn man den Modernen vorgeworfen hat, sie drehten sich in engem Kreise herum. Im Gegenteil: ganz anders noch als in der vorausgegangenen Epoche steht jede stärkere Persönlichkeit für sich allein und bildet

ein eigenes Kapitel. Wenn wir an die großen Franzosen denken, die Manets Lehre ausbauten, und an die Führer der Freilichtmalerei in den übrigen europäischen Ländern, so ergibt sich eine erstaunliche Gemeinsamkeit. Ein einziges festes Band umschlingt sie alle, ob ihre Individualitäten sich auch noch so robust kenntlich machen. Jetzt aber ist von einer solchen Einheit keine Rede mehr. Schon van Gogh und Munch, Matisse und Hodler bilden selbständige Provinzen, die nebeneinander liegen und durch scharfe Grenzstriche geschieden sind. Aber wo ist in den nun kommenden Jahren das allgemein verbindende Element etwa zwischen den Kubisten und Kandinsky, zwischen dem Italiener Severini und dem Deutschen Marc, zwischen Henri Rousseau und Emil Nolde? So viel Namen, so viel Reiche. Der Zusammenhang wird einzig durch den gemeinsamen Kulturhintergrund hergestellt, aber in der formalen Betätigung der Kunstübung selbst ist das Einigende lediglich der Widerspruch gegen die Vorgänger. Es ist bezeichnend genug, daß sich die Berliner Gemeinschaft der Radikalen und Extremen selbst „Vereinigung der Expressionisten, Kubisten und Futuristen" getauft hat — wobei diese Ultras noch einen großen Teil der Künstler, die wir unbedingt als Expressionisten bezeichnen werden, solchen Ehrentitels für unwert befinden. Das Publikum ist geneigt, die jüngeren Künstler im ganzen Umkreise in einen großen Topf zu werfen. Aber das verwirrt die Erkenntnis der Kräfte, die hier überall am Werke sind. Um so wichtiger ist es, Klarheit in die Fülle der Gesichte zu bringen.

Wenn die beiden Vorkämpfer, die das Fundament der jungen Kunst aufmauerten, eine Gruppe für sich bilden und die vier Meister, von denen in diesem Abschnitt bisher die Rede war, sich zu einer zweiten zusammenfügen, so ergibt sich aus dem Kreise der Franzosen, die sich nunmehr auf den Schultern von Cézanne, Matisse und Gauguin erhoben, eine dritte Gruppe. Es waren die Maler, die sich um 1900 und in den folgenden Jahren im Pariser Herbstsalon zusammenfanden: Henri Manguin, Maurice de Vlaminck, Alcide Le Beau, Othon Friesz, Jouveneau, André Derain und ihre Genossen, zu denen auch der durchaus französisierte Holländer Kees van Dongen stieß. Auch Pierre-Paul Girieud, Albert Marquet, Auguste Herbin gehören in die Reihe, die mit diesen Namen natürlich nicht erschöpft ist. Das Wesentliche ward bei allen ein gesteigerter Individualismus, der sich der Natur nicht mehr als Diener, sondern als ebenbürtiger, mit unbeschränkten Rechten ausgestatteter Schöpfer gegenüberstellt. Man sucht Visionen der formalen Urvorstellungen sichtbar zu machen, die in der Wirrnis des Tatsächlichen Gefahr laufen, verloren zu gehen. Also eine Abstraktion oder vielmehr ein unmittelbares Hinarbeiten auf Abstraktion. Was man früher mittelbar, durch treues Abmalen der Welt, darstellen wollte — wobei die Treue verschieden aufgefaßt, aber als Ziel gleicherweise anerkannt war —, suchte man nun direkt, ohne Umschweife aus dem seelischen Erleben heraus zu gestalten. Nichts soll mehr zwischen dem Künstler und seinem Werke stehen. Das Gleichnis der Natur wird kaum mehr benötigt. Die Franzosen des Herbstsalons streben

durch die Bank zur Vereinfachung und Zusammenfassung des Wirklichkeitsbildes, das, der Zufälligkeit in seiner Erscheinung enthoben, in seiner reinen Gegenständlichkeit gefaßt wird. Fläche und Linie führen das große Wort. Die Perspektive wie die ganze, auf Erfahrung und handwerksmäßiger Schulung beruhende „Richtigkeit" wird über die Achsel angesehen. Auf die Erweckung von Illusionen kommt es nicht an. Bei Gegenständen wie bei landschaftlichen Motiven und bei menschlichen Figuren und Köpfen strebt man aus der Individualisierung ins Typische. Denn das einzelne Natur- und Menschenwerk erscheint sehr klein und hat kaum Geltung, es ist immer nur Beispiel des Wirkens einer ordnenden Schöpferkraft neben anderen Beispielen — der Künstler aber sucht diese ordnende Kraft und nicht das Beispiel oder, wie es später namentlich in Deutschland mit lautem Pathos verkündet worden ist: „nicht das von Gott Geschaffene, sondern Gott selbst". Daher die sonderbare Verwandlung des Porträts. Der Ausdruck der Gesichter will nicht so sehr persönliches Leben festhalten, als vielmehr aus der Gegenwart, besser noch aus der Zeitlichkeit überhaupt in jenen fernen Zustand des Unbewußten deuten, wo Menschenwesen und Allheit der Natur noch ineinanderfließen.

Aber diese Maler wären nicht Franzosen gewesen, wenn für sie nicht immer noch das sinnliche Element der Farbe die entscheidende Rolle gespielt hätte. Die Farbe jedoch nimmt gleichfalls mehr und mehr den Charakter des Absoluten an. Sie ist nicht Charakteristikum des Stofflichen, sondern Eigenschaft an sich. Für den Betrachter, der liebevoll vergleichend beim Bilde an die Wirklichkeit denkt und die Fertigkeit bewunderte, mit der der Künstler in seiner Sprache den Erscheinungstatsachen folgte, ist kein Raum mehr — der Betrachter muß sich daher ganz neu einstellen, und diese Forderung, die aus allen Bahnen des Gewohnten riß, verursachte natürlich Unbequemlichkeiten und erzeugte Erbitterung. Das farbige Wesen der Wirklichkeit ist jetzt nichts anderes als ein Ausgangspunkt für den Maler, eine Anregung, der er folgte, oft, darf man sagen, ein Trapez, an dem er seine Künste übte und vorführte. Aber dafür wird nun den tiefsten und letzten Wirkungsgesetzen, die sich aus den Elementen der Lichtbrechung ergeben, mit ganz anderer Intensität als vordem nachgespürt. Das Glühen und die Leuchtkraft der einzelnen Lokalfarbflächen, die Harmonien in den Zusammenfügungen und Stufungen der Werte ergeben ein neues Studium, das mit nicht geringem Ernst betrieben wird, mit viel größerer Hingabe und Ernsthaftigkeit, als der flüchtige Beschauer anzunehmen geneigt ist. Weil diese Maler, um unvermischte Farbwahrheit herauszubringen, oft genug ein behutsames Nebeneinander für nötig hielten, wobei dann wohl hier und dort der Malgrund unbekümmert durchschimmerte, reichlicher, als das jemals bei den Impressionisten der Fall war (schon Cézanne ging so vor), glaubten die unter anderen Voraussetzungen erzogenen Kunstfreunde, es handle sich hier um ein fröhliches und unbedenkliches, wenn nicht leichtfertiges Drauflosmalen. Das Gegenteil ist der Fall. Niemals ist dem Problem des Malerischen an sich unermüdlicher,

umständlicher, ja grüblerischer nachgedacht worden. Was hier geleistet wurde, wird und muß unverloren bleiben. Es gehört zu den Ergründungen, durch welche die junge Kunst die Malerei für alle Zeiten befruchtet hat. Denn dies wird immer die große Frage sein: Was bringt eine Kunstströmung, die für sich genommen dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen bleibt, dem allgemeinen Vorrat an Anschauungen Neues, um weiterhin bereichernd zu wirken? Oft ist uns, als seien alle künstlerischen Bewegungen gleichsam an sich bedeutungslos, daß sie aber durch zweierlei Wichtigkeit erlangen: durch die großen Persönlichkeiten, die sich aus ihrem Kampf erheben, teils ihre Väter, teils ihre Söhne darstellen, und die sich der zeitgenössischen Vorstellung wie zufällig bedienen, um sich mitzuteilen — und eben jene Ergebnisse des allgemeinen Ringens für das Weiterfließen des breiten Stromes. Aus diesem Grunde gewinnen auch die neuen Versuche Bedeutung, früher nicht gewagte malerische Dissonanzen einzuführen, sie entweder zu lösen oder unaufgelöst stehenzulassen und so den Wirkungskreis farbiger Reize zu vergrößern. Man darf die Geschichte der Musik zum Vergleich heranziehen, nicht zuletzt die auf unbekannten Wegen neue Effekte, Nuancen und Stimmungsspiegelungen auftürmende moderne Musik der Schönberg, Debussy, Strawinski und ihrer Mitstrebenden. Wir wissen aus Erfahrung, daß jede Komponistengeneration das Arsenal des instrumentalen Ausdrucks erweitert und bereichert hat; bei der gegenwärtigen zweifeln wir noch, weil ihre Art uns befremdet, aber wir sehen doch voraus, ohne uns im einzelnen schon heute darüber Rechenschaft geben zu können, daß auch in ihrer Arbeit eine Bereicherung solcher Art irgendwie enthalten sein wird. Angelegenheiten der bildenden Künste werden in Deutschland gemeinhin nicht mit der gleichen freundlichen Gesinnung, nicht mit derselben Glaubensbereitschaft behandelt. Es wird darum länger dauern, bis auch das Plus erkannt wird, das die junge Kunst heranbringt; aber auch diese Zeit wird kommen.

Zwei Persönlichkeiten gaben der genannten französischen Gruppe eine eigenartige Ergänzung. Die eine deutete zurück: Henri Rousseau, der, sicherlich völlig programmlos, allein einem redlichen Instinkt folgend, die Weisheit der Primitivität auf eigene Manier betätigte. Wieder klingt die Lehre an, daß nicht das aus der Arbeit von Jahrhunderten erwachsene Raffinement, sondern die Einfachheit und Ursprünglichkeit des kindhaften und urtümlichen Menschen von selbst der künstlerischen Wahrheit am nächsten komme. Eine tiefe Herzenseinfalt sah hier Welt und Menschen an, ein idyllisches Gemüt schuf sich eine spielzeughafte Tatsächlichkeit, in der Natur und Menschen wie Dekorationen und Figuren eines göttlich heiteren Puppentheaters erscheinen, das weder Tragik kennt noch auf Mystik pürscht, und in dem doch, verschleiert bei aller Klarheit, ein abgrundtiefer Sinn zu uns spricht. Die andere Persönlichkeit wies nach vorwärts: Robert Delaunay. Hier wird das moderne Problem von der anderen Seite angepackt. Nicht Vereinfachung ist die Losung, sondern Komplikation. Und zwar eine mit aller

Anspannung der Nerven und des Geistes erzeugte Komplikation, deren Ziel nicht ist, die Sinne zu ergötzen, sondern Erkenntnisse sichtbar zu gestalten, soweit das überhaupt möglich ist. Die Formen, die in der Umwelt wahrgenommen wurden, haben für solches Vorgehen kaum mehr Bedeutung. Sie werden nicht als gegeben angenommen, sondern vom Künstler gleichsam neu geschaffen, vor unseren Augen neu aufgebaut. So entstanden Delaunays zuerst so verblüffende Bilder, in denen gerade solche Formen, in denen sich persönlicher Wille am deutlichsten aussprechen kann: Formen von Architekturen, die ringsum grüßen, ein nervös bewegtes, zuerst unverständliches Leben annehmen — nicht aus der logischen Berechnung des Ingenieurs oder Baumeisters, sondern aus der von allen Nöten und Forderungen des Statischen unbeschwerten, frei schaltenden Phantasie des Malers. Gespenstische Bewegung zittert aus Delaunays Stadtbildern, aus seinen Durchblicken durch Gebäudeteile und Kirchenhallen, aus seinen Gruppen wackelnder Häuser, verschobener Straßen, tanzender Türme, die jeder konstruktiven Richtigkeit spotten und mit bisher unerhörten Mitteln den Versuch wagen, unser Raum- und Formgefühl in Schwingung zu versetzen.

Von Delaunays Wagnissen führt eine gerade Linie hinüber zum Umsturzgebaren der italienischen Gruppe, die in die Entwicklung eingriff: der Futuristen. Wir sprachen davon, daß der Geschichtsphilosoph, der an den Prophetenberuf der Kunst glaubt, zu der Ansicht gelangen könnte, daß für die jüngste Entwicklung der Formzertrümmerung (die uns noch zu betrachten bleibt) eben die germanische und slawische Rasse die entscheidenden Persönlichkeiten heranführten, weil in diesen Völkern die ungeheure Spannung gewaltiger Machtentfaltung mit völligem Zusammenbruch endete; — daß, auf der anderen Seite, der französischen Kunst auf diesem Wege die Führerrolle vielleicht darum abhanden kam, weil im Körper Frankreichs, ohne daß wir es wußten, die Kraft zu zäher Selbsterhaltung und zum Siege vorhanden war. Wie kommt es, könnte der Geschichtsphilosoph weiter forschen, daß Italien, dem doch auch ein Anteil an der Rolle des Siegers zufiel, nun doch bei dem mächtigen künstlerischen Gewaltakt, der einsetzte, so entscheidend mitwirkte? Es werden sich ihm möglicherweise eigentümliche Schlüsse bei dieser Fragestellung ergeben, die erst die Zukunft ganz bestätigen wird. An dieser Stelle jedoch interessiert uns nur der engere Bezirk der künstlerischen Probleme. Wie aus der Pistole geschossen brach in Italien der revolutionäre Gedanke los. Mit wilden, bramarbasierenden, pomphaften, bewußt übertreibenden Gebärden erfolgte die Kampfansage eines lauten Häufleins von Schriftstellern und Malern an die Gesamtheit der abendländischen Zivilisation. Wie in holdem Wahnsinn rollte das Auge der Dichter, deren glühende Phantasie aus dem Brausen des eigenen Blutes das herannahende Geheul des Weltkriegs weissagte. Ehe Europa daran glauben wollte, ward in den Versen dieser Italiener der Krieg geahnt, zugleich verflucht und gefeiert — der Krieg als großes Zermalmungsmittel für die verdammte Welt der Überkultur, des Mechanismus, des

Kapitalismus, des Industrialismus. Der Krieg — so hieß es damals noch, nach Tische las man's anders — als die machtvolle Steigerungsmöglichkeit persönlichen Kraftgefühls und Tatensinns, als Symbol für rücksichtslose Energie, ohne die die Erneuerung des Menschheitslebens unmöglich schien. Und mit derselben Emphase wetterten, schrien, geiferten die Künstler und Kunsttheoretiker gegen das über den Köpfen der unglücklichen Menschen von heute zusammenschlagende Zuviel an Wissen, Kenntnissen, Traditionen und Vorurteilen. Der Schriftsteller Marinetti, Vater und Führer des gesamten Futurismus, verlangte allen Ernstes die Vernichtung der Museen, deren ungeheure Autorität gerade in Italien auf die jungen Künstler unbarmherzig drückte. Die ganze Gesellschaft zeigte nicht übel Lust, mit solchen Forderungen handgreiflich Ernst zu machen. Ein tobender Radikalismus wollte sich von jeder Bindung durch überlieferte Gesetze und Anschauungen freimachen.

Die Maler, die mit dem Hintergrunde solcher Gesinnungen vorstießen, die Severini, Boccioni, Russolo, Carra usw., brachten nun allerdings der Menschheit kein neues Heil. Aber die Keckheit ihrer wildgewordenen Phantasien überstieg in der Tat alles Dagewesene. Sie waren indessen nicht so weit von allen Anknüpfungen an ererbte Fertigkeiten entfernt, wie sie glauben machten und wohl auch selbst glaubten. Der Impressionismus oder vielmehr der Neoimpressionismus fand etwa in Severini einen durchaus konsequenten Fortführer. Wenn er das Gewimmel der Pariser Boulevards, vorüberhuschende Erscheinungen der Straße oder die schwüle Luft und die durcheinanderschwirrenden Gestalten in Tanzlokalen und Bars zum Thema nahm, so malte er das in einer sehr streng systematisierten Technik, mit Hunderten geometrisch abgezirkelter, mit feinem Farbsinn abgestimmter Prismenfelder kleinsten Formats: unverkennbarer Anschluß an die Methode von Seurat und Signac. Und noch einmal erkennen wir, wie bereits im Neoimpressionismus bei aller doktrinären Starrheit der Keim zur Weiterentwicklung steckte. Severini vollzog sie, indem er nun, dem neuen Credo entsprechend, auf Wirklichkeitsillusion und Richtigkeit im einzelnen verzichtete (im Gesamteindruck noch nicht völlig). Er gab die Bewegung an sich, nicht mehr die bewegten Menschen oder Gegenstände. Das Gewimmel selbst, das Momentane als Erscheinungselement, das an den Gestalten und Dingen wohl haftete, aber eigentlich *ohne* sie interessierte. Also die Nervosität der Welt, die sich schneller Bewegung in ganz anderem Maße bewußt geworden war als jedes frühere Zeitalter, die sinnlose Wirrnis, die zitternde Unruhe, das wird sein Thema. Die anderen gingen noch weiter. Sie malten Träume und Erinnerungen mit aller Unberechenbarkeit, Unlogik und Zufälligkeit der durcheinanderschwirrenden Vorstellungselemente, oder gestalteten leidenschaftliche, erregte oder trauervolle Stimmungen in Farb- und Formgebilden. Oder suchten Wesen und Sinn alltäglicher Erscheinungen in Visionen zu fassen, die nur in Andeutungen noch Beziehungen zum wirklichen Ausgangspunkt erkennen ließen. Die „Gewalt der Straße", die rabiate Empörung eines Volkshaufens beim Be-

gräbnis eines Anarchisten, die rätselhaften Gefühlsschwingungen nächtlicher Stunden sollten gepackt werden — nicht durch das Vergleichsbild von Vorgängen, Beleuchtungsnuancen, Menschengruppen oder dergleichen, sondern unmittelbar, durch zackige Liniengebilde, durch Strahlen und Winkel und Verzerrungen und abgerissene Wirklichkeitsteile, die in exzentrischen Sprüngen wie im Fieber durcheinandertaumelten.

Vieles war dabei zweifellos absichtliche Gewaltsamkeit, Herausforderung des Bourgeois, drohender Schrecken, der dem Publikum an den Kopf geschleudert wurde. Aus den Manifesten der Futuristen, aus dem tanzenden Paroxysmus ihrer öffentlichen Veranstaltungen gingen solche Absichten unzweideutig hervor. Aber damit ist das Wesen dieser Maler nicht erschöpft. Wer sie als Meister des Bluffs abtun wollte, würde sich schwer irren. In ihnen wurde vielmehr etwas lebendig, das als unklare Sehnsucht durch die ganze Künstlergeneration zu Beginn des Jahrhunderts ging, dessen Aussprache aber hier zum ersten Male gewagt wurde. Die Begabungen der Italiener sind nicht hoch einzuschätzen, aber sie waren Diener eines Dranges, der ungeheure kulturelle Bedeutung besitzt.

Und sofort erhob sich gegen die Fesselosigkeit wieder die neue Bindung. Eine Bindung freilich völlig ungewohnter Art, aus dem gleichen Grundzug des Geistig-Spekulativen, des Gehirn- und Nervenmäßigen hervorgegangen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die neue Kunst aus einem sonderbaren inneren Trieb heraus den sinnlichen Elementen, die im Wesen der bildenden Kunst selbst wurzeln, zuleibe ging, so ward er durch den Kubismus erbracht. Hier ward nun wirklich der Versuch unternommen, nicht nur das Wirklichkeitsbild auf seine geheimen Urformen zurückzuführen oder die Mittel malerischer Arbeit, Farbe und Linie, von aller Gegenständlichkeit losgelöst, zu eigenwilligem Spiel zu entbieten — sondern einem Anschauungsproblem nachzugehen, das gleichsam einen philosophischen Begriff: die Kategorie des Raumes, durch Malerei bezwingen wollte. Gestaltung des Raumes, nicht räumlicher Dinge. Einprägung des Gefühls vom Dreidimensionalen mit Hilfe stereometrischer Grundgebilde. Es ist wie eine Gehirnverzückung. Der Maler geht etwa von irgendeinem harmlosen Motiv aus, von einem Musikinstrument, von einem sitzenden Menschen; sein witterndes Auge umkreist das Objekt, stöbert die Beziehungen auf, in denen seine Flächen und Kanten zueinander, zur umgebenden Luftschicht, zur vorgestellten Leere des Raumes stehen, und würfelt nun in fremdartigem Spiel die geisterhaften Abbilder solcher Fragmente, auf mathematische Formeln reduziert, durcheinander — nein, würfelt sie nicht durcheinander, sondern drängte, schob, ja nagelte und stanzte die Dreiecke, Kreise, Segmente, Kugeln, Zylinder, die er gewann, mit den durchschimmernden Resten von Erinnerungen an ein Wirklichkeitsbild zusammen. Das ganze Gefüge, an dem sich die Malerphantasie entzündete, wird in ein System von Kristallen zusammengezogen, die sich wie nach den unberechenbaren Gesetzen einer Naturkraft bilden. Früher waren Märchen für Sinn und seelisches

Leben der Menschen berechnet — hier wird das Märchen der kristallinischen Konstruktion begründet. Es ist nicht leicht, den verschlungenen Empfindungsgängen zu folgen, auf denen Pablo Picasso, der Spanier, in Paris zu dieser verzwickten Erfindung kam. Vielleicht kommt man dem Problem am nächsten, wenn man, wie es formuliert worden ist, darin den „Schrei nach einer neuen Systematik" erkennt, in die sich die uferlos und fesselos gewordene Kunst retten wollte.

Die Auflehnung der Form gegen langjährige Vergewaltigung vollzog sich im Kreise einer völlig neuen Optik. Nur die Zeit des Technischen, des Ingenieurwesens konnte diese Fügung aus mathematischer Vorstellung erzeugter Blöcke hervorrufen, diese Ekstase eines rhythmischen Gliederns. Die individuellen seelischen Nöte treten zurück, mit radikalem Mittel will man sich Klarheit verschaffen über die Frage des Raums. Mit „Expressionismus" hat das nichts mehr zu tun. Was erstrebt wird, ist: die primären Bedingungen unseres Daseins, das ein Körperdasein (kein Flächendasein) ist, beispielmäßig aufzuzeigen. Das alles schmeckt nach Dogmatismus. Aber die anregende Kraft dieser malerischen Spekulationen ist dennoch bedeutend.

Das Genie Picassos vollends ist trotz allem stark genug gewesen, uns über alle gehirnmäßige Kalkulation hinaus das geheime Walten einer schöpferischen Persönlichkeit fühlen zu lassen. Wir mögen noch so sehr den Gespensterbaukasten, den er in den Handel gebracht hat, als eine unfruchtbare, kalte Ware erkennen, mögen überzeugt sein, daß der ganze Kubismus in allen Spielarten der Nachfolger und Begleitmänner, die der Spanier in Paris fand, eine Sackgasse ist, von der aus es keine Weiterentwicklung, sondern nur ein Umkehren gibt —: die einzigartigen Bildvierecke Picassos selbst haben in der fanatischen Verzahnung ihrer Formglieder und der seltsam gedämpften Farbenstimmung, die er darüber zu gießen wußte, einen mystischen Reiz, dem sich das empfängliche Auge nicht entziehen kann. Wie stark Picassos Malertalent von Hause aus war, hatte man vorher zur Genüge kennen gelernt, in der Zeit, da er noch Cézanne folgte. Lächerlich, anzunehmen, etwa eine eigenwillige Spekulation auf sensationslüsterne oder snobistische Betrachter habe ihn in die kubistische Welt gedrängt. Hier muß ein in seinen Triebkräften noch verschleierter Zwang geherrscht haben, dessen Ziel allerdings klar genug ist. Dies Ziel heißt nach aller Zertrümmerung Neuaufbau, nach allem wilden Gebaren strenge Zucht, ja, sagen wir es deutlich heraus: nach der Revolution — Reaktion! Picasso malt heute, wie wir gerade in diesen Wochen erfahren haben, plötzlich wieder Bilder, die noch über seine Cézanne-Periode hinausgehen und einer klaren Stilisierung fast im Sinne der Klassizisten zuzustreben scheinen. Schon vorm Jahre erzählten Freunde von ihm, er habe Zeichnungen „à la Ingres" gefertigt. Steuert das Schifflein diesen Kurs? Es ist wohl möglich.

Doch ehe wir uns dieser Frage zuwenden, sei dargelegt, wie sich der künstlerische Wille der Zeit im heutigen Deutschland kundgibt.

Die indirekten Steuern in England

Von

Lorenz Glier

I

Punkt 10 des Erfurter Programms (1891) fordert „Abschaffung aller indirekten Steuern, Zölle und sonstiger wirtschaftspolitischer Maßnahmen, welche die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einer bevorzugten Minderheit opfern". In verstiegener Grundsatztreue hat daraufhin die Sozialdemokratie bei den Zolltarifberatungen des Jahres 1902 unter anderen auch die Zölle auf Kaviar und Austern abgelehnt und so die breiten Volksschichten vor einer Verteuerung ihrer Ernährung durch indirekte Steuern zu schützen getrachtet. Zu Jahren gekommen, hat sie aber im Sommer 1918 eine richtige indirekte Steuer bewilligt, nämlich die Schaumweinsteuer. Hier waren sich sogar Mehrheitssozialdemokraten und Unabhängige einig; wenigstens für eine Lesung. Dann aber erinnerten sich letztere, jung und vom Schwabenalter noch weit entfernt, des Punktes 10 des Erfurter Programms und lehnten, taktfest, bei der Schlußlesung auch diese, den Verbrauch breiter Volksschichten — es war die Zeit der Granatendreher! — schwer belastende Steuer ab.

Die Revolution hat uns von vielen veralteten Einrichtungen und Anschauungen befreit und sorgt überall für Aufklärung und Erleuchtung; sogar — und mit deutlichem Erfolg — der Revolutionäre selbst. Mancher, vor einem Jahr noch unerschütterliche Glaubenssatz wird jetzt preisgegeben; eherne Artikel der sozialistischen Lehre teilen die Geschicke der Dynastien: sie werden weggefegt. Die Theorie: Akkordlohn-Mordlohn, früher mit zelotischem Eifer verfochten, beginnt man ebenso abzuschwören wie den an die Spitze dieser Darlegungen gestellten Bannspruch gegen die indirekten Steuern. Gezwungen durch die Macht der Tatsachen, durch die Verantwortung für das Finanzgebaren des Reiches, hat die sozialdemokratische Mehrheitspartei ihren Vertreter bei der ersten Lesung der neuen Finanzgesetze in Weimar erklären lassen: „Allerdings wird der Gesamtbedarf nicht durch direkte Steuern allein zu decken sein; wir werden um die ergänzenden Verbrauchssteuern nicht herumkommen." Das Parteiprogramm wird jetzt schon so umgebogen, daß man — lange hat es gedauert, bis man hinter diese Weisheit kam! — den Satz wagt: direkte oder indirekte Steuer sei *Formsache*; die Art der *Erhebung* sei für die Frage des Wertes oder Unwertes einer Steuer ohne Bedeutung! Welche Wendung durch der Revolution Fügung! Derartige Er- und Bekenntnisse früherer Irrtümer scheinen mir zu den besten Leistungen der gegenwärtigen Regierung zu gehören. Schade, daß man sich dieses Bekennermutes oft

so schnell wieder schämt; daß man erklärt: Bevor die „Bedürfnisse" des Volkes besteuert würden, seien erst die Opfer der Besitzenden zu beraten; nur wenn feststehe, daß mit den direkten Steuern der Finanzbedarf nicht gedeckt werden könne, dürfe man auf die indirekten Steuern zurückkommen. Diesen Standpunkt sollten die Mehrheitssozialisten schon deshalb nicht einnehmen, weil sie ihn immer wieder werden aufgeben müssen. Liegt es denn nicht offen zutage, daß unser Finanzbedarf den ganzen Streit über direkte und indirekte Steuern zum Schweigen bringen und lächerlich machen muß? Kein Finanzminister kann angesichts der auf jedem Staat wuchtenden Schulden genug Steuern zur Stelle schaffen. Die (schon früher mißbrauchte) Phrase von den „Steuern auf Vorrat" ist für alle Zeiten erledigt; um so erledigter, als der Bedarf für die nächste Zeit zumeist (nicht nur bei uns) immer um eine Milliarde Mark höher sein wird, als man ihn für den Augenblick berechnet.

Der Tragbalken des alten sozialdemokratischen Finanzprogramms wird also ausgewechselt und damit die Bahn für die Fortbildung der indirekten Steuern freigemacht. Ganz von selbst lenkt sich wegen der sich nunmehr bietenden Möglichkeiten (an dem Marxschen Satz, daß das zurückgebliebene Land sich nach dem entwickelteren richten solle, hat die Revolution nichts geändert) der Blick auf jenes Land, von dem man auf steuerlichem Gebiet immer wieder etwas lernen kann, auf England! Was sehen wir da? Während sich bei uns — manchmal mutig und dann wieder etwas verzagt, weil mit einer dreißigjährigen Überlieferung belastet — der derzeit stärkere Flügel der parlamentarischen Vertretung der breiten Massen zur Erkenntnis von der Notwendigkeit der Heranziehung auch der indirekten Steuern (sagen wir richtiger: des Verbrauchs) zur Deckung des ungeheuren Finanzbedarfes durchringt, hält in England die Arbeiterpartei — sie ist nicht in der Regierung vertreten und kann sich deshalb noch den Luxus extravaganter Auffassungen leisten — an der Verwerflichkeit der indirekten Steuern so fest wie je[1]). England steht wieder vor einer Reform der Einkommensteuer, wahrscheinlich der weitestreichenden in ihrer Geschichte. Eine Royal Commission verhört seit mehreren Monaten Zeugen aus allen möglichen Berufen, Beamte, Bankleute, Industrielle und Arbeiter. Und die Vertreter der letzteren dringen (wie ehedem unsere Sozialdemokraten) energisch auf die Abschaffung der indirekten Steuern[2]); sie lassen nur die direkten Steuern gelten, wobei sie auch noch für alle Einkommen bis 250 Pfd. St. (5000 Mk.) Steuerfreiheit verlangen. Auch sie werden sich noch eines anderen besinnen müssen, wenn sie an die Regierung kommen — ein Fall, der nach Umständen bald eintritt.

[1]) Aus dem letzten Wahlprogramm der Arbeiterpartei setze ich zwei Sätze hierher: „Labour will resist every attempt to place burdens upon the poor by indirect taxation. — Labour is firm against tariffs and for Free Trade."

[2]) Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß ein großer Teil der englischen Arbeiterpartei die indirect taxation nur verwirft, soweit sie in Gestalt von Zöllen auf Food — Tee und Zucker — auftritt. Mit der Besteuerung von Massenluxusartikeln, Alkohol und Tabak, findet man sich zumeist ab.

Dabei sind die direkten Steuern in England, wenn auch noch lange nicht erschöpft, so doch schon derart angespannt, daß selbst der genialste Finanzkopf der Arbeiterpartei nach seinem Einzug ins Schatzamt außerstande wäre, sie noch so auszubauen, daß ein großer Teil der Verbrauchssteuern preisgegeben, geschweige das ganze System beseitigt werden könnte. Der Schatzkanzler glaubt, daß er bei 806 Mill. Pfd. St. Normaleinnahmen auf Grund der gegenwärtigen Steuergesetzgebung etwa 290 Mill. (eine vorsichtige Schätzung!) aus Customs and Excise gewinnen werde. Wahrscheinlich wird die Sache darauf hinauslaufen, daß sich im künftigen englischen Normalbudget gegenüberstehen (über) 300 Mill. indirekte Steuern und 450 Mill. direkte Steuern; also ein Verhältnis von 2:3. Voraussetzung dafür wird allerdings sein, daß für die jetzige Kriegsgewinnsteuer (Excess Profits Tax, deren Ertrag für 1919/20 mit 50 Mill. angesetzt ist) Ersatz geschaffen wird, etwa in einer Business Profits Tax, (daß sie nicht schon ins Budget für 1919/20 aufgenommen wurde, begründete Chamberlain damit, daß er mit den Vorarbeiten nicht fertig wurde)[1]; es sei denn (und das ist nicht ausgeschlossen), daß Bier und Branntwein und Tabak weit mehr liefern, als man jetzt annehmen zu dürfen glaubt, und so den Schatzkanzler in den Stand setzen, auf einen Teil der neu zu suchenden Mehreinnahmen zu verzichten. Kann ein gewissenhafter, nicht nur auf Agitation bedachter Vertreter der Arbeiterpartei, kann ein Mann vom Zuschnitt eines Clynes oder Henderson angesichts einer solchen Lage im Ernst glauben, daß die vorsichtig auf 290 Mill. Pfd. St. veranschlagten indirekten Steuern ohne weiteres durch neue direkte Steuern werden ersetzt werden können? Gar, wenn noch eine stattliche Anzahl von Millionen aus neuen Steuern genommen werden müßte? Könnte er, morgen Schatzkanzler werdend, auch nur auf den Ertrag des Tee- oder Zuckerzolls (für 1919/20 auf 52 Mill. geschätzt) verzichten?

Um die Höhe der gegenwärtigen Erträge der Verbrauchssteuern in England zu würdigen, hat man sich vor Augen zu halten, daß die vielbewunderte englische Erbschaftssteuer vor dem Kriege rund 30 Mill. Pfd. St. brachte und demnächst 40 Mill. bringen soll. Mit anderen Worten: die Verbrauchssteuern liefern dem englischen Staatsschatz (schon jetzt) sechsmal so viel als ein Paradestück des früheren Steuersystems. Wenn ein Schatzkanzler aus dem Arbeiterstamm den Mut aufbringt, die indirekten Steuern abzuschaffen, so muß er die Erbschaftssteuer verdreifachen (und das geht gerade dort, wo sie besonders reiche Früchte bringt, nicht gut an, weil dann vom Nachlaß 100 % und sogar darüber erhoben werden müßten); und aus der Einkommensteuer, deren Ertrag für 1919/20 mit 350 Mill. angesetzt ist, müßte er weiterhin 170 Mill. zu gewinnen trachten (d. h. sie auf der ganzen Linie um 50 %

[1] Auf eine Anfrage von Mr. Mosley im Unterhaus (11. August 1919) antwortete der Schatzkanzler, es habe sich bereits ein Vertreter des Inland Revenue Board nach Amerika begeben, to inquire into the character and working of profits taxation both in Canada and the United States.

heraufsetzen). Ich glaube also nicht daran, daß aus der englischen Arbeiterpartei so schnell der Steuerherkules auftaucht, der im Ernst die Beseitigung der indirekten Steuern in Angriff zu nehmen und sie durch direkte zu ersetzen sich stark genug fühlte. Mit der Verantwortung bepackt wird man auch in England die Dinge im wesentlichen „lassen stahn", wie sie stahn, ja sogar (mit den direkten) die vorhandenen indirekten Steuern noch ausbauen müssen. Diese sind auf dem besten Wege, dem Schatzkanzler während 1919/20 eine sehr angenehme Enttäuschung zu bereiten; sie bringen viel mehr als erwartet, nachdem sie im Jahre 1918/19 bereits den Voranschlag mit 12 Mill. überschritten haben. Wenn aber alle Hindernisse bezüglich der Einfuhr und Produktion beseitigt sind, so werden sie wohl weit über 300 Pfd. St. (viermal so viel wie im letzten Friedensjahre) in den Staatsschatz leiten. Selbst der eingefleischteste Gegner der indirekten Steuern, selbst der energischste Vertreter des Finanzprogramms der englischen Arbeiterpartei wird (unter vier Augen) zugeben müssen, daß man einen solchen Posten schwer entbehren oder auch nur halbieren kann.

Mit dieser Betonung der Bedeutung der indirekten Steuern im Rahmen des britischen Staatshaushalts soll die (noch größere) Bedeutung der direkten Steuern keineswegs herabgesetzt werden. Diese haben vor dem Kriege den Grundstein der englischen Staatsfinanzen (durchschnittlicher Ertrag der indirekten Steuern 73 Mill., der direkten 86 Mill.) abgegeben. Während des Krieges war solches in erhöhtem Grade der Fall, und nach dem Kriege wird es nicht anders sein. Für die Reichen in England ist der Krieg noch lange nicht vorüber, bei uns aber fängt er für sie jetzt erst an.

Es lieferten die

	regulären direkten Steuern	irregulären Steuern (Kriegsgewinn[1])	regulären indirekten Steuern
	Millionen Pfund Sterling		
1914/15	108	—	81
1915/16	163	—	121
1916/17	248	139	127
1917/18	283	220	110
1918/19	336	285	162

Während der fünf Kriegsjahre entfielen auf (reguläre) direkte Steuern 1138 und auf Verbrauchssteuern 601 Mill. Pfd. St.; die direkten lieferten nicht ganz den doppelten Ertrag der indirekten Steuern. Die ungeheure Ausdehnung der Steuereinnahmen von 1914/15 bis 1918/19 ist also im wesentlichen zurückzuführen (außer auf die Kriegsgewinn-) auf die noch ausbaufähige Einkommensteuer. Die indirekten Steuern haben ihr gegenüber „versagt";

[1]) Nach weitverbreiteter Auffassung hat die Excess Profits Tax als direkte Steuer zu gelten. Man kommt aber immer mehr dahinter, daß diese Auffassung nur sehr bedingt richtig ist. „Another cause, far more potent than the inflated currency, is the

jedoch nicht deshalb, weil der Verbrauch streikte, sondern weil Schiffahrts- und Ernährungsminister die (Tee- Alkohol- und Zucker-) Steuerquellen zuschütteten. Jetzt, wo diese wieder freier fließen, treten die Wirkungen des während des Krieges erfolgten Ausbaues der indirekten Steuern deutlich in Erscheinung. Jetzt wendet sich das Blatt wieder; die indirekten Steuern gewinnen erneut an Bedeutung; den 403 Mill. aus direkten Steuern standen im (ersten) Voranschlag für 1919/20 237 Mill. aus indirekten Steuern gegenüber, die inzwischen auf 277 Mill. hinaufgeschätzt worden sind, während es schon heute feststeht, daß die direkten Steuern die auf sie gesetzten Erwartungen bestenfalls erfüllen, wahrscheinlich aber enttäuschen. Alles deutet darauf hin, daß im laufenden Finanzjahr England gut und gern aus indirekten Steuern 5,6 Milliarden Mk. oder rund 120 Mk. pro Kopf (gegen 1,5 Milliarden Mk. oder 33 Mk. pro Kopf vor dem Kriege) erntet. Ohne eine Umsatz- und Kohlensteuer! Eine Leistung! Wird die Arbeiterpartei, ans Ruder gekommen, diese steuergesetzgeberische Tat zu annullieren wagen?

Oben wurde bereits bemerkt, daß auch die direkten Steuern in England als noch nicht erschöpft zu gelten haben, daß man auch aus ihnen noch mehr herausholen kann und herausholen wird als bisher. Ich glaube aber, daß die Aussichten auf steigende Erträge aus den direkten Steuern, im besonderen aus der Einkommensteuer, nicht überschätzt werden dürfen. Seitdem die Arbeiter durch die gewaltigen Lohnsteigerungen in das Gehege der Veranlagungsbehörden geraten sind, finden die direkten Steuern bei ihnen nur noch Billigung,

operation of the Excess Profits Tax, which unquestionably tends heavily to raise prices for the consumer" meinten „Financial Times" (16. Juli 1919).

Ein Beispiel! Die bekannte Tabakfirma Carreras Limited („Black Cat", „Graven Mixture") wies einen Reingewinn aus im Jahre:

1912	von 37 168	Pfd. St.	1915	von 51 794	Pfd. St.
1913	„ 31 216	„ „	1916	„ 63 947	„ „
1914	„ 29 692	„ „	1917	„ 57 081	„ „
			1918	„ 67 799	„ „
vor dem Kriege durchschnittlich	von 32 692	Pfd. St.	während des Krieges durchschnittlich	von 60 125	Pfd. St.

Mit diesem Betrag war die Gesellschaft einkommensteuerpflichtig, das heißt dieser Gewinn wurde errechnet, nachdem die Kriegsgewinnsteuer bezahlt war. Man hat also während des Krieges den doppelten Gewinn wie im Frieden erzielt. Wen hat da die Kriegsgewinnsteuer getroffen? Den Aktionär oder den Konsumenten?

Mit großer Entrüstung (und mit starker Verkennung der Verhältnisse) hat die englische Arbeiterpartei dem Schatzkanzler bei der Beratung des letzten Budgets vorgeworfen, daß er die Kriegsgewinnsteuer von 80 auf 40 Prozent ermäßigt und bei den indirekten Steuern nichts dergleichen getan habe. Sie wußte nicht, was sie tat. Sie glaubte, die Ermäßigung einer „direkten" Steuer bekämpfen zu müssen, während sich diese „direkte" Steuer immer mehr als eine Belastung des Verbrauches entpuppt. Unwillkürlich denkt man da an die Anfänge des Kampfes der Sozialdemokratie gegen die indirekten Steuern, an Lassalles „Indirekte Steuern und die Lage der arbeitenden Klassen", wo unter vollkommener (bewußter?) Verkennung der Tatsachen die Taille, eine direkte Steuer wie nur irgendeine, als indirekte Steuer hingestellt wurde.

soweit sie von ihnen nicht gezahlt zu werden brauchen. Früher sah der englische Arbeiter mit Neid auf den Mann, welcher einkommensteuerpflichtig war; wenn man auch einmal 161 Pfd. St. verdienen könnte, würde man gern das bißchen Einkommensteuer bezahlen. Jetzt, wo der Arbeiter unter die Einkommensteuer fällt, jetzt sucht er sich von der Einkommensteuer zu drücken [1]). Der Schatzkanzler wird dem Ansturm auf eine wesentliche Heraufsetzung des Existenzminimums, auf immer weitergehende Befreiungen auf die Dauer nicht standhalten können. Der Kreis der einkommensteuerpflichtigen Personen ist während des Krieges, durch Herabsetzung des Existenzminimums von 160 auf 130 Pfd. St. einerseits und durch die Lohnentwicklung andererseits, riesig angewachsen (vor dem Krieg etwa 1 200 000, jetzt weit über 5 000 000 Zensiten). Wenn, was nicht ausgeschlossen ist, das Existenzminimum demnächst auf 200 oder gar 250 Pfd. St. heraufgesetzt wird — aber auch schon durch die letzthin erfolgte Gewährung einer erhöhten Allowance für die Frau (von 25 auf 50 Pfd. St.) und das erste Kind (von 25 auf 40 Pfd. St.) —, so fallen die Zensiten nach Tausenden durch die Steuermaschen, beziehungsweise in eine niedrigere Steuerstufe. Es werden viele Millionen Pfd. St., für welche die oberen 50 000 Zensiten aufzukommen haben, schon dazu nötig sein, um das sich so öffnende Loch wieder zu stopfen. Die „breiten Massen" wollen aus der Einkommensteuer herausgelassen werden; und sie werden zum Teil Erfolg haben. Um so mehr wird der Schatzkanzler danach trachten müssen, durch das Mittel der Verbrauchssteuern die von der Einkommensteuer Befreiten in etwas zu den ungeheuren, aus dem Kriege geborenen Finanzlasten heranzuziehen. Er wird den breiten Massen nichts schenken können, auch dann nicht, wenn er als Vertreter der Interessen der breiten Massen ins Parlament gewählt worden ist.

II

In seinem Budgetspeech vom 30. April 1919 hat der englische Schatzkanzler die Ausgaben für ein noch in der Ferne liegendes „Normaljahr" auf 766 Mill. Pfd. St. beziffert. Letzthin (Oktober) sprach er schon von 806 Mill. Pfd. St. Dazu werden an Rates (Gemeindesteuern) 100 Mill. (und mehr) notwendig sein, so daß für Staat und Gemeinden zusammen 900 Mill. Pfd. St. herauskommen werden = 18 Milliarden Mk. Das ergäbe pro Kopf der Bevölkerung (45 Mill.) rund 400 Mk. Bei uns schätzt man (zunächst!) den gesamten Steuerbedarf auf 24 Milliarden; bei 58 Millionen Einwohnern würde das 410 Mk. auf den Kopf ausmachen. Vorerst kein sehr großer Unterschied! Um so mehr Anlaß haben wir, unsere Blicke auf das

[1]) Mr. Edwards, M. P., Vertreter der South Wales Miners Federation, wurde bei seiner Vernehmung vor der Royal Commission on the Income Tax gefragt: I understand you to say, that you were looking forward to the time when you would be called upon to pay income Tax? — Und er antwortete: I was when I used to be earning considerably less than £ 3 a week; I used to think than that the man who paid Income Tax was a very lucky man. I am afraid I have changed my opinion since then.

alte steuerliche Musterland zu lenken und es zu kopieren, wo es nur möglich ist, bei den direkten Steuern sowohl wie bei den indirekten.

Die letzteren werden dabei unser erhöhtes Interesse beanspruchen müssen. Daß die direkten Steuern in Deutschland auf die Spitze des Erträglichen getrieben werden, daß man aus ihnen herausholt, was nur herausgeholt werden kann, das bringt — von der moralischen Pflicht des Reichtums abgesehen; richesse oblige gilt heute mehr denn je beim Steuerzahlen! — der Zug der Zeit mit sich. Um so energischer wird man darauf hinweisen müssen, daß auch die indirekten Steuern zu ihrem Recht kommen; daß man sich auch da nicht spreizt; daß man auch da nachholt, was versäumt worden ist; daß man sich der Auffassung entschlägt, als könne hier nicht noch mehr geschehen, als bereits geschehen und noch in Aussicht steht. Wenn wir jetzt über die ungeheure Steuerlast klagen, so nur deshalb, weil dem deutschen Steuerzahler auch noch im Kriege die Wohltat erwiesen wurde, nicht wissen zu müssen, was Steuerzahlen heißt. Wenn man unsere Finanzen schon während des Krieges etwas besser in Ordnung gebracht hätte, wenn man sich, nach englischem Muster, bei jedem Etat — ohne Jonglieren und Verrechnungskünste, ohne Steuermache- und Steuerzahle-Scheu — die Frage vorgelegt haben würde: mit welchen dauernden Ausgaben hätten wir zu rechnen, wenn mit dem jeweiligen Finanzjahre auch der Krieg zu Ende ginge? und wenn man dann Jahr für Jahr 2—3 Milliarden Mk. neue, regelmäßig fließende Einnahmen geschaffen hätte, wie man das in England tat, wo die regulären Steuereinnahmen während des Krieges von 163 auf fast 700 Mill. Pfd. St. gehoben worden sind, dann würde der Reichsfinanzminister jetzt nicht auf einen Schlag Steuern ausschreiben müssen, daß uns schwarz vor den Augen wird. Wir haben uns vor dem Kriege geschont und haben zu sehr auf Kredit gelebt, haben uns auch noch während des Krieges geschont und haben jetzt die Folgen dieser Nachlässigkeit zu tragen.

Um mich auf die indirekten Steuern zu beschränken: was haben wir da *vor* dem Kriege geleistet? Wir haben eingenommen aus dem

Bier	232 Mill.	(3,4 Mk. pro Kopf)		Salz	64 Mill.	(0,9 Mk. pro Kopf)	
Branntwein	222 „	(3,3 „ „ „)		Kaffee	100 „	(1,5 „ „ „)	
Schaumwein	13 „	(0,2 „ „ „)		Südfrüchte	14 „	(0,2 „ „ „)	
Wein	27 „	(0,4 „ „ „)		Kakao	10 „	(0,1 „ „ „)	
Tabak	186 „	(2,8 „ „ „)		Tee	4 „	(0,06 „ „ „)	
Zucker	182 „	(2,7 „ „ „)		Zündwaren und Leuchtmittel	38 „	(0,6 „ „ „)	

Das waren rund 1100 Millionen Mk.[1]), noch nicht 20 Mk. pro Kopf. Am stärksten wurden wir herangezogen beim Bier und Branntwein mit je

[1]) Der Getreidezoll ist weggelassen worden, weil hier ein Vergleich mit England, das keinen Getreidezoll kennt, gezogen werden soll. Im übrigen gelangt ein solcher gegenwärtig und voraussichtlich auch für die nächste Zeit in Deutschland nicht zur Hebung.

Auch der Petroleumzoll wurde nicht berücksichtigt. Der in England seit zehn Jahren erhobene Zoll auf Motorspirit ist eben wieder abgeschafft worden.

3 1/3 Mk. Und der Engländer? Der zahlte — unter zum Teil geringem Verbrauch — beim Branntwein nahezu 11 Mk., beim Bier 6 Mk., beim Tabak 9 Mk. Ihm geigte man also schon vor dem Kriege eine ganz andere Verbrauchssteuermelodie vor, als wir sie zu hören bekamen. Wir wußten nicht, wie gut wir es hatten, und sind heute noch bezüglich der Verbrauchssteuern empfindlich wie Mimosen [1]).

Mehrfach wurde bereits der Tatsache Erwähnung getan, daß der englische Schatzkanzler sich für 1919 20 ein Aufkommen aus indirekten Steuern in der Höhe von 277 Mill. Pfd. St. (120 Mk. pro Kopf) erwartet; mit aller Aussicht, daß es noch mehr wird. Wenn wir hier die englischen Steuererträge kopieren wollen, so würden wir ungefähr 7 Milliarden aus den oben angeführten Verbrauchsartikeln herauszuholen haben. Wenn wir uns auf der Höhe der englischen Erträge bewegen wollten, so würden wir die Vorkriegsverbrauchsabgaben auf die obengenannten Verzehrungsgegenstände mehr als zu versechsfachen haben (unter der Voraussetzung, daß wir keine Gebiete hätten abtreten müssen).

Von der Kriegsgewinnsteuer, welche bis zu ihrem Verschwinden wohl 1200 Mill. Pfd. St. = 24 Milliarden Mk. abwerfen mag, zu schweigen, haben die Engländer mit ihrer Einkommensteuer (der Voranschlag lautet auf über 350 Mill. Pfd. St. = 7 Milliarden Mk.) einen Steuerkoloß geschaffen, den ihnen bisher noch niemand nachgemacht hat [2]). „Von dem, der hat, soll genommen werden." Das gilt in England heute vom Wohlhabenden in einem Umfange, den man sich vor zwölf Jahren, als Lloyd George (neben einer Erhöhung der Erbschaftssteuer) die Supertax einführte und so dem „idle Rich" zu Leibe ging, nicht hat träumen lassen. Man zahlte vom Pfd. Sterling Einkommen im Höchstfalle

im Jahre 1900	1 s	(5 %)
„ „ 1914	2 1/2 s	(12,5 %)
„ „ 1918	10 1/2 s	(52,5 %)

[1]) Ein charakteristisches Beispiel! Ein Telegramm aus München vom 31. Juli vorigen Jahres besagt, daß „die Bierpreise in Bayern neuerdings um 6 Mark, von 26 Mark auf 32 Mark für das Hektoliter, erhöht wurden". Schrecklich! In England aber zahlt das Hektoliter eine Steuer von 44 Mark. Man konnte also den Münchener Bierpreis um weitere 2 × 6 Mark erhöhen, und dann kostete das Hektoliter Bier in München so viel, wie in England allein die Akzise beträgt.

[2]) Und was müßte die englische Einkommensteuer bringen, wenn sie restlos gezahlt werden würde? Früher, in den gesegneten Zeiten, da man 1 s und weniger vom Pfund erhob, vermutete man, daß etwa 50 Mill. Pfd. St. Einkommen verschwiegen wurden. Nunmehr, da 6 s der gesetzliche Normalsatz sind und die Einkommensteuer mit Supertax bis auf 10 s steigt, glaubt man, daß 50 Mill. Steuern defraudiert werden. Der jetzt tagenden Royal Commission on the Income-Tax hat man diese Verhältnisse auf die Seele gebunden. Sie soll berichten nicht nur über rates and incidence ot the tax, allowances and reliefs, sondern auch über assessment, appeal, collection and prevention of evasions. — Auch die Tatsache, daß in den Etat 1919/1920 für das Inland Revenue Department eingesetzt worden sind 4,45 gegen 2,05 Mill. Pfd. St. während 1913/1914, scheint mir in diesem Zusammenhang erwähnt werden zu müssen.

Vor dem Kriege zahlte man bei 1000 Pfd. St. Arbeitseinkommen 9 d vom Pfund, heute 3 s (Vervierfachung). Auf ein Renteneinkommen von 3000 Pfd. St. waren vor dem Kriege 175 Pfd. St. zu entrichten; heute 962 Pfd. St. (das Fünfeinhalbfache).

Das aber ist nicht alles. Der sorgsame englische Familienvater trachtet danach, seinem Sohne das Vermögen ungeschmälert, das heißt frei von der Erbschaftssteuer zu hinterlassen. Er nimmt zu diesem Zwecke eine Lebensversicherung, die, bei seinem Tode fällig werdend, die Erbschaftssteuer liefert. Wenn jemand 300000 Pfd. St. zu vererben hatte (das entspricht einem jährlichen Einkommen von 15000 Pfd. St.), so waren darauf (nach der alten Erbschaftssteuer) 48837 Pfd. St. Erbschaftssteuer zu zahlen. Nahm man auf diesen Betrag im Alter von 40 Jahren eine Lebensversichernng, so kam die Prämie einer Abgabe von 15,7 d auf das Pfund gleich; dazu 109 d vom Pfund Einkommensteuer und Supertax. Machte alles in allem 10 s 5 d vom Pfund (nach der neuen Erbschaftssteuer) jetzt wohl über 12 s. Von 100 Pfd. St. Einkommen verbleiben also einem solchen Manne 48 Pfd. St.; dem Bezieher von 100000 Pfd. St. jährlichem Einkommen aber nur nach 39 von 100 Pfd. St.

Die englische Einkommensteuer ist also in Verbindung mit der Erbschaftssteuer wahrhaftig keine Kleinigkeit! Und dabei wird ihr alsbald da und dort noch ein frisches Reis aufgepfropft werden. Daneben aber hat man — und das sollte doch ja nicht übersehen werden — auch einem Koloß von Verbrauchssteuern zum Dasein verholfen. Die Erhöhung des allgemeinen Einkommensteuersatzes von 1 s 2 d auf 6 s ist eigentlich eine Kleinigkeit gegenüber dem, was man bei den indirekten Steuern gewagt hat. Man erhob beim

	1913/14	1919/20
Bier (per Barrel — 36 Gallonen) . . .	7 s 9 d	70 s 0 d
Zucker (per Cwt.)	1 s 10 d	23 s 7 d

Die Biersteuer hat man also verneunfacht. Der Brauer, der heute seinem Wirt eine Rechnung über 100 Pfd. St. ausschreibt, liefert ihm 80% Steuern und 20% Ware[1]). Beim Zucker (vor dem Kriege allerdings sehr leicht besteuert) ist man zu einer Verdreizehnfachung des Zolles geschritten. Im Verhältnis zum Wert des Artikels aber dürfte der Tabakzoll alles überbieten; am Friedenspreis gemessen, wird der gegenwärtige Zoll auf eine 1000prozentige Belastung hinauslaufen. Hier ist der Warenpreis Nebensache, die Steuer alles.

Wenn wir uns jetzt — endlich — anschicken, England bei den direkten Steuern nachzuahmen, so sollte man das Gegenstück bei den Verbrauchssteuern auch nicht ganz außer acht lassen.

[1]) Zum Vergleich sei erwähnt, daß bei den Beratungen über unsere neue Biersteuer (1918) bei 60 Mark Bierpreis die Belastung mit 20 Prozent gegen früher 7,5 Prozent (bei einem Bierpreise von 40 Mark) angegeben wurde.

III

Der englische Schatzkanzler rechnet, wie schon erwähnt, für 1919/20 auf einen Ertrag aus Customs and Excise in der Höhe von (zuerst 237 Mill. und jetzt) 277 Mill. Pfd. St. Für ein normales Budget glaubt er 290 Mill. erwarten zu dürfen. Woraus zieht er diese Summe? Unter den Zöllen nimmt

a) der Tabak den ersten Platz ein. Im Jahre 1899/1900 hat er 10,9 Mill. Pfd. St. gebracht. Im südafrikanischen Kriege hat man den Zoll (auf Rohware, weitaus das Hauptstück der Einfuhr) von 2 s 8 d auf 3 s für das Pfund (453 gr) und im Jahre 1904/5 auf 3 s 3 d erhöht. Damit stieg der Ertrag langsam auf 13,7 Mill. Pfd. St. im Jahre 1907/8. Vom Jahre 1909/10 ab wurden 3 s 8 d erhoben; damit stieg der Ertrag auf 18,3 Mill. Pfd. St. kurz vor dem Kriege. Während desselben wurde der Zoll dreimal gesteigert, bis auf 8 s 2 d. Der Schatzkanzler erwartet sich aus dem Tabak für 1919/20 nicht weniger als 47 Mill. Pfd. St. oder fast 1 Milliarde Mk.; er wird sich aber bei diesem Ansatz zu seinen Gunsten stark geirrt haben; es werden 54 oder gar 56 Millionen einkommen. Auf dem Kilo Rohtabak ruht jetzt in England ein Zoll von rund 18 Mk. Und da man das lb Rohtabak vor dem Kriege (Durchschnitt aus den Jahren 1912/14) mit etwa $9^1/_2$ d, das Kilo also mit 1,8 Mk. bewertete, so trägt der Tabak in England derzeit eine Abgabe von 1000 % vom Friedenspreis.

Schon die Besteuerung vor dem Kriege war, gemessen an deutschen Verhältnissen, außerordentlich hoch. Man erlöste aus dem Tabak pro Kopf der Bevölkerung in Deutschland (1913) $2^3/_4$ Mk. und in England während 1913 8 Mk. Inzwischen sind es 20 Mk. geworden.

Was sagte der englische Verbrauch zu dieser ständigen Erhöhung der Steuer? Brach er unter einer solchen Riesenlast zusammen? Im Gegenteil: er stieg. In England entfiel auf den Kopf der Bevölkerung ein Tabakverbrauch von 1,90 lb im Durchschnitt der Jahre 1902/4; von 2,00 lb im Jahre 1907; von 2,06 lb im Jahre 1913; von 2,16 lb im Jahre 1914; von 2,31 lb im Jahre 1915 (übermäßige Vorverzollung in Erwartung einer Zollerhöhung!); von 2,51 lb im Jahre 1916; (ebenso!) von 2,27 lb im Jahre 1917 (Folge einer zeitweisen Drosselung der Einfuhr). Die enorme, während des Krieges vorgenommene Belastung hat also — von der Verteuerung des Tabaks an und für sich abgesehen — den englischen Tabakverbrauch in keiner Weise gehemmt. Die Klagen richteten sich (genau so wie bei uns) nicht gegen die Höhe der Preise und gegen die Steuer, sondern gegen die unzureichende Versorgung. Man kann ruhig sagen, daß der Verbrauch während des Krieges wahrscheinlich auf 3 lb und darüber pro Kopf gestiegen wäre, wenn er vollauf hätte befriedigt werden können.

Nun ist (so sagt man) der Tabak ein „Kriegsartikel"; noch mehr als der langweilige Marsch förderte der verblödende Schützengraben den Nikotingenuß. Ich glaube aber nicht, daß der englische Tabakverbrauch im Frieden

wesentlich, wenn überhaupt zurückgehen wird. Der Rauch hat sich während des Krieges im „Khaki" festgesetzt und wird auf das „Mufti" übergehen; von dem während des Krieges liebgewonnenen Kameraden wird der aus dem Schlamm Flanderns ins bürgerliche Leben zurückgekehrte Tommy sich nicht trennen wollen. Davon abgesehen hat die Zigarette, auf welche etwa 75% des englischen Tabakverbrauches entfallen, auch bei jenem Teil der Bevölkerung, der ihr früher nicht anhing, bei den Arbeiterinnen, während des Krieges eine außerordentliche Verbreitung gefunden; eine größere Verbreitung, als manchem Aufsichtsbeamten in Munitionswerkstätten und anderswo lieb gewesen ist. Auch davon wird sich ein Teil in den Frieden hinüber vererben.

Und endlich: die gestiegenen Löhne werden es allen, den alten und den neuen Freunden des Nikotins, gestatten, trotz der Preiserhöhung für Tabak ihrer Gewohnheit treu zu bleiben und ihr vielleicht noch stärker zu huldigen als bisher.

Das Schatzamt hat während 1918/19 46,23 Mill. aus dem Tabakzoll gelöst; für 1919/20 stellte es 46,85 Mill. in seine (erste) Rechnung ein; es glaubt also an die Aufrechterhaltung des während der Kriegszeit herausgebildeten Konsums auch für später. Und wenn nicht alle Zeichen trügen[1]), so werden seine Erwartungen nicht nur nicht getäuscht, ja sogar weit übertroffen werden. Ein Ertrag von 60 Mill. Pfd. St. aus dem Tabak scheint für den englischen Schatzkanzler in Reichweite zu liegen. Bei 45 Mill. Einwohnern würde das ein Erlös von nicht ganz 27 Mk. pro Kopf bedeuten, gegen 8 Mk. vor dem Kriege und gegen 2 3/4 Mk. pro Kopf während 1913 in Deutschland. Gesetzt den Fall, daß nach dem Kriege unser Kopfverbrauch (vor dem Kriege war er um 50% größer als der englische!) nur so groß wäre wie der englische, so müßten, wenn wir den Tabak bei uns so stark besteuern wollten wie in England, bei 58 Mill. Einwohnern aus dem Tabak 27 x 58,000,000 = 1,566 Mill. Mk. in die Staatskasse fließen. An 3/4 Milliarden Mk. (ausschließlich Umsatzsteuer) denkt man jetzt; also an die Hälfte.

[1]) Es bezifferte sich die Rohtabakeinfuhr während der ersten neun Monate

	1918	1919
	auf 1000 lb	
insgesamt	116,1	259,0
dem heimischen Verbrauch übergeben	98,3	118,2
Drawback	19,5	14,0

Für die ersten neun Monate konnte man also den einheimischen Verbrauch (nach Abzug des verzollten und wieder ausgeführten Tabaks) auf rund 104 Mill. lb veranschlagen, gegen 78 Mill. lb im Vorjahre.

Der einheimische Verbrauch betrug netto im Jahre

1916 rund 102 Mill. lb
1917 „ 105 „ „
1918 „ 106 „ „ und wäre für
1919 auf rund 140 Mill. „

zu veranschlagen. Das ergäbe etwa 3 lb = nicht ganz 1 1/3 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung gegenüber 2,27 lb im Jahre 1917 und 2,06 lb im Jahre 1913. Eine geradezu ungeheure Steigerung des Verbrauches! England hat im Kriege das Rechnen gelernt.

Die Besteuerung des Tabaks in England erfolgt fast restlos durch den Zoll; und zwar, wie ehedem bei uns, durch den reinen Gewichtszoll; der Wert der einzelnen Einfuhrsendung wird nicht berücksichtigt. Damit ist auch schon festgestellt, daß der Tabak in England noch lange nicht am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. Wertzollzuschlag, Übergang zur Fabrikatsteuer, Ausbau der (schon vorhandenen, jetzt aber nur bagatellmäßigen, einzig und allein Kontrollzwecken dienenden) License zu einer richtigen Gewerbesteuer — und dem Schatzkanzler fallen noch viele Mill. Pfd. St. in den Schoß. Der Tabak ist in England reif für einen Steuerertrag von 70 Mill. Pfd. St. = 1,400 Mill. Mk. = 31 Mk. pro Kopf (gegen noch nicht 3 Mk. in Deutschland vor dem Krieg und etwa 13 Mk. in den nächsten Jahren). Dem Tabak hat in England noch keine Steuer etwas anhaben können. Bei 2 s 8 d Zoll vom lb ein Verbrauch von 1,85 lb (1898/99); und bei 8 s 2 d von etwa 3 lb (1919)! Im Zeichen der höchsten Steuer der größte Verbrauch! Ich denke, besser als durch diese Gegenüberstellung kann die Tragfähigkeit des Tabaks nicht veranschaulicht werden.

„Gleichwohl ist nicht zu hoffen, daß man in England die Tabaksteuer weiterbilden wird. Die jetzige Form ist zu einfach, zu handlich, zu bequem, als daß man sich so schnell von ihr trennen möchte. Dazu würde — und das ist das Entscheidende — die Fabrikatsteuer eine Kontrolle und Beaufsichtigung bedingen, die dem Engländer vollkommen gegen den Strich geht, die er sich nie gefallen lassen würde." — „Außer a) bei den direkten Steuern, bei der Einkommen- und Erbschaftssteuer; und b) bei den indirekten Steuern, zum Beispiel der Branntweinsteuer!" Wenn der Schatzkanzler Geld nötig hat, helfen mehr oder minder große Antipathien gegen eine Steuer auch in England nicht mehr viel.

b) Der andere große Zollartikel ist der Zucker. Es würde zu weit führen, hier auf die Geschichte des englischen Zuckerzolles während der letzten 20 Jahre einzugehen. Es genüge, zu sagen, daß vor zwei Jahrzehnten der Zucker zollfrei war und während des Krieges gebracht hat

	Mill. Pfd. St.		Mill. Pfd. St.
1914/15	3,20	1917/18	13,22
1915/16	8,85	1918/19	27,01
1916/17	17,95	1919/20	38,50 (Voranschlag)

Die Versorgung Englands war während des Krieges nicht sehr befriedigend. Der mitteleuropäische Zucker war vom englischen Markt verbannt, und die Heranschaffung von Ersatz war nicht immer leicht. Es wurde in der Hauptsache Rohzucker importiert; die englischen Raffinerien waren den an sie plötzlich gestellten Anforderungen nicht immer gewachsen. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß der Verbrauch (Raffinade) pro Kopf, wie die nachstehende Übersicht zeigt, während des Krieges von Jahr zu Jahr zurückgegangen ist.

1913	83,10 lb	1916	65,51 lb
1914	79,80 lb	1917	51,40 lb.
1915	78,07 lb		

Die Not wurde gemildert durch etwas stärkere Verwendung von Melasse und Glucose (1913: 9,66 lb; 1917: 10,51 lb).

Und dieser enorm gesunkene Verbrauch hat steigende Erträge abgeworfen; dank einer Verdreizehnfachung der Abgabe. Auf dem Cwt (98° Polar.) wurde erhoben ein Zoll während

1913 . . . . . von 1 s 10 d
1918 . . . . . von 23 s 7 d.

Ich bezweifle, daß der Zuckerzoll mit den in den Etat von 1919/20 eingestellten 38½ Mill. Pfd. St. schon seinen Höchstertrag erreicht hat; ich denke vielmehr, daß er 50 Mill. liefern wird, wenn dem englischen Verbrauch wieder Ware einigermaßen in dem früher gewohnten Umfange zugeführt werden kann (vielleicht 70 lb pro Kopf, also unter Kürzung des früheren Verbrauchs um nicht ganz 20%). Vielleicht ist aber dem jetzigen Zuckerzoll kein langes Leben mehr beschieden, ganz besonders dann nicht, wenn ein politischer Umschwung erfolgen sollte. Wenn die Liberalen und die Arbeiterpartei ans Ruder kommen, so bringt vielleicht das erste von dieser Koalition vorzulegende Budget (neben einer weiteren Herabsetzung des Teezolles) eine Herabsetzung auch dieser Steuer. Der Zucker ist ein Nahrungsmittel, in England noch viel mehr wie bei uns; er nimmt dort durch seinen hohen Verbrauch fast den Charakter eines Massenluxusartikels an. Wenn die Arbeiterpartei schon das Kriegsbeil gegen die indirekten Steuern im allgemeinen ausgegraben hat, so wird sie natürlich alles daransetzen, einem Zoll auf „Food" von dem Ausmaß des derzeitigen englischen Zuckerzolles (als Vorkriegspreis kann man 15 s per Cwt. annehmen, so daß Zucker heute mit 150% Steuer belegt ist) raschestens den Kragen umzudrehen. Fragt sich nur, wie Ersatz geschaffen werden soll, nachdem der Gewinn aus der geplanten Fortbildung der Progression bei der Supertax (Zuschlagssteuer auf Einkommen von über 2500 Pfd. St.) schon für den Verlust, der dem Schatzamt durch Heraufsetzung des Existenzminimums, durch die Befreiung aller Einkommen von unter 200 oder gar 250 Pfd. St. von der Einkommensteuer und für andere aus der Reform der Einkommensteuer zu gewärtigenden Ausfälle droht, „verpfändet" ist. Nebenbei bemerkt, halte ich eine Herabsetzung des Zuckerzolles neben einer Minderung oder gar Beseitigung des Teezolles um so weniger für gerechtfertigt, als dann England keine einzige große „allgemeine" Verbrauchssteuer mehr hätte. Bleibt es beim Zuckerzoll in seiner jetzigen Höhe, so entrichtet der Engländer auf Grund dieser Steuer pro Kopf 20 Mk. und darüber; bei uns rechnet man auf 7 Mk.; allerdings bei einem Verbrauch, der an den englischen nicht heranreicht.

c) Sodann kommt der Tee. Der Zoll wurde während des Krieges von 5 d auf 1 s per lb erhöht. Der Ertrag stieg von 6,5 Mill. Pfd. St. während 1913/14 auf 15 Mill. Pfd. St. während 1918/19 und ist für 1919/20 auf 14,2 Mill. veranschlagt, mit Aussicht auf 18 bis 19 Mill.

Auch der Teegenuß ist während des Krieges stark eingeschränkt worden[1]). Man hatte für die weite Reise von Indien bis England nicht immer den erforderlichen Schiffsraum zur Verfügung. Die Verhältnisse auf dem Teemarkt spitzten sich schließlich so zu, daß die Regierung sich entschloß, selbst die Bewirtschaftung in die Hand zu nehmen und die ganze Einfuhr zusammenzuschütten, eine Einheitsmischung herzustellen. Den „Teegenießern" drehte sich der Magen um. Wenn trotz jetzt zu erwartenden steigenden Zufuhren fürs erste mit einem geringeren Ertrag gerechnet wird, so erklärt sich solches daraus, daß auf (indischen) Tee ein Vorzugszoll gewährt wird (10 d gegen 1 s allg. Tarif), was dem Staatsschatz etwa 2 Mill. kosten wird, wenn nicht, was anzunehmen ist, der gesteigerte Verbrauch die Zollminderung wettmacht.

Pro Kopf zahlte der Engländer während 1918/19 eine Teesteuer von 7 Mk. gegen nicht ganz 3 Mk. vor dem Krieg.

Bei der Erörterung der Finance Bill für 1919/20 hat die Arbeiterpartei die Abschaffung des Teezolles beantragt. Die Regierung lehnte ab; sie wolle diese Maßregel der „nächsten" Regierung überlassen. Ebenso hat man die Abschaffung des Zuckerzolles beantragt; pro forma; ernst genommen wurde der Antrag nicht. Und mit Recht nicht; wie die Dinge sich entwickelt haben, bekommt der englische Arbeiter den Tee- und Zuckerzoll zum größeren Teil zurückvergütet.

Während 1919/20 soll bringen der Zuckerzoll . 38,50 Mill. Pfd. St.,
der Teezoll . . 14,20 „ „ „
52,70 Mill. Pfd. St.,

hingegen zahlt der Staat allein auf das Brot zu[2]) 48,00 Mill. Pfd. St.,

so daß der wirkliche Ertrag der zwei großen Lebensmittelzölle unter Anrechnung des Staatszuschusses beim Brot nur mit . . . . . 4,70 Mill. Pfd. St. anzuschlagen ist. Das ist eine Belastung pro Kopf von 2 Mk. Eine fünfköpfige Familie zahlt also 1/2 Pfd. St. = 10 Mk. Lebensmittelsteuer.

Und nun die Gegenrechnung! Das Haupt einer fünfköpfigen Familie mit 240 Pfd. St. Einkommen konnte sich vor dem Kriege bei der Steuer abziehen: 160 Pfd. St. Abatement und 60 Pfd. St. für die drei Kinder, zusammen

[1]) Der Verbrauch betrug
1914 . . . . . 6,89 lb pro Kopf
1917 . . . . . 6,02 „ „ „
Der Kakao hat von diesem Rückgang profitiert. Sein Verbrauch betrug
1914 . . . . . 1,21 lb pro Kopf
1917 . . . . . 2,01 „ „ „

[2]) Der „Daily Telegraph" (19. August 1919) beziffert die gesamten „mischievous and demoralizing Treasury Subsidies" wie folgt:

Brot	50 Mill. Pfd. St.
Eisenbahnen	61 „ „ „
Arbeitslosenunterstützung	25 „ „ „
Kohlen	40 „ „ „
	176 Mill. Pfd. St.

220 Pfd. St. Es blieb also noch mit 20 Pfd. St. in der Steuer. Es kann sich jetzt abziehen: 120 Pfd. St. Abatement, 50 Pfd. St. für die Frau, 40 Pfd. St. für das erste Kind, 50 Pfd. St. für die anderen 2 Kinder, zusammen 260 Pfd. St. Es darf also statt 240 Pfd. St. vor dem Kriege jetzt 260 Pfd. St. Einkommen haben und bleibt noch steuerfrei, während es früher mit 20 Pfd St. in der Steuer blieb. Die Belastung des Verbrauchs durch die Zölle auf Lebensmittel hat durch die Erleichterungen bei der Einkommensteuer (von anderen Zuwendungen an die breiten Massen abgesehen) als ausgeglichen zu gelten.

Wenn wir zum Vergleich mit der englischen Teesteuer für Deutschland den Kaffeezoll heranziehen, so haben wir festzustellen, daß wir da vor dem Kriege pro Kopf etwa 1 ½ Mk. Steuer zahlten. Sofern wir uns entschließen, uns beim Kaffee so zu besteuern, wie sich England während des Krieges beim Tee besteuert hat, müssen wir (bei 58 Mill. Bevölkerung) aus dem Kaffeezoll 400 Mill. Mk. lösen, gegen 100 Mill. in Friedenszeiten (bei 65 Mill. Bevölkerung) und gegen 170 Mill. Mk. erwarteten Ertrag nach der Erhöhung der Zollsätze.

c) An vierter Stelle ist zu nennen der Branntwein. Darüber später!

d) An anderen englischen Zollartikeln wäre noch zu erwähnen der

Kakao, dessen Zollertrag von 0,34 Mill. während 1913/14 auf 2,15 Mill. Pfd. St. während 1918/19 stieg und jetzt mit 2,20 Mill. eingestellt ist. (Ertrag pro Kopf 1 Mk. gegen 15 Pfg. bei uns vor dem Kriege; Verbrauch in England rund 2 lb = 0,9 kg gegen 0,77 kg bei uns.)

Wein. Der Verbrauch ging schon im Frieden zurück und während des Krieges (durch Einschränkung der Einfuhr) erst recht. Für 1919/20 erwartet man sich 1,25 Mill. Pfd. St. = 25 Mill. Mk., also etwas über ½ Mk. pro Kopf der Bevölkerung. Englische Entente-Enthusiasten glauben an eine Steigerung des Konsums; während des Krieges habe sich Tommy an den französischen Wein gewöhnt; er werde, in Erinnerung an die Soldatenzeit, auch als Zivilist mehr Wein trinken als bisher. Dazu käme jetzt die Vorzugsbehandlung des australischen und Kap-Weins, an die sich wohl eine lebhaftere Propaganda für Wein überhaupt schließen würde. Ich glaube an keine Erhöhung des Weinverbrauches in England, bin vielmehr der Meinung, daß Tommy in Zivil nach altem Rezept zu stärkeren Beschwörungsmitteln seines Durstes greift. Mir scheint der Wein ein „toter" Steuerartikel in England zu sein[1]). Wenn ich mich aber täusche, wenn sich der Ertrag um 50 % steigert, so schlagen die 2 Mill., die der Wein dann brächte, bei einem 800 Mill. Budget auch nicht zu Buch.

[1]) Der letzte Eintrag von Thomas Atkinson, Nelsons bluff sailingmaster in das log book am Tage von Trafalgar lautete: „Served wine and grog." — Da stand der Wein noch in Ehren! Ist nach der Schlacht von Jütland auch Wein serviert worden? Vielleicht nicht einmal mehr Grog!

Kaffee, dessen Verbrauch vor dem Kriege in England gering war und auch während des Krieges trotz Schmälerung der Teezufuhr noch nicht ½ kg pro Kopf erreicht hat, gegen fast 2½ kg pro Kopf bei uns (vor dem Kriege).

Benzin brachte während 1913/14 0,94 Mill. Pfd. St. Der Ertrag war für 1919/20 mit 2,17 Mill. veranschlagt. Inzwischen ist der Artikel wieder auf die Freiliste gesetzt worden.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß man in England während des Krieges den Ertrag

a) aus dem Tabak von 18 auf 47 Mill. Pfd. St.
b) „ „ Zucker „ 3 „ 38 „ „ „
c) „ „ Tee „ 6 „ 14 „ „ „

gesteigert hat; alles Anschläge für 1919/20, die voraussichtlich stark übertroffen werden.

An die Stelle von 27 Mill. sind also (vorerst) 99 Mill. Pfd. St. Einnahmen aus diesen drei großen Zollartikeln getreten, welcher Betrag sich später, namentlich bei „voller" Zuckereinfuhr, auf mindestens 120 Mill. erhöhen wird. Man hat also dem schon immer sehr hoch belasteten englischen Verbrauch hier eine gegenüber der Vorkriegszeit verdreifachte (im Endergebnis wahrscheinlich mehr als vervierfachte) Bürde aufgeladen, ohne daß er Zeichen der Ermattung oder Erschlaffung offenbart.

Bei uns ist man dem Tabak während des Krieges mit sichtlichem Erfolg auf den Leib gerückt; er hat allem Anschein nach auch die „Annäherung" vertragen. Ist hier das letzte Wort schon gesprochen? Ich glaube, auch uns Deutschen sitzt das Nikotinbedürfnis tiefer, als man denkt. Man braucht nur die Geduld zu sehen, mit welcher die Leute während des Krieges vor den Zigarrenläden anstanden und jetzt noch anstehen; zu wissen, was für Preise für was für ein „Kraut" bezahlt wurden und werden! Fügt man dazu, welchen Aufschwung das Zigarettenrauchen, das teuerste, luxuriöseste Rauchen, genommen hat, so wird nicht schlankweg abgestritten werden dürfen, daß auch die Verehrer des Nikotins eine weitere Erhöhung der Tabaksteuer zwar „schwer empfinden", aber doch zahlen würden.

Beim Zucker hat man der „Stimmung" Rechnung getragen und während des Krieges alle Steuererhöhungen vermieden. Jetzt hat man auch hier aufgeschlagen und hofft, 400 Mill. Mk. zu lösen; während die Engländer (allerdings bei einem viel höheren Verbrauch) es — Beibehaltung der jetzigen Steuersätze vorausgesetzt — auf 1000 Mill. Mk. (und vielleicht sogar mehr) bringen werden.

Beim Kaffee hätten die Kriegsverhältnisse einer Erhöhung des Zolles den finanziellen Erfolg versagt. Auch da hat man sich „aufgerafft", um — stark hinter England (Tee) zurückzubleiben. Alles in allem: bei den genannten drei großen Zollartikeln ist deutscherseits trotz inzwischen vorgenommenen Erhöhungen das englische Vorbild noch nicht im entferntesten erreicht.

(Schluß folgt.)

Ernst Curtius über die Berliner Märztage

Von

Paul Wentzcke

Kein anderes Ereignis hat im ganzen Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts die Mitkämpfer und Beobachter so tief erschüttert wie die Berliner Märztage von 1848. Nur zu deutlich und schmerzhaft war allen der Riß fühlbar, den der Zusammenstoß Preußens und Deutschlands im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit hinterließ. Das Bedürfnis, sich selbst und den Freunden Rechenschaft abzulegen über das ungeheure Neue, das sich in die alte Gemeinschaft des Staates hineindrängte, schien unabweisbar. Zahlreiche Berichte aus der unmittelbaren Umgebung Friedrich Wilhelms des Vierten vor allem beleuchten daher von den verschiedensten Gesichtspunkten aus die Ereignisse im Berliner Schloß und den Umschwung in der deutschen Politik des Königs, der die bereits gefaßten durchgreifenden Entschlüsse aufs neue wandelte. Briefe von Ernst Curtius, der damals bereits vier Jahre lang Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm und vertrauter Hausfreund des Prinzen sowie insbesondere der Prinzessin von Preußen war, fehlten bisher in diesem Kranz wichtiger Zeugnisse. Auch Friedrich Curtius, der in glücklichem Nachempfinden dem Vater das schönste biographische Denkmal errichtet hat, mußte für die Märzwochen sein ‚Lebensbild in Briefen' durch einen „authentischen Bericht über die Erlebnisse der Familie des Prinzen von Preußen" ergänzen, der augenscheinlich Erinnerungen der Großherzogin Luise von Baden selbst wiedergibt.

In diese Lücke nun tritt ein ausführlicher Brief an Heinrich Kruse, der in wundervoller Weise den Eindruck erschließt, den der Zusammenbruch der preußischen Monarchie auf diese feingesinnte und feingestimmte Persönlichkeit machte, deren idealer Sinn sich auch jetzt noch im Grunde der eigentlichen Politik nur ungern und unwillig erschloß. Vorsichtig tastend sucht der Lübecker Patriziersohn, der in Preußen die Heimat seiner Wahl, im preußischen Königshause vornehmstes Verständnis für die eigenen Wünsche und Hoffnungen gefunden hatte, Anlehnung und Verständnis beim Freund, den er als Tagesschriftsteller wohl eine Zeit lang in demokratischen, revolutionären Träumen wähnen mochte: Ein „Republikaner" in hanseatischer und in

antiker Staatsgesinnung, der sich bei aller Hinneigung zur Volksherrschaft von deren Begleiterscheinung doch aufs empfindlichste abgestoßen fühlt.

Schon 1836, als fast gleichaltrige Berliner Studenten, hatten sich die beiden in der Freude an archäologischen Fragen und im gleichen Streben nach poetischer Verklärung ihres Lebens gefunden. Ein nie unterbrochener Briefwechsel, von dem leider nur wenig erhalten ist, webte zwischen dem Dichter-Journalisten und Dichter-Philologen ein festes Band. Erst der Tod, der Ernst Curtius 1896, Heinrich Kruse 1902 nach reichgesegneter Tätigkeit abrief, löste diese innige Freundschaft. Nur einmal, so scheint es, lag die Gefahr eines inneren Bruches nahe, als der Pommer Kruse eine zweite Heimat im Rheinland fand und sich hier in Diensten der „Kölnischen Zeitung" ganz und gar den deutschen Gedanken anschloß, in dessen Lockungen das Altpreußentum die schwerste Gefahr für die Selbständigkeit und für das Selbstbewußtsein des angestammten Thrones erkannte.

In diese Tage des Zweifels führt unser Brief unmittelbar hinein. Wesentlich Neues über die Ereignisse des 18. März allerdings und über die manches Mal fast trostlose Stimmung, die die Familie des Prinzen von Preußen damals beherrschte, erfahren wir nicht. Selbst die bange Sorge um Leben und Sicherheit des Vaters seines Zöglings, die in der Tat doch auch seine ganze Umgebung teilte, zittert nur leise durch. Die Flucht von Berlin nach Potsdam, die Irrfahrt von dort nach Spandau, endlich die letzte traurige Geburtstagsfeier des Prinzen von Preußen auf der Pfaueninsel, von der dieser unmittelbar nach England aufbrechen mußte: all diese äußeren Ereignisse, die den Schriftleiter Heinrich Kruse vielleicht am meisten interessiert hätten, treten völlig zurück vor dem Herzenserguß, der dem Freunde und nur diesem allein gilt. Aus jedem Satz fast fühlt man es heraus, wie wahrhaft ernst es der prinzliche Erzieher mit seiner Aufgabe nahm, nun auch wirklich persönlich aus innerster Überzeugung dem Erben des preußischen, vielleicht gar des deuschen Thrones die Bedeutung dieser Tage zu erschließen und ihn auf neue verantwortungsvolle Aufgaben vorzubereiten. Die Ruhe und Festigkeit, die der erwähnte ‚authentische Bericht' an Curtius' Haltung rühmt, war in schwerem Seelenkampfe teuer errungen. Erst diese Selbstbesinnung und Beichte aber befähigten auch den ‚unpolitischen' Gelehrten, seinem Zögling „aus jenen entscheidungsvollen Tagen und Stunden Eindrücke mitzugeben, die sich seinem jugendlichen Gemüte tief eingeprägt haben".

„Mein theurer Freund!" so beginnt der Brief, den Ernst Curtius am 30. und 31. März 1848 aus dem Potsdamer Stadtschloß an Heinrich Kruse richtet: „ich habe in der letzten Zeit soviel Deiner gedacht, aber zum Schreiben bin ich nicht gekommen, wo sollte man anfangen, wo aufhören! Ich habe immer trotz einiger Misverständnisse, die sich von Mund zu Mund gleich ausgeglichen hätten, die Ueberzeugung festgehalten, daß wir von Herzen eines Sinnes sind und das wollen wir auch bleiben in dieser Zeit der gräßlichen

Zerrissenheit. Deinen letzten Brief erhielt ich gerade an dem verhängnißvollen 18ten, der über Preußens Schicksal so fürchterlich entschieden hat. Der König hatte am Vormittage Alles gewährt; was noch nicht ausgesprochen war, lag in dem Übrigen als nothwendige Consequenz, Preußen war ein constitutioneller Staat; in dieser Beziehung war also die Revolution ganz überflüssig, ohne rechte Veranlassung und ohne Resultat. Aber fürchterlich sind ihre Folgen, indem sie uns den Boden unter den Füßen zu einem vulkanischen gemacht hat, der wohl eine ungleich gesteigerte Energie der Entwicklung zur Folge haben mag, aber keiner Entwicklung stetige Dauer verbürgt, alle dämonischen Kräfte sind losgelassen, Partheiwuth, Lüge, Unsittlichkeit herrschen, da noch immer der gute Kern des Bürgervolks sich schwach und passiv verhält und der Pöbel hat durch den Leichenskandal am Sonntage die Ehre des Königs und des Volks besudelt. Mein theurer Freund, was mich so tief schmerzt, daß ich es nicht aussprechen kann — das ist der Anblick wie der Geist der Lüge herrscht und die Begriffe von Recht und Unrecht verwirrt auch bei den Bessern. Ich habe noch in keinem Blatte eine einigermaßen wahre Darstellung unsrer Ereignisse gefunden; die hiesigen Blätter wagen es garnicht, etwas der herrschenden Vergötterung der Märzhelden Eintrag Thuendes aufzunehmen. Glaubt Ihr nun eigentlich an Eure Nachrichten? Oder ist das Connivenz aus Spekulation? Oder hofft Ihr nur allmählich Euch dem Terrorismus der öffentlichen Meinung zu entziehn? Ich will nur auf Einiges hinweisen, um die lügnerische Einseitigkeit der Zeitungsberichte zu zeigen. Also die ganze Bewegung, die in der Revolution abschloß, war eine volksthümliche Bewegung gegen das alte System, eine in sich nothwendige usw. Aber warum verschweigt man die lange fortgesetzte Bestechung durch Emissäre, Polnische und Französische, das Traktiren unter den Zelten mit Schnaps, die 5 frankenstücke und dgl. in den Taschen der getödteten Arbeiter. Verschworne drängten gegen das Schloß an, mischten unter die Hurrahs unheimliches Geschrei gegen das in voller Ruhe das Portal schützende Militär, ich stand im Gedränge und war Zeuge, wie diese Menschen durchaus einen Skandal herbeizuführen suchten, wie sie endlich die beiden im Gedränge losgehenden Schüsse aus den senkrecht gehaltenen Gewehren benutzten, um in rasendem Geschrei das „verrathne" Volk zu alarmiren, während um ihren Erfolg zu krönen die Dragoner anrückten, von denen nur Einer oder der Andre, dem in die Zügel gefallen wurde, eingehauen hat. Daß die ganze Sache abgekartet war, zeigte auch das geschwinde Entstehn von Barrikaden an bestimmten Orten, das Vorhandensein der vielen Fahnen, der Waffen, der auf die Hausböden gebrachten Steine, das Umhergehn der Polen von Haus zu Haus, um Illumination und dergl. zu befehlen. Das war eine Verschwörung und nur ein Zufall war es, daß in verblendeter Entrüstung über das vermeintliche Schießen viele Einwohner bessrer Art sich mit hinter die Barrikaden stellten voll wahnsinniger Angst und Racheluſt. Dadurch wurde das Ereigniß so schrecklich und verhängnißvoll; ohne diese Scene vor dem Schlosse wäre es

auch zu einem Ausbruch der Verschwörung gekommen, aber ohne Theilnahme der Bürger. Auf dem Schlosse herrschte nun die größte Rathlosigkeit; vielleicht hätte man durch Friedensherolde noch mehr versuchen können, vielleicht hätte man sich defensiver halten sollen, um weniger Blut zu vergießen, aber man glaubte allerdings, ausschließlich mit dem Pöbel zu thun zu haben. Die Truppen wurden aufs fürchterlichste angegriffen, der Kampf war unvermeidlich. Preußen büßte das früher Versäumte, die Abweisung des Boyenschen Planes der Miliz usw. — aber den Augenblick war die Regierung in vollem Rechte, sie suchte dem offnen Aufstande mit aller Mäßigung zu begegnen; man parlamentirte vor jeder Barrikade, man wartete ruhig, wo die Abtragung der Barrikaden von den Bürgern versprochen war. Die Brutalitäten von Seiten der überall angegriffenen Soldaten will und kann Niemand ganz wegläugnen, aber die Offiziere haben jedem Ausbruch der Wuth zu steuern gesucht. Dagegen sollte man nicht verschweigen, wie mit der schändlichsten Perfidie einzelne Posten niedergemacht, wie man auf verwundete Soldaten geschossen, wie man später die auf königl. Befehl sich zurückziehenden Truppen in empörender Weise geschmäht hat. Die Energie des Widerstandes ist bewundernswerth; aber wie die Masse in ganz Deutschland den Barrikadenleuten als Freiheitshelden zujauchzen kann, wie man sie hochherzig und edelsinnig nennen kann, wie man auf die Soldaten schmähen kann, die doch allein den Ruf deutscher Eidestreue gewahrt haben — sieh, mein theurer Freund, da steht mein Verstand still und ich möchte ein Wort von Dir, um mich zu trösten über den Zustand des öffentlichen Gewissens und über das Schicksal der Wahrheit in unserm deutschen Volke. Das ist der eigentliche Schmerz meiner Seele, daß ich mich wie fremd fühle unter diesem Volke, wie es jetzt laut wird und darum suche ich Trost an der Brust meiner Freunde. Die Menschen, welche die letzte Bewegung in Berlin heraufgebracht hat, sind Menschen der niedrigsten Art, ehrlose Polizeispione, wegen Unsittlichkeit verabschiedete Beamte und dergl. Gebe Gott daß es allmählich anders werde, daß unsre Presse sich aus dem Lügenschlamme erhebe und der Wahrheit furchtlos diene! Ich sprach erst von der sittlichen Würdigung unsrer Revolution als eines Punktes über den das Urtheil unklar und verkehrt ist. Ein andrer ist die Verunglimpfung des Prinzen von Preußen, auf welchen die ganze Last des Volkshasses geworfen ist in Folge einer tiefliegenden gegen das ganze Königshaus gerichteten Intrigue. Daß er Preußen als Militärstaat auffaßte, ist Einseitigkeit, aber kein Verbrechen. An dem vergoßnen Blute hat er keine Schuld, er hat gar kein Commando gehabt. Alles, was von aufhetzender Einwirkung des Prinzen in den Zeitungen steht, ist erlogen.

„In Berlin herrscht noch immer ein anarchischer Zustand. Die Gemüther erhitzen sich in täglichen Volksversammlungen, vor den Thoren sprechen Gesellen und Tagelöhner über Finanzverwaltung, in der Aula werden die politischen Fragen von unreifen Füchsen behandelt, da werden Arndt, Dahlmann und andere als längst abgethane Männer verhöhnt, jede entgegenstehende

Meinung wird mit Gebrüll und Waffengeklirr beantwortet. Unter den Arbeitern zeigt sich eine geistig bedeutendere Bewegung, aber ihre Richtung ist so gefährlich und heillos, daß dabei unsre ganze Cultur auf dem Spiele steht; sie untergräbt Alles, sie will kein Christenthum, keine Unsterblichkeit, sie will für jeden Menschen ein möglichst großes Quantum Lebensgenuß usw. Wie man dieser communistisch-radikaler Bestrebungen Herr werden soll, weiß Gott. Es kommt gewiß noch zu neuen Kämpfen, vielleicht schon wegen des Landtags. Die Lage der Dinge wird noch schlimmer durch die reaktionäre Bewegung nicht nur unter den Truppen, sondern auch unter Bürgern und Bauern im Havellande, in Pommern. Unser König hat sich mit voller Begeisterung in die Deutschen Reichsangelegenheiten hinein geworfen, er schwärmt für Sch(warz)-R(ot)-Gold und geht mit bewundernswürdiger Kühnheit und Elasticität des Gemüths vorwärts. Nur fürchte ich, daß sein Muth zusammensinken wird, wenn ihm in Süddeutschland mehr und mehr Antipathie entgegentritt. Einstweilen ist noch Alles in der Auflösung, in zunehmender Verwirrung, Gott weiß, wie unsrem Vaterlande soll geholfen werden! Es muß ein Mann erstehn, ein riesenhaftes Kind der Revolution, vor dem sich beugen die Fürsten und die Völker, und der sie züchtigt mit der Geißel, die sie sich selber geflochten haben.

„Freitag, 31. M., Vormittags. Mein theurer Freund, ich habe Dir gestern Abend Einiges über unsre glorious revolution geschrieben, Beiträge zu ihrer partheilosen, sittlichen Würdigung, damit Du wissest, wie ich fühle und damit Du mir sagest ob ich Recht habe und ob zu hoffen ist, daß die Wahrheit wieder siegen werde. Ich habe viel persönlich Schmerzliches erfahren, die erste Flucht des Pr(inzen) v(on) Pr(eußen) hatte etwas Grauenhaftes für uns. Jetzt leben wir mit der Mutter zusammen in Potsdam, ganz still und eingezogen im engsten Familienkreise. Meinen Prinzen bilde ich fast wie sonst; ich habe nie verkannt, daß er ein constitutioneller König sein müsse, wenn er je den Thron seiner Ahnen bestiege und darum habe ich ihn immer von dynastischer Tradition zu lösen uud frei zu machen gesucht, ich habe ihm nie verhehlt, daß Vieles von dem, was seine Jugend umgäbe, vor seinen Augen untergehn müsse. Er hat nicht umsonst eine durchaus freisinnige Frau zur Mutter, und einen alten Freund Arndts (General von Unruh, der Militärgouverneur) und einen Republikaner zu Erziehern.

„Seit gestern ist Manches anders geworden. Der Einzug der Truppen ist ein Triumph der gutgesinnten Bürger, ihr Jubel beim Einzuge ein Zeichen versöhnlicher Stimmung, Arbeiter trugen die Waffen der ermüdeten Soldaten, man schwenkte aus den Fenstern mit Tüchern. Die Mehrzahl der schon anwesenden Deputirten ist gutes Muthes, Dahlmann ist sehr befriedigt von Potsdam zurückgekehrt. Glaube überhaupt nicht mein Theurer, daß ich einer grauen Emigrantenstimmung mich hingebe, wie sie hier in Potsdam herrscht. Ich blicke mit Seelenruhe der Zukunft entgegen, wenn ich auch nicht ohne Wehmuth auf das in Trümmern zerschlagne Alte hinblicke, aus welchem wir

gehofft hatten, daß das Neue sich entwickeln sollte. Das ist aber vorbei; ich bin immer mehr Deutscher als Preuße gewesen und das deutsche Volk wird der Herr nicht verlassen. Aber die unwahre, unsittliche Verblendung, die dieses Volk entstellt, die betrübt mich und darum war es mir, als müßte ich Dir die Hand geben, um in gemeinsamem Einverständnisse für die Wahrheit einzustehn. Wo und wie ich für sie thätig sein kann, will ich nicht träge sein, und es würde mich ermuthigen wenn ich Dich in der Hauptsache meines Sinnes wüßte. Die amtlichen Berichte über die Verwendung der Truppen in der Barrikadennacht hat man noch nicht veröffentlicht aus vielleicht übertriebner Furcht, daß sie in jetziger Zeit nicht Glauben finden würden. Woran sollen sich aber die Leute halten, welche nicht Partheigeschrei, sondern Wahrheit haben wollen? Schreibe mir bald, menn auch mit wenigen Worten, wie Du denkst, ob ihr glaubt was ihr druckt oder ob Ihr unwillig und nur für's Erste dem Terrorismus der Partheiwuth nachgebt. Freilich muß man mehr vorwärts als rückwärts sehn, aber ein Urtheil muß man doch über die Vergangenheit haben, man muß sich eine klare Vorstellung machen, wen man meint, wenn man den Urhebern des Berliner Blutvergießens flucht!

„Adressire nur Berlin Behrensstr. 71, wenn wir auch einstweilen noch hier bleiben, wo Ruhe und frische Luft mich erquicken; hier ist noch ganz ancien régime, hier wird noch exerciert wie zur Zeit des großen Fritz. Das Soldatenwesen wird sich noch eine Zeitlang mumienartig erhalten. Daß die großen Gedanken Scharnhorsts so kläglich zu Ende gehn sollen! Boyen wurde einst entsetzt, weil er aus der Linie und Landwehr als drittes verbindendes Glied eine städtische Miliz herausbilden wollte. Männer wie Rühle Lilienstern wollten längst durch Aufhebung aller rein militärischen Jugenderziehung das Kastenthum der Offiziere aufgehoben wissen. Diese innere Regeneration hat man verabsäumt, darum hat das ganze schön gegründete Institut sich überlebt und stürzt krachend zusammen, und mit ihm ein guter Theil des nur zu eng darin verwachsnen Thrones."

Mit schmerzlichen Bedauern vermissen wir gerade nach diesen Fragen, mit denen Ernst Curtius im deutschen und konstitutionellen Gedanken des Freundes Halt und Stütze suchte, die Antworten Heinrich Kruses. Nur vermuten läßt sich, wie hier leise und doch mit nachdrücklichem Ernst in die Erziehungsarbeit am künftigen zweiten Hohenzollernkaiser die gleichen Anregungen einströmen, die der Prinz von Preußen selbst in diesen Wochen dem Siebzehnerentwurf Christof Dahlmanns entnahm, der seinerseits ebenfalls am Rhein und später in Frankfurt in engster Gemeinschaft mit Heinrich Kruse auftrat. Auch hier suchten deutsche und preußische Gedankengänge Fühlung und Zusammenschluß zu neuem Leben.

Wenige Wochen schon nach Absendung des Schreibens, dessen Kenntnis ich dem gütigen Entgegenkommen der Familie Heinrich Kruses danke, konnten beide Freunde den mündlichen Meinungsaustausch wieder aufnehmen. Als Hauptschriftleiter der „Neuen Berliner Zeitung" bereitete sich der junge

Journalist an entscheidender Stätte zum neuen, überaus erfolgreichen Vorkampf für das preußische Erbkaisertum vor, den er im Sommer und Herbst 1848 in den Schicksalsmonden der deutschen Revolution als Nachfolger G. G. Gervinus' in der „Deutschen Zeitung" durchführen sollte. Aufs neue wurden dann die beiden innigbefreundeten Männer getrennt. In Berlin aber und in Frankfurt, später in Göttingen und Köln, verfochten sie fortan in gemeinsamem Streben die große Idee des konstitutionellen Kaisertums der Hohenzollern, die in den Märztagen 1848 auf fruchtbares Land gefallen war: den Gedanken der Reform, der allein die Revolution selbst wahrhaft überwinden konnte. In diesem Zusammenklang aber spielte auch weiterhin die Abneigung gegen zügellose Pöbelherrschaft eine große Rolle. Während sich Heinrich Kruse in seiner publizistischen Tätigkeit mit kräftigen Hieben gegen die Angriffe der deutschen Demokraten innerhalb und außerhalb der Paulskirche wehrte, verblaßten auch in Ernst Curtius' Erinnerung sogar die Schrecken der Märztage unter dem Eindruck neuer Unruhen in Berlin, die jetzt weder durch die Sehnsucht nach einer Verfassung noch durch das Ideal der deutschen Einheit verklärt wurden. „Ich sah die Schloßgitter im Triumph des Pöbels fortgetragen", so berichtet er am 19. Juni dem Freund schaudernd die Greuel des Zeughaussturmes. „Ich sah die Massen gegen das Zeughaus stürmen, die Fackeln schwingend, die Fenster zertrümmernd, und, wie endlich die Pforten aufsprangen, den scheußlichen Haufen hineinstürzen und dann wieder herauskommend, Knaben die Mützen voll Spitzkugeln, mit umgehängten Säbeln, die schönsten Flinten — es war das gräßlichste Revolutionsbild, schlimmer als die Märznacht, die doch ihre heroischen Seiten hatte, hier nur die ekelhafteste Gemeinheit."

Zwei Phasen der ersten deutschen Volksrevolution, die gerade uns heute mehr zu sagen hat denn je, ziehen in wundervoll klar und anschaulich gesehenen und gezeichneten Bildern an uns vorüber: Beiträge zur Charakteristik des Empfängers und des Schreibers dieser Briefe, die zugleich hochbedeutsamen Einblick in die politische Erziehung Kaiser Friedrichs III. gewähren.

Ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts

Jugenderinnerungen der Gräfin Henriette Egloffstein

Mitgeteilt von

Hermann Freiherrn von Egloffstein

(Schluß)

„Obgleich beim Eintritt nach Italien die Sonne uns aufs freundlichste begrüßt hatte, so wurden doch unsre hohen Erwartungen von der Milde des südlichen Klimas durch die eintretende kalte Winterwitterung gleich darauf vernichtet. Ich erinnere mich nicht, jemals mehr gefroren zu haben, als auf dieser Reise im Anfang des Novembers. Dazu kamen noch die grundlosen Wege, fortwährende Streitigkeiten mit den Vetturini und die Erbärmlichkeit der Gasthöfe, wo es an den nötigsten Lebensbedürfnissen mangelte. Ob Piemont seitdem, wie die meisten Länder, in seiner Zivilisation vorgeschritten, vermag ich nicht zu beurteilen, indessen würde ich doch jedem Reisenden raten, von einer anderen Seite nach Italien zu gehen, weil man hier für die großen Mühseligkeiten keinen Ersatz findet, die anderwärts so reichlich durch Naturschönheiten vergolten und ausgeglichen werden.

„Ich wenigstens dankte Gott, als wir endlich das Tor von Turin erreicht hatten und der wachhaltende Offizier, nachdem Leopold seinen Namen angegeben, letzterem ein Billett des Grafen Stollberg überreichte, das die angenehme Nachricht enthielt: er habe bereits in dem von ihm bewohnten guten Gasthof Quartier für uns bestellt. Unsere Erkenntlichkeit für die Erfüllung seines Versprechens ward noch dadurch erhöht, daß wir behaglich durchwärmte Zimmer vorfanden, die uns armen Erstarrten, besonders aber dem erkrankten Professor Strube, sehr zu statten kamen. Die Aufmerksamkeit des Grafen ging noch weiter, denn kaum waren wir in unsrer Wohnung eingezogen, so erschienen seine beiden Reisegefährten, die Herren Jacobi und Nicolovius, wenn ich mich recht erinnere, um sich in seinem Namen nach unserem Befinden zu erkundigen. Sie hatten bei dem Übergang des Mont Cenis noch mehr als wir gelitten, vorzüglich die Gräfin Stollberg — was in ihrer Lage sehr natürlich war. Wir freuten uns der Bekanntschaft dieser beiden jungen Männer, welche eben so viel Eifer für alles Gute und Schöne als Kenntnisse und Geistesbildung verrieten — und wähnten daher, wir würden im Umgang mit ihnen manche angenehme Stunde verleben, da Graf Stollberg genau dieselbe Reiseroute wie wir einzuschlagen gesonnen war. Ich versprach mir überdies noch manchen Vorteil von der Bekanntschaft der Gräfin und eilte, mich bei ihr melden zu lassen, erhielt jedoch den Bescheid, sie sei zu unwohl, um Besuche annehmen zu können, was allerdings in jenem

Moment keine bloße Ausrede sein konnte. Als sie aber späterhin, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen, häufig ausfuhr, fiel es mir auf, daß sie gar nicht daran zu denken schien, mich mit einem Gegenbesuch zu beehren. Auch der Graf und seine beiden Begleiter, die anfangs sehr geneigt waren, die angeknüpfte Bekanntschaft mit uns fortzusetzen, kamen immer seltener und blieben endlich ganz weg. Was sie dazu bewog, ist mir ein Rätsel, welches nur die Gräfin von Stollberg zu lösen vermöchte. Indessen führten mich meine späteren Beobachtungen auf die Vermutung, es müsse die Herrschaft, welche die stolze Frau über ihre Umgebung ausübte, jene Herren bewogen haben, sich von uns zurückzuziehen"...

Von allem Sehenswerten, das der Aufenthalt in der Hauptstadt Piemonts Henrietten darbot, hinterließ die hoch über dem heiteren Gestade des Po thronende Chiesa di Superga in ihr den tiefsten und mächtigsten Eindruck. „Auf der Spitze des höchsten Berges, in der Nähe von Turin," schreibt sie, „befindet sich ein isoliertes Monastario, nebst einer prächtigen Kirche und in dieser das Erbbegräbnis der königlichen Familie. Fern vom Getümmel der Welt, in lautloser Stille, erhebt sich der stolze Bau, als sollte er die ihm anvertrauten Toten dem Himmel näher bringen, in die Wolken. Beim Eintritt in das Heiligtum fühlt man sich von frommem Schauer ergriffen, und mit leisen Schritten durchwandelt der Beschauer die geweihten Hallen ... Kein Grabgewölbe umschließt die Überreste der Entschlafenen, sie ruhen in schönen marmornen Särgen, die ringsumher in offenen Nischen stehen und von dem Dämmerlicht der ewigen Lampen sanft beleuchtet werden. So schreitet man, von Ahndungen der Ewigkeit durchdrungen, zwischen den Verstorbenen umher, welche hier in ungestörtem Frieden dem großen Tage des Weltgerichtes entgegenharren. — Es drängte sich mir, als ich an den Sarkophag des Erbauers der Ruhestätte — König Victor Amadeus des Ersten — trat, die Überzeugung auf, er müsse ein gutes Gewissen in der Zuversicht gehabt haben, daß kein Fluch auf seinem Andenken hafte, weil er sich seinen Untertanen hier zur Schau gestellt. — Die Grundidee sowie die großartige Ausführung derselben sind einzig in ihrer Art und überraschten mich um so mehr, da ich mich in einem Staate befand, wo weder Kunstgeschmack noch Aufklärung, sondern nur Bigotterie und Despotismus herrschten."

In grellem Gegensatze zu diesem Stimmungsbilde steht die unmittelbar darauf folgende Schilderung einer Parforcejagd an dem wegen seiner Steifheit bekannten Turiner Hofe, die Henriette und ihr Gatte mit anzuschauen Gelegenheit fanden. „Wir begaben uns", so erzählt sie, „an dem dazu bestimmten Tage nach dem nahen Lustschlosse des Königs [1]), und zwar in Begleitung eines Landsmannes, Baron v. Münster, der, wie viele deutsche Edelleute, damals im sardinischen Militär diente. — Wir langten früh genug dort an, um in dem Saal, wo sich der König und seine Umgebung einfinden sollten, den besten Standpunkt erwählen zu können, und hatten in Herrn von Münster einen guten Cicerone, der uns auf

[1]) Viktor Amadeus der Dritte.

die bedeutendsten Individuen aufmerksam machen konnte. Bald verkündete eine laute Fanfare das Erscheinen des Königs. Er kam an der Spitze einer langen Wagen-Enfilade herbeigefahren und stieg huldvoll grüßend am Portal auf den Stufen aus, die zu dem Saal führten, in welchem wir uns fast ganz allein befanden. Hier verweilte er, bis der Wagen vorfuhr, aus welchem seine Lieblingstochter, die Gräfin von Artois [1]), gehoben wurde, dann reichte er dieser den Arm, um sie dahin zu führen, wo das Frühstück für ihn und sein zahlreiches Gefolge in Bereitschaft stand ... Nie erblickte ich eine häßlichere Versammlung von Männern und Frauen, als am Turiner Hofe, doch mochte das geschmacklose Kostüm viel dazu beitragen, die blaßgelben Gesichter noch fahler erscheinen zu lassen, denn alle waren mit der abscheulichsten Jagduniform — mordoré [2]) und apfelgrün — bekleidet. Stolz, Geistlosigkeit und Langeweile sprachen sich aufs unverkennbarste in dem Benehmen der sämtlichen Anwesenden, vorzüglich aber in den Zügen der Gräfin d'Artois, aus. Ein solches Wesen konnte nirgends, am wenigsten in Frankreich, gefallen oder Zuneigung erwecken; sie hatte daher wohl getan, sich gleich beim Ausbruch der Revolution zu ihrem Vater zu flüchten, der sie nebst Mann und Kindern aufs liebevollste behandelte. — Während ich mich noch mit ihr beschäftigte, traten letztere in den Saal und belebten den pagodenartigen Kreis durch ihre heitere Beweglichkeit. Graf d'Artois war ein schöner Mann von mittlerer Größe und mochte damals einige dreißig Jahre alt sein. Er glich weder Ludwig dem Sechzehnten noch Ludwig dem Achtzehnten; seine Züge waren regelmäßig und ausdrucksvoll, allein sie flößten wenig Vertrauen ein, weil man sich vor dem kalten Hohn, der um seinen Mund schwebte, zurückgestoßen fühlte. Dagegen waren die Herzöge von Angoulême und Berry die anmutigsten und liebenswürdigsten Knaben von 13 und 14 Jahren. Wer hätte damals ihr Schicksal ahnden können, wo jedermann glaubte, die Empörung in Frankreich sei leicht zu dämpfen und die hohen Flüchtlinge würden bald siegreich dahin zurückkehren. Wie oft mußte ich nicht in späterer Zeit an die kindliche Sorglosigkeit und den Frohsinn dieser jungen Prinzen denken, als sie, von der Freude beseelt, einer Jagd beiwohnen zu dürfen, sich dem ehrwürdigen alten Amadeus, der unstreitig die edelste Figur in dem Familienvereine war, in die Arme warfen und durch ihre Scherze die ganze steife Gesellschaft erheiterten ...

„Gleich nach dem eingenommenen höchst einfachen Frühstück gab der König, der uns huldvoll begrüßt hatte, das Zeichen zum Aufbruch. Mit jugendlicher Behendigkeit schwang er sich aufs Pferd und sprengte, von unzähligen Jägern und Hunden begleitet, nach dem nahen Wald, zu welchem sich auch die vielen Wagen wendeten, welche die Damen des Hofes enthielten. Der unsrige schloß sich der langen Reihe an, und so fuhren wir auf den schönen Wegen, die den Park nach allen Seiten hin durchkreuzten, einige Stunden fort, ohne etwas von der eigentlichen Jagd nach dem Hirsch zu gewahren. - Von der Langen-

[1]) Marie Thereſe von Savoyen.
[2]) Goldkäferfarbig.

weile geplagt, die eine solche Fahrt erzeugen mußte, erteilte Leopold unserem Führer den Befehl, in den ersten besten Seitenweg einzulenken und nach Hause zu fahren. Schon glaubten wir diesem insipiden Vergnügen entronnen zu sein, da der Kutscher die erhaltene Weisung benutzt und die übrigen Wagen weit hinter sich gelassen hatte, als plötzlich die Szene sich veränderte und wir den gejagten Hirsch, von einer Meute Hunde verfolgt, durch das Gebüsch setzen sahen. Das geängstigte Tier rennt über den Weg, prallt jedoch bei dem Anblick unseres Wagens zurück und wird nun von den Hunden ereilt, die es umringen und stoppen. In diesem Moment sprengt ein Schwarm von Jägern herbei, der erste am Platz ist der zweite Sohn des Königs, Prinz Viktor [1]), der sich nicht nur als der gewandteste Reiter, sondern auch als ein wohlgeübter Jäger zeigt, indem er vom Pferd springt, das Jagdmesser zieht und den Hirsch kunstgerecht tötet. Da erschallt das ‚Halali', der Wald ertönt vom lauten Jubelruf nach allen Seiten hin, der Hirsch hat verendet, und wir fahren stolz nach Hause, weil die Jagd eigentlich nur für uns angeordnet gewesen zu sein scheint."

*

Von Turin wandten sich Leopold und Henriette nach Genua. Sie erreichten nach sehr beschwerlicher Fahrt die höchste Spitze der Bocchetta, wo sie bei prachtvollem Wetter zum ersten Male den Anblick des Meeres und der stolzen Seestadt genossen. In der Nähe betrachtet fand die junge Frau diese trotz ihrer vielgepriesenen Lage und ihrer prunkvollen Paläste düster und unfreundlich, während sie sich von dem herrischen, trotzigen Wesen der Bevölkerung abgestoßen fühlte. Für die Weiterreise sollte zuerst ein nach Livorno gehendes Schiff benutzt werden; schließlich entschied man sich aber doch für den Landweg und gelangte auf ihm über Piacenza, Parma, Modena und Bologna nach Florenz. „Was ich über die Merkwürdigkeiten jener Stadt sagen könnte," schreibt Henriette, „ist in unzähligen Reisebeschreibungen, die seitdem erschienen sind, weit besser erzählt, als ich es zu tun vermöchte. Nur soviel will ich hier bemerken, daß nämlich mein Auge sich stufenweise immer mehr für die Schönheiten der Kunst öffnete und das Land selbst, je weiter wir gegen das südliche Italien vorrückten, sich in seiner ganzen Herrlichkeit entfaltete. So ward ich allmählich auf das Höchste, was mich in jenen Regionen erwartete, zweckmäßig vorbereitet, und all mein Denken, Hoffen und Sehnen richtete sich auf Rom, das von der frühesten Kindheit an der Brennpunkt meiner heißesten Wünsche war. — Willig verließ ich daher das schöne, jedoch allzu nördliche und rauhe Florenz und unterwarf mich gern den Unbequemlichkeiten der langweiligen Reise durch öde Gegenden, über hohe Gebirgsketten, wo die Landstraßen sowie die Gasthöfe noch in dem erbärmlichsten Zustand waren. Überdies drohten hier Gefahren, von denen wir bisher verschont geblieben; wenigstens hatten es unsere Bekannten in Florenz nicht an Warnungen

[1]) Der spätere König Viktor Emanuel der Erste.

vor dem Raubgesindel ermangeln lassen, welches sich in den Schluchten des Raticofani[1]) aufhalten und schon viele Greueltaten verübt haben sollte."

Unsere Reisenden wären auch an dem genannten Orte beinahe das Opfer eines nächtlichen Banditenüberfalles geworden; daß er nicht gelang, dankten sie vor allem der Aufopferung zweier Offiziere der Schweizergarde des Königs von Neapel, die, auf dem Wege dorthin begriffen, im gleichen Gasthause wie sie übernachteten. In Gesellschaft dieser beiden setzten Leopold, Henriette und der kranke Professor ihre Reise fort. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr stieg die Ungeduld der jungen Frau, bis endlich die Campagna vor ihren Blicken ausgebreitet lag, „die würdigste Umgebung für das ewige einzige Rom, das als Grabmal einer großen Vergangenheit die Seele zu ernsten Betrachtungen stimmen soll. Dies kann", ruft sie aus, „nur die wüste Campagna bewirken. Nicht ohne heiligen Schauer betritt der Wanderer den Boden, der unzählbare Generationen in seinen Schoß aufnahm und vom Blut der ersten Bekenner des wahren Christentums getränkt wurde . . . Noch jetzt sehe ich, wie damals, die mächtige Kuppel von St. Peter am fernen Horizont emporsteigen. Ich fühle wieder, von der Erinnerung beseelt, was ich in jenem Augenblick empfand, denn die Begeisterung für das Große und Schöne wird nur mit meinem Leben enden. Sie grub die Gegenstände, die ich einst mit Augen sah, so tief in meine Seele, daß weder die Wellen der Zeit noch Freuden und Leiden des Lebens sie verlöschen konnten. Doch wie wäre es auch möglich, Rom zu vergessen, wenn man es mit solchen Empfindungen wie ich betrat."

Bei der Fülle unsterblicher Kunstwerke und erhabener Denkmäler einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte, die sie hier umgab, würde sich die Erzählerin trotz aller Vorkenntnisse wie in einem Labyrinthe verloren haben, wenn sie nicht den von allen damaligen Besuchern der ewigen Stadt mit Recht geschätzten „Cicerone" Alois Hirt als kundigen Führer besessen hätte. „Nach einem festgestellten Plane weihte er uns", schreibt sie, „allmählich in die Geheimnisse der Altertümer ein, die ohne seine wohlwollende Beihilfe uns stets rätselhafte Hieroglyphen geblieben wären." Die Anregungen und Aufschlüsse dieses Kunstgelehrten trugen dazu bei, Henriettens Liebe zu Rom noch zu erhöhen, „das", wie sie fein bemerkt, „mit dem Gemüt aufgefaßt werden muß. Wer dies nicht vermag, der wende sich nach Neapel, wo übersprudelndes Sinnenleben den Genußsüchtigen umströmt. Ich für meinen Teil würde trotz meiner 18 Jahre auf die Freuden der großen Welt gerne Verzicht geleistet haben, wäre mir vergönnt gewesen, nach Wunsch und Neigung meine Zeit in Rom anzuwenden." Zu ihrem Bedauern war dies indessen nicht der Fall, denn Anna Amalia, der sie die Empfehlung an Hirt verdankte, hatte ihr zugleich — gewiß in bester Absicht — Einführungsbriefe an Personen der vornehmen Gesellschaft mitgegeben, wodurch sie zu einem Verkehr genötigt wurde, der den Genuß der knapp bemessenen römischen Tage entschieden

[1]) Im südlichen Toskana.

schmälerte. Ein Fest im Palaste des Fürsten Rezzonico auf dem Kapitole, zu dem sie geladen war, nennt sie den langweiligsten Abend ihres Lebens. Die Kollation dürftig, die Bedienung schlecht, die Damen nicht allein unhöflich, sondern auch allesamt alt, häßlich und ohne Geschmack gekleidet, insbesondere die Hausfrau, „die man für eine herausstaffierte Wäscherin halten konnte, und die diese Ansicht durch ihr gemeines, rohes Betragen vollkommen rechtfertigte".

Um so lieber erinnerte sie sich der poetischen Weihnachtsfeierlichkeiten in den römischen Kirchen, vor allem in Santa Maria Maggiore. „Nie werde ich den Anblick dieses unvergleichlichen Heiligtums vergessen," berichtet sie, „wie es, aufs glänzendste beleuchtet, sich mir in jenem Augenblick darbot. Das Auffallendste war jedoch die Haltung des Volkes. Hier sah man, wie es bei der Auferstehung der Toten geschehen wird, die niedrigsten mit den höchsten Ständen vermischt um die Krippe gedrängt, in welcher ein Kind von Wachs, strahlend in irdischer Pracht, die Diamantenkrone auf dem Haupte, von Heu umgeben lag, das einst dem Heiland der Welt zum Lager gedient haben sollte. Der Abstand war allerdings groß, und es gehörte viel Phantasie dazu, wenn man sich dabei die Geburt des geistigen Herrn der Welt vergegenwärtigen wollte. Auch der Glaube an die Wahrhaftigkeit des besagten Heus mußte stark sein und keinen Zweifel aufkommen lassen, denn ich sah Menschen, die nicht zum Pöbel gerechnet werden konnten, von diesem vortrefflich erhaltenen und frisch duftenden Heu mit größter Andacht verspeisen, was ihnen als eine besondere Vergünstigung von Seiten der wachhaltenden Priester gestattet wurde. Mit sichtbarem Neid blickten die armen Hirten aus der Campagna auf die Bevorzugten, da sie doch eigentlich mehr Anspruch auf eine solche Auszeichnung machen und diese Nahrung gewiß besser verdauen konnten, als die verwöhnten Mägen jener Städter" ...

Nicht sehr lange nach Weihnachten, am 6. Januar 1792, verließ das gräfliche Paar die ewige Stadt, um sich nach Neapel zu begeben. Auch hier hatte ihm Anna Amalia in gewohnter Güte die Stätte bereitet und Henriette besonders warm an den dänischen Konsul Christian Heigelin empfohlen. Er nahm sich ihrer sehr freundlich an und erbot sich zum Beispiel, da Graf Leopold erkrankte, sie an dessen Stelle zu der vielgenannten Lady Hamilton, der Gattin des englischen Gesandten, zu begleiten. „Sie galt", wie Henriette bemerkt, „für eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, alle Künstler bewarben sich um die Ehre, sie darstellen zu dürfen, öfters sogar unentgeltlich, und vor dieser Königin der Schönheit sollte ich nun erscheinen ... Die Regelmäßigkeit ihrer Formen sowie ihre Ähnlichkeit mit der Antike habe ich zwar bewundert, mich aber in jeder anderen Hinsicht sehr enttäuscht gefunden. Eine zurückstoßende Härte lag in den Zügen der Lady, ihre Bewegungen waren eckig, ohne weibliche Anmut, der Ton ihrer lauten Stimme rauh und männlich, wie ihr ganzes Benehmen; mit einem Worte: sie gefiel mir nicht. Je länger ich sie betrachtete, desto weniger entsprach sie meinem Ideale weiblicher Schönheit. Eine alte, gemein aussehende Frau, die den Tee machte, galt für die

Mutter der Lady und war außer dieser die einzige Frau unter den Männern. Mit ihnen unterhielt sich die Frau des Hauses englisch, und zwar, wie ich aus den dreisten Blicken, welche auf mich gerichtet wurden, annahm, über meine Person, die einer förmlichen Analysierung unterlag, was auch Heigelin mir nachher versicherte, der jener Sprache vollkommen mächtig war. Endlich wendete sich Lady Hamilton an mich mit der Frage, wie sich ihre chère Duchesse befinde, ob sie in dem kalten Norden wieder heimisch geworden sei, und wie es sich überhaupt in Weimar leben lasse. Das letztere bot mir eine zu gute Gelegenheit dar, den hier versammelten Engländern die Ungeschicklichkeit ihres Benehmens fühlen zu lassen, als daß ich nicht hätte darauf erwidern sollen: Weimar sei unstreitig der vorzüglichste Ort in Deutschland, weil er die geistreichste, gebildetste Gesellschaft enthalte, wo jeder Fremde mit Achtung behandelt und besonders darauf Rücksicht genommen werde, daß man nie in seiner Gegenwart einer Sprache sich bediene, die er vielleicht nicht verstehen möchte. — Der Effekt, den diese naive Bemerkung hervorbrachte, übertraf meine Erwartung. Alle Anwesenden blickten sich verlegen oder verwundert an, und es trat eine Pause ein, während welcher sich ein ältlicher Mann von majestätischem Ansehen erhob und auf den neben mir leerstehenden Platz setzte, indem er sogleich eine französische Konversation mit mir anfing, die mich bald vergessen ließ, wo ich mich befand, das heißt in einem Hause, dessen Besitzerin zu den verrufensten Frauen gehörte . . .[1])

„Die Lady," fährt Henriette fort, „trotz ihres interessanten Geistes, konnte es nicht dahin bringen, von der Königin als wirkliche Gemahlin Sir William Hamiltons und als englische Gesandtin anerkannt zu werden; hatte sie doch unter dem Namen Miß Haert[2]) jahrelang in seinem Hause gelebt, bis er sich endlich von ihr betören ließ, nach England zu reisen und sich dort — angeblich — mit ihr trauen zu lassen, denn niemand konnte hierüber sichere Auskunft geben. Die Königin haßte Lady Hamilton damals in demselben Grad, als sie die Unwürdige später liebte und sich unumschränkt von ihr regieren ließ. Ob Eifersucht daran schuld gewesen sei, bleibt unentschieden.

„Als die Prinzessin Ruspoli mich der Königin Karoline von Neapel vorstellte, fragte sie nach der Herzogin Amalie, wie sie sich befinde, und ob man nicht hoffen dürfe, sie bald wieder in Neapel zu sehen? Meine Antworten erheiterten die harten Züge des königlichen Angesichtes, woraus ich annahm, daß meine geliebte Herzogin selbst das kalte Gemüt Karolinens zu erwärmen vermocht hatte. Nach fürstlicher Weise reihte sich nun Frage an Frage, die alle in französischer Sprache gemacht und beantwortet wurden, bis auf eine der letzten, welche die Königin nach einer kleinen Pause an mich ergehen ließ. ‚Hobens aach Kinder?' sprach sie im gemeinsten österreichischen Dialekt und

[1]) Siehe die Bemerkung über dieses Heim und seine Bewohnerin in Goethes „Italienische Reise", Sophien-Ausgabe Bd. 31, S. 67—68.

[2]) Emma Harte; in Wahrheit hieß sie Amy Lyon.

mit so rauher Stimme, daß ich sehr erschrak und es nie wieder vergessen konnte; nachdem sie gehört, daß ich zwei im Vaterlande zurückgelassen, nach denen sich mein Herz innigst sehnte, entließ sie mich huldreichst mit der Versicherung, mich baldigst wieder zu sich zu bescheiden und mir ihre Kinder sämtlich zu zeigen – was glücklicherweise unterblieb."

*

Mit dem Bericht über den Empfang bei der ihrer Mutter Maria Theresia so unähnlichen Königin brechen die Aufzeichnungen meiner Großtante über ihre italienische Reise ab, doch können wir deren weiteren Verlauf aus Briefen ihres Gatten an Franz Oberthür[1]) wenigstens in großen Zügen verfolgen. Wie wir ihnen entnehmen, verlebten Leopold und Henriette die ganze Karnevalszeit in Neapel. Sie besuchten von dort aus Pompeji, Salerno und Paestum, auch beobachteten sie in nächster Nähe einen gewaltigen Ausbruch des Vesuv. Am 6. März 1792 kehrten sie nach Rom zurück, verlebten dort das Osterfest, blieben bis Ende April und traten dann die Heimreise an, die sie zunächst über Terni, Spoleto, Loretto und Bologna nach Venedig führte. Von da aus hätte Leopold gern den Weg über Wien gewählt; „da aber", schreibt er, „meine Frau für nötig erachtete, sich ein lebendiges Andenken aus Rom mitzunehmen, mußte ich, wiewohl mit ganzem Willen, den Entschluß fassen, geradeswegs über München nach Hause zu reisen." Noch vor Mitte Juni 1792 traf das Ehepaar wieder in Erlangen ein. Ein Vierteljahr danach schenkte Henriette einer dritten Tochter das Leben, derselben, die als Patenkind Lavaters, wie schon erzählt, die unschuldige Ursache der stürmischen Umarmung ihrer Mutter durch den Züricher Propheten werden sollte.

Die nächsten Jahre brachte diese mit den Ihrigen in Franken, und zwar vorwiegend in Erlangen, zu. Dort verkehrte sie auch mit Goethes einstiger Braut, Lili von Türckheim, die durch die Stürme der Revolution aus ihrem Wohnorte Straßburg vertrieben worden war und nach manchen Irrfahrten in der kleinen fränkischen Stadt neben vielen anderen Emigranten eine Zuflucht gefunden hatte. Lilis Jugendgeliebten kennen zu lernen, sollte Henriette bald darauf Gelegenheit finden, da sie im Frühjahr 1795 nach längerer Zeit wieder Weimar besuchte. Die bekannte Schilderung der Persönlichkeit des Dichters, die wir von ihr besitzen[2]), beruht auf genauer Beobachtung und häufigem Verkehr, denn sie war jetzt kein flüchtiger Gast mehr in Weimar, sondern dehnte ihren Besuch allmählich zu jahrelangem Aufenthalt aus. 1794 hatte zur Freude meiner Urgroßmutter auch deren jüngster Sohn, mein Großvater, den preußischen Dienst mit dem Karl Augusts vertauscht; sein Bruder Gottfried folgte ihm später nach, und so kam es, daß die Familie mit der Zeit ihren Schwerpunkt nach Weimar verlegte, wozu sie sich auch durch das besondere Wohlwollen des herzoglichen Hauses angeregt fühlte.

[1]) Manuskript in der Würzburger Universitätsbibliothek.
[2]) Goethe-Jahrbuch Bd. VI, S. 62. Vgl. Bielschowsky II, S. 685.

Welch einen persönlichen Anteil dieses an ihren Freuden und Leiden nahm und welch ein patriarchalischer Ton überhaupt zwischen ihm und der Hofgesellschaft herrschte, ist einem Briefe des Grafen Leopold an Oberthür vom 25. Oktober 1795 zu entnehmen, der den Freund in Würzburg von der Geburt des ersehnten Stammhalters in Kenntnis setzte. „Gestern", schreibt er, „war der Herzogin Mutter Geburtstag. Ich ging mit meinen drei Mädchens frühmorgens zu ihr, um ihr Glück zu wünschen. Meine Frau dachte noch nicht an das Niederkommen. Ach, wie schön wäre es, sagte die Fürstin, wenn gerade heute Jettchen ihr Wochenbett hielt. Ich gehe nach Hause, finde alles in Aufruhr, und in zwei Stunden war der Herzensjunge da. Geschwind laufe ich zur Herzogin und bringe ihr die Nachricht. Sie war außer sich vor Freuden. Ach, es ist ein Söhnchen, mein Söhnchen, rief sie, ich muß sein Pate werden. Um zwei Uhr ging ich nach Hofe zur Tafel und meldete zugleich mündlich der Herzogin und dem Herzog das glückliche Evenement. Nach Tisch will ich zum Erbprinzen, um ihm die Patenstelle aufzutragen; unterdessen schickt der Herzog zu mir und läßt mir sagen, er bäte sich dieses Geschäft aus. Diese Offerte ist sehr schmeichelhaft für mich, und heute mittag wird mein kleiner Karl August getauft werden. Seine alleinigen Paten sind der Herzog und seine Mutter. Der gute Herder, der sich mit mir kindisch freut, da er meine Frau so lieb hat, verrichtet die Taufhandlung."

Nach diesen Zeilen und anderen Zeugnissen in Leopolds Briefen möchte es scheinen, als ob es seinen und Henriettens Kindern, deren Zahl sich im folgenden Jahre noch um eine Tochter vermehrte, gelungen wäre, die beiden anfangs so wenig harmonierenden Eltern einander näher zu bringen. In Wahrheit offenbarte sich immer deutlicher, daß sie nicht zusammenpaßten. Die nach Selbständigkeit ringende Natur Henriettens konnte sich dem ihr aufgezwungenen Gatten, dem sie sich geistig überlegen fühlte, nicht mehr unterordnen und mußte infolgedessen das Leben an seiner Seite mit der Zeit als drückendes Joch empfinden. Wohl folgte sie ihm, als er, 1796 von seinen Standesgenossen zum Ritterhauptmann des Kantons Steigerwald erwählt, sich wieder in Erlangen niederließ, im nächsten Jahre nochmals dahin, doch litt sie unter dem unerquicklichen Verhältnis zu ihm seelisch und zuletzt auch körperlich so schwer, daß sie sich im Frühjahr 1800 entschloß, es zu lösen und mit den Kindern nach Weimar zurückzukehren. Nach mehrjähriger Trennung wurde die Ehe, von deren Unhaltbarkeit sich zuletzt sogar ihre Stifterin, meine Urgroßmutter, überzeugte, durch gütliche Übereinkunft geschieden; gleich darauf aber vermählte sich sowohl Leopold als Henriette von neuem, er mit Nanette von Viereck, einer Hofdame der Kurfürstin von Hessen, sie mit dem hannoverschen Forstmeister Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.

In der zweiten Verbindung fanden beide, die übrigens als echte Kinder ihrer Zeit später wieder harmlos-freundschaftlich mit einander verkehrten, das Glück, das ihnen in der ersten versagt geblieben war. Den Grafen führte sein Lebensweg nach der Aufhebung der Reichsritterschaft aus Franken in

die norddeutsche Heimat zurück. Als Geheimer Regierungsrat trat er in die preußische Verwaltung ein, vertauschte sie jedoch später mit dem Hofdienst und ist als Obermundschenk Friedrich Wilhelms des Dritten und Wirklicher Geheimer Rat 1830 gestorben. Ein bescheideneres Los als ihm war Henrietten gefallen, doch entsprach die ländliche Stille, in der ihr Leben mit Ausnahme von wenigen Jahren sich abspielte, vollkommen ihren Wünschen und Neigungen. Recht schmerzlich wird allerdings ihre Trennung von Weimar gewesen sein, an das sie durch die Bande der Lieben gefesselt war, und in dessen goldene, durch Goethes und Schillers Freundschaftsbund verklärte Zeit die Jahre fielen, die sie dort verlebte. Mit ihrer Gönnerin Anna Amalie blieb sie in brieflicher Verbindung, wie einem sehr gnädigen Schreiben der Herzogin vom 1. November 1804, der Antwort auf Henriettens Geburtstagsglückwunsch, zu entnehmen ist. Es lautet:

„Worte sind zu wenig, Ihnen, liebe Jette, meinen innersten Dank fühlbar zu machen, daß sie an meinen alten und verjährten Geburtstag noch denken wollen, der nichts weiter Merkwürdiges in sich hält als den Wert, den meine Freunde darauf legen, und der mir dadurch erst schätzbarer wird, und Ihnen unvergeßlich bleiben wird, da Ihnen der Himmel an diesem Tag selbst glücklich gemacht hat und Ihnen einen lieben und hoffnungsvollen Sohn schenkte; geben Sie ihm in meinem Namen einen zärtlichen Kuß, begleitet mit tausend Segen und Wünschen, daß er möge zunehmen in allem Guten und Schönen.

Wir sind hier sehr beschäftigt mit Arrangieren, auch zuweilen mit Derangieren auf die Ankunft des jungen Ehepaars, das erwartet wird in einigen Tagen[1]). Alles ist in Bewegung, die Kaufleute haben nicht Beine genug, um in die Häuser zu laufen, die Schneider schwitzen, man hört nichts anderes als von gestickten und ungestickten Kleidern, von Tunika, Juiven und Talaren und dergleichen mehrerem, daß auf einige Zeit bei uns die leidige Politique verschwunden ist und nichts als Fröhliches hören; wie glücklich wäre man, wenn man nie mehr davon hörte; doch bei allen fröhlichen und trüben Umständen, womit die Zeit stets wechselt, so bleibt meine Freundschaft, die ich für Ihnen, liebe Jette, stets habe, immer die nämliche und kennt keine Zeit.

Meine Empfehlung an Herrn von Baulieu und denen Kindern viel Liebes, und verbleibe stets

Ihre aufrichtige Freundin Amelie."

Es ist der letzte Brief der Herzogin, der sich in Henriettens Nachlasse findet. Meine Großtante sollte Karl Augusts Mutter, deren reichgesegneter Erdenlaufbahn der Tod am 10. April 1807 ein Ziel setzte, um zwei Menschenalter überleben: erst 1864, ein Jahrzehnt, nachdem sie mit dem zweiten Gatten das Fest der goldenen Hochzeit begangen, ist sie auf dem lieblich gelegenen Klostergute Marienrode bei Hildesheim, das sie bereits seit 1818 mit ihm bewohnte, einundneunzig Jahre alt, von der Welt geschieden. Sie ruht dort im Tode vereint mit ihren Töchtern Karoline, Julie und Auguste, die, jede in ihrer Eigenart, der Mutter ebenbürtige, edle und bedeutende Persönlichkeiten gewesen sind.

[1]) Erbprinz Carl Friedrich und Großfürstin Maria Paulowna.

Politische Rundschau

Berlin, 7. Januar 1920.

In dem letzten Berichte über die auswärtige Politik ist betont worden, daß die mangelnde politische Begabung der politischen Führer der Welt die Agonie Europas vorbereite, und daß wenig Anzeichen für eine Erkenntnis dieser klar zutage liegenden Tatsache vorhanden sind. Die Jahreswende hat keine optimistische Note in das Bild gebracht.

Wenn wir unser eigenes Land ansehen, so muß uns nur tiefer Ernst und große Befürchtung für die kommende Zeit erfüllen. In der Neujahrsübersicht einer großen Berliner Zeitung war der Gedanke ausgedrückt, daß das kommende Jahr für Deutschland nicht unbedingt die Katastrophe bringen müsse, daß sie aber in diesem Jahre kommen könne. Wirtschaftlich liegen wir vollkommen am Boden, wir haben keine Rohstoffe für unsere Industrie und keine Aussicht, welche zu bekommen. Die Ernährungslage ist besorgniserregend, um ein mildes Wort zu gebrauchen. Der frühere Unterstaatssekretär im Ernährungsamt, Exzellenz von Braun, berechnet, daß die Regierung im vorigen Jahre vor Abschluß der Winterversorgung rund eine Million Tonnen Getreide mehr zur Verfügung hatte als im letzten Jahre, und folgert daraus, daß wir schon im März oder April in die „Periode des Durchlügens" kommen müssen, die im allgemeinen erst im Juni anfängt. Mit den Kartoffeln steht es schlecht, zumal wir große Kartoffelgebiete, die uns früher aushalfen, nicht mehr in unserer Hand haben. Jeder weiß, daß trotz der immensen Arbeitslosigkeit in Deutschland nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, die im Boden noch vorhandenen Hackfrüchte durch Gestellung von Hilfsarbeitskräften für die Landwirtschaft zu retten. Jeder weiß, daß die Bestellung in diesem Jahre nicht hat zu Ende geführt werden können, und daß der Bodenertrag bedeutend gesunken ist. Finanziell befinden wir uns in einer Periode der Geldinflation, wie sie mit Ausnahme des bolschewistischen Rußlands von keinem Staate erreicht wird. In der Weihnachtswoche allein sind 1395 Millionen Mark neue Papierscheine in den Umlauf gegeben worden, der dadurch auf 47 Milliarden gestiegen ist. Was bedeutet es demgegenüber, wenn die neuen Steuern wirklich die beabsichtigten 16,9 Milliarden einbringen, was überdies noch zweifelhaft ist. Wo ist ein einziger Gedanke, der versucht, diese Entwicklung zu hemmen? Der Londoner „Economist" behauptet, daß nach wie vor trotz des lächerlichen Standes der deutschen Valuta Ströme deutschen Kapitals ins Ausland fließen. Für Holland allein wird die Summe der deutschen Guthaben auf 30 Milliarden Mark angegeben. Nach den Enthüllungen des „Hamburger Fremdenblattes" haben deutsche amtliche Stellen durch das planlose Auf-den-Markt-werfen deutscher Valuta für die Einkäufe der Regierung im neutralen Auslande selbst zu dem erschreckenden Fallen der Valuta beigetragen. Die Aufhebung der Devisenordnung war ein gewaltiger Fehler. Durch die mangelnde Kontrolle der Einfuhr haben wir für über 13 Milliarden Luxusartikel, die entbehrlich sind, aus dem Auslande bezogen, allein 4 Milliarden hat das deutsche Volk für englische Zigaretten ausgegeben. Den Arbeitern wurden 6 Milliarden Mark für Verbilligung der Nahrungsmittel bewilligt. Für dieselben 6 Milliarden ist neues Papiergeld gedruckt. Durch das Reichsnotopfer und das Betriebsrätegesetz macht man dem Unternehmer, der uns allein retten kann, das Leben zur Hölle und begünstigt immer mehr die Kapitalabwanderung, gegen die es keine Barriere gibt, denn in der Tat stehen, wie die Untersuchungen des Staatskommissars Köster in Nordschleswig ge-

zeigt haben, unsere Grenzen offen. Bestechlichkeit und Unzuverlässigkeit herrschen überall. Durch die Inflation des Geldes steigen die Preise ins Fabelhafte, was eine ständige Unruhe der Arbeiterschaft (vgl. die neuen Forderungen der Eisenbahner) zur Folge hat. Die Kohlennot wird bald zur Katastrophe. Große Industriewerke liegen bereits still, und die Arbeitslosigkeit nimmt zu. Werden die Forderungen der Entente noch größer, so werden wir zum Ruin getrieben. Die Beamtenschaft ist in einer unbeschreiblichen Notlage. Der Mittelstand, namentlich die Intelligenz, wird proletarisiert, schon beginnt der Ausverkauf der Hausutensilien, und die Bankkonten zehren sich auf. Die Staatsausgaben werden dauernd vermehrt, die Ämter vergrößert. Niemand macht sich klar, wohin die Entwicklung steuert.

Die Parteien arbeiten gegeneinander wie nie zuvor. Die Rechte treibt Katastrophenpolitik, mit der außenpolitischen Rückwirkung, daß die Entente wieder bedeutend mißtrauischer geworden ist, die Forderungen gegen uns wachsen und das Interesse für uns vollends schwindet. Die Demokraten sind in sich gespalten und ohne gradlinigen Kurs, die Sozialdemokraten wenden die abgelebten Klassenkampfrezepte auf eine Situation an, wo alles darauf ankommt, daß der Arbeiter die Solidarität mit dem Unternehmertum begreifen sollte. Die Unabhängigen lauern auf den Moment, wo die wirtschaftliche Not uns zur Katastrophe treibt, die uns dann außenpolitisch mit der Sowjetrepublik einen und innenpolitisch dem Bolschewikentum, das heißt dem Sterben und Verderben überliefern würde.

„Und Deutschland tanzt." Man richtet sich am Rhein ebenso wie in Berlin auf die großen Fastnachtsbälle ein, die alles in den Schatten stellen sollen, was je dagewesen ist. Es könnten die „Weltuntergangsbälle" sein.

Die Intelligenz schreibt philosophische Bücher. Graf Keyserlingk, der den Nietzsche-Preis erhalten hat, will ein Kloster der Weisen gründen, das das Vorbild des deutschen Volkes, den philosophischen „Gentleman" produzieren soll, im übrigen predigt er Abkehr von der Politik und verlangt von uns, daß wir, die wir nicht wissen, ob wir in der nächsten Minute noch leben werden, durch universelle Ausgestaltung des sozialistischen Gedankens als neues „großes Erfüllungsvolk in der Weltgeschichte glänzen". Kunstkritiker wie Scheffler beweisen in viel beachteten Werken, daß Bismarck kein Genie war, statt daß wir politische Lehrer für das Volk groß ziehen, die uns die genialen Bismarckschen Methoden, die immer auf das Mögliche gingen, von neuem erkennen lehrten. Wir haben es satt, an unserem eignen Körper immer wieder aufs neue den Hegelschen Satz bewiesen zu sehen, daß die Geschichte nur die Unfähigkeit der Völker beweise, aus der Vergangenheit zu lernen.

So sieht unsere Nation in dem Augenblick aus, wo wir nun endlich den Frieden erhalten werden. Wir haben als Aktivposten weiter nichts als unseren festen Willen, uns als Volk zu behaupten, wir haben einen gesunden Bauernstand und den bei einzelnen Arbeitern und ihren Führern wieder neu erwachenden Arbeitswunsch und Arbeitswillen. Wir haben schließlich die sehr schwache Hoffnung, daß die Welt endlich die Gefahr erkennen wird, in der sie schwebt — aber diese Hoffnung ist nur ein Fünkchen, das jederzeit durch den Sturmwind der Ereignisse ausgelöscht werden kann.

Camille Huysmans hat in seiner im „Peuple" veröffentlichten Artikelserie die klare Erkenntnis ausgesprochen, daß es zwischen der Lage Deutschlands und der der übrigen kontinentalen Länder nur einen Grad-, nicht aber einen Wesensunterschied gibt. Wenn Deutschland zugrunde geht, so folgt mit elementarer Notwendigkeit innerhalb von sechs Monaten Frankreich und später auch Englands ökonomischer Untergang, und die Bolschewisierung der Welt ist dann nur noch eine Zeitfrage.

Frankreichs Finanzlage ist nichts weniger als gesund. Der französische Finanzminister hat von einer dreifachen Krisis gesprochen, einer Krisis des Staatshaushalts, des Schatzwesens und der wirtschaftlichen Lage. Für die letztere ist charakteristisch, daß das wirtschaftliche Defizit Frankreichs, das keine genügende Ausfuhr hat, 25 Milliarden Franken beträgt; die Finanzlage ist gekennzeichnet durch die Tatsache, daß die befristete Auslandsschuld Frankreichs 31,4 Milliarden, die schwebende Schuld nach dem Stande vom 30. November 50,6 Milliarden, die Bankschuld der Regierung 26,4 Milliarden Franken beträgt. Frankreich hat von England zwar das Versprechen erhalten, eine Anleihe in London auflegen zu dürfen, doch sind die Einzelheiten höchst ungewiß, und damit auch die Aussichten für eine Erleichterung der französischen Finanzlage. Die Begeisterung in England für die Operation ist nicht groß, was die Tatsache beweist, daß der englische Schatzkanzler die Kotierung der inneren französischen Prämienanleihe an der Londoner Börse untersagt hat. Herr Klotz will als Präsident der berüchtigten Commission des réparations von Deutschland die äußerste und letzte Anstrengung erpressen — aber er will, wie er auf die Angriffe des Herrn Lefevre erwidert hat, zu gleicher Zeit der „Bankier" des Besiegten sein, dadurch daß er die Wiederaufbauschuld Deutschlands, die auf 200 Milliarden Franken (!) geschätzt wird, zum Teil bankmäßig bevorschußt. Macht sich Herr Klotz die Wahrheit der Huysmanschen Äußerung klar, *daß man Deutschlands wirtschaftliches Leben wieder aufrichten, das heißt ihm die Produktion ermöglichen muß*, wenn man überhaupt etwas haben will? Oder ist Klotz wirklich, wie Clemenceau einmal gesagt haben soll, der einzige Jude, der von Geschäften nichts versteht?

Der englische Delegierte bei der Friedenskonferenz Keynes, der als erster Engländer von Bedeutung den Mut besessen hat, das Versailler Werk richtig zu charakterisieren, das von drei älteren Herren und von einem sehr alten und zynischen Mann [dry in soul] gemacht worden ist, hat recht, wenn er sagt: „Der Vertrag enthält keine Bestimmungen, die die wirtschaftliche Wiederherstellung Europas bezwecken, er sei ein Todesurteil für Millionen von Menschen, eine Greueltat, vor der alle Kriegsgreuel erblassen."

Dr. Melchior, einer der fähigsten deutschen Delegierten in Versailles, hat nachgewiesen, daß den Friedensvertrag zwei Tendenzen beherrschen, der englische Wille, den deutschen Wettbewerb in der Weltwirtschaft für immer unmöglich zu machen, und der französische Wille, die deutsche Volkskraft zahlenmäßig so zu schwächen, daß sie sich dem Bevölkerungsstande Frankreichs annähert. „Unbegreiflich aber ist es, daß man gleichzeitig Deutschland ungeheure Lasten aufbürden zu können glaubte, denn diese Lasten wären nur bei einer sorgsamen Schonung der durch den Krieg aufs schwerste getroffenen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands tragbar. *Unser Schicksal und damit das Schicksal des europäischen Kontinents* wird davon abhängen, ob wir den Wiedergutmachungsausschuß zu der Einsicht bringen, daß die Grundlagen für die Begrenzung unserer Entschädigungspflicht nicht in den Zahlen und Mengen des Friedensvertrags, sondern in der Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes, seiner Produktionsmöglichkeit und seiner Steuerkraft zu finden sind."

Keynes verlangt wie wir Revision des Versailler Vertrags, Aufhebung aller Blockaden, Wiederbelebung der deutschen Industrie.

Daß nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch die vollkommene Vernichtung Deutschlands *eine Katastrophe für Europa* bedeuten würde, liegt auf der Hand. Schon hat sich das Weltbild innerhalb Europas seit den letzten vier Wochen bedeutend durch die Vorgänge in Rußland verschlechtert, denen die Diplomatie der Entente ratlos gegenüberzustehen scheint.

England hatte sich, gedrängt durch seine Arbeiter und inspiriert durch Curzonsche

außenpolitische Ideale, zu einer Politik der Verständigung mit dem russischen Bolschewismus entschlossen, und es sah so aus, als ob in Kopenhagen auch politische Abmachungen getätigt werden würden. Inzwischen ist bei Clemenceaus Anwesenheit in London auch die russische Frage erörtert worden, und das Resultat ist, daß man Rußland gegenüber „eine zuwartende Politik" verfolgen wird, das heißt man wird weder mit den Bolschewiken einen Abschluß machen, noch die Gegner der Bolschewiken unterstützen, im übrigen aber um Rußland herum im Westen einen großen „Stacheldrahtzaun" ziehen, um es von Deutschland abzusperren.

Inzwischen lebt der Bolschewismus nicht nur, sondern breitet sich rapide aus. Koltschaks Notlage hat sich verschärft. Nowo Nikolajewsk ist genommen, die Räumung von Tomsk wird gemeldet. In Irkutsk selbst, dem Sitze der Koltschak-Regierung, scheinen Unruhen der Sozialrevolutionäre ausgebrochen zu sein. Nach einem Telegramm des Generals Wrangel ist die Denikinsche Armee nahe daran, überwältigt zu werden. Zarizyn ist genommen und damit die Kaukasusarmee bedroht. In Odessa herrscht Panik. Die Rätetruppen gehen von Kiew nach Westen vor, offenbar um zu verhindern, daß sich Denikins geschlagene Westarmee mit den Polen vereinigt. Letztere machen allerdings ihrerseits Fortschritte, sie haben Dünaburg und Proskuroff besetzt, aber durch den Waffenstillstand mit Esthland wird für die Bolschewiken Luft gemacht. Durch die gute Lage an den anderen Fronten werden die Bolschewiken in den Stand gesetzt, „an der baltischen Front die Güte ihrer Truppen durch die Menge zu ersetzen."

Unmittelbar bedroht durch das bolschewistische Vorgehen werden drei Mächte, erstens England in seinen asiatischen Besitzungen, wohin sich die Ratskommissare bemühen, den Samen der bolschewikischen Lehren zu verbreiten, zweitens Japan, drittens Deutschland dadurch, daß die Randstaaten nicht in der Lage sein werden, einem starken bolschewistischen Ansturm standzuhalten. Daß Moskau—Turkestan—Indien, oder Moskau—Persien—Afghanistan eine der Operationslinien des bolschewistischen Gedankens sein wird, das hat bisher von den Staatsmännern unserer Feinde nur Churchill erkannt, der zwei Warnrufe an das englische Volk hat ertönen lassen und im zweiten auch gebeten hat, die deutsche Frage aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

Doch bisher philosophieren die bedrohten Staaten nur, gehandelt hat nur Japan. Wir wissen von Verhandlungen des japanischen Botschafters in Washington mit Lansing über die amerikanische Zustimmung zu einem japanischen Vorgehen in Ostsibirien. Die Demarchen des Japaners scheinen nur eine geteilte Aufnahme gefunden zu haben, und zu einem Abkommen ist man wohl nicht gekommen. Trotzdem sind die Japaner entschlossen, jenseits des Baikal für ihre Sicherheit allein zu sorgen. Der mit den Japanern im Einverständnis arbeitende sogenannte Kosakenführer Semjonof (ein Mongole) hat bereits für die Reannexion der Mongolei an China gesorgt, jetzt arbeitet er an den Autonomiebestrebungen des transbaikalischen Sibiriens. Die Ereignisse werden den Japanern im fernen Osten eine mehr forcierte Politik aufzwingen, als es in ihren eigentlichen Absichten liegt. Die Klugheit ihrer Staatskunst wird verhindern, daß unangenehme Verwicklungen etwa mit Amerika aus diesem Gange der Ereignisse entstehen.

Finnland und die Randstaaten haben einmal die deutsche Hilfe gehabt, und diese Hilfe hat sie vom Untergange gerettet. Die politischen Ereignisse und die „allzukluge" Einschätzung der veränderten Weltlage haben sie zu gehorsamen Dienern der Entente gemacht und ihnen jede Möglichkeit einer selbständigen Politik genommen. Gott gnade ihnen bei einem Ansturm der Entente. Gott gnade aber auch uns, wenn wir inzwischen durch mangelndes Verstehen der Lage auf seiten der europäischen Staatsmänner zur Katastrophe und zum Bolschewismus oder zur

agonisierenden ideen- und willenlosen Betäubung gelangen sollten, wie wir sie in Österreich sehen, und das Feld für die Sowjetleute offen steht.

Und Gott gnade dann Europa! — Es wird dann wirklich zum „Untergange des Abendlandes" kommen, den die Philosophen aus Analogien der inneren geschichtlichen Entwicklung folgern. Wir realisieren nicht genügend, wie schnell große Kulturen untergehen können. Noch jetzt haben wir nicht den Untergang der antiken Kultur überwunden und müssen von den kümmerlichen Resten, den Ruinen und den Splittern der devastierten Ausdrucksmittel der Alten zehren! Soll wirklich wegen der abgrundtiefen Dummheit, der Seelenlosigkeit und Plattheit der europäischen Staatsmänner die Intelligenz, die Wissenschaft und Kunst unserer Rasse zum Untergang verurteilt sein? Die Welt sollte diese Frage hinausschreien . . .

Inzwischen mahlen die Mühlen der Diplomaten in London, in Paris, in Washington langsam und traurig Steine statt Brot für die nach Erlösung dürstende Menschheit.

Clemenceau und Tardieu, Cambon und Berthelot und wie sie alle heißen, sie arbeiten an dem Schmieden des großen Ringes, der sich um unser armes Vaterland erneut schließen soll. Das Ziel der nach Paris reisenden Diplomaten war die Herstellung einer festen französisch-englischen Allianz, auch für den Fall, daß es der amerikanische Senat ablehnen würde, den englisch-französisch-amerikanischen Garantievertrag zu zeichnen. Diese Hoffnung der Franzosen wurde enttäuscht. Die Äußerungen Lloyd Georges und Bonar Laws lassen klar erkennen, daß die Engländer vorläufig entschlossen sind, freie Hand zu behalten. Ob die französisch-englischen militärischen Abreden in der Form erneuert worden sind, wie Frankreich das wünschte, oder ob nicht vielmehr die Abmachungen sich nur auf eine gleichmäßige Ausbildung der englischen und französischen Armee erstrecken, wissen wir nicht. Die französische Idee einer großen Allianz England—Belgien—Frankreich—Italien—Rumänien ist, vorläufig wenigstens, gescheitert. Den Belgiern, die eine verständliche Großmannssucht befallen hat, von der sie durch die Erkenntnis ihrer mangelnden diplomatischen Erfolge Holland gegenüber geheilt werden sollten, hatte England ein Abkommen angeboten. Danach sollte Belgien während der Dauer von fünf Jahren seine territoriale Integrität im Falle eines nicht von ihm provozierten Angriffes garantiert werden. Belgien wünschte längere Zeitdauer, man hat ihm darauf erneute Neutralitätsgarantie nach Analogie von 1839 in Aussicht gestellt. Das alles ist von Belgien abgelehnt, das Großmachtspolitik zu treiben gedenkt und sich als gleichberechtigter Faktor fühlt. Die Verhandlungen gehen offenbar weiter.

Italien, „the bad child of Versailles", ist offenbar von Frankreich nicht mit dem nötigen diplomatischen Geschick behandelt worden. Der italienische Außenminister ist brüsk, ohne Benachrichtigung seiner Alliierten, von London abgefahren. Wahrscheinlich hatte er das Gefühl, daß die von Clemenceau vorgeschlagenen Abmachungen ein marché de dupe sein würden. „Italien beabsichtigt nicht, in diesem Augenblick internationale Verträge abzuschließen, welche es für die Zukunft binden würden", ist die im italienischen Parlament ausgegebene Parole. Die Fiumefrage und Clemenceaus Äußerungen über Italiens Ansprüche haben ein übriges getan, um die Gemüter in Italien zu beunruhigen. Ebenso hat die bisherige Unfruchtbarkeit der italienischen Anleiheverhandlungen (Italien hat ein großes Defizit und braucht Kredit) zusammen mit der Behandlung der österreichischen Frage durch Clemenceau in Rom heftig verstimmt. Vielleicht sind auch die Italien auf Grund des § 13 des Geheimabkommens vom 26. April 1915 angebotenen Kompensationen in Ostafrika und Abessinien diesem nicht groß genug. Die Veröffentlichung des französischen Gelbbuches über die italienische Vorkriegspolitik, die offenbar erfolgt ist, um die innige Verflechtung der französischen mit den italienischen Interessen zu zeigen, scheint wenig Erfolg gehabt zu haben. Sie war durch abermaliges Hervorzerren

des berühmten italienisch-französischen Vertrags von 1902 interessant, an den die nur von „Extratouren" plaudernden deutschen Staatsmänner früher niemals hatten glauben wollen (Graf Monts ist bekanntlich der einzige Schwarzseher in dieser Beziehung gewesen, die übrigen maßgebenden deutschen Diplomaten haben das Bestehen des Vertrags geleugnet). Wenn man mit dieser Politik und mit der englischen die naive und unbeholfen-ehrliche deutsche Vorkriegspolitik in Parallele stellt, so kann man noch nachträglich das Grausen bekommen (vergleiche auch die allerdings ohne Erklärung und ohne Kenntnis der Zarenantworten einseitig beurteilten Willy-Nicky-Briefe).

Vorläufig ist der Westring um Deutschland jedenfalls noch nicht geschlossen. Es genügt für uns allerdings, wenn wir uns wehrlos der von England unterstützten oder geduldeten französischen Machtpolitik am Rhein gegenübersehen. Auch im Osten arbeiten die Franzosen eifrig an Bündniskombinationen. In dem berühmten Benckendorffschen Vorkriegsbericht, worin er betont, daß Frankreich die einzige europäische Macht sei, die, wenn sie nicht zum Kriege trieb, ihn jedenfalls mit Freuden akzeptieren würde, hieß es „cette Roumanie, il faut la gagner à tout prix". So sind auch jetzt wieder Frankreichs Bestrebungen auf die Fesselung Rumäniens gerichtet. Man wünscht dazu als Ergänzung ein polnisch-rumänisches Bündnis. Die Polen, bei denen Paderewski wieder ausschlaggebend zu sein scheint, arbeiten ihrerseits an einem Bündnis mit den Westmächten — kurz, es ist wirklich für den Augenblick richtig, was das „Echo de Paris" einmal gesagt hatte, die Ära des Völkerbundes ist bereits erledigt, eine neue Ära der Alliancen beginnt. Aber seien wir nicht zu ernst gegenüber allen diesen erneuten „Einkreisungsbestrebungen". Dem bereits gefangenen Löwen kann die Einkreisung gleichgültig sein. Und wir wollen abwarten, wie lange die Herrlichkeit der gegenwärtigen anarchischen politischen Machtepoche dauert. Die Alliancen werden uns, da wir gar nicht die Absicht haben, Frankreich zu bedrohen, nicht zugrunde richten, wenn wir den starken inneren und äußeren Ansturm — den Ansturm des Inkraftsetzens des Versailler Friedens — aushalten werden.

Washingtons Entscheidung ist nach wie vor ungewiß. Wir wissen nicht, ob das erstrebte Kompromiß zwischen Demokraten und Republikanern bald oder überhaupt erzielt werden wird. Es scheint, daß wenig Aussicht besteht, daß die Republikaner dabei ihre Reservationen mit Ausnahme einiger unbedeutender formaler Punkte ändern. Außerdem ist mehr als ungewiß, ob Wilson das Kompromiß annehmen würde, das Hitchcock eingegangen wäre. Aber England und Frankreich kommt es jetzt so sehr auf die Ratifikation Amerikas als solche an, daß sie erklären, jede Bedingung akzeptieren zu wollen. So bange sind sie, die Autorität Amerikas für das Mordinstrument von Versailles mit zu erhalten. England erklärt, sogar einwilligen zu wollen, daß Amerika dieselbe Stimmenzahl im Völkerbund erhält wie England mit seinen Dominions zusammen. Die „Times" sind Amerika gegenüber generös wie nie zuvor: „let her ratify on her own terms" — wenn die Entente nur die Ratifikation überhaupt bekommt. — Also Amerika hat so oder so den langen Kampf gewonnen. — Das schmähliche Schauspiel der deutschen Verhandlungen mit den alliierten (nicht mehr mit den alliierten und assoziierten Mächten) in Versailles ist wohl mit aus diesem angstvollen Warten der Alliierten auf Amerikas Haltung zu erklären.

Es lohnt sich nicht, über das letzte Stadium der Verhandlungen in Paris noch zu philosophieren. Man sah die Einigkeit der Franzosen und Engländer in der Sache, und das erledigte mit brutaler Folgerichtigkeit unsere guten Gründe. Rechtlich war die Versenkung der deutschen Flotte vor Scapa Flow einwandfrei, seemännisch war sie eine gute Geste, der pointierte stolze und ehrlich-deutsche Abschluß einer ruhmvollen und schmählich zu Ende gegangenen Epoche der deutschen Geschichte,

politisch war sie eine Dummheit. Wir haben die Arbeit der Engländer gemacht und werden noch obendrein dafür mit Ruten und Skorpionen gezüchtigt.

Wenn der Friede in Kraft tritt, werden wir zuerst das Schauspiel der ungerechten Abstimmung in Schleswig, später in Preußen, Oberschlesien und, wenn es überhaupt dazu kommt, in Eupen und Malmedy das Afterbild einer freien Abstimmung erleben (vergleiche unsere Note vom 30. Dezember auf die Clemenceausche vom 4. Dezember). Die Abtretung der von uns verlorenen Gebiete wird vor sich gehen, die Ententekommissionen in Deutschland werden ihre Arbeit beginnen, ihre Henkerarbeit zur Verwirklichung eines Friedens, der, wie Ebert in seiner vom Volke fast unbeachteten Neujahrsbotschaft sagt, „die Ehre unseres Volkes, seinen Wohlstand, die Früchte vergangener und künftiger Arbeit fremder Gnade zu überantworten droht".

Wir treten in die dunkelste Periode der deutschen Geschichte. Die Worte des Präsidenten von der Notwendigkeit des Aufgebens des inneren Haders prallen vorläufig an den mit tauben Ohren sich selbst zerfleischenden Parteien, Politikern, Apolitikern, Schiebern, Genußmenschen, Gleichgültigen, Partikularisten, Eigenbrödlern, Selbstanbetern ab. Mancher, der mitlöschen sollte, sucht sich aus dem brennenden Hause zu retten. Die Nachbarn erkennen nicht die Gefahr. Der Trost von 1806: das Bewußtsein, bis zuletzt die moralische Kraft aufrechterhalten zu haben, und der unverzagte Mut der sich sofort für das bedrängte Land zur Verfügung stellenden großen und bedeutenden Männer fehlt uns in dieser schweren Stunde.

Wir sind führerlos in einer atomisierenden, mit Zersetzungsstoffen angefüllten Welt. Und dazu ohne Ideen und seelisch ausgepumpt.

Und trotzdem — der Deutsche ist erst dann verloren, wenn er sich selbst aufgibt.

Wir aber wollen so lange für unser Land ringen, bis auch der letzte Rettungsglaube verschwindet. Denn keine mathematische Berechnung einer noch so düsteren Wahrscheinlichkeit kann die Seelenkraft des Geistes ersetzen, der entschlossen ist, allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten.

Musik

Aus dem Berliner Musikleben

Es geht ein Kampf der Meinungen, Richtungen und Kunstanschauungen durch die Musikbewegung unserer Tage. Die frühere ruhige Weiterentwicklung ist unterbrochen; neue Wege und Ziele werden gesucht und gefunden, unabhängig von Überlieferung und geheiligter harmonischer und klanglicher Gesetzgebung. Der Streit wird in Schriften und auch in Konzertsälen ausgetragen, nicht immer in zweckdienlicher Form und nicht frei von persönlichen und unsachlichen Motiven. Hans Pfitzner ist der Führer der Traditionalisten, der schaffende Musiker, der in flammenden Streitschriften gegen Futurismus und Impotenz Sturm laufen will. Seine letzte Broschüre „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz", die in diesen Tagen im Verlag der „Süddeutschen Monatshefte" erschienen ist, sucht die moderne Musikströmung auf außermusikalische, auch literarische und politische Motive zurückzuführen. Er sieht den Untergang der großen klassischen und romantischen Musik kommen, sieht die Sonne der Harmonie sich langsam zum Abend neigen und ruft noch einmal sein „Zurück!" in die mehr und mehr sich ausbreitende Revolutionierung einstiger Formen und Gesetze. Er kämpft für die rein musikalische Idee, für die melodische und harmonische Linie, für die streng fachliche Musikästhetik, gegründet auf den musikalischen Einfall und seine organische Entwicklung.

Diese formalistische Tendenz, von altersher bekannt und viel verteidigt, verbirgt sich bei ihm hinter schiefen historischen Betrachtungen, hinter Schopenhauers Ästhetik und noch mehr hinter einer Polemik, die blindlings um sich schlägt, ohne ruhig zu wägen und zu urteilen. So sehr man seine ehrliche Begeisterung und sein prächtiges Künstlertemperament achtet — man legt die Polemik doch mit dem Gefühl aus der Hand, daß hier parteipolitische Tendenzen in die Kunstbewegung getragen werden, und daß ein Musiker, in Unkenntnis seiner eigenen Begabung, ein Gebiet durchstreift, das ihm in seiner ganzen Weite und Breite verschlossen bleiben muß, das er höchstens in künstlerisch-phantasievollem Erleben einmal überblicken, aber nicht ergründen kann. Pfitzner hat eine ganz andere Kraft, um für seine Ideale zu wirken, eine viel stärker und breiter wirkende in seiner eigenen musikalischen Produktion. Man kann es verstehen, wenn er wie Wagner und Liszt die Musikwelt durch Wort und Schrift beschwören will, aber Wagner und Liszt waren selbst Kunstrevolutionäre, die gegen Altgewohntes und Tradition kämpften, während Pfitzner nichts Neues und Unerhörtes zu verteidigen hat, sondern allein die überlieferte klassische und romantische Kunst, in der wir groß geworden sind. Sie ist es, die sein eigenes Lebenswerk durchdringt, die von seinem Opus 1, der Cellosonate aus Fis-Moll, bis zum „Palestrina" reicht. Der stärkere Anwalt für die Welt Schumanns und Wagners ist der schaffende Musiker und der produktive Künstler in Hans Pfitzner.

Seine Kunst dringt allmählich auch nach dem kühleren, ruhiger denkenden und schärfer kritisierenden Norddeutschland vor. Wir sahen ihn als Dirigenten, als Begleiter eigener romantischer Liedgebilde und als Spielleiter seiner großen dramatischen Legende „Palestrina". Am stärksten wirkte seine Aufführung der Schumannschen D-Moll-Symphonie. Es war ein Sichtragenlassen von der Stimmung, ein Mitleben und Mitempfinden, das gleichsam aus gleich eingestellter künstlerischer Anschauung herauswuchs. Die Grenzen dieses Nachschaffens liegen in der Romantik, sie reichen nicht zu dem auch von Pfitzner schwärmerisch verehrten Beethoven und noch weniger zur alten Kunst zurück, wenn ihn auch eifrige historische Studien treiben, die bis zu den Umrissen früherer Kunstrichtungen führen. Sein „Palestrina" gibt dafür den künstlerisch-produktiven Niederschlag. Die Oper ist mehr als eine bühnengerechte Legende, sie ist Pfitzners künstlerisches Glaubensbekenntnis, ist das Zeugnis leidenschaftlicher Kunstbegeisterung und schweren Ringens um Ausdruck und Auswirkung musikalischer Ideen.

Alles wächst aus einem einzigen Urkeim heraus: aus dem geheimnisvollen Walten künstlerischer Inspiration, aus dem Erleben und Mitteilen des unerklärlichen und übernatürlichen Zeugens und Schaffens musikalischer Werke. Palestrinas Komposition der Missa Papae Marcelli bringt den äußeren und inneren Halt der Legende. Das Bild, wie die Engel dem schaffensmüden Meister die Motive seiner Messe zusingen und zujubeln, dieser unsagbar reiche und phantasievolle Einfall trägt das gesamte Werk und gebiert aus sich Antithesen und Kontraste, die den dramatischen oder opernmäßigen Verlauf vortreiben. Und die Liebe zu Schopenhauer, die Pfitzners Schaffen leitet und wärmt, gibt ihm das Motto: „Das intellektuelle Leben schwebt wie eine ätherische Zugabe, ein sich aus der Gärung entwickelnder Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst." So kommt die Zweiteilung in das Werk: Kunst und Leben, Palestrina und Tridentiner Konzil, Phantasie und Realistik, künstlerisches Wollen und Gebundenheit an die Welt der nackten Tatsachen. Das ist die Idee des viel umstrittenen Konzilaktes im Organismus des Werkes, eine Kontrastierung, die aus der Übertragung vom Einzelerlebnis zum allgemeinen Wirken und Werden verständlich wird. Trotzdem

bleibt im äußeren bildhaften Eindruck ein ungelöster Rest, eine Konstruktion, nicht aus innerer Notwendigkeit geboren, sondern nur lose zur Abrundung des Opernabends eingesetzt. Die Dramatik erscheint erzwungen, nicht im natürlichen Ablauf der Gegensätze erreicht, ist mehr gewollt als gestaltet.

Wagners Werk ist das Ideal, dem Pfitzners dichterisch reiche Legende zustrebt. Da klingen Schönheiten der Sprache und Gedanken nach, da leben Wagnersche Wendungen in Text und Musik weiter, da gibt die Musik die Grundidee, an der sich Gestaltungen und Bewegungen formen. Aber nur einmal ist das Vorbild erreicht: in der Szene des schaffenden Meisters Palestrina. Klang und Bild wachsen da zu unlöslicher Einheit zusammen, Musik und Szene wirken wie die Offenbarung eines genialen Erfinders und Gestalters. Man fühlt: hier liegt das Primäre, der musikalische Einfall, der schöpferische Impuls des Werkes. Und von hier ergibt sich die Wendung der Musik zum Altertümlichen, Archaistischen. Pfitzner beschwört die alten Meister der Tonkunst und gräbt sich ein in ihre Art zu bilden und zu empfinden. Das Artistische wird Schaffenstrieb, wird der Anstoß zu einer eigentümlich herben und zurückhaltenden Farben- und Motiverfindung. Seine Musik ist durch eine bewußte Nachgestaltung früherer Konstruktionsprinzipien hindurchgegangen, wie wenn die Phantasie erst über einen Umweg in neue Bahnen gelenkt werden sollte. So wirken die beiden Eckstücke der Oper in der Melodik kalt und beinahe asketisch; es ist, als ob alle Wärme und Kraft auf die wenigen Stellen dramatischer Beweglichkeit in den Reden des Kardinals und in der Schöpfungsszene der Messe hinströmen. Und es bleibt der Eindruck, als sei diese Art musikalischer Gestaltung im letzten Grunde doch unproduktiver Natur, aus Konstruktion und zwangläufiger Rückbildung entstanden. Der Konzilakt bringt schon durch Inhalt und Bewegung mehr Leben und auch mehr Wagnersche Anklänge, aber es zeigt sich kein eigenes Profil, keine überzeugende Kraft der Mitteilung. Diese Musik hat keine Leidenschaft, keine Gefühlsstärke, kein Sich-sehnen und Mittragen der Empfindungen. Man erlebt den „Palestrina" wie ein hochgewolltes und ideales Streben nach künstlerischer Selbständigkeit und Eigenkraft, wie ein Bekenntnis zur musikalischen Vergangenheit, das aus Anregungen und eigener Vision etwas Neues und Eigenes geben will. Aber mit dem Gleichmaß der Bewegung und der Einfarbigkeit der musikalischen Diktion stellt sich Ermattung ein, und der Künstlertraum zerschellt an der harten Forderung musikdramatischer Lebendigkeit und Natürlichkeit. Pfitzner war auch in Berlin dem Werk ein aufopferungsfreudiger und hingebender Spielleiter, der alle seine Wünsche durch die Staatsoper erfüllt und vielleicht noch übertroffen sah.

Man muß eine weite Strecke Weges zurückgehen, wenn man nach dem „Palestrina" von Eugen d'Alberts „Stier von Olivera" sprechen will, der zweiten Einstudierung unserer Oper. Dort ein Ringen um das Letzte, hier ein kühles Hinarbeiten auf die Instinkte eines großen Publikums. d'Albert scheint sich nur noch wohl zu fühlen, wenn er mit schärfstem Geschütz auf große Wirkungen zielen kann. Diesmal ist er an Lilienfeins Drama geraten, das Richard Batka für ihn zurechtgelegt hat. Die schlimmsten Zeiten des Verismus leben wieder auf, Situationen, in denen um den Einsatz eines Auges gespielt wird, Szenen, die mit Mord und Totschlag wie in einem Filmdrama schrecken. Batkas szenischer Extrakt arbeitet mit Liedeinlagen und Halten und gibt ein einziges grelles, beinahe aufschreiendes Textbuch, das d'Albert mit allen Mitteln einer wirkungssicheren Temperamentsmusik ausstattet. Die Gegensätze zwischen Franzosen und Spaniern werfen das Lokalkolorit ab, und in diese Tänze und Boleros, die auf die Dauer förmlich entwaffnen, schlagen die berühmten veristischen Effekte hinein: das Drohen und Wettern in den Blechbläsern, das verhaltene Zurückbiegen musikalischer Begleitung, die großen Unisono-Melodien und alle anderen Äußerlichkeiten szenisch-

musikalischer Vergröberung. d'Albert hat es sich leicht gemacht mit seiner Musik, er schreibt, ohne auf Einfälle zu warten, und findet auch nur selten einmal eine Melodie oder eine Idee, die aufhorchen läßt. Mit dieser brutalen Dramatik ging das Publikum nicht mit. Auch d'Albert nicht, der sich über die Aufführung bitter beklagte und damit einen Protest der Bühnenangestellten heraufbeschwor. Das Werk wurde abgesetzt und ist trotz aller Mühe der Einstudierung nicht mehr im Spielplan erschienen. Ein leichter Ausweg aus Schwierigkeiten, aber kein Abwehrmittel, das sich wirtschaftlich oder künstlerisch rechtfertigen läßt. Wo sollen wir hinkommen, wenn beleidigter Künstlerstolz ein Werk zur Absetzung bringen darf? Der Fall d'Albert kann sich wiederholen, und wenn es sich um eine höher stehende Schöpfung handelt, zur Bedrohung unserer künstlerischen Entwicklung führen. Für die Angestellten darf es nur darum gehen, alle ihre Kräfte in den Dienst der Kunst zu stellen, unbekümmert um berechtigte oder persönliche Kritik.

Der Verismus kam noch einmal aus seinem Heimatland Italien zu uns. Das Deutsche Opernhaus sah seine Pflicht darin, Italo Montemezzis „Die Liebe dreier Könige" zum erstenmal in Deutschland aufzuführen. Eine Oper, die den ihr vorausgehenden Ruf kaum rechtfertigt. Auch hier geht es ohne Gift und Mord nicht ab, nur ist alles auf wenige handfeste und musikalisch ergiebige Situationen zusammengefaßt. Die junge ehebrüchige Gattin wird erwürgt und an ihrem Grabe sinken Liebhaber und Gatte zusammen. Beide sterben am Kuß der vergifteten Leiche. Es gehört italienische Einstellung dazu, um sich mit dem roh gefügten Textbuch abzufinden, aber es bedarf nur weniger Erfahrung, um dem Komponisten eine unselbständige, nicht in die Tiefe gehende dramatische Ader nachzuweisen. Eine Allerweltsmusik, von Verdi und Puccini, auch von Leoncavallo und Mascagni abhängig, mehr bietet die Oper nicht. Sie ist farbig fein abgestuft, auch in den Chorszenen gediegen und sicher gearbeitet, aber für einen Italiener merkwürdig spröde und undankbar in der eigentlichen Melodik.

Direktor Hartmann hatte mit dem Werk wenig Glück, und noch weniger mit seiner Uraufführung der Oper „Magdalena" von Fritz Koennecke. Der Gedanke, die Kreuzigung Christi in einen neuen Motivkomplex zu stellen, hat zu einem Buch von Hanz Heinz Hinzelmann geführt, das mit Kontrasten und weltbewegenden Ideen geradezu bis zum Rande ausgefüllt ist. Feldherrnstolz und Tyrannenmacht kämpfen miteinander, Judentum und Christentum, Weiberherrschaft und Priestergebot. Magdalena, die buhlerische Liebhaberin des Pilatus, wird zur geläuterten Christin und Heiligen. Sie verachtet den liebedurstigen Pilatus, der ihr schon einmal den Judenkönig Jesus von Nazareth freigab, und ihrer Weigerung, sich hinzugeben, fällt der Gefangene zum Opfer. Das eigentliche Drama, die Kreuzigung, bleibt im Hintergrund. Man erlebt nur den Wankelmut des dräuenden Pilatus und den Sieg von Magdalenens Prophetentum. Darin liegt die Schwäche der Szenenführung. Es ist eine Spiegelung dramatischer Konflikte, kein selbstkräftiges Gegeneinandertreiben der Charaktere und Ereignisse. Die Wandlung Magdalenas zur Christin ist bei Beginn der Oper schon vollzogen, und Christi Gefangennahme und Tod wirft nur schwache Schlaglichter auf das Kleindrama des Pilatus. So versandet die Oper in einem Schwall von Reden und leidenschaftlichen Ausbrüchen, in die Koenneckes reichlich kapellmeisterliche Musik wie eine überflüssige Unterstreichung hineinklingt. Er läßt sich von Erinnerungen tragen, ohne fest zugreifen und gestalten zu können, er glaubt zu führen, während er längst begangene Wege einschlägt und auch da nur beachtet, was schon viele vor ihm reicher und phantasievoller gesehen und beschrieben haben.

An großen Werken und Ideen war die Berliner Opernsaison bisher nicht reich. Wenn nicht der „Palestrina" eine alte Schuld eingelöst hätte, wenn nicht im Ballettwesen durch Heinrich Kröller eine Erneuerung an Haupt und Gliedern

durchgeführt und an einem hübschen bunten Abend zur Schau gestellt wäre, man wüßte kaum, daß eine neue Bewegung im Musikleben eingesetzt hätte. Aber so langsam sich die Oper zu weitreichenden neuen Taten entschließt, um so mehr wogen Leben und Zukunftsringen im Konzertsaal. Es lohnt sich, auf diese Kämpfe in einem besonderen Bericht einzugehen, auch wenn sich noch keine rechte Klärung zeigen will und starke Gegensätze einander schroff gegenüberstehen.

Georg Schünemann.

Kunst

Aus dem Berliner Kunstleben [1])

Der Sieg der Novemberrevolution bedeutet in der Kunst den Sieg des Expressionismus.

In den letzten fünfzig Jahren hat die Kunst mehr Richtungen und Stile durchlebt, als ältere Epochen im Dreifachen der Zeit zu verbrauchen pflegten, und zwar bewegt sich die Entwicklung, je näher zur Gegenwart, um so entschiedener accelerando. Aber die Geschichte des Expressionismus ist dennoch ein Unikum. Erst vor einem Jahrzehnte etwa begann er geschlossen aufzutreten — bei Kriegsausbruch war er bereits von der Kritik als legitim anerkannt, hatte eine stattliche und sehr eifrige Bekennerschaft um sich versammelt und auch schon in manche Sammlungen Eingang gefunden. Heute steht die ganze Künstlerjugend in seinem Banne, er hat die Ausstellungen überrannt, die Kritik leistet ihm Gefolgschaft, und das Publikum, das die expressionistischen Werke noch vor kurzem offen verlachte, ist völlig verschüchtert und wagt kaum noch Widerspruch. Und nun hat auch die Kunstbureaukratie vor dem Expressionismus kapituliert. Jäckel und Purrmann sind in die Berliner Akademie aufgenommen, Kokoschka ist in den Lehrkörper der Dresdener, Feininger in den der Weimarer Akademie berufen worden. An der Berliner Kunstgewerbeschule lehrt Cesar Klein, und in die neue Abteilung der Nationalgalerie sind die Expressionisten bereits als eine — sozusagen — historische Gruppe eingezogen. Kurz: habemus Papam — wir haben eine neue offizielle, eine revolutionär-offizielle Kunst, und für diese Stellung legitimiert sich der Expressionismus durch einen Radikalismus, der schlechterdings vor nichts zurückschreckt, sich über die Maßen wild gebärdet und sich an sich selbst so überreizt, daß das Gewagteste von heute morgen fast schon zahm erscheinen will. Die Begleitmusik hierzu vollführt eine Literatur, die mit stärkstem Orchester arbeitet, sehr oft auf die hymnische oder gar die ekstatische Tonart gestimmt ist und eine erstaunliche Handfertigkeit im Spiele mit kosmischen Gefühlen und kosmischen Begriffen entwickelt, ohne deren ausgiebige Verwendung sie es bei der Ausdeutung expressionistischer Bilder schon gar nicht mehr tut. Bemüht man sich aber nun, Art und Leistungen der jüngsten Kunst unbefangen und kritisch zu würdigen, so sieht man sich in einer ernsten und oft recht peinlichen Verlegenheit. Daß eine Erscheinung wie der Expressionismus auch über das bekannte Hegelsche

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Bei Wiederaufnahme der regelmäßigen Berichterstattung über die Entwicklung des Berliner Kunstlebens erschien es zur Herstellung einer Verbindung und Übersicht zweckmäßig, mit dem ersten Berichte weiter aus- und zurückzugreifen, trotzdem das große Problem gleichzeitig an anderer Stelle hier behandelt wird. Es sind in der Hauptsache die Ausstellungen und Vorgänge des Jahres 1919, auf die das hier gegebene Bild sich stützt.

Wort von der Vernünftigkeit alles Seienden hinaus tiefere geschichtliche Wurzeln haben muß: das ist fast zu trivial, um ausgesprochen zu werden. Auch sind da außer allem Zweifel bedeutende Talente, leidenschaftliches und großgerichtetes Wollen, Bestrebungen, deren gutes Recht sich nicht bestreiten läßt, und achtungswerte Leistungen. Wiederum aber ist in der expressionistischen Bewegung das Echte mit dem Gemachten und Aufgedunsenen, das Schaffen aus der Wurzel mit der verheerenden Tyrannei des Dogmas, ja selbst der Atelierphrase aufs innigste verbunden und oft unlöslich vermengt; hart neben fruchtbarer Kühnheit steht ein skrupelloser Nihilismus, der sich nur von dem alten Künstlerkampfrufe épater le bourgeois leiten läßt, der kein anderes Ziel kennt, als das Neue, das Verblüffende um jeden Preis zu schaffen, und der sich in diesem Bestreben über die Verantwortung und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens völlig hinwegsetzt. Dann muß das Lebensgefühl des Beurteilers das Vertrauen zu sich haben dürfen, daß es sich mit jenem erhaltenden und aufbauenden Gemein- und Kulturgefühle deckt, dem über die wechselnden Moden hinaus die Zukunft gehört, und Ablehnung und Konservativismus werden um so mehr zur Pflicht, als die Widerstände gegen den Expressionismus zu dessen eigenem Nachteile die Kraft verloren zu haben scheinen und zahlreiche expressionistische Künstler als fertig und gereift anerkannt und angenommen worden sind, ehe sie noch überhaupt recht zur Entwicklung gekommen waren.

Nicht umsonst ist der Expressionismus die Kunst der Revolution geworden. Ihn verbinden mit ihr sowohl Zusammenhänge allgemein geistiger wie auch solche rein künstlerischer Natur.

Um 1900 war die vorherrschende Gesinnung des deutschen Künstlerstandes das Ästhetentum. Politik und alles, was mit ihr zusammenhing, wurde verachtet, gemieden; sie war häßlich, hoffnungslos, für den Künstlermenschen entwürdigend. Der Impressionismus, auf dessen Boden sich diese Gesinnung ausbildete, war eine rein optische und Geschmackskunst, die die Autonomie der Kunst, ihre Ablösung von allen bürgerlich-staatlichen, religiösen, sittlichen Beziehungen und Wertungen bis zum Fanatismus steigerte. Irgendwann um oder nach 1900 hat sich dann — zu wenig beachtet — eine völlige Umlagerung und Neuorientierung der Künstlergesinnung vollzogen, deren Aufklärung künftigen Forschern eine lohnende Aufgabe stellen wird. Ein leidenschaftlicher Idealismus brach durch, eine Weltverbesserer-stimmung, ein geistiger Aktivismus, der eine neue Menschheit und neue Ideale schaffen, die Kunst in ihren Dienst stellen, sie mit ihrem Geiste erfüllen wollte. Die schrankenlos oppositionelle Gesinnung, die sich damit der Künstler bemächtigte, führte sie dem Sozialismus in die Arme, und zwar hielten sie sich nach Künstlerart mit Vorliebe zu dessen radikalsten Spielarten. Schon bei Kriegsausbruch war ein großer Teil der deutschen Künstlerschaft, vor allem das jüngere Geschlecht, bis auf die Knochen revolutionär-sozialistisch gesinnt; in der Revolution begegnete sich in eigentümlicher Weise ein proletarisches und ein artistisches Element. Die Künstler- und Kunstprogramme, die vorher durchaus ästhetisch zugeschnitten waren, begannen mehr und mehr die Haltung von Weltanschauungsmanifesten anzunehmen; der Futurismus erhob sein Sirenengeheul.

Die Gewaltsamkeit der im Zusammenhange mit dieser Wandlung einsetzenden künstlerischen Reaktion wird man nicht recht verstehen, erinnert man sich nicht der Tyrannei, mit der der Impressionismus die Phantasie geknebelt hatte. Seine Furcht vor der Wiederkehr der „literarischen Malerei", seine Abneigung gegen alle freie Erfindung streifte schon fast ans Komische. Noch 1911, bereits im vollen Strome der neuen Entwicklung, versteifte sich Liebermann in einem Aufsatze, der in der bekannten literarischen Art dieses Künstlers Treffendes und selbst Geistvolles mit ganz Unhaltbarem und Unlogischem ärgerlich vermengte, auf den Satz, die

Erfindung des Malers beruhe in der Ausführung, indem er so der Hand zuschob, was dem Geiste gebührt. Die Malerei wurde vom Impressionismus auf wenige bestimmte Gattungen, vor allem Landschaft, Bildnis, Stilleben, beschränkt, und formal-künstlerisch betrachtet war überhaupt die Mehrzahl seiner Schöpfungen zuletzt nichts anderes als Stilleben. Die wieder entfesselte Phantasie zeigte sich nun außer Rand und Band, spielte mit Form, Raum, Zeit, wollte sich an keine Grenzen binden — wußte aber offenbar, nach so langer Entwöhnung, nicht recht, was sie mit sich anfangen sollte. Die impressionistische Kunstlehre hatte die von der L'art pour l'art-Theorie übernommene Doktrin von der Bedeutungslosigkeit des Stoffes für das künstlerische Schaffen mit äußerster Hartnäckigkeit als einen Glaubenssatz behauptet. Nun erwiesen die Ereignisse schlagend die Unhaltbarkeit dieses Satzes, wie denn auch die Kunstgeschichte lehrt, daß jede tiefer greifende Umstellung der Kunst mit einer neuen Abgrenzung und Anordnung ihres Stoffgebietes verbunden zu sein pflegt. Es ist ein ganz unterhaltendes jeu d'esprit nachzuweisen, daß in Manets Spargelbündel ein ganzes pantheistisches Weltgefühl lebe; allein als die Künstler erst wirklich und im Ernste wieder für Weltgefühle, geistige Kräfte, Bewegungen und Ziele Interesse empfanden, trieb sie alsbald ihr Instinkt dazu, sich nach Stoffen umzusehen, die ihnen durch ihren symbolischen Gehalt und durch ihren Reichtum an Beziehungen Gelegenheit boten, ihre Phantasie daran zu organisieren, sich an ihnen und durch sie auszusprechen und sich verständlich zu machen. Hier boten sich ihnen denn in erster Linie die Motive der religiösen Überlieferung, die, überall bedeutsam auf ein Höchstes bezogen, den ganzen Umkreis menschlichen Erlebens in reichster Ausbildung in sich fassen und die mannigfaltigsten Formen des Gefühlsausdruckes zulassen, ja selbst herausfordern. So hat sich schnell eine expressionistisch-religiöse Malerei und damit die merkwürdige Erscheinung entwickelt, daß eine Kunst, die als Begleiterscheinung oder doch als Gesinnungsverwandte einer offenkundig religionsfeindlichen Revolution aufzufassen ist, sich mit Eifer bemüht zeigt, die alte Verbindung mit der Religion wieder herzustellen. Heckendorf hat eine Auferstehung gemalt, Pechstein eine Berliner Kunstausstellung mit zwei Mosaikgemälden geschmückt, die die Geburt Christi und die Vertreibung aus dem Paradiese darstellen, und unter den elf Monumentalgemälden, die die Hauptstücke der Sommerausstellung der Sezession ausmachten, behandelten vier Vorwürfe aus dem Neuen Testamente. Zwei weitere dieser Bilder galten dann Motiven aus der antiken Mythologie, die seit der Renaissance von der europäischen Bildung als objektiver Stoffkreis an- und aufgenommen ist, mit dem religiösen Stoffkreise den Reichtum an Urmotiven menschlichen Erlebens teilt und ihn darin sehr glücklich ergänzt, aber ihm freilich an allgemeiner Verständlichkeit nachsteht und in seinem aristokratischen Bildungsgepräge an tiefgreifender Kraft seelischer Wirkung und geistiger Erhebung nicht wohl mit ihm wetteifern kann. Die allgemeine Behandlungsweise der religiösen Vorwürfe durch die Expressionisten ist eine große Heftigkeit und eine für diese ganze Gruppe charakteristische erregte Unausgeglichenheit. An guten Einzelzügen fehlt es dabei nicht. Kohlhoff zum Beispiel stellt Christus auf dem Meere als ruhige Leuchte inmitten der vor Angst und Aufregung tobenden Jünger dar, wobei er sich im Kompositionsgedanken freilich recht eng an ähnliche Bilder Delacroix' anschließt. Das Innerlichste gab Jäckel in der Schilderung der schweren Erd- und Schlafgebundenheit der Jünger auf seinem Gethsemane-Bilde; allein das Gegenmotiv, das mächtige Seelenringen des Herrn, wird zu dumpfer Verzweiflung abgeplattet und dadurch der geistige Schwerpunkt des Motivs verfehlt. Noch empfindlicher machte sich das in Heckendorfs „Auferstehung" bemerkbar, wo die Gestalt des Auferstehenden, auf die durch starkes Aufgebot von Bewegung der Blick gezwungen wird, in ihrer peinlichen Dürftigkeit versagt, ja beleidigt. Allgemein wird man sagen dürfen, daß

die religiöse Kunst des Expressionismus — hierin übrigens einem alten Zuge deutscher Kunst getreu — stärker ist in der Darstellung des Leidens der Kreatur, als in der Versinnbildlichung religiöser Läuterung und Erlösung, daß sie die Religion als ein Gefäß benützt, darein die Künstler ihren Empfindungsgehalt schütten, daß aber ihr Empfindungsleben sich nicht, wie in der Gotik, mit dem religiösen Erleben deckt, nicht ein Organ des religiösen Erlebens ist. So bleibt ein ungeklärter, ein unreiner Rückstand; die Religion, die ein Dienen, eine Hingabe des Subjektes erfordert, wird in den Dienst des Subjektes gezwungen, und zum Teil aus diesem inneren Widerspruche ist es wohl zu erklären, daß die expressionistischen Maler gegenüber den religiösen Motiven nicht selten die Pietät vermissen lassen und, wie zum Beispiel der empfindungsstarke Nolde in seinem in Holzschnitt ausgeführten Christuskopfe, das Göttliche selbst zum Götzenhaften verzerren.

Fragt man nach den Kunstmitteln des Expressionismus, so stößt man als einen beherrschenden Zug vor allem auf die Umsetzung der ganzen Bildform in Bewegung. Auch hierin scharfbetonter Gegensatz zum Impressionismus: impressionistische Bilder stellen — malerisch betrachtet — einen Zustand, ein Sein, expressionistische ein Geschehen, ein Werden vor. Expressionistische Landschaften scheinen Erdrevolutionen zu schildern: die Erde bäumt sich und wirft Hügel auf, die Bäume schreiten wuchtig dahin, die Straße rollt, das Wasser streitet mit dem Lande, das Licht mit der Finsternis, die Farbe schreitet unruhig, aufwühlend durchs Bild. Eine Katastrophenstimmung, die den Bildern unleugbar eine starke innere Spannung gibt; allein diese Spannung behält oft etwas Krampfhaftes, Übersteigertes, weil die Bewegung nicht geschlossen, nicht gerundet, nicht in sich vollendet wird. Der Blick wird gewaltsam in die Tiefe, in die Breite, in die Höhe gerissen, stößt sich am Bildrande, irrt zurück und bleibt bei so heftiger Führung zuletzt doch führerlos. Solche Bilder (für die Landschaften gilt es besonders) ruhen nicht in sich selbst, sondern gleichen Filmen, die nach beiden Seiten hin beliebig verlängert werden könnten. Dennoch bleibt die Entwicklung des Bildinhaltes aus der Bewegung heraus einer der glücklichsten Züge und Leistungen des Expressionismus. Aufgeräumt wurde dadurch endlich mit der weniger noch als halbwahren Zolaschen Lehre vom Kunstwerke als einem coin de la nature vu à travers d'un tempérament; wenn etwa der impressionistische Maler seinen „Naturausschnitt" so lange zurechtzuschieben und zu wenden pflegte, bis er ihm allenfalls ein „Bild" zu geben schien, so bauen sich alle besseren expressionistischen Werke auf echten und ursprünglichen Bildgedanken auf, die die Künstler aus ihren eigenen Bedingungen heraus (und nicht unter dem Zwange eines von außen her gegebenen Motivs) auszugestalten bestrebt sind. In dieser Beziehung ist der Vergleich zwischen alt und neu, wie ihn das Nebeneinander in den Ausstellungen gestattete, aufschlußreich. An Liebermanns jüngsten Wannsee-Bildern zum Beispiel bewunderte man die Frische von Auge und Hand, die der greise Meister sich bewahrt hat, und ihre Naturnähe ward gegenüber dem expressionistischen Stilismus mit Genuß empfunden; allein die Zufälligkeit, die Gesetzlosigkeit des Motivs drückt die Werke dennoch in eine Sphäre der Unfreiheit und Unpersönlichkeit hinab, und selbst ein von so köstlich-feinem Naturgefühle erfülltes Bild, wie der „Wiesenweg" des unlängst dahingegangenen Weimaraners Hagen, hat unter diesem Mangel zu leiden. Ganz besonders lehrreich ist der Vergleich von Artur Kampfs „Pro Patria" und Jäckels „Liebespaar", die in der Akademie-Ausstellung einander gegenüber hingen. Kampfs Gemälde, das eine Szene aus der Metallablieferung darstellt, eine wohldurchdachte, tüchtig durchgeführte, an Reizen nicht arme Arbeit, ist in seiner Art wohl eine vollendetere Leistung, als Jäckels Bild, dessen Fläche ohne Not und zum Schaden der Wirkung arg zerfetzt ist. Aber so, wie Szene und Gestalten vom Maler einmal hingesetzt sind, so müssen sie nun auch bleiben und beharren, sie vermögen kein freies Leben aus sich

heraus mehr zu entwickeln, der Fluß des Gefühls und der Form ist geronnen, und ein fataler Beigeschmack von photographischer Aufnahme bleibt zurück. Jäckels Bild hingegen wird vom Strom und Drang der lebendigen Leidenschaft selbst getragen, die die Fläche bis in ihre letzten Poren erfüllen, den Formen eine dynamische Wirkung mitteilen, Phantasie und Gefühl unwiderstehlich mit sich reißen. Kampfs klug geordnete und geschilderte Gruppe kann ruhig beschaut, Jäckels Bild will miterlebt sein. Jene ist (das Wort ohne jeden herabsetzenden Nebensinn verstanden) theatralisch, dieses musikalisch.

Was nun aber der expressionistischen Malerei in ganz besonderem Maße ihr revolutionäres Gepräge aufdrückt, das ist die ihr eigentümliche Zertrümmerung der Form. Unbestreitbar ist der Anspruch der Künstler auf Freiheit gegenüber den Formen und Erscheinungen der Natur; er ist in langem und schwerem Kampfe gegen das „halbwahre Evangelium der Naturnachahmung" endgültig gesichert worden. Der Künstler handhabt die Naturformen als Träger und Symbole seiner Gefühle und seiner Stimmungen, setzt sie in rein künstlerische Funktionen um; Raum, Form, Linie, Farbe führen als Bildelemente eine von ihrem Verhältnisse zur Naturwirklichkeit unabhängige Eigenexistenz. Bei der Besprechung eines hierher gehörigen Falles, der Rubens-Landschaft „mit dem doppelten Schatten" (in der Pitti-Galerie), belehrte Goethe den etwas erschrockenen Eckermann dahin, „daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat". Allerdings wollte er diese Freiheit „auf die höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird", beschränken und sie für die Einzelform nicht zulassen. Gehen wir nun zunächst einmal mit dem Expressionismus bis zur äußersten Grenze und nehmen wir an, daß der Freiheit des Künstlers gegenüber der Naturform keine andere Grenze zu setzen sei, als die Persönlichkeit des Künstlers, als seine Kraft, uns davon zu überzeugen, daß er aus der Vernichtung der Naturform neue, höhere, künstlerische Werte gewonnen hat. Hierauf gestützt, treiben die expressionistischen Maler die Formenzertrümmerung so weit, daß häufig nur noch Andeutungen, ja selbst fast Parodien der Naturform zurückbleiben; überschlägt man aber, was sie damit erreichen, so will die Rechnung nicht stimmen. Denn es ist doch nur eine Minderzahl von Fällen, wo die erzielten Ausdruckswerte und Wirkungen die Gewaltsamkeit und Unbedenklichkeit in der Vernichtung der Naturform rechtfertigen; oft aber verhält sich die Sache so, daß eine schonendere Erhaltung und gewissenhaftere Durchbildung der Form das, was der Künstler zum Ausdrucke bringen will, vielmehr unterstützen und verstärken würde. Dann entsteht ein Mißverhältnis zwischen dem Aufwande an Mitteln und dem Maße des Ergebnisses, zwischen Geste und Gehalt, und man empfindet eine unnatürliche Überspannung des individuellen Kunstwollens, das dem Schlichten, Naheliegenden ausweicht und durch das Bizarre, Unkontrollierbare über seine Grenzen hinwegzutäuschen sucht. Etwa, als ob man einen Athleten sähe, der alle Zeichen größter Kraftanstrengung erkennen ließe und mit diesem Aufwande am Ende triumphierend ein Zweikilogewicht streckte. Die Künstler dieser Gruppe wollen sich nicht damit begnügen, sich als tüchtige und redliche Kräfte auszuweisen; ein jeder nimmt die Manieren eines Originalgenies an, und dessen Legitimation meint man vor allem eben in der rücksichtslosen und fanatischen Mißhandlung und Zerstörung der Naturformen erblicken zu sollen. Es sei etwa auf die Behandlung der Köpfe verwiesen, die man auf Bildern Krauskopfs und Kohlhoffs antrifft: was sie vorführen, sind kaum der Tierform entronnene Halbaffenmenschen, die urweltlichen geologischen Perioden zu entstammen scheinen, und gegen deren fratzenhafte Monstrosität ein unverbildetes Zeit- und Kulturgefühl sich mit Recht auflehnt. Dann erkennt man, daß der Expressionismus — hierin echt bolschewistisch gesinnt — Formzertrümmerung um der Formzertrümmerung willen betreibt, daß

er zum Selbstzwecke erhebt, was nur als Kunstmittel Berechtigung hat, und daß er damit, des eigentlichen künstlerischen Gehaltes entbehrend, sich selbst ad absurdum führt und sich ins Groteske überschlägt.

Allein nun steht es doch so, daß dem Verhältnisse des Künstlers zur Naturform allerdings gewisse Grenzen gesetzt sind. Der bildende Künstler hat nun einmal kein anderes Mittel, sich auszudrücken, als an den Naturformen und durch die Naturformen. Wenn in seinem Schaffen, wie kürzlich Wilhelm Waetzoldt treffend dargelegt hat, allezeit das imitative und das expressive Element gebunden sind und bald dies, bald jenes die Führung übernimmt, so bleiben sie doch jedenfalls immer aufeinander angewiesen, und keines kann ohne die gebührende Berücksichtigung und Ausnützung des anderen sich fruchtbar auswirken. Geht das imitative Element bis zur Ausschaltung des expressiven, so werden die Werke leblos, unpersönlich, mechanisch werden. Vergewaltigt das expressive Element das Imitative, so verliert es den Boden unter den Füßen, fällt der Willkür anheim, und die Ausdruckskraft verliert mit dem Mangel am geeigneten Objekte sich selbst — nämlich: die Kraft, etwas auszudrücken. Da ist eine Erscheinung, wie Schmidt-Rottluff, der von seinen Anhängern als ein beträchtliches Talent des radikalen Flügels der Expressionisten gerühmt wird. Seine Arbeiten sind rein flächenhafte Darstellungen in brennenden Farben und mit menschlichen Gestalten von sehr gewollter Primitivität, die an die abkürzenden und verzerrend übertreibenden Formen von Kinderzeichnungen erinnern; allein ich vermag in diesem Tumulte nur eine befremdende und zügellose Heftigkeit des Wollens, nicht aber eine wirkliche künstlerische Ausdruckskraft zu erkennen. Ein lehrreiches Schulbeispiel bildet sodann die Entwicklung des Kubismus, wie er sich in einer Ausstellung Feiningers darstellte. Der Kubismus wurde bei seiner Erfindung als ein besonders geeignetes Verfahren zu festem, konstruktivem Aufbau der Bilder empfohlen, und behutsam und taktvoll verwandt, mag er wohl auch diesem Zwecke dienlich sein. Feininger aber handhabt ihn in der Weise, daß er die Erscheinungen auseinandernimmt und dann wieder „kubisch" zusammensetzt. Es entstehen die wunderlichsten Bildungen kristallinischer, strahlen- oder kastenartiger Natur, in denen nicht nur die Eigenart und das Wesen aller Einzelerscheinungen und -formen, sondern auch das des Künstlers untergeht, weil das Verfahren durchaus mechanischer Natur ist, weil es nur Rezept ist und nicht, aus organisch-lebendiger Anschauung herauswachsend, lebendig Organisches zu schaffen vermag. Dieser Kubismus befreit den Künstler nicht, sondern er fesselt, er tyrannisiert ihn; auch hier der typische Denkfehler des Expressionismus, der das Kunstmittel zum Kunstzwecke erhebt und damit sich über Gehalt und Wert seiner Leistungen in verhängnisvoller Weise täuscht.

Und schließlich bleibt noch ein anderer, sehr wichtiger Umstand zu berücksichtigen. Die Freunde des Expressionismus führen, um seine geschichtliche Legitimität zu erweisen, gern „expressionistische" Werke der Vergangenheit, besonders solche des Mittelalters, vors Auge; sehr geschickt ist dies Verfahren zum Beispiel in dem ersten Hefte der neuen schönen Zeitschrift „Genius" angewandt, die der Verlag von Kurt Wolff in Leipzig der jüngsten Kunst widmet. Aber je geschickter das Verfahren durchgeführt ist, je irreführender ist es. Denn das Verhältnis der mittelalterlichen Künstler zur Erscheinung war dadurch von Grund auf anders als das unserer Expressionisten bestimmt, daß es in einem Gemeinschaftsgefühle, in einer Lebensgemeinschaft wurzelte und durch sie gebunden war. Diese Lebensgemeinschaft war die religiöse. Wenn der Künstler des Mittelalters baute, malte, meißelte, seine Glasfenster wob, so tat er das zur höheren Ehre Gottes, und zur höheren Ehre Gottes wurden die Werke beschaut und aufgenommen. So weit es dieser Zweck erlaubte, als vorteilhaft erscheinen ließ oder erforderte, fühlte und hielt sich der Künstler der Erscheinung gegenüber frei — nicht weiter; und wäre er

weiter gegangen, so hätte sein Werk dem Gemeinschaftsgefühle widersprochen und wäre von ihm abgelehnt worden. Der Expressionismus des Mittelalters hatte also einen objektiven Gehalt, der ihn zugleich stützte und begrenzte, trug und band. Dem modernen Expressionismus fehlt diese Voraussetzung einer Lebensgemeinschaft, und vorgeblich sucht er sie durch den Appell an ein allgemeines Menschheitsempfinden zu ersetzen, weil dieses nebelhaft, ungeklärt, unorganisiert, formlos ist. So bleibt ihm als Wirkungsbereich nur der radikale Subjektivismus, der jedes objektiven Gehaltes ermangelt, der sich freilich der Form gegenüber uneingeschränkt frei fühlen darf, aber auch, wenn er es an Maß, Besonnenheit und Selbstzucht fehlen läßt, der Anarchie und damit der Unverständlichkeit anheimfallen muß.

Es ist nun merkwürdig, wenn auch freilich sehr unerfreulich, zu beobachten, wie schnell und unwiderstehlich sich dies Schicksal am Expressionismus erfüllt. Mit derselben treibhausartigen Geschwindigkeit, mit der er aufgeblüht ist, scheint er jetzt bereits seinem Zerfalle zuzueilen. Das jüngste Stadium seiner Entwicklung, das seit der Großen Berliner Ausstellung immer schärfer zu erkennen ist, zeigt ihn in einer Art wütender Selbstzerstörung.

Läßt sich sonst der „neuen Zeit" wenig Gutes nachsagen, so sei sie doch dafür gerühmt, daß sie die chinesische Mauer niedergelegt hat, hinter der die Große Jahresausstellung schon seit langem eine unfruchtbare und mißachtete Existenz führte. In ihrer neuen Verfassung stellte sie sich gleichsam als ein Parlament der Berliner Kunst dar, an dem alle ihre Gruppen und Parteien mit geschlossenen Ausstellungen unter eigener Jury beteiligt waren. Da war es denn bezeichnend, daß die älteren Expressionisten, die bisher als die Träger der Bewegung gegolten hatten, die Jäckel, Heckendorf, Waske, Kohlhoff, Krauskopf, Zeller, Degner und ihre Genossen, wie sie sich äußerlich zu einer der beiden Sezessionen hielten, so auch geistig bereits in eine gewisse Perspektive zurückgeschoben erschienen. Denn schon hatte sich als Sammelbecken des neuen Radikalismus eine „Novembergruppe" gebildet, deren Zugehörige Lehre und Leistung des Expressionismus auf eine neue Bahn zu schieben bestrebt waren.

Hippolyte Taine hat einmal, als er mit den Vorbereitungen zu einer Schrift über Deutschland beschäftigt war, sich notiert: „Bei einem Deutschen ist alles erworben und gewollt . . . Der Deutsche . . . hat Freude an der Abstraktion, am System, an der Wissenschaft, an den Büchern und führt sein Leben an den erworbenen Überzeugungen. Mit diesen Grundgedanken kann man noch keine Künstler schaffen." Wie man auch über die Allgemeingültigkeit dieser Bemerkungen denken mag, an der Entwicklung des Expressionismus scheinen sie sich doch zu bewähren. Gerade das wurde an ihm als Stärke empfunden, daß er ursprünglich aus einer starken seelischen Spannung hervorging, Ausdruck unmittelbaren beherrschenden Gefühls war. Ein theoretisches Beigeschmäcklein ward wohl freilich schon von vornherein an ihm bemerkbar in der Unduldsamkeit, mit der für gewisse malerisch-räumliche Prinzipien die Alleinberechtigung gefordert und behauptet wurde. Wie die Dinge sich nun aber entwickelt haben, ist vom Drang und Überschwang des Gefühls nur noch die ekstatisch-verzerrte Gebärde geblieben, während die Produktion die Überzeugungskraft des Unmittelbaren verloren hat und vom Charakter des Gewollten, Berechneten, Überquälten beherrscht wird. Der jüngste Expressionismus gibt sich als kosmische Inbrunst, als elementare Dämonik, als nachttiefe Mystik — aber alle diese geheimnisvollen Dinge sind säuberlich auf die Flasche des Systems und des Dogmas gezogen, und lüftet man den Vorhang der in wilden und flammenden Worten wühlenden Programme, so stößt man dahinter auf nüchterne Konstruktion, auf einen fanatischen Logismus, der, in Leben und Kunst gleich wurzellos, zuletzt zum Widersinn führt.

Der Gedankengang dieser Neusten, die sich so fürchterlich erdreusten, mag etwa dieser sein: Anerkannt, daß der Künstler keine Verpflichtung gegen die Naturform hat, so ist nicht abzusehen, welchen Gebrauch er überhaupt noch für sie haben soll. Vielmehr ist sie für ihn die ewige Hemmung, die zwischen seinem Gefühle und dessen sinnlicher Verwirklichung steht. Will er zu dessen ungehemmtem, restlosem Ausdrucke gelangen, so muß er es nicht in Naturformen, sondern in ganz denaturierten, nur symbolischen Urzeichen aussprechen. Die steile und die sich wiegende Linie, der stechende Winkel, der mystisch in sich vollendete Kreis, die sanft singende oder schrill trompetende Farbe: das sind die dem künstlerischen Gefühle wahrhaft adäquaten Ausdrucksmittel, und welche Sympolik des Unendlichen, Unaussprechlichen öffnet sich nicht erst, wenn Licht und Dunkelheit zum schlechthin Gestaltlosen gepaart werden! Auf diesem Wege wird die endlich von der Natur befreite Kunst — der „absolute Expressionismus". Dieser absolute Expressionismus schaltet mithin endgültig das objektive Element aus, auf dem die Möglichkeit der Verständigung zwischen dem Künstler und dem Beschauer seines Werkes beruht; denn allein, indem der Künstler die Naturformen deutet und gestaltet, wird er selbst in seiner geistigen und seelischen Persönlichkeit erkennbar. Statt dessen spricht die „absolute" Kunst dem Maler das Recht zu, ja sie legt ihm die Pflicht auf, sich eine neue Sprache für seine persönlichen Bedürfnisse zu erfinden, deren Voraussetzungen er dem Beschauer nicht übermittelt, zu deren Verständnisse er ihm keine Handhabe bietet. Die Wirkung, die er erhofft und erzielen will, kann also nur durch eine Art von Telepathie erzielt werden, falls seine willkürlichen optischen Zeichen irgendwo und irgendwann in einer fremden Seele sich wieder als seelische Ausdrucksformen beleben. Wie denn nun die Erzeugnisse dieses absoluten Expressionismus durchaus dem Reiche des Unbeschreiblichen angehören, so fallen sie ihrer ganzen Natur nach auch jenseits der Linie kritischer Betrachtungsmöglichkeit. Denn hier gibt es keinerlei Maßstäbe mehr, keine Unterscheidung von Talent und Talentlosigkeit, keine Einordnung in den Organismus des Lebens oder der Kunst, keine Beziehungen zu Vergangenheit oder Zukunft. Hier ist nur noch das bei seiner Gottähnlichkeit nicht bange absolute Individuum, und es wäre eine Überhebung des Kritikers, wollte er dies absolute Individuum in seiner Absolutheit stören. Indes unverbesserlich, wie er einmal ist, erinnert er sich vielleicht eines feinen und wahren Wortes von Schiller: „Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen."

Inzwischen macht sich auch bei den älteren Expressionisten eine wachsende Erschlaffung und Unsicherheit der Leistung bemerkbar. Die erstaunliche Fruchtbarkeit ihrer Produktion, die Ausstellung nach Ausstellung mit Werken zu versorgen vermag, wird damit bezahlt, daß sie nach Fabrikation zu schmecken beginnt. Die Motive, die Kunstmittel wiederholen, die Manieren versteifen sich, die Bilder sind mit einer gewissen Sicherheit heruntergemalt, erweisen sich aber bei näherer Prüfung als unvollkommen durchdacht, locker im Gefüge und ohne überzeugende Kraft. Besonders an einer Anzahl von Arbeiten der Herbstausstellung der Sezession war die mangelhafte Konzentration des Bildgedankens auffällig. Wie in Jäckels „Himmlischer und irdischer Liebe" die Landschaft außer Zusammenhang mit dem in der Luft schwebenden Paare bleibt, so steht in einem Frauenbildnisse Kohlhoffs der scharf modellierte Kopf neben dem ganz in zarten Lichtwellen aufgelösten Kleide, ohne daß die heterogenen Formelemente sich zu einheitlicher Deutung des Bildgedankens zusammenfinden. Hier zeigte sich nun Magnus Zeller seinen Gefährten darin überlegen, daß er jedes seiner Bilder mit fester Hand um eine zentrale Idee aufbaut und alle Mittel geschickt zusammenhält, um diese zu Geltung

und Wirkung zu bringen. Seine Gestaltenwelt ist vorwiegend proletarisch, seine am Kubismus geschulte Malerei aber ästhetisch, selbst mit einem Schusse ins Preziöse. Im „Volksredner" schildert er proletarisches Pathos, im „Zeitungsleser" proletarische Idyllik; besonders ausdrucksvoll aber hat er in den „Dieben" das katzenhaft Schleichende, mißtrauisch Umspähende im Betriebe dieses jetzt so beliebten Handwerks darzustellen verstanden.

Auch in der Skulptur scheint „das Absolute" auf dem Marsche. In der Großen Ausstellung war eine Anzahl von Erzeugnissen zu sehen, die von der Naturform grundsätzlich abstrahierten und allein durch plastische Bewegung der Masse Gefühlsalliterationen hervorrufen zu wollen schienen. Nach problematischen Erlebnissen dieser Art wirkte die Ausstellung, die der Kunstsalon Cassirer August Gaul, dem Meister der Tierbildhauerei, zu seinem fünfzigsten Geburtstage widmete, wie eine Beglückung. Denn hier bekundete sich in schönem Gesamtbilde eine Begabung, die, aus gesunder Wurzel ohne Zwang und ohne Überreizung sich entfaltend, überall sich selbst und ihren Aufgaben genügt. Wenn Sehnsucht die Triebfeder des Romantischen und Erfüllung die Natur des Klassischen ist, so ist Gaul als eine durchaus klassische Künstlerpersönlichkeit zu bezeichnen. In feste Linien geschlossen, ruhen seine Werke in sich, leben sie in sich. Er vermeidet jene Versuche der Tierbildhauerei, die den Tieren — bewußt oder unwillkürlich — menschenähnliche Züge unterschoben; er vermeidet dramatische Kompositionen und malerische Ausschweifungen: eine ganz plastische und im edelsten Sinne sachliche Natur, breitet er den Charakter der Tiere in seinen Werken mit epischer Gelassenheit und Behaglichkeit aus; aber er weiß das Typische ihrer Erscheinung und ihres Wesens, die gespannte Raubvogelnatur des Adlers, die gesammelte Wachsamkeit des Löwen, die kleinbürgerliche Geschäftigkeit des Hamsters, kraftvoll in Formen zu verdichten, die überall mit der inneren Spannung des Lebens geladen sind. Man denkt sich diesen Künstler gern nach Art und Weise alter Meister in seiner Werkstatt hantierend; man fühlt seine Freude am Stoffe, den er durch und durch kennt, und dem er seine Vorteile sicher abzugewinnen weiß; wie vortrefflich sind nicht die breiten stumpfen Flächen des Eisens zur Charakteristik des Bibers ausgenutzt! Auch der stille Humor, mit dem Gaul seine Modelle betrachtet, paßt gar wohl in das Bild dieses altmeisterlichen Schaffens, das von der bei uns in Kunst und Politik gleich seltenen Kraft eines echten, besonnen aufbauenden und neugestaltenden Konservativismus getragen wird.

Albert Dresdner.

Literarische Rundschau

Der entwurzelte Bürger

Formen lösen sich, Begriffe schwanken, Triebe sind entfesselt, nichts steht mehr fest. Unter Schrecken und Wirren wird eine neue Welt geboren, geht eine alte Welt zu Grunde, scheitert vielleicht die ganze Kultur der europäischen Rasse. Niemand weiß es. In diesem Chaos ringt das Bürgertum, Träger jener erschütterten Kultur, um sein Dasein. Der Dichter Glaß[1]) gestaltet diesen Kampf im Roman, den er wie ein Schauspiel mit glücklichem Ausgang prophetisch enden läßt.

[1]) Max Glaß, Die entfesselte Menschheit. Roman. Leipzig 1919, L. Staackmann.

Menschen, denen es schwer fiel, Mensch zu sein, fanden die verlorene Richtung wieder. Daß ihnen rohe Gewalt helfen mußte, die sie zu bekämpfen glaubten, hat Glaß am Ende vergessen; aber trotzdem findet er hier ein schönes Wort von dem geschlagenen Volk als dem wahren Sieger. Dieser Apotheose geht Höllenwanderung voran. Leute kehren aus dem Kriege und der Gefangenschaft zurück, lange Leiden warfen sie aus ihrer Bahn. Die Welt änderte sich, Menschen änderten sich, nur die Erkenntnis wurde den Wandel später gewahr; im Blute drängte noch immer das Bewußtsein alter Maßstäbe, welche die neuen Verhältnisse längst nicht mehr ertrugen; ein Dekret hatte den Krieg begonnen, ein Dekret kann ihn beenden, aber ein Dekret ändert nichts an der Einstellung auf veränderte Verhältnisse. Man war immer an den Hundetrab gewohnt; plötzlich ändert sich das Tempo, ändert sich wieder, im Blute dämmert noch der alte Rhythmus, aber es gibt kein Zurück, jenen Zustand von 1913 erreicht man nie wieder, Neues tritt in Erscheinung — der Bürger stutzt, erschrickt, zweifelt an sich selbst, an allem um sich, versucht sich einzustellen, vor den Augen torkelt eine unfertige oder zerstörte Welt — genau läßt sich das nicht sagen —, wo gehört man denn hin? man will sich doch orientieren, will Fuß fassen, Vergangenes halten, Neues ergründen, und es ist so echt, wenn Glaß einen solchen Bürger plötzlich schmerzlich verhüllt sehnsüchtig ausrufen läßt: „Nur Kompromisse haben Bestand." Da zuckt die ganze verzweifelte Weltanschauung dieses entwurzelten Bürgertums unserer Tage auf, das sein altes Haus nach dem Kriege nicht wiederfindet. Unruhe, Fieber jagen diese Menschen; sie sind wahr, man glaubt an sie, ihnen hat Glaß Blut seines Blutes, Hirn seines Hirnes gegeben; sie schwanken unsicher ihren Weg, eine Welt ist ihnen in Unordnung geraten. Früher war man doch der Herr, meisterte die Erde, plötzlich steht überall der Feind da — weit gefährlicher als der Krieg; die Grundlagen der Existenz schwanken, Lebensbedingungen, die man früher selbstverständlich hinnahm, verlieren ihre Berechtigung, alles scheint auf falschen Voraussetzungen zu beruhen, Recht wird Unrecht, der Glaube des Bürgers wird hinfällig, der sich stets sagte: ich bin es, der die Verhältnisse schafft — mein Gott — die Verhältnisse beherrschen ja mich — ich glaubte zu opfern — ich bin doch selbst das Opfer.

Diesen Gärungsprozeß hat Glaß vortrefflich geschildert; Erlebnismassen werden gelöst und in glühende Sätze gegossen; den Schöpfer packte es selber, als er diesen Menschen ins Herz sah. Und der irrende, unklare Bürger ist ihm wahrhafter gelungen als der positive, welcher mit den heute üblichen rhetorischen Phrasen der Volksversammlungen und Manifeste das Buch trompetenhaft beschließt. Die Schilderung dieses Bürgers ist ein bleibendes Dokument.

Ihm stellt Glaß nicht Vertreter des Proletariats gegenüber. Zur Masse hat er kein Verhältnis. Die Gestalt eines berliner revolutionären Straßenkämpfers ist einer Vorstadtkomödie entlaufen, spukt in engen Köpfen der Provinzmatronen und wird nicht wahrer, weil sie Dialekt spricht. Um das Wesen des deutschen revolutionären Arbeiters hat Glaß sich nicht bemüht. Der muß noch geschaffen werden. Ob Glaß ihn ignoriert, ob er überhaupt nicht an ihn glaubt, weiß ich nicht. Daß er existiert, ist gewiß. Glaß stellt dem Bürger den intellektuellen Revolutionär gegenüber. Der Komplizierte liegt ihm näher als der Primitive. Es ehrt ihn, wenn er die heutige Bewegung geistig faßt, aber es wird nicht klar, ob er das Proletariat als „verführt" hinstellt; der Gegensatz von Führern und „Verführern" schwimmt im Nebel. Den Revolutionären steht er innerlich fremd gegenüber, seine Fremdheit wächst, je radikaler sie sich gebärden, und er rettet sich in die nebulosen Begriffe der Rassentheorie; das kann Ursache einer Weltanschauung sein, kann aber auch Bequemlichkeit des Gestaltens, ja sogar Unzulänglichkeit sein. Einer Frau und einem Juden rückt er nahe, weil er in ihnen Verfolgte

schützen muß, das ehrt ihn wiederum. Den bolschewistischen Agitator macht er begreiflich, kriecht in sein Innerstes hinein wie ein Schauspieler in eine Theaterrolle, kommt ihm noch am ersten näher, wenn das Pathos grollt, wird dann fast hingerissen, aber das Herzblut bleibt er ihm schuldig. Und — Dichter Glaß — ist Ihr Russe kein Mensch? mit anderer Speise genährt als wir, mit anderen Gliedmaßen, Werkzeugen versehen als wir? Was kümmern uns Programme, Verfassungen! Auf den Menschen kommt es an.

Aufruhr tobt. Menschen leiden, geben ihr Letztes hin, Unschuldige werden erschlagen. Eine Stadt windet sich in Krämpfen. Das entstellte, veränderte Gesicht von Berlin starrt in den Taumel. Und dieses neue Gesicht von Berlin hat Glaß wohl als erster festgehalten. Auch das Wesen dieser Stadt ist gründlich verändert, und es spricht für Glaß' Gestaltungsvermögen, wenn er der Stadt gibt, was ihr gebührt: die Krone einer Dulderin.

Kurt Kersten.

Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Von R. E. Curtius.

Bis vor wenigen Jahren gab es in Frankreich kein ärgeres Schimpfwort als die Bezeichnung „pas francais". Auf einen französischen Schriftsteller angewandt, bedeutete es Vernichtung. Die Geschichte des französischen Geistes, von der Literatur wiedergespiegelt, bekam ihren charakteristischen Stempel durch die bewußte und leidenschaftliche Pflege lateinischer Tradition. Sie blieb Herrscherin, so viele Wiedergeburten der unzerstörbar lebendige französische Geist auch erlebte. Nun aber, seit einem Jahrzehnt etwa, vollzieht sich in Frankreich eine geistige Erneuerung von durchaus unlateinischer Tendenz. Denn die Generation, die, achtzehnjährig, heute dort erlebt, denkt und dichtet, scheut sich nicht, allemannische und slawische Elemente in ihren Geist und ihr Wirken aufzunehmen. Sie wehrt sich dagegen, „nur" französisch zu sein, will europäisch fühlen und formen. Oder, wie man schöner sagen sollte: menschlich. Die Männer, die diese so tief umstürzlerische Bewegung vorbereiteten, sind alle kurz vor oder nach 1870 geboren. Von ihren Altersgenossen nicht gehört und verstanden, werden sie jetzt von einer Generation anerkannt, der sie selber nicht mehr angehören, die sie aber geahnt und prophezeit haben. Mit diesen Männern beschäftigt sich das Buch des Bonner Professors, das hier vorliegt. Es ist in seiner gründlichen Kenntnis des Fremdländischen und der gerechten Würdigung, ja Zuneigung für dieses Fremde ein eminent deutsches Buch. Es beginnt mit einer Einleitung, die einen Rückblick schafft auf das Geistesleben Frankreichs (dessen Wechselwirkung mit dem politischen Leben für dieses Land charakteristisch ist) seit 1789. Besonders lebendig wirkt das Kapitel, in dem von der durchaus entscheidenden Wirkung der Dreyfus-Affäre auf die Anschauung der damals jungen Franzosen die Rede ist: „Durch die Dreyfus-Affäre erfuhr der Idealismus des Willens und der Tat, der zum besten Erbteil Frankreichs gehörte, gerade in den geistig kultivierten Kreisen eine Wiedergeburt." Auch über Bergsons Einfluß werden Betrachtungen gegeben, die zugleich den Inhalt dieser Lehre kurz zusammenformeln. Curtius spricht selten selbst, führt meist literarische Zeugen an, die er reichlich zitiert. Er selbst erklärt das aus der Aufgabe, die er sich gestellt habe. In Deutschland herrsche eine falsche Vorstellung von französischer Geistesart, die ungeprüft von einer Zeit zur andern weiterlaufe und mit dem neuen geistigen Bilde Frankreichs nichts zu tun habe. Diese Vorstellungen zu berichtigen, indem er Tatbestände mitteile und hauptsächlich referiere, sei der Zweck seines Buches. „Daher die streckenweise rein informatorische Darstellungsart des Buches. Die Diskussion hat sich auf Andeutungen zu beschränken." Die Gefahr unruhiger Farblosigkeit liegt nahe bei solchem Verfahren. Sie ist nicht überall vermieden worden. Auch verlangt man hinter jedem Buche das Herz des Autors klopfen zu hören, selbst wenn er selber sich zurückhaltend als Chronist bezeichnet. Hier hören wir fast nur die Meinungen anderer. Freilich in einer Auswahl, die den zielbewußten Regisseur verrät. Der Einleitung folgen fünf Aufsätze über jene Männer, die Curtius als die wichtigsten Führer und Vorkämpfer des heutigen und künftigen neuen Frankreich bezeichnet. Man kann über des Verfassers Auswahl vielleicht manchmal verschiedener Meinung mit ihm sein, kann etwa denken, daß zum Beispiel Péguy mehr Durchgangsbassin ist als der Fluß, der sich selbst sein Bett gräbt — immerhin erfährt der deutsche Leser (und der französische Nichtliterat ist ihm darin nicht voraus) zum erstenmal im Zusammenhange von der neuesten Strömung in Frankreich. Fünf Namen nennt Curtius als Repräsentanten

jener moseshaft resignierenden Schauer ins gelobte Land: Gide, Rolland, Claudel, Suarès und Péguy. Curtius liefert keine Lebensbeschreibung, sucht auch kaum eine Vollständigkeit im Aufzählen und Würdigen der Werke seiner Helden. Nur das sagt er uns von ihnen und über sie, was sie als Weg zeigen kann vom bisherigen, geschichtlich festgelegten Bilde des alten Frankreich zu einem neuen. Es gibt unter diesen Fünfen aktive Vorbereiter und passive. Curtius zeigt dem spürsamen Leser seines Buches eine zart erkennbare uneingestandene Vorliebe für die letzteren. Für Romain Rolland hat er die allerhöchste Achtung, Worte stärkster Bewunderung, aber sein Ton klingt persönlich, wenn er über Suarès aussagt, der das Leben denkt und betrachtet. Oder über Gide, dessen Stellung zum neuen Geiste er folgendermaßen charakterisiert: „Die Entwicklung, die von Gides früher symbolistischer Ideenkunst zur dicht aufschießenden Vegetation einer neuen Epik führt, begleitet den Weg des französischen Geistes von der blassen, um das eigene Bewußtsein kreisenden Analyse zur Hingabe an die bunte Vielfalt einer unübersehbar reichen Wirklichkeit; von kontemplativer Intellektualität zu erlebnisdurstigem Irrationalismus." Curtius fügt dann als Überleitung zur Würdigung Rollands hinzu, Gide sei immer der egoistisch genießende, unverantwortliche Künstler geblieben. Und: „Es sind andere Geister gewesen, die sich in brüderlichem Mensch entum zurückfanden zu den ewigen Quellen der schmerzverklärten Liebe, der heroischen Tat, des zeugenden Glaubens." Aber dennoch fühlt man eine gewisse Fremdheit, fast Unbehaglichkeit in ihm gegenüber dem Koloß, den er mißt. Curtius selbst versteht sich entschieden besser mit den „Dichtern für die Wenigen", diesen „Suchern von Kostbarkeiten". Und diese verborgene Parteinahme gerade ist es, die das Buch aus dem Range eines Sammelwerkes in das des dichterischen hebt. Den Biographien folgt ein Abschnitt: „Zum Bilde Frankreichs", in dem sich Curtius am deutlichsten seiner sich selbst gestellten Aufgabe widmet, den Deutschen klar zu machen, daß ihre Formel für Frankreich: „Dekadenz und Esprit" falsch, mindestens veraltet ist Hier tritt er ganz zurück hinter dem fast aktenmäßigen Material, das er vorlegt. Vor allem läßt er die fünf Männer ausführlich zu Worte kommen, deren Wesen er uns nahe gebracht hat in den vorigen Kapiteln. Als Resultat wird gegeben: „Der neue Geist in Frankreich zerbricht die Tafeln der lateinischen Tradition und weckt die von ihr verdeckten, in ihm angelegten Kräfte mit der Musik der germanischen und der slawischen Seele." Und nun wendet der Verfasser sich an die Jugend des deutschen Volkes. Er sagt ihr, daß nicht nur die französische Zukunft davon abhänge, ob der vielfältige Same, den Frankreich jetzt ausstreut, aufgehe, sondern es sei eine europäische Angelegenheit, die zur Entscheidung stehe. Mit ein paar begeisterten, leise pädagogisch gefärbten Worten windet und biegt er seine Ausführungen zu einem Kranz zusammen, den er der neuen deutschen Jugend widmet. „Sie wird die geistige Wiedergeburt Deutschlands mit heraufführen, an die wir glühend glauben." Diese Worte bilden den Schluß des Buches, das der deutsche Professor im Jahre 1914, inmitten der nationalen Erhitzungen hier und drüben, in Form von Vorlesungen seinen Studenten vorsetzte. Und das eben ist das Deutsche an diesem Lobbuche über das neue Frankreich.

Anselma Heine.

Deutsche Bildung. Von Ernst Troeltsch. (Reichsdeutsche Schriften Nr. 12.) Darmstadt 1919, O. Reichl.

Erziehungs- und Bildungsprobleme stehen jetzt im Mittelpunkt des Interesses. Wie nach Deutschlands Erhebung vor hundert Jahren mit der Schulreform der entscheidende Schritt zur Pflege deutschen Geistes getan wurde, so hängt auch heute von der rechten deutschen Bildung das Ergebnis des Neuaufbaues des Vaterlandes wesentlich ab. Aber wie soll die notwendige Reorganisation unseres gesamten Bildungswesens geschehen, und in welchem Sinne ist das Ziel der Bildung zu verstehen? Bekanntlich stehen sich drei Richtungen in ziemlicher Schärfe gegenüber. Die eine verlangt eine menschheits- und weltweite Bildung, die dadurch gewonnen wird, daß der Menschengeist nach allen Seiten hin Aufschluß über das Woher und Wie seines Gewordenseins und über die möglichen Beziehungen zu seiner Umgebung erlangt. Die zweite Richtung erblickt das Bildungsziel lediglich darin, daß der Mensch durch gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse mit den technischen Erfordernissen und Erfolgen des Tages vertraut werde. Und die dritte Richtung geht dahin, daß die vaterländische Bildung das ganze Schwergewicht erhalte und vor allem völkisch ausgeweitet bezw. vertieft werde, indem das germanisch-nordische Wesen und Leben in vollem Ausmaße übermittelt wird, damit die künftigen Generationen des deutschen Volkes, mit den angeborenen germanischen Eigentümlichkeiten und den von den germanischen Vorfahren verarbeiteten Kulturgütern vertraut, zu Verehrern und echten Trägern des germanischen Wesens werden. Neben diesen drei Hauptrichtungen kommt eine vierte, welche alle Kulturerrungenschaften nur unter dem Gesichtspunkt der Überweltlichkeit gewertet wissen und ausschließlich die religiöse Sinnesart in einer irgendwie weltfremden Erfassung pflegen will, mit ihrer ins Mittelalter zurückweisenden Tendenz

kaum mehr zu einiger Geltung. Ernst Troeltsch, der sich als Kultur-, Geschichts- und Religionsphilosoph in der vorliegenden kleinen Schrift auf großzügige, packende und klare Weise mit dieser Bildungsfrage befaßt, betont nachdrücklich, daß das Heil unserer deutschen Kultur davon abhängt, daß wir uns hinsichtlich unserer Bildungsideale und Bildungsziele konzentrieren lernen. Er weist damit auf einen wunden Punkt und gleichsam einen Erbfehler hin. Die Angelsachsen haben vermöge ihres nüchternen Zweckmäßigkeitsempfindens längst instinktiv diese Konzentration, Vereinfachung und Vereinheitlichung der Bildung vollzogen, die wir nunmehr mit besonderer hierauf verwendeter Anstrengung bei uns zuwege bringen müssen. Den rechten Weg hierfür zu finden, ist nicht eben leicht, da vor allem die Vereinfachung nie und nirgend zur Vereinseitigung werden darf. Es müssen also, wie Troeltsch näher ausführt, die unveräußerlichen Elemente unserer deutschen Bildung voll zu ihrem Rechte kommen und zugleich aufs innigste miteinander verschmolzen werden. Als die drei Haupt- und Grundbestandteile, aus denen die deutsche Bildung zusammengeschlossen ist, und die in ihr zu unlöslicher Verbindung zusammengetreten sind, nennt der Verfasser den auf der Antike ruhenden Humanismus oder Klassizismus, das Christentum und die nordisch-germanische Welt. Diese drei sind infolge der seit dem Mittelalter vollzogenen festen Zusammenwachsung voneinander unabtrennbar. Ein buntes Gerante aber, das sich im Laufe der Zeiten daran und darum gesetzt hat, gibt unserer Bildung, wie sie heute in der Regel verstanden wird, einen verwirrenden Anstrich, der durch die zuvor gekennzeichneten Strömungen von Bildungsreform nur noch undeutlicher wird. Es muß sich demgemäß zum Zweck der Konzentration auch um Ausscheidung alles dessen handeln, was nicht im Sinn jener drei Grundbestandteile der Ausbildung deutscher Persönlichkeit dienlam ist. In dieser Hinsicht werden die rein praktischen Ausbildungsverfahren einerseits, die Erzeugung bloß theoretischen Wissens andererseits genannt, und über die ganze wissenschaftlich-technische Unterlage unseres heutigen Daseins wird geurteilt, daß sie gleichfalls Gegenstand des Wissens, nicht der Bildung ist. Das Schwierige liegt nun jedenfalls darin, daß das Wissen wirklich für die geistige Durchbildung verwertet wird, z. B. das immer mehr ausgebreitete und doch für die Bildung nimmer zu entbehrende naturkundliche Wissen, welches, rein für sich genommen, in seiner Exklusivität „metaphysisch den Geist bedroht". Hier und in ähnlichen Fällen gilt es, die eigentlichen Bildungsmomente herauszuheben und mit denjenigen aus anderen Gebieten zu verbinden. Diesem Zwecke dient, unerachtet ihrer völligen Selbständigkeit, auch die religiöse Durchbildung, die Troeltsch mit vollem Recht in den Mittelpunkt der ganzen Bildung stellt. Und zwar tut er dies im Zusammenhang mit der Einsicht, daß, wenn schon für ländliche Kreise auch heute noch die Kirchengemeinschaften als vorwiegende Bildungsquellen in Betracht kommen, so doch „alle geistige Bewegung und Produktivität außerhalb und oberhalb der Kirchen stattfindet". Anderseits steht es außer Zweifel, daß keine andere als die christliche Religion das religiöse Bildungsgut für unser deutsches Volk liefern kann, das heißt aber „die von allen konfessionellen Schranken freie, rein auf Seele und Liebe zusammengezogene Christlichkeit". Karl Beth.

Die Internationale 1914 bis 1919. Von Richard Fester. Halle a. S. 1919, Max Niemeyer.

Der in den letzten drei Jahrzehnten immer heftiger werdende Kampf des europäischen Arbeiterproletariats gegen den Kapitalismus steht, als natürliche Folgeerscheinung der westeuropäischen Zivilisation, an sich in keinem Zusammenhange mit dem mehr außerhalb des europäischen Kulturkreises stehenden Rußland. Aber die immer machtvoller hervortretende Einwirkung des russischen Kommunismus auf die Internationale läßt es heute mehr denn je angezeigt erscheinen, sich mit dieser Frage möglichst eingehend zu beschäftigen, um so mehr, als durch den Krieg und die mit ihm im Zusammenhang stehenden Konferenzen der Internationale die Schleier über der bisherigen „Geheimdiplomatie" der Sozialisten gelüftet worden sind. — Dieser Aufgabe ist Fester in der vorliegenden Schrift mit einer zunächst einleitenden Studie nähergetreten, die als Heft I der Serie „Das Ausland im Weltkriege" erscheint und aus den Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg hervorgegangen ist. Aufsätze über das feindliche und neutrale Ausland sollen folgen, wobei in den einzelnen Staaten die Entwicklung der Sozialdemokratie und ihr Verhältnis zu den anderen Parteien in erster Linie berücksichtigt werden soll. — Der Verfasser gibt zunächst einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der ersten Internationale von 1864 bis 1876, sowie auf die Vorgeschichte der zweiten von 1889 bis 1914, in der die Kongresse in Stuttgart von 1907 und in Basel von 1912 in programmatischer Beziehung als besonders wichtige Marksteine hervortreten. Ungeachtet der energischen Stuttgarter und Baseler Resolutionen gegen den Krieg trat bei den Führern der Bewegung kurz vor Ausbruch des Weltkrieges ihre absolute Unfähigkeit, in dieser Hinsicht praktisch etwas zu erreichen, schon sehr deutlich zutage. Was getan wurde; geschah vor allem viel zu spät, wie die erfolglosen Verhandlungen Hermann

Müllers mit den Sozialisten in Paris, wo er von Brüssel mit Huysmans und Henri de Man am 1. August 1914 eintraf. In den ersten Kriegsjahren behielt der deutsche Revisionismus des Erfurter Programms auch in den anderen Industriestaaten die Oberhand, indem die schon von Bakunin vertretene Idee einer Weltrevolution verworfen wurde, aber durch ihre aktive Großmachtpolitik wurde die Internationale schließlich rettungslos in den großen Weltkonflikt verstrickt. Auf dem Kongreß in Zimmerwald im Juli 1915 setzte die Opposition der Unabhängigen ein, hinter denen unter Lenins Führung zum ersten Male die Spartakisten auftauchten. Auf der nächsten Konferenz, die im April 1916 im Dörfchen Kiental tagte, gewann dann der radikale Flügel der Linkssozialisten vollständig die Oberhand, und seit der Märzrevolution von 1917 waren es ausschließlich die Russen, die die Dinge weiter in Fluß brachten. Im Jahre 1919 zeigte sich auf der Berner Konferenz im Februar, in Amsterdam im April und, nach Abschluß der Fosterschen Arbeit, auf der am 2. August beginnenden Konferenz in Luzern dann der völlige Zusammenbruch der zweiten Internationale, die immer mehr nationalistischen Tendenzen sich anpaßte und, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch tatsächlich sich auf die Seite des britisch-französischen Militarismus und Imperialismus stellte. Dieser Zusammenbruch der zweiten Internationale ist wohl hauptsächlich auf die Inferiorität ihrer Führung zurückzuführen, eine Minderwertigkeit, die mehr in der Sphäre des Charakters als der des Geistes zu suchen ist. „Gegen eitle Streber und hohle Phrasenhelden im Stile eines Branting, Leute ohne Überzeugungstreue, die überall zu Kompromissen und jämmerlichen Halbheiten sich bereit finden lassen, haben die konsequenten, keine Rücksicht kennenden Russen mit ihrer eisernen, zielbewußten Willenskraft und ihrer fanatischen Begeisterung in der Tat ein leichtes Spiel. So sehen wir jetzt die dritte Internationale, die zu ihrem nächsten Kongreß neununddreißig Gruppen aus Europa, Amerika, Australien und Japan versammeln will, als eine furchtbare Gefahr am politischen Horizont auftauchen, eine Gefahr, die nach der zutreffenden Bemerkung des Verfassers für den deutschen Arbeiter nur durch die Erstarkung des nationalen Gedankens zu bannen ist.

Hermann von Rosen.

Das Gesetz der Form. Briefe an Tote. Von Hermann Hefele. 134 Seiten. Jena, Eugen Diederichs.

Ein tiefer Genießer der Vielseitigkeit des Daseins wird, offenbar auf der Mitte seines Lebensweges, gewahr, daß bleibende Werte nur da entstehen, wo leidenschaftlicher Trieb sich selbst dem Gesetze der Form unterwirft oder geborene Beherrscher der Form dem Triebhaften Gesetze vorschreiben. Jede Richtung seelischen Sichäußerns zerlegt sich ihm polarisch in den Gegensatz zwischen einer ins Unendliche strebenden Idee und einer im Realen fußenden „geprägten Form, die lebend sich entwickelt". In dieser Goetheschen Wendung wird unter Form freilich die jedem Individuum notwendig anhaftende Eigenart verstanden; auch das Gefühlsmäßige kann, wenn es überhaupt angeschaut werden soll, der Form nicht entbehren. Hefele faßt Form mehr als den gewissermaßen dogmatisch sich abschließenden Niederschlag eines Lebensgehaltes, die charaktervolle Unbekümmertheit, die sich zur Einsamkeit bestimmt, und deren nur unmittelbarer Einfluß auf die Geschichte sich erst offenbart, wenn man sich ihr mit gebührender Ehrfurcht nähert. Das ist eine Umwertung des kulturgeschichtlichen Denkens, die gerade unserer Zeit ein wertvoller Halt sein muß, deren Daseinsbedingungen auf Experimente gestellt zu sein scheinen. So huldigt Hefele einer Reihe geistesverwandter „Toter", von Cäsar über die Renaissance und Klassik bis zu Hugo Wolff, deren jeder ihm ein besonderer Typus geistiger Formgebung ist. Aber hier bleibt nicht aus, wenn er sich für jedes Gebiet seinen Helden wählt, daß er gegen andere Große gleicher Richtung ungerecht wird, die dieses Maß der Geschlossenheit nicht erreicht zu haben scheinen. Wenn Goethes grenzenhafte Geheimrätlichkeit als letzte Notwendigkeit einer Selbstbegrenzung dargestellt wird, so sollte auch Luthers Tragik, für die mystische Unendlichkeit seines Gottesgefühls kein ausreichendes kirchliches Gefäß gefunden zu haben, gewürdigt worden sein. Wird doch so eindrucksvoll gezeigt, wie Michelangelos Kraft die künstlerische Schale zerbrach, so daß „das Blut zutage trat!" So ist der Verkündiger des Gesetzes der Form doch wider Willen ein Diktator. Und dies auch da, wo er die verschiedenen Typen des seelischen Sichäußerns gegeneinander abgrenzt! Die Bildung, das Geistige, das Künstlerische, das Religiöse, das Historische, das Politische, der Staat, die bürgerliche Ordnung, die Kultur — das sind Begriffe, die sich nicht immer ausschließen, mehr Einzelpersönlichkeiten zuliebe gebildet, zwischen denen dann auch das Verwandte zu leicht zurückgesetzt wird. Und wenn das Sittliche als für sich bestehend verneint und dem Religiösen oder Politischen zugeteilt wird, so wäre doch erst noch zu klären, inwiefern etwa das Religiöse dem Künstlerischen nahesteht, und so das Religiöse ein weiteres Gebiet ist als das Politische. Diese mehr seherhaft erfaßten als zwingenden Gegenüberstellungen zeigen die Gefahr des Propheten, der sich der Mächte, die er bekämpft, doch als Mittel

bedienen muß. Aber sie sind der Vorzug dieses Buches, sofern sich bei ihrer Durchführung eine Fülle kulturgeschichtlichen Lebens spiegelt, gehoben durch die Briefform, die sich den verschiedenen vorgestellten Empfängern geistreich anpaßt. Dauernd an diesem Buche bleibt, daß in der Mannigfaltigkeit geistigen Geschehens ein Urverhältnis als selbstverständlich angeschaut wird und aus einem Problem bereits lebensvolle Folgerungen gezogen werden, während sich gerade wieder die Philosophie und Psychologie der Gegenwart noch erst heiß um dessen systematische Begründung bemühen.

Wilhelm Böhm.

Geschichte des Krieges. III. Band. Von Hermann Stegemann. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt.

Der rühmlichst bekannte Verfasser führt uns in diesem Bande den Weltkrieg im Jahre 1915 vor. Für den Balkan greift er dabei auf den Beginn des Krieges zurück, desgleichen für den Seekrieg. Seine dichterische Darstellungskraft kommt gerade bei diesem voll zur Geltung. Auch bei der Schilderung des Landkrieges wird sie der Leser ebenso wie bei den ersten Bänden freudig begrüßen; sie belebt die Darstellung, die sonst bei den unvermeidlichen Aufzählungen, die das Riesenmaß dieses Krieges erfordert, leicht eintönig wirkt. Der Verfasser bietet uns in dieser Weise ein sorgsam gearbeiteres, übersichtlich gegliedertes Handbuch des Krieges und zugleich ein Lehrbuch bester Art. Zu treffend weist Stegemann auf die imperialistischen Tendenzen hin, die im Weltkriege zum Ausdruck kamen, sowie auf die Bedeutung der englischen Seeherrschaft. Sein Urteil, daß „England die Seepolizei mit Größe und Würde" geübt hat, erscheint freilich nicht einwandfrei. Die für die deutsche Kriegführung zur See bestehenden Schwierigkeiten würdigt er durchaus. Wie es bereits Kjellén getan hat (Studien zur Weltkrise), weist er zutreffend auf den Irrtum des Risikogedankens hin, der der deutschen Flottenrüstung zugrunde lag. Schöne Worte widmet er dem ruhmvollen Untergange des Kriegsgeschwaders des Grafen Spee an den Falklandsinseln. Er sieht in ihm eine symbolische Handlung, die auf Deutschlands tragisches Geschick deutete. Der Feldzug im Westen, der auf deutscher Seite unter der Losung durchgefochten wurde: „Sie kommen nicht durch", bezeichnet der Verfasser als eine „Prüfung des Beharrungsvermögens des ganzen deutschen Volkes und jedes einzelnen Mannes". Die gewaltigen Schläge, die im Laufe des Sommers 1915 Rußland durch die schwungvolle Offensive der Mittelmächte trafen, werden in ihren Umrissen sehr klar hervorgehoben. Hierbei ist die Bedeutung der Durchbruchsschlachten bei der Unmöglichkeit, das russische Heer durch Umfassung zu vernichten, voll gewürdigt, desgleichen das große Ergebnis des ganzen Feldzuges. Es bestand vor allem darin, daß Rußland seiner führenden Rolle unter den Verbandsmächten beraubt und zum Söldner der Westmächte wurde, daß seine Kriegführung den panslawistisch-imperialistischen Sinn verlor. Von dem „Echo, das der dröhnende Fall der russischen Festungen in Deutschland, und von den himmelstürmenden Hoffnungen, die er weckte", sagt Stegemann wohl nicht mit Unrecht, daß darüber bei uns in manchen Kreisen das Bewußtsein, daß es sich trotz aller Fortschritte im Osten doch nur um einen Verteidigungskrieg gehandelt habe, allzusehr geschwunden sei. Die dem Verfasser zu Gebote stehenden Quellen waren bisher lückenhaft. Daß er gleichwohl mit Herausgabe dieses Bandes nicht gezögert hat, wird man trotzdem nur billigen können, um so mehr, als sein Blick meist das Richtige trifft und er überall Mäßigung und Vorsicht im Urteil zeigt. Immerhin wird man sich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren können, daß bei Abfassung dieses trefflichen Buches nicht bereits das Werk des Generals von Falkenhayn vorlag. Das Urteil Stegemanns würde unter voller Kenntnis der die deutsche oberste Führung leitenden Beweggründe sonst an einzelnen Stellen wohl anders ausgefallen sein. Das gilt namentlich hinsichtlich des nicht durchgeführten Angriffs auf Saloniki. Der Verfasser schreibt nicht einseitig. Er wird den Feinden Deutschlands durchaus gerecht; aber in seinem Werk bricht doch ein warmer deutscher Unterton immer wieder durch. Er sticht darin wohltuend von manchen anderen Neutralen und leider auch Deutschen ab, die sich in ihrer Auffassung von dem unglücklichen Ausgang des Krieges beeinflussen lassen. Daß seine Bücher über den Weltkrieg, so objektiv sie gehalten sind, doch zugleich ein hohes Lied auf deutsches Heldentum und deutsche Führerleistung bilden, das sei ihm warm gedankt.

Freiherr von Freytag-Loringhoven.

Der Wiederaufbau unseres Verkehrswesens (mit Ausnahme des Seeverkehrs). Von Dr.-Ing. Otto Blum, ord. Professor an der technischen Hochschule Hannover. Drittes Heft des Sammelwerkes: Der Aufbau. Herausgegeben von Conrad Haußmann. Stuttgart und Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt.

Täglich sehen wir vor Augen, von welch ungeheurer Wichtigkeit der Wiederaufbau unseres Verkehrswesens für die Neuentwicklung und Erstarkung des gesamten Wirtschafts-

lebens unseres Vaterlandes ist. Die durch den viereinhalbjährigen Krieg stark angegriffenen, durch die harten Bedingungen des Waffenstillstandes (Abgabe von 5000 Lokomotiven und 1½ Millionen Wagen an unsere Feinde) und die Revolution (Achtstundentag, Arbeiterausstände, immer steigende Lohnforderungen der Bediensteten) vollends erschütterten Eisenbahnen sind zurzeit außerstande, den Verkehr ordnungsmäßig zu bewältigen, und bei den Wasserstraßen finden sie so gut wie keine Hilfe. Daher die Kohlennot mit ihrem verheerenden Einfluß auf die Industrie, die Schwierigkeiten bei der Beschaffung und Verteilung der Lebensmittel, daher alle die traurigen wirtschaftlichen Erscheinungen, unter denen wir alle leiden. Da ist es erfreulich, wenn uns von einem erfahrenen Kenner des Verkehrswesens in frischer, gedrängter, gemeinverständlicher Darstellung einmal nachgewiesen wird, daß bei der besonders günstigen geographischen Lage des Deutschen Reiches schon im Interesse unserer Nachbarn selbst und auch der entfernteren Nationen der Niedergang der Verkehrsanstalten nur ein vorübergehender sein kann, daß ihnen also eine bessere Zukunft einmal bevorsteht, und wenn uns auch die Wege zum Wiederaufbau des Verkehrswesens gezeigt werden. Hier handelt es sich vorerst um innere Vorkehrungen, also Ausbau des Wasserstraßennetzes, zunächst Vollendung des Mittellandkanals mit größter Sparsamkeit, sodann Wiederherstellung der Eisenbahnen auf ihren Stand vor dem Kriege, auch hier mit möglichst billigen Mitteln, mehr Verwendung von Holz statt Eisen und dergleichen, Normalisierung und Typisierung der Lokomotiven und Wagen. Nachdem uns durch den Krieg große Strecken von Eisenbahnen genommen sind, wird der Bedarf an Verkehrsmitteln geringer sein und diese sich eher ergänzen lassen. Im Personenverkehr empfiehlt der Verfasser größere Einfachheit, Abschaffung jeglichen Luxus, Verminderung der Klassenzahl. Er wünscht, daß die Eisenbahnen, hauptsächlich die Neben- und Kleinbahnen, mehr der Besiedelung des Landes dienstbar gemacht werden. Diesen und weiteren Aufgaben werden die Verkehrsmittel am besten gerecht werden, wenn das Verkehrswesen einheitlich vom Reich geleitet wird. Der letztere Wunsch ist inzwischen erfüllt durch die Reichsverfassung und die Errichtung des Reichsverkehrsministeriums, dem nicht nur alle Eisenbahnen (mit Ausnahme der Kleinbahnen, die den Ländern verbleiben), sondern auch die Wasserstraßen sowie der Verkehr der Kraftwagen und der Luftverkehr unterstellt sind. — Die meisten der Gedanken des Verfassers sind nicht gerade neu, aber sie werden in anziehender Form vorgetragen und der Zweck, den Nichtfachmann über die einschlägigen Fragen zu unterrichten, ist wohl erreicht. A. v. d. L.

Ernst von Wildenbruch. Ausgewählte Werke. 4 Bände. Berlin 1919, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Neben die große kritische Ausgabe der Wildenbruchschen Werke, die Berthold Litzmann sorgfältig und pietätvoll besorgte, stellt der Verlag nun eine Auswahl, zu der Hanns Martin Elster, auf Litzmanns Biographie fußend, eine Einführung schrieb. Wildenbruch und unsere Zeit gehen anscheinend schwer in Einklang miteinander zu bringen. Aber gerade darum ist es mit Dankbarkeit zu begrüßen, daß der Verlag sich zu dieser, auch weiteren Kreisen zugänglichen Auslese entschlossen hat. Die Kraft, die Sauberkeit und das Pathos dieses echten und freien Mannes können vielen Stärkung, Aufrichtung und Hilfe zur Selbstbesinnung geben. Beim Lesen der Dramen staunt man immer von neuem über die dramatische Sicherheit dieses Meisters der Bühne. Einiges Grelle ist durch die Zeit gedämpft. Der erste Band enthält die Gedichte und die Heinrich-Trilogie, der zweite die Dramen „Der Menonit", „Christoph Marlow", „Die Haubenlerche", der dritte „Die Quitzows", „Der deutsche König" und die Erzählungen „Claudias Garten", „Das Riechbüchschen", „Die Waldfrau", der vierte unter anderem „Das edle Blut", „Mein Onkel aus Pommern" und einige Aufsätze. Die Ausstattung ist geschmackvoll und gut. R. P.

Gäste der Gasse. Von Max Jungnickel. Berlin, Franz Schneider.

In einem empfindsamen Werkchen glorifiziert Jungnickel voller Mitleid das erbärmliche Elend eines vagabundierenden Musikers; er arbeitet nur etwas auffällig mit dem üblichen romantischen Apparat und verfällt leicht in eine traditionelle Feuilletonpoesie: mag sein, daß ihm die Worte zu flink in die Feder fliegen und sein Geschmack nicht lange wählt. Er besitzt aber Takt und Gefühl genug, um eine hämische Tendenz zu vermeiden und lieber zarte, vertraute Züge nicht ohne Innigkeit und Duft auszumalen; er gefällt sich in einer feinen Miniaturkunst, die ihm Schwind illustriert hätte, und er darf sich nicht wundern, wenn man seinen tragischen Tönen mißtraut. Sein Erzählungston gibt sich leicht und ergreift zuweilen, erschüttert nie, rührt fast immer und wird selten ohne freundliche Zustimmung bleiben. Kurt Kersten.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Antiquariatskatalog 11. Literatur und Kunstgeschichte. 98 Seiten. Leipzig, Rudolph Hönisch.

Antiquariatsverzeichnis Nr. 80. Neuerwerbungen. Buch- und Kunstantiquariat Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau.

Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg. II. Reihe. Zehn öffentliche Vorträge über das Ausland im Weltkrieg. Heft 1: Die Internationale 1914—1919. Von Richard Fester. 49 Seiten. Heft 2: Belgien. Von Heinrich Waentig. 29 Seiten. Heft 3: Dänemark. Von E. Daenell. 38 Seiten. Heft 4: Deutsch-Österreich. Von Prof. Gustav Aubin. 59 Seiten. Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S. 1919.

Avenarius. — Faust. Ein Spiel von Ferd. Avenarius. 133 Seiten. Herausgegeben vom Kunstwart im Kunstwartverlage von Georg D. W. Callwey zu München. 1919.

Bach. — Notenbüchlein der Anna Magdalena Bach. Von Johann Seb. Bach. Eine Auswahl für die Laute eingerichtet von Richard Möller. 15 Seiten. Wolfenbüttel, Jul. Zwißlers Verlag. 1919.

Bang. — Gesammelte Werke in vier Bänden. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1919.

Baumann. — Gedichte von Rudolf Eduard Baumann. 30 Seiten. Wien, Anton Reimanns Nachf.

Bennett. — The City of Pleasure. Arnold Bennett. (Tauchnitz Edition Vol. 4529.) 264 Seiten. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1919.

Berend. — Einfache Herzen. Von Alice Berend (Band 14 der Zellenbücherei.) 95 Seiten. Leipzig-Gaschwin, Dürr und Weber, m. b. H. 1920.

Berghoeffer. — Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken des deutschen Sprachgebiets bei der Freiherrlich Carl von Rothschildschen öffentlichen Bibliothek. Vom Bibliotheksdirektor Dr. Christian Wilhelm Berghoeffer. 61 Seiten. Frankfurt a. M., Joseph Baer und Co. 1919.

Bernheim. — Staatsbürgerkunde. Von Geheimrat Prof. Dr. Ernst Bernheim. 135 Seiten. (Wissenschaft und Bildung Band 115.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Bethmann-Hollweg. — Friedensangebot und U-Bootkrieg. Wortlaut der Aussage des früheren Reichskanzlers im Untersuchungsausschuß. 31 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing. 1919.

Bettauer. — Faustrecht. Roman von Hugo Bettauer. 229 Seiten. Wien, Verlag Ed. Strache. 1920.

Bettelheim. — Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber. Von Anton Bettelheim. 320 Seiten. Wien, Verlag Ed. Strache. 1919.

Birt. — Aus dem Leben der Antike. Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Birt. 282 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Birt. — Spätrömische Charakterbilder. Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Birt. 500 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Bittrich. — Der Sturz ins Glück. Roman von Max Bittrich. (Die Bücher des Flemminghauses.) 214 Seiten. Berlin, Carl Flemming und E. T. Wiskott A.-G.

Bleuler. — Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung. Von Prof. E. Bleuler. 206 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1919.

Bley. — Von freiem Hochlandwilde. Acht Tiergeschichten von Fritz Bley. Mit 15 photographischen Abbildungen nach dem Leben. 273 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Bley. — Von wehrhaftem Raubwilde. Sieben Tiergeschichten von Fritz Bley. Mit 16 Tierphotographien nach dem Leben. 260 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1919.

Bode. — Goethes Leben. Lehrjahre 1749—1771. Von Wilhelm Bode. 455 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1919.

Das Bodenseebuch des Jahres 1920. — Ein Buch für Land und Leute. 7. Jahrgang. 158 Seiten. Konstanz in Baden, Verlag Reuß und Itta.

Bohner. — Kwabla. Von Theodor Bohner. 277 Seiten. Magdeburg, Karl Peters Verlag. 1919.

Bonn. — Die Mündung. Von E. Bonn. 404 Seiten. Leipzig, Verlag Paul List.

Boettger-Seni. — Es gab eine Liebe. Von Otto Boettger-Seni. 75 Seiten. Berlin, Kranz-Verlag (Hermann Sack).

Brachvogel. — Der Nachfolger. Roman von Carry Brachvogel. 295 Seiten. Berlin, Carl Flemming und E. T. Wiskott A.-G.

Brandt. — A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Von Dr. Otto Brandt. 258 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Braun. — Der Friede von Versailles. Wirtschafts- und sozialpolitische Ausblicke. Von Adolf Braun. 34 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1919.

Braun. — Zeitungs-Fremdwörter und Politische Schlagwörter. Von Adolf Braun. 88 Seiten. Berlin, Buchhdlg. Vorwärts Paul Singer G. m. b. H. 1919.

Braun. — Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. 306 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Bresin. — Zum kommenden Staatsbankrott! Finanzreform oder Finanzrevolution? Ein Weg zum Wiederaufbau. Von Dr. G. Bresin. (Schriften der „Laterne", Nr. 1.) 131 Seiten. Berlin-Wilmersdorf, Verlag „Volkspolitik". 1919.

Briefe von J. P. Jacobsen. 2 Bände. Herausgegeben und eingeleitet von Edvard Brandes. 128 Seiten. 145 Seiten. Berlin, Neuer nordischer Verlag Karl Schnabel. 1919.

Brinkmann. — Versuch einer Gesellschafts-Wissenschaft. Von Dr. Carl Brinkmann. 138 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Brockdorff. — Rabel Delbanco. Roman von Gertrud von Brockdorff. 250 Seiten. (Die Bücher des Flemminghauses.) Berlin, Carl Flemming und E. T. Wiskott A.-G.

Broodcoorens. — Le Coin des Tisserands. Pierre Broodcoorens. 153 Seiten. Bruxelles, Les Cahiers Indépendants. 1919.

van Bruggen. — Das Reich Gottes in Sibirien. Roman von C. J. A. van Bruggen. (Europäische Bücher.) 427 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag, A.-G. 1919.

Brunau-Leipzig. — Die deutschen Ansiedlungen an der Wolga. Von Pfarrer M. Brunau-Leipzig. 22 Seiten. (Schriften des Instituts für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum. 3. Heft.) Leipzig, K. F. Koehler.

Christ. — Bauern. Bayerische Geschichten. Von Lena Christ. 243 Seiten. Leipzig, Verlag von Paul List.

Cloeter. — Die ferne Geige. Von Hermine Cloeter. 90 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1919.

Couperus. — Babel. Von Louis Couperus. 208 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1920.

Cüppers. — Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue. Neu erzählt von Adam Joseph Cüppers. 210 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919.

Delbrück. — Lorenzo von Medici und Savonarola. Roman von Kurt Delbrück. 482 Seiten. Halle (Saale), Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). 1920.

Deutscher Geist. — Bildkalender für 1920. Herausgegeben von der Deutschen Liga für Völkerbund. Berlin, Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H.

Deutsches Sagenbuch. — Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. III. Teil: Karl Wehrhan, die deutschen Sagen des Mittelalters. 210 Seiten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1919.

Deycke. — Immanuel Kant. In neue Form gebracht. Von Georg Deycke. 188 Seiten. Lübeck, Charles Coleman. 1919.

Die Kriegspolitik der Vossischen Zeitung. 43 S. Berlin, Ullstein und Co. 1919.

Diehl. — Weltbefreiung. Gedichte von Otto Siegfried Diehl. 56 Seiten. München, Medusen-Verlag.

Döring. — Schopenhauer. Von Dr. W. O. Döring. 209 Seiten. Lübeck, Charles Coleman. 1919.

Dreesen. — Niederdeutsche Kulturpolitik und Reclam. Von Dr. Willrath Dreesen. 14 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Duhamel. — Leben der Märtyrer 1914—16. Von Georges Duhamel. (Europäische Bücher.) 218 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1919.

Duis. — Alte und neue Lieder zur Laute gesungen und gespielt von Ernst Duis 31 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Duis. — Unter der Linden. Lieder zur Laute. Von Ernst Duis 15 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag 1918.

Duis. — Tromtomderei. Kleine gepuderte Liedlein zur Laute Freunde der Porzellandame auf Urgroßmutters Spiegelschrank Von Ernst Duis. 15 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1918

Duis. — Aus tausend Jahren. Balladen und Kriegslieder zur Laute von Ernst Duis. 12 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1918.

Duis. — Lautenlieder von Ernst Duis. 14 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag.

Dülberg. — Schellenkönig Kaspar. Drama in 5 Akten von Franz Dülberg. 131 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Dunin Borkowski. — Reifendes Leben. Ein Buch der Selbstzucht für die Jugend. Von Stanislaus von Dunin Borkowski. S. J. 362 Seiten Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1920.

Dy. — L'Idole Portative. Mélot du Dy. Bruxelles, Les Cahiers Indépendants. 1919.

Ebstein. — Auslandspolitik. Von Otto Ebstein. 89 Seiten. Leipzig-Gaschwitz, Dürr und Weber G. m. b. H. 1920.

Ehrler. — Das neue schwäbische Liederbuch. Eine Auswahl aus der zeitgenössischen schwäbischen Lyrik. Herausgegeben von Hans Heinrich Ehrler und Hermann Missenharter. 292 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder.

Ehrler. — Gedichte. Von Hans Heinrich Ehrler 140 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1919.

Eisele. — Bilder aus dem kommunistischen Ungarn. Von Dr. Hans Eisele. 130 Seiten. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 1920.

Eloesser. — Die Straße meiner Jugend. Berliner Skizzen. Von Arthur Eloesser. 177 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Enckendorff. — Über das Religiöse Von Marie Luise Enckendorff. 180 Seiten. München u. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 1919.

Endres. — Die Ruine des Orients. Türkische Städtebilder. Von Franz Carl Endres. 198 Seiten. München, Duncker und Humblot. 1919.

Engel. — Frankreichs Geistesführer. Achtzehn Charakterbilder. Von Eduard Engel 242 Seiten. Halle (Saale), Heinrich Diekmann, Verlagsbuchhandlung. 1920.

Engelbrecht. — Die Liebe. Von Kurt Engelbrecht. 259 Seiten. Halle (Saale), Heinrich Diekmann, Verlagsbuchhandlung 1919.

Ertler. — Eva Lilith. Gedichte von Bruno Ertler. 85 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1919.

Findeisen. — Aus der Armutei. Soziale Gedichte. Von Kurt Findeisen. 136 Seiten. Chemnitz, Ed. Fockes Verlagsbuchhandlung. 1919.

Fischer. — Wirklichkeit Wahrheit, Wissen. Von Ludwig Fischer 199 Seiten. Berlin Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1919.

Fleisch. — Baltasar Fipho Roman von Hans Fleisch. 275 Seiten. Leipzig, E. P. Tal und Co. 1919.

France. — Der Weg zur Kultur. Von Raoul France. (Band 2 der Zellenbücherei.) 76 Seiten. Leipzig-Gaschwitz, Dürr und Weber m. b. H. 1919.

Franck. — Godiva. Drama in 5 Akten. Von Hans Franck. 146 Seiten. München, Delphin Verlag. 1919.

Franke. — Meine Welt. Gedichte von Hans Franke. 173 Seiten. Heilbronn, Walter Seifert, Verlag.

Franke. — Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig 1773. Des Künstlers Tagebuch dieser Reise in deutscher Übertragung und das Skizzenbuch in getreuer Nachbildung mit einer Einleitung herausgegeben von Willibald Franke. 123 Seiten Leipzig, Gretblein und Co., G. m. b. H.

Franke. — Moritz v. Schwinds Zeichnungen In Auswahl herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Willibald Franke. Leipzig, Verlag Gretblein und Co., G. m. b. H.

Franze. — Das höchste Gut. Führer auf den Pfaden der Vollendung. Von Paul Christian Franze. 196 Seiten. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1912.

Fredersdorff. — Der Herr aus der Rabengasse. Der Weg in den Abend. Novellen. Von Hans Fredersdorff 149 Seiten. Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott A.-G.

Freksa. — Freiheit Roman von Friedrich Freksa. 382 Seiten. Berlin, Ullstein und Co.

Frieberger. — Barocke Balladen. Von Kurt Frieberger. 117 Seiten. Wien und Berlin, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1919.

Frieberger. — Sieveringer Sonette. Von Kurt Frieberger. 126 Seiten. Wien und Berlin, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1919.

Gaupp. — Die künftige Stellung des Arztes im Volke. Ansprache an die Studierenden der Medizin der Universität Tübingen. (23. Oktober 1919.) Von Prof. Dr. Robert Gaupp. 22 Seiten. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. 1919.

Geffcken. — Griechische Menschen. Von Professor Dr. Johannes Geffcken. 256 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Gensch. — Das Anti-Kommunistische Manifest. Von Walter Gensch. 31 Seiten. Jena, Union-Verlag, 1919.

Gigler. — Opfer und Feste. Zwei Zyklen und ein Spiel in Versen. Von Herbert Johannes Gigler. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1919.

Glaß. — Die entfesselte Menschheit. Roman von Max Glaß. 414 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. 1919.

Gobineau. — Abtei Typhaines. Von Graf Arthur Gobineau. 414 Seiten Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes. 1920.

Gofferje. — Alte deutsche Kirchenlieder zur Laute von Karl Gofferje. Heft 3 der Hausmusik. Herausgegeben von Fritz Jöde. 19 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Gofferje. — Ein Singebüchlein von Karl Gofferje. Heft 1 der Hausmusik. Herausgegeben von Fritz Jöde. 14 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag 1919.

Goldschmidt-Faber. — Sterben und Werden des liberalen Bürgertums Ein Bekenntnis Von Dr. jur. Hermann Goldschmidt-Faber. 230 Seiten. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Goering. — Die Retter. Tragisches Spiel. Von Reinhard Goering. Berlin, S. Fischer. 1919.

Goering. — Skapa Flow Von Reinhard Goering. 55 Seiten. Berlin, S. Fischer. 1919.

Grazie. — Eines Lebens Sterne. Roman. Zwei Bücher in einem Bande. Von M. E. delle Grazie. 515 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Grazie. — Homo Der Roman einer Zeit. Von M. E. delle Grazie. 446 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1919.

Gronau. — Der Staatsbegriff vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Dr. phil Gotthard Gronau. 88 Seiten Langensalza Wendt und Klauwell 1919.

Groth. — Lieder aus dem Liederborn von Klaus Groth. Zur Laute vertont von Richard Möller 18 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Güntter — Schiller über Volk, Staat und Gesellschaft. Herausgegeben von Otto Güntter. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schiller-Vereins. Neunter Band. Marbacher Schillerbuch IV.) 116 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1919.

Guttmann. — Soll Deutschland in den Völkerbund? Von Gerhard Guttmann. (Deutsche Liga für Völkerbund. Neunte Flugschrift.) 15 Seiten. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann. 1919.

Haarhaus. — Die da zween Herren dienen. Ein Verlegerroman Von Julius R. Haarhaus. 380 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1919.

Habekost. — Ein wohlgemeinter Rat und Mahnruf an Klavier spielende Musikliebhaber (Dilettanten). Von Alfred Habekost. 8 Seiten. Leipzig, Otto Weber.

Halm. — Drei Serenaden für Streichtrio von August Halm Heft 4–5 der Hausmusik. Herausgegeben von Fritz Jöde. 29 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Haenisch. — Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege. Von Konrad Haenisch. 158 Seiten. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Hansjakob. — Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Von Heinrich Hansjakob. 110 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919

Hartwich. — Zarathustra oder Christus? Eine Frage in der Geburtsstunde der Zukunft. Von Maximilian Hartwich. 111 Seiten. Wien, Berlin, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1919.

Hartwig. — Spartakus und der Gladiatorenkrieg 73–71 v. Chr. Von Wilhelm Hartwig und Karl Stelzer. 72 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1919.

v. Hase. — Die zwei weißen Völker! Von Georg von Hase. 165 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler. 1920.

Hauschner. — Nachtgespräche. Von A. Hauschner. 242 Seiten. Leipzig Paul List.

Haußmann. — Uralte Lieder aus dem Morgenland. In deutschen Strophen von Conrad Haußmann. 152 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Hearn. — Das Japanbuch. Von Lafcadio Hearn. 310 Seiten. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1919.

Hellens. — Nocturnal précédé de quinze histoires. Par Franz Hellens. 240 Seiten. Bruxelles, Les Cahiers Indépendants. 1919.

Herdersche Verlagshandlung Freiburg i. Br. Auswahlkatalog 1919. 367 Seiten.

Herrmann. — Joseph der Sieger. Von Max Herrmann. 140 Seiten Verlag neue Schaubühne (Dresdner Verlag von 1917). 1919.

Hertling. — Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an die Kanzlerschaft meines Vaters. Von Karl Graf von Hertling. Rittmeister. 192 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1919.

Herzog. — Germaniens Götter Von Rudolf Herzog. 120 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

von Heyking. — Liebe, Diplomatie und Holzhäuser. Eine Balkanphantasie von Einst von Elisabeth von Heyking 345 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf

Hochdorf. — Die Erleuchteten. Eine Erzählung. Von Max Hochdorf. 196 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag. 1919.

Hochdorf. — Gottfried Keller im europäischen Gedanken. Von Max Hochdorf. (Schweizerische Bibliothek 14.) 75 Seiten. Zürich, Max Rascher und Cie. 1919.

Hock. — Lyrik aus Österreich. Herausgegeben von Stefan Hock. (Amalthea-Bücherei.) 196 Seiten. Zürich, Amalthea-Verlag.

von Hofmann. — Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Von Albert von Hofmann 603 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Hohlfeld. — Der Kampf um den Frieden 1914 1919. Von Johannes Hohlfeld. 216 Seiten. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1919.

Hutten. — Die große Harmonie. Erzählungen von Marie von Hutten. 216 Seiten. Freibu.g i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1919.

Jaenicke. — Weltkrieg. Revolution. Verfassung. Kurz dargestellt von Hermann Jaenicke, Geh. Studienrat. 60 Seiten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1919.

Jastrow. — Zu neuen Ufern. Herausgegeben von Adelheid Jastrow und Paul Gärtner. 232 Seiten. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider.

Jegerlehner. — Bergluft. Eine Erzählung aus der Schweizer Hochgebirgssommerfrische. Von Johannes Jegerlehner. 217 Seiten. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1919

Jellinek. — Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Von Georg Jellinek. 85 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Jöde. — Musik. Ein pädagogischer Versuch für die Jugend von Fritz Jöde. 24 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag 1919.

Jungnickel. — Der Wolkenschulze. Von Max Jungnickel. 121 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Kahn. — Die Zelle. Von Dr. Fritz Kahn. 68 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1919.

Kaiser. — Juana. Einakter von Georg Kaiser. 29 Seiten (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1919.

Kalender für Deutsche 1920. — Hannover, Sponholtz Druckerei und Verlagsanstalt.

Kalff. — Dat Lüttje Mäkelbörger Osterspill dat schräben is in dat Johr 1364 tom Redentum. Von Peter Kalff 112 Seiten Rostock, Behrendt und Boldt 1919

v. Kapherr. — Im Lande der Finsternis. Novellen und Skizzen aus dem alten und neuen Rußland. Von Egon Frhr v Kapherr 225 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co 1918

Karwath. — Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt. Roman von Juliane Karwath. 263 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co 1919

Kaufmann. — Aus überseeischen Inseltagen. Von Paul Kaufmann. Mit 17 Bildern. 195 Seiten. Berlin, Georg Stilke. 1919

Knapp. — Wenn die Sonne erlischt. Ein Roman von Otto Knapp 250 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Koch. — Durch die weiße Wüste. Von J. P. Koch. Die dänische Forschungsreise quer durch Nordgrönland 1912–13. Deutsche Ausgabe von Prof. Dr. Alfred Wegener. 248 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1919.

Kocmata. — Einsamer Wald. Ausgewählte Dichtungen. Von Karl F. Kocmata. 1909—1919. 35 Seiten. Wien. Frisch und Co.

Kohlrausch. — Das große Geheimnis. Roman von Robert Kohlrausch. 234 Seiten. Leipzig, Verlag von Paul List

Koelsch. — Verwandlungen des Lebens. (Aus Natur und Technik.) Von Adolf Koelsch. 93 Seiten. Zürich, Max Rascher und Cie. 1919.

Kranz. — Zwei Dramen aus der Zeit. Von Herbert Kranz. 154 Seiten. München. Delphin-Verlag. 1919.

Krell. — Die Maringotte. Eine Erzählung von Max Krell. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag 1919.

Kreutz. — Die große Phrase. Zweiter Band. Von Rudolf Jeremias Kreutz. 260 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1919

Kubitschek. — Hirschauerstücklein. Von Rudolf Kubitschek. (Böhmerwäldler Dorfbücher 1 Heft.) 47 Seiten. Budweis, Verlagsanstalt „Moldavia". 1919.

Kurz. — Traumland Von Isolde Kurz. 131 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Kutzner. — Der Weg zur Kultur Grundfragen der Pädagogik. Von Privatdozent Dr. Oskar Kutzner. 219 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Lauckner. — Predigt in Litauen Drama von Rolf Lauckner. Berlin, Erich Reiß Verlag.

Laviſſe. — Die Jugend Friedrichs des Großen. 1712—1733. Von Ernst Laviſſe Berechtigte Verdeutschung von Friedrich von Oppeln Bronikowski. 253 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing 1919

Lecat. — Pensées sur la Science la Guerre et sur des Sujets très variés. Par Maurice Lecat. 15 Seiten. Bruxelles, Librairie universitaire Maurice Lamertin. 1919.

Lettow-Vorbeck. — Heia Safari Deutschlands Heldenkampf in Ostafrika. Von General von Lettow-Vorbeck. 280 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler

Lienhard. — Deutsche Dichtung. Von Prof. Dr. Friedrich Lienhard. (Wissenschaft und Bildung Bd 150.) 142 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Liſſmann. — Eine Sammlung seiner Werke. Mappe 1. Von Friedrich Liſſmann. Hamburg, Hanseatischer Kunstverlag.

Liſſmann. — Friedrich Liſſmann. Eine Sammlung seiner Werke Auswahlmappe. Hamburg, Hanseatischer Kunstverlag.

Das Löns-Liederbuch. — Herausgegeben von Hanns Heeren und Otto Koch. 68 Seiten Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1918.

Lorenz. — Die besten deutschen Geschichtswerke. 10 Listen zur Auswahl Mit einer Einleitung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Dr Ludwig Lorenz 144 Seiten. (K. F. Koehlers Kleine Literaturführer Bd. 3.) Leipzig, K. F. Koehler 1919.

Lossen. — Mutterseele. Roman. Von Brigitte Lossen. 170 Seiten. Buchenbach Baden, Felsen-Verlag. 1919.

Ludwig. — Leda Ein Schauspiel in drei Bildern. Von Erna Ludwig. 130 Seiten. München, Delphin-Verlag.

Lutz. — Wilhelm II. periodisch geisteskrank. Von Hermann Lutz. 336 Seiten. Leipzig, Otto Hillmann. 1919.

Mac Donald — United States Senate Fundamental Peace Ideas Including The Westphalian Peace Treaty (1648) and The League of Nations (1919) in connection with International Psychology and Revolutions. By Arthur Mac Donald. 16 Seiten. The Congressional Washington D. C. 1919.

Ma sch. — Aus den Schreckenstagen der französischen Revolution Berichte von Augenzeugen über die Septembermorde 1792. Übersetzt und eingeleitet von Dr. Rudolf Malsch. 131 Seiten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Maurenbrecher. — Revolutions-Predigt. Von Max Maurenbrecher. 30 Seiten. Langensalza, Wendt und Klauwell. 1919.

Mayer. — Friedrich Engels. Eine Biographie. Von Gustav Mayer. 430 Seiten Berlin, Julius Springer. 1920.

Meinecke. — Nach der Revolution Von Friedrich Meinecke 144 Seiten. München, R. Oldenbourg 1919.

Meisel-Heß. — Die Ehe von Grete Meisel-Heß 238 Seiten. Halle, Heinrich Diekmann, Verlagsbuchhandlung 1919.

Meumann. — Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Prof. Dr. E. Meumann. 179 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Band 30.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Meyer. — Im Netz der Märchenspinne. Von Friedrich Albert Meyer. Mit Bildern von Elisabeth Kellermann 73 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Meyer. — Die Weltanschauung des Zentrums in ihren Grundlinien. Von Max H. Meyer. 138 Seiten. München, Verlag von Duncker und Humblot. 1919.

Mickiewicz. — Sonnette aus der Krim. Von Adam Mickiewicz. 44 Seiten. München, Roland-Verlag. 1919.

Moden-Kalender auf das Jahr 1920. Gezeichnet von G. Koebe. Berlin, Reuß und Pollack. 1920.

Mojsisovics. — Der Berg Roman von Edgar Mojsisovics. 176 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1919.

Möller. — Der Lautenspiegel. 1. Band. Laute, Viola da gamba, Viola da braccio. Von Richard Möller. 66 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1918.

Montijn. — Ein neues Völkerrechtsprinzip. Von Dr. A. M. M. Montijn. 58 Seiten. Haag, Buchhandlung Gebr. Belinfante, 1919.

Moreck. — Madame Guillotine. Revolutionsgeschichten. Herausgegeben von Kurt Moreck. 307 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Mulford. — Die Möglichkeit des Unmöglichen. Von Prentice Mulford. 137 Seiten. Leipzig und Wien, E. P. Tal und Co. 1919.

Müller. — Die Sterne Ein Drama in vier Aufzügen von Hans Müller. 100 Seiten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1919.

Müller. — Das Inselmädchen. Novelle von Robert Müller. 58 Seiten. (Die neue Reihe.) München, Roland-Verlag. 1919.

Müller. — Arwed Salvator. Roman von Dr. Roderich Müller 370 Seiten Berlin, Carl Flemming und C. E. Wiskott. A. G.

Müller-Brandenburg. — Offizier und Republik. Schlaglichter auf die Revolution. Von Müller-Brandenburg Flugschriften der Revolution Nr. 5. 22 Seiten. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 1919.

Müller-Rüdersdorf. — Wo die hohen Wälder wogen. Lyrische Bilder von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit 12 Abbildungen von Friedrich Preuß. 93 Seiten. Nürnberg, Zeitbücher-Verlag J. Koesle.

Münz. — Weltkongress und Weltgericht. Appell an die hohen Geister aller Nationen von Sigmund Münz. 350 Seiten. Wien, Ed. Strache, Verlag. 1919.

Mozart. — Stücke für Geige und Guitarre von W. A. Mozart. Heft 2 der Hausmusik. Herausgegeben von Fritz Jöde. 16 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Naumann. — Gestalten und Gestalter. Lebensgeschichtliche Bilder von Friedrich Naumann. Herausgegeben von Theodor Heuß 184 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter und Co. 1919.

v. Oppeln-Bronikowski — Gespräche Friedrichs des Großen. Mit Illustrationen von Adolf v. Menzel. Herausgegeben von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Gustav Berthold Volz. 344 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing 1919.

Oncken. — Lassalle Eine politische Biographie. Von Hermann Oncken. 540 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920

Ostertag. — Vom geistigen Neubau. Von Dr. Heinrich Ostertag. 26 Seiten. Kaufbeuren, Kommissionsverlag von Paul Schön. 1919.

Pfitzner. — Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz. Von Hans Pfitzner. 156 Seiten. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1920.

v. d. Pfordten. — Beethoven. Von Professor Dr. H. Freiherr v. d. Pfordten. 152 Seiten Leipzig, Quelle und Meyer. 1919.

Pinthus. — Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Kurt Pinthus. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1920.

Pistorius. — Im Banne des Sonnenkönigs. Von Fritz Pistorius 316 Seiten. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1920.

Praesent. — Das Deutschtum in Kongreß-Polen und seine Geschichte. Von Dr. Hans Praesent. 31 Seiten. (Schriften des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum. Heft 1.) Leipzig, R. F. Koehler.

Reinfried. — Geistig-sittliche Erneuerung und Volkshochschule Von Dr. Hermann Reinfried. 55 Seiten. Karlsruhe, A.-G. Badenia. 1920.

Reinick. — Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Dichtungen von Robert Reinick. 112 Seiten. München, Verlag Rösl und Cie.

Republik Österreich. — Staatsamt für Äußeres. Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914. Ergänzungen und Nachträge zum Österreichisch-Ungarischen Rotbuch II. Teil 24. bis 28. Juli 1914. 185 Seiten. III. Teil 29. Juli bis 27. August 1914. 170 Seiten. Wien, Staatsdruckerei. 1919.

Reventlow. — Kulturens Fallit. Von Chr. Reventlow. 77 Seiten. Kobenhavn og Kristiania. Nyt Nordisk Forlag. 1919.

Reyhing. — Brachland. Erzählungen von Hans Reyhing. 211 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1919.

Rosen. — Die Sinnsprüche Osmars des Zeltmachers. Rubaijat I-Omar-I-Khajjam. Aus dem Persischen übertragen von Friedrich Rosen. 188 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Rossi. — Journalistische Dialektik. Von Prof Dr. Oswald Rossi. 64 Seiten. Wien, Jahoda und Siegel. 1920.

Rudolph. — Die Gefahren des Okkultismus. Von Hermann Rudolph. 23 Seiten. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 1919.

Schäfer. — Tagebuchblätter eines rheinischen Sozialisten. Von Heinrich Schäfer 157 Seiten. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. 1919.

Scheff. — Das flammende Meer. Roman von Werner Scheff. 509 Seiten. Berlin, Ullstein und Co.

Schirmer. — Geschichte und Entwicklung der deutschen Bauernkolonien in den russischen Schwarzmeerprovinzen. Von Dr. phil. Alfred Schirmer in Siegmar Sa. (Schriften des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum. 2. Heft.) 36 Seiten. Leipzig, R. F. Koehler.

Schlaraffia. — Der Weltbund Allschlaraffia. 128 Seiten. Leipzig, Carl Ziegenbirt. 1919.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Revolutionen der Gegenwart

Von

Friedrich Wieser

Im Deutschland von 1848 hatte das Bürgertum eine Stellung, die, rein äußerlich genommen, mit der des französischen Bürgertums von 1789 übereinstimmte. Das deutsche Bürgertum hatte die volle geistige Führung der Nation, seine politische Erregung machte es reif zur Revolution, und es hatte auch politisch die Nation hinter sich; das Proletariat ordnete sich ihm fürs erste so unter, wie es sich in Frankreich der bürgerlichen Führung untergeordnet hatte. Innerlich jedoch war ein gewaltiger Unterschied. Dem deutschen Bürgertum fehlte die bezwingende Idee; ohne schöpferische Kraft hatte es sein revolutionäres Programm aus Frankreich übernommen, und zwar nicht aus dem Geiste Rousseaus und seines großen Zeitalters, sondern, wenn man so sagen darf, aus zweiter geistiger Hand, sowie dieses Programm im Frankreich des Bürgerkönigs durch die Kammerdebatten, die Presse und die Literatur gestaltet worden war. Die deutsche Revolution von 1848 war dadurch von den schlimmen Verirrungen der großen französischen Revolution freigehalten, sie entbehrte jedoch andererseits auch ihre Größe. Die neue Kraft, die in ihr zum Ausdruck kam, reichte nicht aus, um die alten geschichtlichen Fürstenmächte aufzulösen; nur an einzelnen Stellen gelang es ihr, die militärische Disziplin zu brechen. Den Republikanern der Paulskirche war es nicht beschieden, die Probe darauf anzustellen, ob sie die Herrschaft über das deutsche Volk an sich zu reißen vermöchten; nach kurzer Verwirrung hatte das preußische Königtum seine Kraft wiedergefunden, und der Revolution wurde ihr Ende bereitet. Was an demokratischem Geiste noch übrig blieb, machte mit dem alten Fürstentum seinen Frieden, als Bismarck durch ein paar meisterhaft eingeleitete Kriege und eine Revolution von oben dem nationalen Gefühle mit der Gründung des Deutschen Reiches die langersehnte Befriedigung gab. Deutschland war saturiert, und damit war auch der politische Wille des deutschen Bürgertums saturiert. Man begnügte sich mit einer Verfassung, die dem Volke geringere Rechte ließ, als in irgendeinem der freiheitlich regierten europäischen Reiche; nicht nur, daß das Volk das preußische Klassenwahlrecht duldete, sondern es fügte sich wie in Preußen so auch im Reiche in die bescheidene Rolle einer kontrollierenden Volksvertretung, welche die Bildung der Regierung dem Monarchen überließ.

Die politische Zurückhaltung des deutschen Bürgertums ist nicht aus dem gebietenden Ansehen allein zu erklären, das sich das Haus Hohenzollern durch seine Erfolge gewonnen hatte; man hätte sich nicht politisch saturiert gefühlt,

wenn man nicht die Möglichkeit gefunden hätte, sich wirtschaftlich in einem Maße zu sättigen, das über alle Erwartung ging. Seit das Zeitalter der neuen Technik eröffnet war, hatte der Ernst seinen Lohn gebracht, mit dem das deutsche Bürgertum in den Jahren der politischen Schwäche des Vaterlandes an seiner inneren Bildung gearbeitet hatte. Als Bismarck an die Spitze der preußischen Regierung trat, war das deutsche Volk bereits auf dem Wege, reich zu werden, und als er das Deutsche Reich zusammengeschlossen hatte und die Arbeit des Bürgers durch die Machtmittel eines Großstaates unterstützt werden konnte, wurde der Weg in immer wachsender Geschwindigkeit zurückgelegt, und der deutsche Reichtum in amerikanischem Tempo vermehrt. Heute klagt man das damalige Deutschland an, es sei dem Geiste Mammons verfallen gewesen. Es ist eine arge Übertreibung, wenn man so spricht, aber vom Geiste Luthers oder Goethes war allerdings kaum mehr etwas zu spüren. Das Volk der Dichter und Denker war nicht mehr zu erkennen. An Stelle des träumerischen Jünglings war der deutsche Mann getreten, mit seiner ganzen Tüchtigkeit, seinem Fleiße, seiner Redlichkeit, aber auch mit seiner kantigen Härte, und dabei in solcher Eindringlichkeit auf seine gegebene wirtschaftliche Aufgabe beschränkt, daß ihm für alles, was sonst die Nation bewegt hatte, kaum mehr etwas übrig blieb — ein Urteil, das selbstverständlich nur im großen ganzen gilt und vor allem für diejenige Schicht gilt, die an die Oberfläche kam und sich in der Öffentlichkeit am lautesten bemerkbar machte. Übrigens hatte man trotz allem kein Recht, ihnen und dem deutschen Volke, aus dem sie emporkamen, den Ton zum Vorwurf zu machen, auf welchen das Amerikanertum von seinem Anfang an gestimmt war. Das deutsche Wesen wäre nicht voll, wenn es nicht auch dieser Leistung fähig gewesen wäre, nur daß diese Leistung nicht die letzte sein durfte, mit der es seinen Werdegang abschloß. Jeder Fortschritt gesellschaftlicher Technik ist erst dann ein Kulturfortschritt, wenn man so weit gekommen ist, nachrückend auch die gesellschaftliche Moral so hoch zu heben, daß die Früchte des technischen Fortschritts gesellschaftlich genossen werden können. Das will sagen, daß sie nicht nur dieser oder jener bevorzugten Schicht, sondern allen beteiligten Schichten in angemessenem Verhältnisse zugute kommen. Es muß ein abschließender Zustand allgemeinen Wohlbefindens erreicht werden wie derjenige, den Goethes „Hermann und Dorothea" für das kleinbürgerliche Zeitalter schildert. So weit war die großbürgerliche Welt Deutschlands vor dem Kriege noch nicht gekommen; wenn sie nach dem Kriege überhaupt noch dahin kommen kann, so wird man die vorbereitende technische Leistung, die sie in jenen Jahren schwindelnden Aufstiegs vollbrachte, als eine Höchstleistung preisen dürfen, denn dann hätte das deutsche Volk die wirtschaftliche Tüchtigkeit, die es immer schon im Engen des Hauses und der alten bescheidenen Arbeitsfelder bewährte, in einer erhöhten Sphäre des Wirkens zu erhöhtem Rang gesteigert, der Pfahlbürger wäre zum Weltbürger erhoben. Walter Rathenau, der sich in Angriffen wider den kleinlichen Sinn des Deutschlands

vor dem Kriege nicht genug tun kann, findet doch für das Werk, welches die Organisatoren des Großbetriebes geleistet haben, Ausdrücke vollster Bewunderung.

Während der revolutionäre Gedanke beim dritten Stand längst zur Ruhe gekommen war, schien er beim vierten Stand um so heftiger aufgeregt zu werden. Es war eine weitverbreitete Ansicht, daß das Deutschland vor dem Kriege zur proletarischen Revolution steuere, so wie das Frankreich vor 1789 zur bürgerlichen Revolution gesteuert hatte. Es braucht nur einige Aufmerksamkeit, um zu erkennen, daß die Lage in diesen beiden Epochen ganz verschieden war. Fürs erste sei einmal betont, daß die Bewegung von damals ihre hinreißende Kraft davon hatte, daß sie eine Bewegung der ganzen Gesellschaft war. Jetzt aber war nur eine einzelne Klasse in Bewegung. Das Proletariat bezeichnete sich zwar als Volk, indes es war nicht das Volk, es war nicht einmal die große Mehrheit des Volkes, sondern immer nur eine wenn auch sehr ausgebreitete Minderheit. Die steigende Zahl sozialdemokratischer Stimmen bewies nicht, daß die allgemeine Unzufriedenheit im Steigen war, sie rührte vielmehr in erster Linie davon her, daß die erfolgreiche Ausbreitung des kapitalistischen Wesens die proletarischen Massen vermehrte. Fürs zweite sei betont, daß dem sozialdemokratischen Bekenntnisse, bei aller Kräftigung des Klassenbewußtseins, doch jene hinreißende Kraft fehlte, welche der Glaube an die neuen gesellschaftlichen Ideen den Schwärmern der Aufklärungszeit eingegeben hatte. Wenn auch eine orthodoxe Richtung die Lehren von Marx als Dogmen verehrte, so wie man einst die von Rousseau verehrt hatte, so waren sie doch nur Dogmen des Verstandes und Interesses; auf Phantasie und Gemüt mit dem Rousseauschen Zauber zu wirken, hatten sie nicht das Wesen. Marxens Werk ist Kritik; einem kritischen Glaubensbekenntnisse muß aber immer die höchste Kraft des Glaubens mangeln. Die kritische Anlage seines Denkens hat Marx daran gehindert, die sozialistische Zukunftswelt in bestimmteren Umrissen zu zeichnen. Er beweist seinen Anhängern nur, daß die Welt der Gegenwart nicht dauern könne, daß sie es vielmehr in sich habe, sich selber zu zerstören und dem Proletariat das Erbe vorzubereiten. Es wird Marx zum Ruhme angerechnet, daß sein kritischer Sozialismus, den man den wissenschaftlichen nennt, sich von den phantastischen Gestaltungen des älteren Sozialismus freigehalten habe, und es ist wahr, er hat sich dadurch von den schlimmsten Irrtümern freihalten können, denen seine Vorgänger ausgesetzt waren, wie ihnen Rousseau ausgesetzt war. Zugleich aber hat er sich dadurch der höchsten Kraft beraubt, die immer nur dem gestaltenden Geiste vorbehalten ist. Wenn man die Millionen der Anhänger zählt, die seine Lehre gewonnen hat, so ist man versucht zu glauben, daß stärkere Wirkung, als er sie erreichte, nicht mehr erreicht werden könne. In der Tat hat er jedoch die höchste Ausbreitung der Wirkung damit erkauft, daß er auf die tiefste Wirkung verzichtete. Dabei hat sich Marx bei aller kritischen Vorsicht doch von großen Irrtümern nicht freihalten können, denn

er hatte trotz dieses Verzichtes immer noch sich in zu unsichere Geistesgebiete zu wagen, als daß er mit unbeirrter Unfehlbarkeit hätte zum Ende gelangen können. Solche Wandlungen, wie sie die Theorie der französischen Revolution durchzumachen hatte, als sie sich zur Tat umsetzen wollte, hatte die marxistische Theorie schon vorher durchzumachen, bevor sie noch dazu kam, die Probe der Verwirklichung zu bestehen. Unter den eigenen Schülern von Marx haben sich die Revisionisten gefunden, welche die Lehre des Meisters wandelten. Obwohl sie nicht an die Hauptdogmen rührten, haben sie doch an der Unfehlbarkeit gerüttelt, welche der Glaube fordert. Neben den Revisionisten sind auch noch die Opportunisten in der Partei aufgetreten, und ihr Eingreifen hat die wirkende Kraft durch neue Wandlungen gemindert. Zwar haben sie nicht an die Dogmen selber gerührt, sondern sie haben nur die Taktik des Augenblicks den Forderungen der gegebenen Wirklichkeit näher angepaßt. Aber es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß ein Nachgeben in den Mitteln auch ein Nachgeben in den Zielen zur Folge haben mußte. War das Parteiprogramm im Grunde nicht überhaupt opportunistisch angelegt, indem es vom Anfang an zwischen den Forderungen für die Zukunft und den Forderungen für die Gegenwart unterschied? Jedenfalls lebte sich die Partei immer mehr in die Interessen der Gegenwart hinein, und das Bild der Zukunft verdämmerte ihrem Blicke. Die Sozialdemokratie ist eine Partei des praktischen Interesses geworden, von der sich die deutsche bürgerliche Welt zwar noch durch eine starke Scheidelinie trennte, gegen die man aber Ausnahmegesetze, wie Bismarck sie gefordert hatte, längst nicht mehr für nötig hielt. Als Partei des praktischen Interesses wußte sie sehr gut, daß Proletariat und Kapital trotz ihres grundsätzlichen Widerstreites aufs engste aneinander gewiesen waren, und daß der reißende Fortschritt des kapitalistischen Wesens auch dem Proletariat mindestens in seinen obersten Schichten zugute kam, und diese obersten Schichten waren es ja, bei denen die Führung der Partei lag. Die langen Jahre gewerkschaftlicher und parlamentarischer Organisation hatten einen vortrefflich entwickelten Führungsapparat ausgebildet, welcher die Massen fest in seiner Hand hielt. Dadurch wurde der Partei eine vorausblickende, besonnene Politik ermöglicht, und dadurch wurde sie — und mit ihr das deutsche Volk — späterhin, als die Revolution ausbrach, vor dem Schicksal bewahrt, durch welches die Revolution von 1789 ins Uferlose gerissen wurde, der ihre großen geistigen Führer zwar gedanklich vorgearbeitet hatten, ohne daß für die Massenleitung jedoch irgendwelche Vorbereitungen getroffen worden wären.

Auf alle Fälle hat die deutsche soziale Bewegung schon geraume Zeit vor dem Kriege und der Revolution den Höhepunkt ihrer inneren Spannung überschritten, und da in gesellschaftlichen Dingen die treibende Kraft von den inneren Spannungen ausgeht, so muß man zum Schlusse kommen, daß in dem Deutschland vor dem Kriege die Gefahr einer sozialen Revolution zunächst überwunden war. Wenn die soziale Revolution in Deutschland auf dem Höhepunkte der inneren Spannung losgebrochen wäre, so wie dies mit der

französischen Revolution der Fall war, so wäre der Klassenkampf, von dem die Programme sprechen, wirklich ausgekämpft worden. Unter den Umständen, wie sie waren, kam es nicht zum wirklichen Kampfe, sondern das gesellschaftliche Ringen, so hartnäckig es war, wurde auf dem Boden des Gesetzes mit gesetzlichen Mitteln ausgetragen, und das glückliche Fortschreiten der Volkswirtschaft ließ kaum mehr einen Zweifel darüber übrig, daß die beiden Parteien ihren Frieden unter beiderseitigem Gewinne würden schließen können.

Seit Bismarck dem deutschen Volke sein breites politisches Bett eröffnet hatte, floß der Strom wirtschaftlichen Lebens in imponierender Mächtigkeit dahin, und der Reichtum an Werten, den er trug, war so groß, daß er die kühnsten Erwartungen übersteigen mußte. Dennoch dürfen die Männer, die voreinst in Sturm und Drang die treibenden Kräfte der modernen deutschen Kultur ausgeschüttet hatten, durch den Ausgang, welchen die Dinge nahmen, kaum ganz befriedigt gewesen sein. Noch sicherten die Naturwissenschaften den Ruhm deutschen Denkens, aber die Geisteswissenschaften, seine eigentümlichste Betätigung, waren verblüht, ohne daß sie das politische Leben des Bürgertums nachhaltig befruchtet hätten. Eine einzige große gesellschaftliche Wirkung ist von ihnen ausgegangen, eine Weltwirkung sogar. Indes gerade diese Wirkung legt Zeugnis wider das deutsche Bürgertum ab, denn sie ist zwar aus dem Überschusse seiner Kraft hervorgegangen, aber sie hat sich nicht ihm, sondern dem Proletariat mitgeteilt. Es ist dies die Wirkung, die der deutsche wissenschaftliche Sozialismus auf die soziale Bewegung hatte. Marx und Lassalle sind beide aus dem Bürgertum entsprossen. Marx hat die Hegelsche Geschichtsauffassung für die Gesellschaftslehre fruchtbar gemacht, Lassalle war, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „bewaffnet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts". Daß beide mit den nicht geringen Anforderungen, die sie an die Aufnahmefähigkeit ihrer Leser und Hörer stellten, sich an das Proletariat wendeten, beweist, daß sie von dessen Unruhe die Empfänglichkeit zur Nachfolge erwarteten, während sie in dem selbstzufriedenen Bürgertum keine Masse erkannten, die bereit gewesen wäre, einem Führer auf neuen Pfaden zu folgen. Wie es um das geistige Leben der deutschen Gesellschaft bestellt war, nachdem die Wirksamkeit dieser beiden Männer beschlossen war, läßt am besten die Einsamkeit erkennen, mit der Nietzsche seinen Weg ging. Dem Engländer gilt Nietzsche als die Verkörperung des deutschen Willens zur Weltherrschaft. In Wahrheit ist die krankhafte Steigerung, mit der er die Gestalt des Übermenschen zeichnete, dadurch erzeugt, daß in dem Menschlichen, Allzumenschlichen, das ihn überall umgab, so gar nichts rege war, was über das gemeine Maß hinausging. Wenn uns Nietzsche nichtsdestoweniger als ein Kronzeuge für deutsches Wesen gelten muß, so ist er es in einem ganz anderen Sinne. Trotz der krankhaften Steigerung, die seine Gedanken verzerrt, darf er uns als Bürge dafür gelten, daß auch in der materiell gestimmten Zeit, der er angehört, der deutsche Genius von seinen

guten Geistern nicht verlassen war. Wenn durch nichts anderes, so gibt er uns durch seine Prosa, welche die volle Lauterkeit der deutschen Lyrik besitzt, die Gewähr dafür, daß aus der Seele des Volkes, dem diese Sprache zu eigen ist, noch herrliche Schätze zu heben sind, und daß es für das Höchste und Kühnste, was zu sagen ist, das Mittel vollsten Ausdrucks bereit hält.

Das deutsche politische Leben hat sich dieses Ausdrucksmittels nicht bedient und hat seiner nicht bedurft. Für das, was es zu sagen hatte, genügte es, wenn man sich auf den Ton der Tagespresse stimmte, denn man blieb ganz und gar in den Aufgaben des Tages befangen. Das Parteiwesen, nachdem einmal der erste Aufschwung nach der Gründung des Reiches verrauscht war, zeigte sich eines großen Volkes nicht würdig. Man ging kleinlich in dem Streite um die nächsten wirtschaftlichen Interessen auf. Von den guten Geistern der Nation war da nichts zu spüren. Die materialistische Geschichtsauffassung war dieser Epoche materiellsten Treibens auf den Leib geschrieben. Die Parteien, die sich politische Parteien nannten, waren alle nichts anderes, als die parlamentarischen Vertretungen der wirtschaftlichen Interessengruppen des Volkes. Die sozialdemokratische Partei, vom Ursprung aus eine Wirtschaftspartei, war den andern Parteien immerhin noch um etwas überlegen, weil in ihr noch Reste der Spannung gärten, aus der heraus ihre großen Gründer sie geschaffen hatten, und weil ihr wirtschaftliches Gesichtsfeld infolgedessen auch auf entferntere gesellschaftliche Tatsachen ausgedehnt war. Indes auch sie beschränkte sich mehr und mehr auf die Tagespolitik, und auch sie hatte ihren Anteil an dem Gefühle des politisch saturierten Deutschlands. Seit Bismarck war die hohe Politik Sache der Regierung geblieben, wenn auch die Regierung längst nicht mehr auf Bismarckscher Höhe war. Nichts verwöhnt rascher als der Erfolg. Wie die Erfolge Friedrichs des Großen auf Preußen, so wirkten jetzt die Erfolge der Bismarckschen Zeit auf Preußen und Deutschland hemmend ein. Bureaukratische Verknöcherung, zu welcher das deutsche Wesen ohnedies neigt, breitete sich in einer ganzen Zahl höchster Regierungsstellen aus. Damals hatte man noch nicht den Blick dafür, beim Zusammenbruche des Systems ist es klar hervorgekommen.

Daß trotzdem das deutsche öffentliche Leben urgesund war, erwies sich an der meisterhaften Verwaltung. Auf voller Höhe blieb auch, was immer der kritische Sinn von heute zu mäkeln hat, die Pflege der militärischen Einrichtungen. Daß der preußisch-deutsche Militarismus seinem geschichtlichen Ende nahe sei, dafür war auch nicht das geringste Anzeichen zu finden. Der Gedanke einer nahenden sozialen Revolution beunruhigte allerdings manche Gemüter, aber nichts ließ gewärtigen, daß in Deutschland die soziale Revolution aus besonderen Ursachen ausbrechen würde, die nicht auch für die Welt der Industrieländer sonst gegolten hätten.

Österreich-Ungarn hatte bei seiner geringeren industriellen Entwicklung die soziale Revolution noch weniger zu fürchten als Deutschland. Dagegen wäre niemand verwundert gewesen, wenn sich die Monarchie national aufgelöst

hätte. Die Bundesgenossen waren darüber in einiger Sorge, die Politiker der Entente dürften vielleicht damit gerechnet haben. Weder Bundesgenossen noch Gegner kannten jedoch die zähe Lebenskraft des Reiches, die eignen Völker kannten sie nicht. Im Weltkriege war Österreich-Ungarn der höchsten Probe unterworfen, der ein Staat unterworfen werden kann, und es hat diese Probe fast bis zum Schlusse aufrecht bestanden. Es kann kein Zweifel sein, daß es jeder anderen minderen Probe gewachsen gewesen wäre, die ihm sein Schicksalsweg sonst bescheiden konnte. Österreich-Ungarn war vor dem Weltkrieg nicht auf Revolution gestellt.

Am stärksten drohte die Revolutionsgefahr in Rußland. Seit Jahrzehnten war es von Verschwörern heimgesucht, die auf den vollen Umsturz zielten. Nach dem japanischen Kriege schien die Revolution unvermeidbar, und die Organisatoren, die damals nicht zum Ende gekommen waren, hatten ihre Pläne noch keineswegs aufgegeben. Es scheint jedoch, daß das liberale Bürgertum im Begriffe war, mit der Regierung seinen Frieden zu machen. Da das Proletariat für sich allein nichts ausrichten konnte, und da noch dazu nur ein geringer Teil des Proletariats für die soziale Idee gewonnen war, so schien daher auch in Rußland die Revolutionsgefahr im Erlöschen. Immerhin war sein Zustand von dem in Deutschland und Österreich-Ungarn verschieden, denn es waren immer noch organisierte revolutionäre Gruppen am Werke. Sie waren durch lange Schulung für ihr Werk vorgebildet und dadurch besonders gefährlich, daß ihr Programm aufs Äußerste, auf die Vernichtung der bestehenden Gesellschaft ging. Ihr Geist war durch das düstere Wesen des russischen Judentums gefärbt, welches zwar in seinen Massen die politische Bedrückung, der es ausgesetzt war, geduldig ertrug, aber immer noch genug kräftige Individuen in sich enthielt, die sie mit makkabäischem Trotz erwiderten. Ein großer, vielleicht der größte Teil der revolutionären Führer waren Juden, ungemischt und vielleicht von ihnen selber unerkannt verband sich in ihnen das Gefühl des Klassenkampfes mit dem Instinkt der Rasse. Für solche Gesinnung gab es keinen Frieden, eine erbitterte Auseinandersetzung war noch zu bestehen. Wer hätte indes zweifeln dürfen, daß die Regierung des Zaren sie siegreich bestehen werde? Als der Weltkrieg begann, war die Regierung militärisch vorbereitet und so stark, daß die Mittelmächte durchaus überrascht wurden. Das Rußland von 1914 war dem des japanischen und des türkischen Krieges in einem Grade überlegen, wie man es niemals für möglich gehalten hätte. Es hätte sich auch jeder anarchistischen Verschwörung überlegen gezeigt.

Wir sehen, ohne den Weltkrieg hätte Deutschland keine soziale Revolution gehabt; es hätte sie zum mindesten nicht früher gehabt, als sie etwa im Zusammenhange einer Weltrevolution gekommen wäre, und jedenfalls waren bei der Regierung genügende Machtmittel vereint, um mit ihr fertig zu werden. Ohne den Weltkrieg wäre auch die nationale Revolution in Österreich-Ungarn nicht reif gewesen, ohne den Weltkrieg hätte die anarchistische Revolution in Rußland keinerlei Aussicht auf Erfolg gehabt. In allen drei Reichen war

es erst der Weltkrieg, der die Revolution gebracht hat. Wie alle Staaten der Welt waren auch sie im Kriege aufgebaut, im Weltkriege versagte aber die aufbauende Kraft des Krieges, und weil sie versagte, mußten die Herrschaften zusammenfallen, die sie aufgerichtet hatte. Die Gesellschaft rechnet jeden Erfolg in erster Linie dem Führer zu. Es ist ein selbstverständlicher Ausgleich, daß sie ihm ebenso den Mißerfolg zurechnet. Bisher waren in den drei Reichen die militärischen Mißerfolge, die man erfahren hatte, nie so wuchtig gewesen, daß sie das bei den staatlichen Führungen aus ihren Erfolgen angesammelte Kapital des Ansehens hätten ganz zerstören können. Sie haben es das eine oder das andere Mal zwar gemindert, aber dann kamen immer wieder neue Erfolge, die es wieder auf den alten Stand brachten oder selbst beträchtlich mehrten. In Deutschland und auch in Rußland war ein Kapital angesammelt, das für immer zu reichen schien. Niemals wohl ist in der Weltgeschichte eine so vollständige Wendung auf so weitem Gebiete so jähe vollzogen worden. Wenn ein Mensch, der an einem andern mit bewundernder Liebe hängt, es erleben muß, daß er durch diesen aufs gröbste enttäuscht wird, so wird er sich in aufbrausendem Hasse von ihm abkehren. So haben sich Millionen und Millionen von den Herrschern abgekehrt, denen sie sich in unwandelbarer Treue ergeben gefühlt hatten, und mit ihnen andere Millionen und Millionen, deren Ergebenheit durch die Furcht vor der Herrschermacht gegründet war, die sie für unerschütterlich gehalten hatten. Der russische Soldat, der seinem Zaren fast sklavisch ergeben war, war der erste, der abfiel, denn auch er mußte endlich sich gegen die Erbarmungslosigkeit aufbäumen, mit der die Kolonnen vor den feindlichen Drahtverhauen und Schützengräben hingeopfert wurden. Endlich mußte das russische Volk begreifen, daß es von dem Kriege nichts hatte, welchen es dem Zaren und seinem Kreise beliebte, um ihrer Machtpläne willen zu führen. Die Belastung, die ihm zugemutet wurde, war zu groß, als daß sie von dem willfährigsten Sinne noch hätte ertragen werden können. Die Völker der Mittelmächte hielten länger stand, denn für sie war der Krieg ein Verteidigungskrieg. Mit einer Aufopferungsfähigkeit sondergleichen nahmen sie das Äußerste auf sich, solange sie noch an den Sieg oder auch nur an erfolgreichen Widerstand glaubten. Als sie diesen Glauben verloren, wendete sich aber auch bei ihnen das Gefühl der Millionen von der Sache des Krieges und damit von der Person derjenigen, in deren Namen der Krieg geführt wurde. Auf einmal war alles zu Ende.

Man bezeichnet heute überall die innere Katastrophe Rußlands und der Mittelmächte mit dem Namen des Zusammenbruches. Der Name deckt das Ereignis genau, er trifft es insbesondere auch richtig in seinem Verhältnisse zur französischen Revolution, die man nie als Zusammenbruch, sondern seit jeher als Ausbruch bezeichnet hatte. Die beiden Namen halten das Gemeinsame der beiden Ereignisse fest und lassen zugleich ihren Gegensatz scharf erkennen. In beiden Fällen handelt es sich um gewaltige gesellschaftliche Erschütterungen. In der Gegenwart ist die Erschütterung dadurch hervorgerufen, daß eine alte

tragende Kraft aufhörte, zu tragen, in der französischen Revolution dadurch, daß eine neue Kraft hervorbrach. Der Naturforscher würde die Revolutionen der Gegenwart als tektonisches, die französische Revolution als vulkanisches Erdbeben erklären.

Wir wollen für unsere weitere Darstellung das Bild des tektonischen Erdbebens festhalten. Es gibt uns eine anschauliche und zugleich sachlich zutreffende Vorstellung, wir müssen sie nur bis zu einem gewissen Grade ergänzen.

*

Auch den Zusammenbrüchen der Gegenwart waren gewisse Ausbrüche beigemengt, denn in allen drei Reichen, von denen die Rede ist, waren revolutionäre Herde vor dem Weltkriege in Gärung, nur daß sie für sich allein zu schwach waren, um die mächtige Decke zu sprengen, welche die Arbeit der Geschichte über ihnen aufgeschüttet hatte. Sobald jedoch im Weltkriege die tragenden Pfeiler zu wanken begannen und in der Decke sich die ersten Risse öffneten, da kamen auch sie zum Ausbruch, und sie taten sodann das ihrige, um den Zusammenbruch zu vollenden. Ihre Gewalt war so groß, daß der Beobachter mitunter im Zweifel sein konnte, was für ein Ereignis er eigentlich vor sich habe, und ob nicht doch die Revolutionen der Gegenwart, wenn sie auch von einer äußeren Erschütterung ausgegangen waren, am Schlusse das Wesen der französischen Revolution angenommen hätten.

Zumal von der russischen Revolution möchte man so denken, und die russischen Revolutionäre selbst haben dies wohl nicht anders geglaubt. Sie fühlten sich als die berufenen Nachfolger der großen Bewegung von 1789; sie gedachten nicht bloß für Rußland, sondern für die Welt das Werk der französischen Revolution zu vollenden. An ihr hatten sie ja auch gelernt, sie haben sie kopiert, soweit sie sich kopieren ließ, wie in der Bewaffnung, Entlohnung und wirtschaftlichen Versorgung des Proletariats, in den Revolutionsausschüssen, den Revolutionstribunalen und der Revolutionsarmee. Dennoch wird das Ende in Rußland ein ganz anderes sein, als es in Frankreich gewesen ist, denn es fehlt dort dasjenige, was sich nicht kopieren läßt, es fehlt die echte Kraft. In den Gewalttätigkeiten der Jakobiner und des Direktoriums hat sich der schäumende Überschuß einer verwirrten Kraft geäußert, die endlich doch zur Klarheit gediehen ist, und die daher der Nation wieder gutmachte, was sie ihr an Übeln zugefügt hatte. Das Ereignis der französischen Revolution war das Erwachen des französischen Volkes zum Bewußtsein seiner Einheit und Größe unter einer neuen Führung, unter der Führung des dritten Standes, dem die Führung gebührte, weil er die Bildungsarbeit geleistet hatte, durch welche die Nation auf eine neue Stufe erhoben war. Die russische Bewegung ist weit davon entfernt, eine russisch-nationale Bewegung zu sein. Das Bürgertum, das auch dort an der Bildungsarbeit der Nation seinen wesentlichen Anteil hat, ist nicht an die Spitze gestellt, sondern ist zur Seite gedrängt und wird zertreten. Da die Bauern sich

abseits halten, so ist die Bewegung auf das städtisch-industrielle Proletariat beschränkt, das sich aber keineswegs aus sich selbst in die Höhe erhoben hat, sondern von Männern geleitet ist, welche die Revolution in jahrelangen Verschwörungen als ihr Handwerk gelernt haben und dem Volke im Wesen fremd sind und immer fremd bleiben müssen. Von wenigen Personen abgesehen, sind die Führer der russischen Revolution jüdischen Ursprungs. Die russische Revolution ist die jüdisch-nationale Gegenwirkung gegen den ungeheuren Druck, welchen das alte Regiment auf die Juden im Reiche geübt hatte. Es ist eine Gegenwirkung von stärkster Gewalt. Die aus der russischen Gesellschaft ausgestoßene Judenschaft erweist moralische Hingebung, organisatorische Geschicklichkeit und trotz aller Irrtümer auch geistige Fähigkeit in einem Maße, das ihr in der Geschichte einen bedeutenden Platz sichert. Dauernder Erfolg kann ihr jedoch nicht beschieden sein, sie wird kein zweites Chazarenreich errichten, dazu ist sie an Zahl und auch an Energie zu schwach, denn die jüdischen Massen entbehren des makkabäischen Sinnes der Führer. Die jüdisch-terroristische Führung ist bloß deshalb zur Macht gekommen, weil sie den andern russischen Führungselementen an revolutionärer Vorbereitung und an Raschheit der Entschließung überlegen war. Das kaiserliche Rußland war zu arm an gesellschaftlichen Bildungen gewesen. Nachdem die militärisch-bureaukratische Hierarchie zerschlagen war und das liberale Bürgertum sich in dem Versuche ausgegeben hatte, den imperialistischen Krieg wieder aufzunehmen, waren auf gemäßigter Seite keine führenden Elemente mehr übrig. Es muß jedoch die Zeit kommen, wo die gemäßigten Gruppen endlich so weit sein werden, daß sie sich zum entscheidenden Gegenschlage sammeln, und dann wird die bolschewistische Episode zu Ende sein. Dann wird freilich auch das russische Volk erst erkennen, wie gut den Bolschewisten ihr Plan der Vernichtung gelungen ist. Ob der Aufbau einer neuen Gesellschaft, der ihnen selber niemals gelungen wäre, den Freunden der Ordnung noch gelingen kann, die ihre Erbschaft zu übernehmen haben, ob nicht alle Keime höherer Kultur verdorben sind, und ob nicht eine Reaktion von altzaristischer Strenge den Freiheitsgeist im russischen Volke für immer erdrücken wird, das kann erst die Zukunft lehren. Rußland hat den Weltkrieg eröffnet, um die gebietende Großmacht auf dem europäischen Festlande zu sein. Nach der Revolution wird es vielleicht keine Großmacht und nicht einmal mehr eine europäische Macht sein können.

In Österreich-Ungarn hat sich die nationale Erregung, die innerhalb der Monarchie seit langem bestanden hatte, zur nationalen Revolution gegen die Monarchie gewandelt, sobald sich im Weltkriege die Wagschalen deutlich zuungunsten der Mittelmächte verschoben. Bis dahin hatten alle Völker mit Ausnahme ganz kleiner Gruppen treu dem Monarchen ihre Kriegspflicht erfüllt. Für die Magyaren, für die große Mehrzahl der Polen und Ukrainer war der Krieg sogar eine nationale Sache, nicht anders als für die Deutschen. Selbst für die Kroaten war er es, soweit er gegen die Italiener geführt wurde. Keines der Völker, abgesehen von geringen irredentistischen Kreisen, strebte

danach, „befreit" zu werden. Selbst die Tschechen beteuerten noch im Jahre 1917 in einer feierlichen Erklärung ihre Angehörigkeit zur Monarchie. Als man aber an der Niederlage der Mittelmächte nicht mehr zweifeln konnte und die Wahl zu treffen war, ob man auf ihrer Seite zu den Besiegten oder auf der Gegenseite zu den Siegern zählen wollte, hatten die extremen nationalen Führer leichtes Spiel und rissen die Massen mit sich hinüber. Alte Träume nationaler Unabhängigkeit erwachten. Selbst die Magyaren, die doch wissen mußten, daß sie von den Siegern nichts zu hoffen hatten und wahrlich nicht unterdrückt waren, sondern selber unterdrückten, wurden von dem allgemeinen Taumel erfaßt. Ein neues Gefühl ungehemmter Volkskraft bewegte die Nationen, man war in revolutionärer Gärung — ob aus dieser aber eine neue höhere Kraft geboren wird, das wird auch erst die Zukunft lehren müssen. Vorläufig ist nur zu sehen, daß die Antriebe zur nationalen Gerechtigkeit oder doch zur nationalen Verständlichung, die im alten Österreich im Aufkeimen waren, vom nationalen Übermut ausgetreten werden. Der Kampf zwischen den Völkern, der im Ausklingen war, wird neu gerüstet. Den Exaltierten, die heute überall die nationale Führung haben, sagt der beschränkte Sinn ihrer Leidenschaft, daß sie auf dem Wege des Erfolges seien. In allgemeinerem gesellschaftlichen Sinne kann man nur von einer bösen Rückbildung sprechen, die mühsame Arbeit langer Jahre ist verloren. Übrigens wird es nicht die in der Revolution losgebundene Kraft sein, die über das Ende entscheidet. Die Nachfolgestaaten der alten Monarchie sind doch nur Steine, die von den Weltmächten in dem hohen Spiele der Weltpolitik hin- und hergeschoben werden.

In Ungarn ist späterhin die nationale Revolution unter dem Einflusse Rußlands in die bolschewistische Richtung umgeschlagen. In den Zuständen der ungarischen Gesellschaft erinnert manches an russische Zustände, und es ist nicht zu verwundern, daß man ins russische Fahrwasser geriet. Es bedurfte jedoch nur geringer Zeit der Sammlung, und die herrschgewohnten führenden Schichten, durch welche das magyarische Volk den Namen einer politischen Nation verdient, kamen wieder auf, und, überdies von der Entente unterstützt, bereiteten sie mit den „Brachialformationen", die sie aufstellten, dem Bolschewismus sein Ende.

Die soziale Revolution in Deutsch-Österreich zeigt gegenüber Deutschland stärkere Abweichungen, als man bei der gegebenen Stammesverwandtschaft erwarten sollte. Anders als in Deutschland hat sich die Sozialdemokratie in Deutsch-Österreich nicht in die zwei Gruppen der Mehrheitssozialisten und Unabhängigen gespalten, sondern ist geeint geblieben und steht alles in allem auf dem Standpunkte der Unabhängigen. Daß die Folgen, die davon zu erwarten waren, nicht eingetreten sind, erklärt sich daraus, daß gewisse überlegene Kräfte dagegen wirkten. Der Friede hat der Republik Österreich Grenzen diktiert, die im geschichtlichen Sinne unnatürlich sind, und bei denen sie ihre städtisch-industrielle Bevölkerung nicht ernähren kann, und dadurch ist die Politik der

Unabhängigen ganz und gar von der Gnade der Weltsieger abhängig geworden. Die soziale Revolution hat nicht zur Entfaltung kommen können, zu welcher die Ansätze wohl vorhanden waren. Österreich lebt von der Hand in den Mund, und es steht im Belieben der Sieger, die Hand zu füllen oder nicht zu füllen. Dadurch ist der Staat zu äußerer Schwäche verurteilt, solange der Akt von St. Germain aufrecht bleibt, den man als Friedensvertrag bezeichnet, obwohl er kein Vertrag war und keinen Frieden bringt.

In Deutschland sind die ersten Schläge der Revolution so überwältigend gefallen, daß man annehmen mußte, die ganze Nation stehe hinter ihr. In Wahrheit ist sie nur die Tat der unabhängigen Spartakisten gewesen. Die Mehrheitssozialisten wurden eher mitgerissen, als daß sie sich frei entschlossen. Vollends Bürger und Bauern fügten sich erst, nachdem sie erkannten, daß an dem, was geschehen war, nichts zu ändern sei. Von einem Widerstande von monarchischer Seite oder von seiten der Militärpartei war so gut wie gar nichts zu spüren. In dem Jahre, das seit dem Ausbruch der Revolution vergangen ist, haben sich die Monarchisten wie die Militärpartei — es ist dies im Grunde eine einzige Partei — allerdings wieder gesammelt und treten mit wachsender Entschiedenheit auf. Sie erheben offene und leidenschaftliche Anklage gegen die Revolutionspartei, welche die militärische Niederlage verschuldet habe und für das namenlose Unglück des Vaterlandes verantwortlich sei. Man lese in den Erinnerungen von Ludendorff, was er über das Verhalten der zweiten Armee in der Schlacht vom 8. August 1918 sagt, in welcher die deutsche Westfront eingebrochen wurde, wo die Truppenteile, die tapfer standhielten, von den anderen, die ihre Reihen verließen, als Streikbrecher und Kriegsverlängerer geschmäht wurden, und wo sich Dinge zutrugen, die Ludendorff bei deutschen Soldaten nie für möglich gehalten hätte. Während in Frankreich nach der Katastrophe der kaiserlichen Armee bei Sedan der Volkskrieg eröffnet wurde, und man sich nicht früher beugte, als bis die letzte zum Angriff befohlene Armee vernichtet war, wird dem deutschen Volke jetzt vorgeworfen, es sei in schimpflicher Feigheit der kämpfenden Front in den Rücken gefallen, und man habe sich unterwerfen müssen, ohne den entscheidenden Kampf führen zu können. Die Revolutionspartei erwidert mit gleich leidenschaftlichen Anklagen gegen die Monarchie und gegen die Heerführer, daß sie allein an dem Zusammenbruche Schuld trügen.

Welcher Teil im Rechte ist, darüber zu urteilen ist kein Geschichtschreiber und kein politischer Schriftsteller von heute berufen. Keiner, wer immer es sei, dürfte auf das Gewicht seines wissenschaftlichen Namens hin sich des Richteramtes anmaßen. Sobald er für den einen oder anderen Teil Partei ergreift, gibt er sich selbst als Partei zu erkennen. Die Geschichte wird ihren endgültigen Spruch erst in den Tagen fällen können, wenn das deutsche Volk wieder aufgerichtet ist. Dann wird sie demjenigen Teile die Bürgerkrone zusprechen, von dem die Kraft der Wiederaufrichtung ausgegangen ist, und vielleicht wird jeder nach seinen Fähigkeiten das

seinige dazu getan haben. So wie die Dinge heute stehen, kann nur das eine gesagt werden — und es muß gesagt werden —, daß die Mannhaftigkeit des deutschen Volkes nach seiner unvergleichlich heldenhaften Leistung im Kriege nicht in Frage gestellt werden darf. Im übrigen wäre zu fordern, daß der Gegensatz der Meinungen, der ausgetragen werden muß, weil er ein Gegensatz der Weltanschauungen ist, nicht in den häßlichen und würdelosen Formen persönlichen Haders ausgetragen werde. Der Streit, wie er heute mitunter geführt wird, gemahnt an das Verhalten von Leuten, die im Unglück ihre Zeit dazu verwenden, sich wechselseitig Schuld zu geben, statt zur Bekämpfung des Übels zusammenzustehen.

Schon bevor die Militärpartei sich wieder gesammelt hatte, war es klar geworden, daß die revolutionäre Bewegung nicht danach steuerte, das Volk in jakobinischen oder bolschewistischen Wahn oder Wahnsinn fortzureißen. Das Proletariat hätte gar nicht die Kraft dazu gehabt, denn Bürger und Bauern machten ihren Willen mit Festigkeit geltend, und es war auch seinerseits genügend politisch gefestigt, um vor solcher Verirrung bewahrt zu sein. Deutschland ist nicht Rußland, seine gesellschaftlichen Zustände ruhten auf breiteren, tieferen, festeren Pfeilern der allgemeinen Gesittung und Organisation, und dies gilt für sein Proletariat nicht minder als für seine anderen gesellschaftlichen Schichten. Die große Mehrheit des Proletariats folgte den alten Führern, die mit Entschlossenheit für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgten. Die Unabhängigen leisteten den extremen Forderungen nur moralische Unterstützung, und die Putsche der Spartakisten wurden mit Waffengewalt niedergehalten. Bereitwillig stellte sich die dazu geforderte Zahl von Kämpfern, namentlich auch aus der Jugend der gebildeten Stände, unter die überlieferte Strenge militärischer Disziplin, und die Selbstverständlichkeit, mit der man es tat, bewies, daß der Sinn für die Wesenheit gesellschaftlicher Macht durch die Revolution im Volke nicht entwurzelt war. Die politische Koalition, die von Arbeitern, Bürgern und Bauern eingegangen wurde, zeigte, daß die hohe einigende Idee des Volkes durch die Klasseninteressen nicht zerrissen war. Die Verfassung, die beschlossen wurde, bewies, daß das Volk regierungsreif war. Die Anschauung der fortgeschrittensten Gruppen der Koalition ließ sich mit denen der gemäßigten in gesetzlichen Bestimmungen vereinigen, welche der Volkssouveränität gerecht wurden, ohne der Regierung die notwendige Macht des Amtes zu nehmen. Das Proletariat insbesondere, dem es bei seiner führenden Stellung zufiel, die höchsten Ämter im Reiche zu besetzen, erwies sich auch darin als regierungsreif, daß es aus seinen Reihen Männer zu stellen vermochte, von denen man eine besonnene Geschäftsführung erwarten durfte. Das Volk zeigte sich endlich auch als wahlreif. Es war in sich soweit geeinigt, daß es die Wahlen, diesen wesentlichen Akt der Volkssouveränität, in Freiheit vollzog und vollziehen ließ, und die Regierung erfüllte ihre Pflicht, die Versuche niederzuhalten, die da und dort gemacht wurden, um den Vollzug der Wahlen zu stören. All dies hebt die deutsche

Revolution hoch über die wirre Unsicherheit der französischen. Wäre sie so wie diese eine bloße politische Revolution gewesen, so hätte sie dem deutschen Volke kaum mit ernsteren Gefahren gedroht.

*

Sie war aber zugleich, ja vor allem eine soziale Revolution, und als solche mußte sie neue Wege suchen, auf denen die sichernden Erfahrungen erst gewonnen werden mußten und die Leidenschaft neuen Versuchungen ausgesetzt war. Die Deklaration über die Menschenrechte von 1789 hatte das Privateigentum als Grundrecht des Bürgers verkündigt. Nach dem Dogma des modernen Proletariats war dagegen das Privateigentum in seiner kapitalistischen Gestaltung das Hauptziel des Angriffes. Indessen, auch diese Gefahr schien, für zunächst wenigstens, leichter überwunden, als man hätte denken sollen. Nur der linke Flügel des Proletariats, die Unabhängigen und Spartakisten, hielten am Dogma fest. Die Partei der Mehrheitssozialisten — oder sagen wir zunächst die Parteiführung — tat es nicht. Hier machten sich die Wandlungen geltend, welche das Parteiprogramm seit Marx erfahren hatte, und was noch bedeutungsvoller ist, es machte sich der Verzicht geltend, mit dem Marx selbst die Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus formuliert hatte. Nach seiner Lehre sollte die Geschichte für die arbeitende Klasse wirken und ihr auf der Höhe der Zeit die Volkswirtschaft im Entwicklungszustande höchster Konzentration überliefern. Nun war das Proletariat zur Macht gekommen, bevor der höchste Entwicklungszustand ausgereift war, und es fehlte ihm die Anweisung des Meisters, was es zu tun habe. Die Geschichte hatte ihre Arbeit nur halb getan, und man mußte erkennen, daß man außerstande war, die ergänzende Arbeit hinzuzutun. Das Ende war eine Kompromißformel: nur die zur Sozialisierung reifen Betriebe sollten gemeinwirtschaftlich geführt werden, in allen übrigen sollte der wirtschaftliche Unterbau des Privateigentums, welcher den politischen Oberbau trägt, grundsätzlich erhalten bleiben, wenn auch die Arbeiter, wo es nur sein konnte, freier und besser gestellt werden sollten. Wir dürfen uns nicht in das Einzelne dieser Dinge einlassen, weil wir darüber den Zusammenhang der großen Beziehungen verlieren müßten. Es genügt, wenn wir die zwei Erkenntnisse feststellen, welche die Schranken bezeichnen, vor denen der sozialistische Gedanke bei allen Besonnenen haltmachte. Die eine Erkenntnis war die, daß die Erringung der höchsten Macht im Staate nicht auch schon die höchste Macht in der Volkswirtschaft mit sich bringe, oder anders gesprochen, daß Staat und volkswirtschaftliche Gesellschaft ihre Gesetze für sich haben, und daß die Verfassung der letzteren ihren besonderen Regeln folge. Die zweite Erkenntnis war die, daß, wie die Souveränität des deutschen Volkes nicht die unmittelbare Regierung durch das Volk zur Folge habe, so auch die Souveränität des arbeitenden Volkes, wenn sie überhaupt anzuerkennen wäre, nicht die unmittelbare Wirtschaftsführung durch die Arbeiterschaft zur Folge haben könne, oder anders

gesprochen, daß, wie der Staat seine feste Regierung, so auch das volkswirtschaftliche Betriebswesen seine festen Führungen haben müsse, und daß hier wie dort ein Recht des Amtes notwendig gefordert sei, wenn das Amt mit Kraft geführt werden sollte.

Die Kompromißformel, bei der man sich beschied, ließ immer noch eine große Wirksamkeit zur Verbesserung des Arbeiterrechtes und des Zustandes der Arbeiterschaft offen. Vieles wurde in rascher Eile vorgekehrt, doch auch hier war den Neueren eine bittere Enttäuschung nicht erspart. Das Höchste, das angestrebt werden konnte, war im Werk der Erziehung umschlossen, davon konnte man aber die nächsten Früchte erst für die aufwachsende Generation erhoffen. Inzwischen mußte man das Proletariat so gewähren lassen, wie es durch den Druck der Vergangenheit gestaltet oder mißgestaltet war.

Die Erfahrungen, die man mit der neuen Freiheit machte, konnten nicht die besten sein.

Schon im politischen Bereiche war das Proletariat nicht imstande, die Stellung auszufüllen, die ihm in der Koalition der Parteien zugewiesen war. Man konnte nicht mit einem Schlag darüber hinwegkommen, daß man im Zeitalter bürgerlicher Bildung lebte. Wie in früheren Zeitaltern höfischer, kirchlicher, adliger Bildung die Kreise des Hofes, der Kirche, des Adels die führenden Stellungen besetzen mußten und der Bürger nur ausnahmsweise dazu berufen sein konnte, so konnte jetzt das Bürgertum allein den Reichtum vorgebildeter Männer aus seinem Schoße hervorbringen, die für die Masse der Amtsgeschäfte erfordert waren. Allerdings war das Proletariat beim Bürgertum mit solchem Erfolge in die Schule gegangen, daß es sich seine parlamentarische, publizistische und gewerkschaftliche Vertretung in entsprechendem und in hervorragendem Maße hatte geben können, und durch die große Bewegung, in der es begriffen war, wurden nicht wenige starke Begabungen dem öffentlichen Leben gewonnen. Daraus erklärt es sich, daß das Proletariat bis zu einem gewissen Grade vorbereitet war, die großen Stellen im Staate zu besetzen, die ihm zufielen. Die übergroße Zahl der öffentlichen Stellen mußte aber nach wie vor aus dem Bürgertum besetzt werden. Der klassische Beweis hierfür ist heute in Deutsch-Österreich geboten, wo die Sozialisten vermöge ihrer Gesinnung als Unabhängige dem Bürgertum offiziell immer noch den Kampf ansagen und doch nicht umhin können, Angehörige des Bürgertums, und zwar gerade für eine Reihe der wichtigsten Ämter mit in die Regierung aufzunehmen — wobei sie ihren Parteivorteil allerdings dadurch wahren, daß dies die Ämter sind, welche die Volkstümlichkeit dessen, der sie führt, am stärksten gefährden, so daß deren bürgerliche Vertreter der sozialistischen Partei gewissermaßen als Blitzableiter dienen. Bei all dem ist eine große Zahl von Ämtern übrig, von denen viele durch die Revolution neu geschaffen wurden, welche dem proletarischen Interesse so unmittelbar dienen, daß sie von der Partei nicht aus der Hand gegeben werden dürfen. Für ihre Besetzung hat die Zahl der vorgebildeten Personen nicht ausreichen können, und man hatte

auch nicht Zeit und Ruhe gehabt, die notwendige Auslese unter den vorhandenen Bewerbern zu treffen. Sie sind nur zu oft den ehrgeizigen und leidenschaftlichen Männern zugefallen, die sich in die ersten Reihen gestellt hatten. Daß nicht wenige von diesen der Versuchung unterlagen, die gewonnene Macht zu mißbrauchen, darf nicht Wunder nehmen. Die französische Revolution gibt dafür ungezählte Beispiele, und sie war doch eine Revolution des Bürgertums gewesen. Weil sie aus dem Bürgertum schöpfte, hat sie aber doch auch den Vorteil gehabt, wiederum in ungezählten Fällen die vorgebildeten Begabungen herauszuheben. Dieser Vorteil ist dem deutschen Proletariat nicht zuteil geworden. Vielleicht hätte ihm die Gunst des Schicksals einen Führer von napoleonischem Genie erwecken können. Auf alle Fälle war es jedoch ausgeschlossen, daß diesem obersten Führer der Stab von Generälen und Offizieren an die Hand gegeben war, mit welchem die Revolution Napoleon beschenkte. Die politische Stellung, die sich dem deutschen Proletariat für die nächste Zeit eröffnet, bis eine neue Generation neue Verhältnisse schafft, wird, unabhängig von allen Bestimmungen des Verfassungsrechtes, wesentlich durch den Anteil bestimmt sein, den es nach der gegebenen Verfassung der gesellschaftlichen Bildung für die Reihen des Stabes geistiger Arbeiter aufbringen kann.

Im wirtschaftlichen Bereiche liegen die Verhältnisse für das Proletariat noch viel ungünstiger und zugleich für die Gesellschaft viel verworrener und gefährlicher. Die Masse der Unternehmerstellen ist vermöge ihrer Bildungsansprüche dem Bürgertum vorbehalten. Dabei wird der tüchtige Proletarier sich auch weiterhin oft genug, wie es bisher geschehen ist, aus kleinen Anfängen in ansehnliche, ja höchste Stellen emporheben können, wenn er die Kraft in sich hat, sich im Ringen der wirtschaftlichen Arbeit zugleich bürgerliche Bildung zu erwerben, soweit mindestens, als er sie für seine Arbeit braucht. Nach dieser Richtung wird es in Zukunft kaum viel anders werden können als bisher. Die Verworrenheiten und Gefahren, von denen wir zu sprechen haben, liegen nach ganz andern Richtungen. Sie sind dadurch erzeugt, daß der Entschluß, den, wie wir früher berichteten, die Parteiführung faßte, sich in der Ausführung des sozialistischen Programms zu beschränken, der Bewegung der Parteimassen nicht ohne weiteres Halt gebieten konnte. Dies hätte selbst in ruhigen Zeiten nicht sein können, jetzt aber war man in der Revolution. Die Herrschaft der Fürsten war gestürzt, die über die Völker regiert hatten, mit ihnen die Herrschaft aller militärischen Führer — wenn die eiserne militärische Zucht gebrochen werden konnte, welche das Volk in die Hand ganz Weniger gegeben hatte, warum nicht auch das Vorrecht, welches die kleine Minderzahl der kapitalistischen Besitzer über die proletarische Masse besaß? Der Wunsch, die bestehende gesellschaftliche Vormacht zu brechen, lag dem Interesse der Masse noch ganz anders nahe, als der Wunsch politischer Freiheit. Das politische Freiheitsrecht ist um seiner selbst willen den Massen kaum begehrenswert, es ist nur das Mittel, um weiteste wirtschaftliche Rechte zu erobern, die das Ziel der allgemeinen Begierde von jeher gewesen sind.

Und nun, nachdem man das Mittel erkämpft glaubte, sollte man die Hand vom Ziele lassen, das so greifbar nahe schien?

So ist es zu den „wilden Sozialisierungen" gekommen, bald da, bald dort. Man hätte befürchten können, und viele haben es getan, daß es keine Macht gebe, die groß genug sein könnte, ihr Umsichgreifen zu verhindern. Waren nicht die Schutzmittel aufgelöst, welche die Regierung bis dahin dem Unternehmer gegen die Ausschreitungen der Masse zur Verfügung gestellt hatte? Welche Macht war noch übrig, um die Masse aufzuhalten? Die französische Revolution hatte mit den Bauernaufständen begonnen, die gegen die Herrenrechte losbrachen. Sie verbreiteten sich von einer Provinz auf die andere, ohne daß die Regierung ihnen, so wie bis dahin immer, hätte begegnen können, weil ihre Machtmittel aufgelöst waren. Konnten nicht die wilden Sozialisierungen mit den modernen Herrenrechten des Kapitals ebenso unaufhaltsam aufräumen?

*

Die Antwort auf diese Frage fordert einen tiefen Blick in die Natur der Revolution. Die Revolution ist den Besitzenden wie ein Gespenst, das der Aberglaube fürchtet, ohne sich seiner erwehren zu können. Sie ist ein Gespenst aus der bösen Welt der Massenleidenschaften; für gewöhnlich schätzt man die Masse gering, sie gilt als zu stumpf, um sich ihrer Macht bewußt zu werden — aber „Wehe, wenn sie losgelassen!" Mit diesem Urteil tut man jedoch der Masse ebenso unrecht wie den gesellschaftlichen Führungen. Daß es in der Masse schlimme Elemente gibt, die auf das wildeste ausarten, sobald sie sich frei fühlen, kann nicht geleugnet werden. Die große Zahl derer jedoch, welche die Masse bilden, hat, wenn sie auch im Äußeren roh sein mag, doch einen starken Antrieb zur Ordnung in sich. Sie fühlt ihre Schwäche und sucht ein Gesetz, das sie kräftigt. Daher beugt sie sich leicht dem Führer, der ihr einen Anteil von den Erfolgen abgibt, die er durch sie gewinnt, und falls er sie nur mit etwas Gerechtigkeit behandelt, für die sie auf das feinste empfindlich ist, so verehrt sie ihn sogar. Das ist zu allen Zeiten so gewesen, wenn auch zu gewissen Zeiten der Erregung der einzelne gerechte Führer die Sünden seines Standes büßen mochte. Darum fühlen sich alle Führer, unter welchem Namen sie vorkommen — Herrscher, Befehlshaber, Amtsmächte jeder Art, Besitzer oder Unternehmer — in der Regel der Gefolgschaft der Masse sicher; nur in jenen Zeiten der Erregung sehen sie Gespenster. Wenn der Erfolg ausbleibt, der ihnen ihre Macht gibt, oder wenn sie gar aufhören, ihren Führerdienst zu leisten, und doch ihre Führerrechte noch weiter genießen wollen, dann ist die Zeit für sie vorbei, dann kommt die Masse zum Bewußtsein ihrer selbst, dann gerät sie in Erregung und kündigt die Gefolgschaft, die sie nur noch als Last empfindet. Die im Weltkrieg besiegten Monarchien sind zusammengebrochen, weil ihnen der Erfolg versagt war. Die französischen Herrenrechte sind in den Bauernaufständen zu

Boden getreten worden, weil die Herren ihren Führerdienst nicht mehr leisteten. Der Fall der modernen Unternehmerrechte ist ein ganz anderer. Unser Unternehmertum entbehrt des äußeren Schliffes und der persönlichen Vorzüge des französischen Herrn, aber es tut seinen Dienst noch weiter — noch mehr, sein Dienst kann von niemandem andern getan werden. Weder der Staat, noch das Proletariat könnten die Unternehmer darin ersetzen, überdies ist dieser Dienst nach wie vor von großen Erfolgen gekrönt, an denen die Arbeiterschaft mit ihren Anteil nimmt. Das Interesse des Proletariats ist darauf gerichtet, seinen Anteil zu vergrößern, aber es kann nicht darauf gerichtet sein, den Erfolg in Frage zu stellen, von dem es zehrt. Trotz der politischen Revolution ist daher die große Menge der Arbeiter mit gesundem Gefühl ihrer Arbeitsgelegenheit treu geblieben. Nur die Erregteren unter ihnen, oder diejenigen, die von den sozialistischen Dogmen erfüllt waren, haben gemeint, nun müsse es auch gegen die Unternehmer gehen, wie es gegen die Fürsten gegangen ist. Die Erregtesten haben sogar dann noch nicht einlenken wollen, als die Parteiführungen einlenkten, und haben es mit den wilden Sozialisierungen versucht. Indes, die Tatsachen waren stärker als die Meinungen: ihre Genossen gingen nicht mit, die Regierung brauchte nur Ernst zu zeigen, und die wilden Sozialisierungen kamen zur Ruhe.

Aber das Arbeitsverhältnis kam trotzdem noch nicht zur alten Ruhe zurück. Der Druck war einmal gelüftet worden, der seit Jahrhunderten auf der gewerblichen Arbeit lag und in der industriellen Zeit für viele Gruppen bis zum äußersten gesteigert worden war. Wenn man sich schon beschied, Arbeiter zu bleiben, so wollte man sich doch nicht mehr unter den alten Druck fügen, man wollte zum mindesten unter erleichterten und verbesserten Bedingungen arbeiten. Aus Rußland war Kunde gekommen, daß dort die Arbeiter den Unternehmern und Beamten diktieren, daß sie die höchsten Löhne bezogen, daß sie die Arbeitsstunden nach ihrem Belieben einrichteten. Gab die Revolution nicht auch dem deutschen Arbeiter die Macht, das Gleiche zu tun? Gab die Wucht ihrer Masse den Arbeitern, seit sich ihnen das alte Regiment nicht mehr entgegenstellte, nicht überall die Entscheidung, in den Betrieben nicht anders als im Staate? In den Betriebsräten erteilte ihnen die Gesetzgebung der Revolution die amtliche Vollmacht zur Vertretung ihrer Interessen, und auch sonst gab sie ihnen Raum. Aber bedurfte es dessen überhaupt noch? Die Partei der Revolution bis zum äußersten hatte es leicht, die Erregung zu schüren. Dazu kam ihnen noch die Not des Lebens und die Teuerung entgegen. Streiks in weitester Ausdehnung und in nie erlebter Raschheit der Folge zitterten durch die Volkswirtschaft. Man hatte gute Gründe, erhöhte Löhne und nach der Ermüdung des Krieges und bei der überall verbreiteten Unterernährung verkürzte Arbeitszeit zu fordern. Wer konnte unterscheiden, ob man in dem Maße der Forderungen sich an die gegebenen Notwendigkeiten hielt oder aber darüber hinausgriff? Das Schlimmste war die Versuchung des Arbeitswillens und des Ordnungssinnes. Die Unterstützung der Arbeitslosen,

vom Kriege her schon eingerichtet und in der Übergangszeit gesteigert, beseitigte für Zehntausende den Zwang zur Tätigkeit, eine verlockende Versuchung für die übrigen, sich, soweit es ging, zu entlasten. Überhaupt hatten zunächst einmal die Arbeitsunwilligen das Wort, und ihr Beispiel lockerte die guten Gewohnheiten von früher. Mancher Willige fragte sich, warum gerade er sich noch nach altem Maß anstrengen sollte. Ebenso war die ganze Arbeitszucht, die Arbeitssitte gelockert. Manch Ehrlicher fragte sich, warum gerade er sich noch an die gute alte Ordnung halten solle, die von so vielen gebrochen wurde. Der wirtschaftliche Unterbau der Gesellschaft, welchen die sozialistische Parteiführung aufrechtzuerhalten beschlossen hatte, begann zu wanken, weil sein breitester persönlicher Pfeiler nicht mehr festhielt. Dem Zusammenbruch der politischen Leitung drohte sich der moralische Verfall der Massenenergie zu gesellen.

*

Die Erschütterung des Arbeitsverhältnisses blieb nicht auf die revolutionierten Länder beschränkt. Auch die Siegerländer sollten sie erfahren, denn auch dort gab es, wenn auch nicht im gleichen Grade, Not und Teuerung. Auch dort wirkte die Ermüdung des Krieges nach, auch dort das russische Beispiel und das der anderen revolutionierten Länder. Auch dort waren übrigens die Millionen von Arbeitern, die als Soldaten im Felde gestanden hatten, an den zahlreichen Plätzen, wo ihre Front ins Wanken kam, vor die Frage gestellt gewesen, ob sie die Lasten des Krieges noch weiter tragen und den Befehlen der Führer noch weiter gehorchen sollten. Noch kurz bevor die Front der Mittelmächte sich auflöste, war es auf weiten Strecken der Kampflinien nahe daran, daß die Front derer sich auflöste, die sich bald darauf als die Sieger fühlen sollten. Die Erinnerung daran konnte auch nach dem Siege nicht ganz vergessen sein. Das Triumphgefühl, aus dem schweren Kampfe nun doch siegreich hervorzugehen, war zwar um so erhebender, das Ansehen der Führung war ungebrochen geblieben und durch den Glanz des Erfolges sogar noch erhöht. Aber der Soldat mußte doch mit dem Gefühl nach Hause zurückkehren, daß es einmal in seine Selbstbestimmung gegeben war, zu gehorchen oder nicht zu gehorchen. Er hatte erfahren, daß er mit der Masse der Genossen zusammen selbst dem Banne der militärischen Disziplin gegenüber die Waffe der Selbstbestimmung in der Hand hatte. Lag es nicht nahe, daß er die Anwendung auf die bürgerlichen Gewalten machte, von denen sich keine an Strenge mit der militärischen zu messen vermochte?

In den neutralen Ländern war von einer Erschütterung des Arbeitsverhältnisses kaum etwas zu bemerken, obwohl die Wellen der Teuerung auch in sie eindrangen. Sie hatten eben jene Kriegserfahrungen nicht zu verwinden. Da sie aber nach ihrer Volkszahl nur wenig bedeuten, so darf man mit Recht von einem internationalen Verfall der Massenenergie sprechen. Sie ist eine

der merkwürdigsten Kriegsfolgen. Je nach dem Parteistandpunkt deutet man sie als vorübergehende Erscheinung der Abspannung nach den unsäglichen Anstrengungen des Krieges oder als beunruhigendes Symptom der nahenden Weltrevolution. Für das nächste hat sie die Wirkung, daß sie den Erfolg der Produktion empfindlich schmälert. Die Kohlenproduktion der Welt insbesondere ist in bedenklichem Maße gemindert. Nirgends ist die Wirkung bedrohlicher als in Deutschland, das auf eine hochgespannte Massenenergie eingerichtet war und jetzt um so mehr auf sie rechnen mußte, um die Minderungen seiner produktiven Kraft wettzumachen und für die Belastungen aufzukommen, die ihm der Friedensschluß diktierte. Deutsch-Österreich ist nur wenig besser daran.

In beiden Staaten trifft die unheimliche Arbeitskrise -- denn der Verfall der Massenenergie ist eine solche — mit einer Summe so gewaltiger anderer wirtschaftlicher Krisen zusammen, wie sie einzeln für sich noch niemals ein Kulturvolk bedrückten, und wie sie niemals vereinigt waren.

Es ist eine fast verzweifelte Lage, es ist, wie wenn alle ägyptischen Plagen zugleich vom Himmel verhängt wären. Alle Krisenformen, welche die Volkswirtschaftslehre beschrieben hat, sind auf einmal da, und jede von ihnen in einem Grade sondergleichen, so daß man von ihr sagen muß, es sei mit dem Grade zugleich ihre Art verändert. So ist zum Beispiel die Geldkrise, wie sie in Deutschland und Deutsch-Österreich besteht, mit keiner der bekannten Geldkrisen an Wirkung zu vergleichen, auch nicht mit der Assignatenwirtschaft in der französischen Revolution. So sehr die Assignaten auch entwertet waren, so hat das damalige Frankreich unter ihr doch nicht so leiden können, denn es war entfernt nicht so in ausländische wirtschaftliche Beziehungen verwickelt wie Deutsch-Österreich oder vollends das Deutsche Reich. Für das damalige Frankreich verschlug es wenig, daß sein Assignatengeld im Ausland keine Zahlkraft besaß. Es hatte vom Ausland nicht allzuviel Waren hereinzubringen, für die es Zahlung zu leisten hatte, und es war dem Auslande nicht in sonderlichem Maße verschuldet. Damals führte die Geldentwertung in der Zahlungsbilanz zum Aderlaß, heute fast zur Verblutung. Ebenso ist für Deutschland und Deutsch-Österreich die Kreditkrise von heute mit keiner früheren zu vergleichen, noch auch die staatliche Finanzkrise. Dasselbe gilt von der Rohstoffkrise und von der allgemeinen Produktionskrise, die bei dem Grade, in dem sie bestehen, einen modernen Industriestaat in seinen wirtschaftlichen Lebensquellen treffen müssen. Zu den altbekannten Krisenformen ist eine Reihe ganz neuer von noch nie beobachteter Art getreten. Vor allem eine Ernährungskrise, eine Hungerkrise, ja bei dem Mangel an Kleidung und Feuerung, bei der Knappheit der Wohnungen sogar eine allgemeine Lebenskrise, wie sie in dieser Art noch niemals in einem Kulturstaat beobachtet oder auch nur gedacht werden konnte. Ferner ist die Arbeitskrise zu nennen, von der eben die Rede war. Eine solche Erschlaffung der Massenenergie ist bei einem Kulturvolk noch nie beobachtet oder auch nur für möglich gedacht worden. Ebensowenig ist eine Kapitalskrise der heutigen Art

jemals beobachtet oder auch nur gedacht worden — die Kapitalsflucht im großen über die Grenzen hinüber, um der inländischen Notbesteuerung, der inländischen Geldentwertung sowie den Fährlichkeiten der Sozialisierung zu entgehen. Dasselbe gilt von der heutigen Verkehrskrise, denn niemals war der Schiffsraum zur See so gemindert, noch der binnenländische Verkehr so eingeengt, wie es heute infolge des Mangels an Kohle und Brennstoff aller Art, an Lokomotiven und Waggons der Fall ist, um von den gehäuften Streiks der Bahnbediensteten und des sonstigen Verkehrspersonals nicht zu sprechen. Gegenüber den Krisen des alten Umfangs konnte man sich einigermaßen behelfen, indem man an den Punkt der Störung Hilfen von anderen Punkten herbeischaffte. Jetzt fehlt es überall an den erforderten Güterwerten, Geldwerten und Arbeitskräften, jede einzelne Krise verschärft die andere. Die allgemeine Lebenskrise fordert ausgedehnte Einfuhren — dies gilt zumal für Deutsch-Österreich, das durch den Friedensvertrag von seinen Nahrungsquellen abgeschnitten ist —, zu deren Bezahlung es an Geld und Kredit gebricht. Man soll in Ausfuhren zahlen, aber in weitem Umfange ist der Arbeitswille verfallen, und wo er noch da ist, mangelt es an Kohle und Rohstoffen, für deren Zufuhr die Verkehrsmittel nicht ausreichen, und deren Einfuhr, wenn sie sonst möglich wäre, den Kredit vollends erschöpft und Zahlungsbilanz wie Geldwert vollends umwirft. Der Staat soll Ordnung machen, aber er kann es nicht, denn nicht nur, daß seine politische Macht ganz unsicher ist, so ist er wirtschaftlich in voller Unordnung, er muß für Kriegsschäden und Friedensverpflichtungen aufkommen, er muß den Haushaltungen der Arbeiter helfen, die nicht arbeiten können oder nicht arbeiten wollen. Wenn er in seiner Not auf das Privatkapital greifen will, so entzieht sich ihm dieses, wo es kann, durch Kapitalsflucht, und für den Teil, den er greifen kann, droht die Gefahr, daß er für laufende Ausgaben verrinnt. Die Kapitalsflucht vollendet die Geldentwertung, die vollendete Geldentwertung schließt den Zirkel der Krisen, indem sie den Einfuhren das Tor schließt, welche doch die erste Voraussetzung dafür sind, daß man leben und arbeiten kann. Der Zirkel der Krisen schließt sich zum andernmal darin, daß die Leichtigkeit, mit der man den Staat dazu verhält, die Ausfälle der Privatwirtschaften zu decken, ihn zu Deckungsmitteln führt, die am Ende die privaten Wirtschaften ausschöpfen müssen. In der Krise sondergleichen hat, wie der Arbeitswille, so auch die Vorsorglichkeit, namentlich in der öffentlichen Wirtschaft gelitten. Ohne viel Bedenken vergeudet man auf Staatskosten, indem man vergißt, daß man damit auf gesellschaftliche, das heißt auf eigene Kosten vergeudet. Die öffentliche Wirtschaft würde die schwere, ihr sonst aufgebürdete Last vielleicht noch ertragen können, falls nur die strenge Sachlichkeit, mit der sie früher geführt wurde, nicht einer Leichtfertigkeit gewichen wäre, die man fast als Verlotterung bezeichnen muß. In Deutsch-Österreich wenigstens läßt sie eine andere Bezeichnung nicht mehr zu. Die Beschreibung des Zustandes wäre unvollständig, wenn nicht auch verzeichnet würde, daß die Lebenskrise die Verbrechen und

Verfehlungen aus Not gehäuft und die Gelegenheit übermäßiger Gewinne die bürgerliche Wohlanständigkeit gemindert hat.

In dem dunklen Bilde fehlen die Lichter keineswegs, sie sind sogar ebenso grell, als die Schatten dunkel sind. Die Verluste und Abnützungen der langen Kriegsjahre haben überall einen Bedarf groß werden lassen, der in diesem Umfange auch noch niemals beobachtet wurde oder gedacht werden konnte. Zur ungewohnten Größe des Bedarfes gesellt sich die gleich ungewohnte Größe der Kaufkraft, die eine Folge des übermäßigen Notenumlaufes ist. Noch niemals war Geld in solch gigantischen Beträgen in den Händen einer so kaufgierigen Menge. Den Käufern werden Preise sondergleichen geboten, und wenn auch ihre Kostenrechnungen in einem Umfange sondergleichen in die Höhe geschnellt sind, so ist der Aufschlag in den Verkaufspreisen vorerst doch noch um so viel größer, daß ihnen Gewinne bleiben, die nicht geringer sind, als die Kriegsgewinne waren. Wie alle Dinge das tollste Maß angenommen haben, so lockt auch die ungeheure Entwertung des einheimischen Geldwertes die Käufer in Massen aus dem Ausland ins Inland herein. Die Aufträge wachsen in das Riesenhafte, und wer sich durch die bloßen Ziffern blenden läßt, mag glauben, daß eine Konjunktur gegeben sei, wie sie noch nie da war. Konjunktur bedeutet aber ein Zusammentreffen; wirtschaftliche Konjunktur bedeutet ein Zusammentreffen kaufkräftiger Nachfrage mit leistungsfähigem Angebot. Ist das industrielle Angebot in Deutschland wahrhaft leistungsfähig? Die Unternehmerschaft ist persönlich in voller Leistungsfähigkeit. Von einem Verfall der Unternehmerenergie kann keine Rede sein, sie ist zur höchsten Spannkraft aufgeregt. Selbst der Verfall der Massenenergie der Arbeiterschaft beginnt sich zu lösen. Die hohen Löhne, welche der Unternehmer bieten kann, sind das wirksamste Medium, um frischen Arbeitsgeist zu wecken und die gewohnte Ordnung wieder herzustellen. „Wenn genug Kohle zu haben ist, so sind wir wieder obenauf", hört man in den Kreisen der Industrie sagen. Wäre aber damit wirklich alles gut gemacht, was die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie bedroht? Wäre damit die Unsicherheit behoben, die durch den Zusammenbruch des politischen Oberbaues im Reiche entstanden ist? Wären alle Übel beseitigt, die durch den Verfall des wirtschaftlichen Unterbaues drohen? Und kann das Schlimmste gut gemacht sein, was dem deutschen Volke durch den Friedensschluß widerfahren ist? Der Friedensschluß hat von dem Boden, auf welchem der stolze Bau der deutschen Volkswirtschaft bisher ruhte, große und wertvolle Teile abgegraben. Das ganze Kolonialgebiet und kostbares heimisches Land wurde weggenommen, der Besitz an Handelsschiffen, an Lokomotiven und Waggons und mancherlei kaum entbehrlichen Gütern sonst wurde in hartem Maße gedrosselt. An Geldkapital sind schwerste Abzahlungen zu leisten, deren höchste Ziffern noch gar nicht abgemessen sind und noch bis in phantastische Höhen gesteigert werden können. Kann auf so verengtem Boden die deutsche Volkswirtschaft in ihrer bisherigen Ausdehnung noch bestehen

bleiben? Müssen nicht gewaltige Teile in die Tiefe abstürzen, und wird nicht an den Stellen des Abbruches das geborstene Mauerwerk noch lange abbröckeln müssen? Die Konjunktur der ausgehungerten Nachfrage und des Valutasturzes wird vergehen. Wird sie in ihren Wirkungen ausreichen, um den wohlbefestigten Bau der deutschen Industrie, wie er vor dem Kriege war, wieder aufzurichten?

*

Die Öffentlichkeit sieht diese Dinge noch nicht in ihrer ganzen schweren Bedeutung. Man ist wohl um die Wirtschaft sehr besorgt, aber man ist es nicht anders, als man es während des ganzen Krieges war. Man weiß noch nicht, wie tief der Hieb sitzt, der Deutschland getroffen hat. Man erkennt noch nicht, daß man dauernde Schädigungen erlitten hat, die im besten Falle nur durch schwerste dauernde Anstrengungen ausgeglichen werden können.

Die Sieger sehen dies anders an, sie haben es vielleicht sogar anders gewollt. Man hat bei ihnen von Berechnungen gehört, die kalten Blutes die Zahl der Deutschen auf Millionen anschlagen, welche auf heimischem Boden nicht mehr ihr Auskommen finden und zur Auswanderung in die weite Welt gezwungen sein werden. Es sind bis zu zwölf und fünfzehn Millionen genannt worden, die zusammen mit den Millionen unter fremde Hoheit gewiesener Reichsangehörigen die deutsche Wehrkraft auf das wirksamste mindern. Sie mindern zugleich die deutsche Wirtschaftskraft auf das empfindlichste, denn die Auswanderung müßte die deutsche Industrie treffen, weil ihr vor allem der Boden abgegraben wurde, und sie müßte manche der einträglichsten deutschen Industrien treffen. Jene Gruppen der Sieger, die nichts im Plane haben als die äußerste Schwächung des deutschen Volkes, werden zufrieden sein, wenn es so weit gekommen ist, und sich mit Gleichgültigkeit über alles hinwegsetzen, was vorher geschehen sein muß, bis es so weit kommt. Anders wird der deutsche Patriot urteilen und anders jeder Menschenfreund, denn was vorher geschehen sein muß, muß das Schlimmste sein. Es kann nicht ohne blutigste Krämpfe und Kämpfe geschehen, daß diese Millionen sich vom heimischen Boden losreißen.

Die deutschen Kommunisten erwarten es nicht anders, sie rechnen darauf mit Begierde, denn davon hoffen sie für sich den Sieg. Sie glauben nicht anders, als daß die Erregungen, welche den wirtschaftlichen Zusammenbruch in Deutschland begleiten müßten, ihnen die Massen zutreiben werden. Möge dabei ein Strom von Blut fließen, für sie ist es ein Strom auf die Mühle der Revolution.

Wenn sie so rechnen, so geben ihnen die Erfahrungen der französischen Revolution bis zu einem gewissen Grade recht, denn damals haben die Hungertumulte den Jakobinern die Massen zugetrieben. In ihrem weiteren Fortgang bietet uns die französische Revolution allerdings andere Erfahrungen. Solange das schwache Königtum noch bestand, haben die wirtschaftlichen Unruhen den Sturz der Regierung herbeigeführt. Später in der Zeit der Schreckens-

herrschaft und des Direktoriums konnte die erstarkte Regierung mit ihnen fertig werden, und sobald Napoleons kräftige Hand die Ordnung wieder herstellte, kam die französische Volkswirtschaft bald wieder zu neuer Blüte. Dabei hatte auch Frankreich in der Zeit der Schreckensherrschaft und des Direktoriums gehäufte Krisen des Lebens und der Volkswirtschaft durchzumachen, wie sie bis dahin ohnegleichen waren. Aus diesen Erfahrungen ist der tröstliche Schluß zu ziehen, daß auch Deutschland mit seinen gehäuften Krisen fertig werden könnte, trotzdem sie die der französischen Revolution noch um vieles an Schärfe übertreffen. Freilich wäre es voreilig, zu schließen, daß es so kommen müsse, denn wir wissen, die französische Revolution war ein Ausbruch, sie war die Revolution der Kraft, die deutsche ein Zusammenbruch, eine Revolution aus Schwäche. Wenn Deutschland aus seinen Krisen gesund herauskommen soll, so muß die Kraft dazu erst nach dem Ereignisse der Revolution groß geworden sein, oder es müßte zu erwarten sein, daß sie in der nächsten Zeit groß wird.

*

Niemand in Deutschland scheint zu glauben, daß eine solche Kraft bisher zum Vorschein gekommen ist. Von allen Seiten, von den Gegnern wie selbst von zahlreichen Anhängern der Revolution hört man das gleiche Wort: „So geht es nicht weiter!" Es ist ja wahr, an Rußland gemessen hat Deutschland innere Kraft erwiesen. Anders als in Rußland erhob sich in ihm der Staat auf der Unterlage bürgerlicher, bäuerlicher und nicht minder auch proletarischer Lebensordnungen. Als die Monarchie gestürzt war, blieben alle diese Ordnungen aufrecht, und ihr Lebenstrieb hielt ganz selbstverständlich auch ihren staatlichen Verband aufrecht. Deutschland braucht aber mehr als bloße Selbsterhaltung, es braucht die Entwicklung einer neuen Kraft. Darauf waren die Hoffnungen der kommunistischen Schwärmer gerichtet, darauf waren in besonnenerer Weise die Hoffnungen der gemäßigten Parteien gerichtet, die sich zur Koalitionsregierung verbanden. Leider ist die Koalition beim ersten Schritt stehengeblieben, sie hat die Parteien einander nicht so eng genähert, wie das große Werk forderte, das getan werden sollte. Daß eine Koalition der großen Parteien gewaltige Kräfte entbinden kann, hat England im Weltkriege bewiesen, den es unter einer Koalitionsregierung führte, welche aus der Nation das Äußerste herauszuholen vermochte. Damit dies gelinge, müssen jedoch die koalierten Parteien darin einig sein, daß alle Interessen, in denen sie sich bisher im Gegensatz zueinander befanden, doch nur nebensächlich seien gegenüber der Hauptsache, die in der Not des Augenblicks zu tun sei. Der Sinn der deutschen Koalition ist ein anderer. Die Parteien vermochten sich zwar zur entschlossenen Verteidigung der öffentlichen Ordnung zu einigen, auch in bezug auf die neue politische Verfassung — beides Angelegenheiten von hoher Bedeutung —, aber nicht in bezug auf diejenige Angelegenheit, über die sie sich bisher als Parteien im Gegensatz zueinander befunden hatten, auf die wirtschaftliche Verfassung der Gesellschaft. — Gerade

diese Angelegenheit war nun, da man sich in der sozialen Revolution befand, die Hauptsache. Nach wie vor blieben die Parteien innerlich voneinander getrennt und mußten es daher auch als politische Parteien bleiben. Nun hat aber die Revolution die Macht der Arbeiter so erhöht und in das Arbeitsverhältnis solche Unruhe hineingetragen, daß die Gefahr des offenen Klassenkampfes bedenklich nahegerückt ist. Die Koalition wehrt diese Gefahr nicht ab, sie sichert nur eine Waffenruhe. Sie sichert sie noch dazu nur bei den Parteiführungen, nicht bei den Massen selbst. Deshalb müssen auch die Führungen, wenn sie den Zusammenhang mit den Massen nicht verlieren wollen, in ihrer Haltung unsicher bleiben, und die höchste Energie, welche die Zeit fordert, kann nicht entbunden werden.

Das Wort „So geht es nicht weiter" hat noch einen tieferen Grund. Da die Parteien heute das Werk der Regierung zu leisten haben, mißt man sie mit erhöhten Ansprüchen, und zum tiefen Erschrecken findet man, daß keine von ihnen das volle Maß hat. Woher sollten sie es haben? Sie alle haben sich vor dem Kriege nur als Vertretungen eingeschränkter wirtschaftlicher Interessengruppen benommen und betätigt. Das Regieren überließen sie der Regierung. Der Ehrgeiz und die Haltung der englischen Parteien waren ihnen fremd, deren Führer, wenn sie über die Mehrheit im Hause verfügten, die Ministerien leiteten oder, wenn sie als Minderheit in der Opposition standen, immer bereit waren, sie zu übernehmen, sobald ein Sieg in der Abstimmung sie zur Regierung berief. Die englischen Parteien waren im Wechsel regierende Parteien und mußten sich infolgedessen stets regierungsfähig halten. Sie haben darum im Lande auch die geschichtliche Macht erworben, die den Regierungen zuwächst. Würde in England eine Revolution die Monarchie gestürzt haben, so würde dies kaum ohne weitgehende Wirkung geblieben sein. Vielleicht würde der Zusammenhang des englischen Mutterlandes mit Kanada und Australien ohne das einigende Band der Dynastie nicht aufrechterhalten werden können. Die großen Parteien und Parteiführungen indes hätten ihr geschichtliches Ansehen deshalb nicht verloren, wenn den Beschlüssen der parlamentarischen Mehrheit die Sanktion nicht mehr beigesetzt werden könnte, welche die Könige seit mehr als zwei Jahrhunderten zu verweigern nicht mehr die Macht besaßen. Die deutschen Parteien müssen sich vor dem Volk geschichtliches Ansehen erst gewinnen. Nicht einmal innerhalb der eigenen Partei gilt der Führer nach der Revolution mehr, als er vorher gegolten hat. Er ist, auch wenn er auf den Präsidentenstuhl erhoben ist, immer nur der Parteimann, der Genosse. Die deutschen Parteien müssen überhaupt erst die Haltung gewinnen, die geschichtliche Erfolge einbringt. Sie müssen erst vollwichtige, politische Parteien werden.

Die Sieger haben sie nicht als solche und haben das deutsche Volk nicht als politisch vollwichtig eingeschätzt, als sie sich der Erwartung hingaben, es werde sich nach seiner Niederlage in seine alten geschichtlichen Gruppen des Nordens, des Südens oder gar des Westens trennen oder doch trennen lassen.

Von einem besiegten England oder Frankreich hätte das niemand erwartet. Nun, diese Probe auf sein politisches Maß hat das deutsche Volk glücklicherweise bestanden. Die Deutsch-Österreicher haben sie nicht recht bestanden, und ihr Fall ist auch für die deutschen Verhältnisse so lehrreich, daß wir auf ihn etwas näher eingehen wollen. Die Königreiche und Länder Österreich-Ungarns waren, wie jeder Kenner wußte, nur durch das dynastische Gefühl zusammengehalten, das allein die Stärke hatte, das nationale Selbstgefühl zu überwinden. Innerhalb des deutsch-österreichischen Stammes wieder war jedoch das nationale Selbstgefühl nicht so bindend wie innerhalb der anderen Volksstämme. Man hielt in nationaler Gemeinbürgschaft zusammen, aber jedes Land pflegte zugleich sein landsmannschaftliches Gefühl. Als die Dynastie gestürzt war, zerriß nicht nur das geschichtliche Band zwischen den einzelnen Volksstämmen, sondern es wurde auch das Band zwischen den Ländern Deutsch-Österreichs so schlaff, daß aus diesem Grunde allein schon die neue Volksregierung der Vollkraft entbehren mußte. Der Kampf ums Brot, der scharfe Gegensatz zwischen dem sozialistischen Proletariat in Wien und dem ländlichen Besitz draußen kam hinzu. Vor allem aber fehlte der neuen Regierung das Gewicht der Großmacht und der Glanz der Kaiserkrone, denen die Massen sich unterzuordnen gewohnt waren. Für den Habsburg-Lothringer, der auf dem Thron saß, wirkten nun einmal alle die durch Kunst und Überlieferung hochgehaltenen Erinnerungen. Wenn er sprach, so sprach er nicht bloß als Erzherzog von Österreich, Herzog von Steiermark und Kärnten und gefürsteter Graf von Tirol, sondern er sprach zugleich als derjenige, dessen Wort von fast fünfzig Millionen Bewohnern anderer Länder mit Ehrfurcht und noch bis zum Schlusse des Weltkrieges von Europa und der Welt mit Aufmerksamkeit gehört wurde. Wie zwerghaft ist dagegen der Wuchs der neuen Regierung, die nur Bruchstücke von den Parteien des alten Hauses vertritt, Bruchstücke, die in dem Saale verschwinden, der auf das große alte Parlament berechnet war! Man versteht, daß die Stimme dieser Regierung verhallt, wenn sie zum Volke hinaussprechen will; man versteht, wie schwer es ihr fallen muß, auch nur die Länder zusammenzuhalten! Wenn die Reichseinheit in Deutschland erhalten blieb, so hat dies zwei Gründe. Fürs erste ist das deutsche Volk durch das Friedensdiktat der Feinde nicht zerrissen wie Deutsch-Österreich. Es hat, abgesehen von den Verlusten in den Randgebieten, seine Zahl unvermindert erhalten. Durch die Zahl aber ist ihm das nationale Gewicht erhalten geblieben, das auf das Stammesgefühl der einzelnen Landschaften drückt. Sodann ist für Deutschland die Dynastie der Hohenzollern geschichtlich entfernt nicht das gewesen, was die Dynastie der Habsburger für Österreich-Ungarn war. Bismarcks Blut und Eisen hat den letzten Kitt gegeben, um das Reich zusammenzuschließen, aber die deutsche Einheit war im tiefsten Grund das Werk der deutschen Kultur; erst das Werk der Dichter und Denker, die in ihrer höheren Sphäre über die trennenden Interessen der großen und kleinen Dynastien

hinüber die geistige Einheit herstellten, und späterhin das Werk der wirtschaftlichen Kultur, die auch die materiellen Interessen verknüpfte. Als die Dynastie gestürzt war, erwies sich dieses Werk als beständig, es blieb aufrecht. Es soll aber nicht bloß aufrecht bleiben, es muß sich zu vollständiger Kraft entfalten, und das ist bisher noch nicht geschehen. In dem Wort „So geht es nicht weiter" sagt der Lebensinstinkt des Volkes, daß die Kraft sondergleichen, die man braucht, noch nicht gefunden ist. Darum ist das Wort gut, dem Worte muß jedoch die Tat folgen.

*

Von wo wird die Kraft kommen, aus der die Tat geboren werden kann? Ist es noch notwendig zu beweisen, daß es die Kraft des Krieges nicht sein kann? Der Feldherr, der das deutsche Volk wiederum zum Siege führte, würde ihm die Vollkraft wiedergewinnen, die ihm Bismarck und Moltke gewonnen haben. Dahin sind jedoch die Wege für lange hinaus verlegt, die Feinde haben dagegen alles vorgekehrt, was Übermacht und Übermut vorkehren können. Und was der triftigste Beweisgrund ist: nach dem Weltkriege soll der Krieg aufgehört haben, zwischen den Kulturvölkern zu entscheiden, denn es ist klar geworden, daß er zwischen ihnen kein taugliches Mittel der Entscheidung mehr ist, weil er, mit ihren Mitteln geführt, die Kultur und die Völker zerstört. Das deutsche Volk wird den Sieg gewinnen, wenn es das erste ist, das ihn nicht mehr durch den Krieg gewinnen will.

Die Unzufriedenheit mit der Entwicklung der Dinge seit der Revolution leitet die Gedanken von selbst zu der Regierungsform zurück, die vorher war. Von Tag zu Tag mehrt sich die Zahl derer, die sich offen zur Monarchie bekennen. Für sie ist es ausgemacht, daß mit der alten Regierungsform die alte Kraft wieder da sein wird. Die Tapferkeit, mit der sie den vaterländischen Gedanken hochhalten, ist höchsten Lobes würdig. Sie machen sich jedoch zugleich eines höchsten Irrtums schuldig. Sie wollen nicht einsehen, daß die alte Kraft zerbrochen ist, und daß es gilt, von vorne anzufangen. Sie leben noch in den Illusionen der Erinnerung, wie der reiche Mann, der plötzlich verarmt ist, aber noch nicht weiß, was es heißt, verarmt zu sein, weil er noch in seinem Palaste wohnt, wo ihn die Bilder seines Reichtums noch umgeben.

Das Kaisertum könnte in Deutschland nur dann wieder aufleben, wenn es wiederum wie vormals die Herrschaft über die Gemüter gewinnen würde. Kaiser könnte nur der sein, der diese Herrschaft besäße. Es würde auch nicht genügen, daß wieder ein Kaiser sei, es käme alles darauf an, daß neben ihm auch das Volk zu seiner ganzen Kraft gelangte. Es dürfte nicht mehr so werden, wie es vorher war, der konstitutionelle Fehler, an dem Deutschland im Weltkrieg zugrunde ging, müßte ausgetilgt werden, ein Volk, das sich weiterhin in alter Weise regieren ließe, könnte nicht groß werden. Der Platz an der Sonne gebührt nur den Völkern höchster politischer Kraft.

Einfacher ist das Programm derer, die alles Heil von der Diktatur erwarten, von der Diktatur eines entschlossenen Mannes oder, wie manche

sagen, von der Diktatur des Maschinengewehrs. Für alle, die so urteilen, beginnt und endigt die Politik mit der Polizei. Nun ist die Aufgabe der Polizei gewiß selbst zu den friedlichsten Zeiten höchst wichtig, denn immer gibt es eine gewisse Zahl von gewalttätigen und heimtückischen Instinkten, gegen die der Friede durch den Einsatz äußerer Machtmittel geschützt werden muß. Heute ist die Aufgabe noch um vieles bedeutsamer geworden, denn heute ist die Zahl der aufgeregten bösen Instinkte viel größer und viel gefährlicher, und selbst viele gutangelegte Menschen sind unsicher geworden, seit vor ihren Augen das Böse sich ungestraft vollziehen kann. Darum mag die Diktatur eines entschlossenen Mannes und bis zu einem gewissen Grade selbst die Diktatur des Maschinengewehrs ihre guten Dienste tun, und sie mag vielleicht sogar eines Tages eiserne Notwendigkeit werden. In Deutschland ist aber heute weit mehr zu tun, als die friedlose Minderheit unter den Willen der Mehrheit zu beugen. Es muß der Wille der Mehrheit selbst wieder aufgerichtet werden, und das zu tun ist nur eine einzige Diktatur mächtig genug, die *Diktatur eines aufrechten öffentlichen Geistes*, wie ihn nur ein Volk haben kann, das den Namen eines politischen Volkes verdient.

Am einfachsten ist das Programm derer, die auf die kurze Formel schwören, wie man sie oft zu hören bekommt: „Arbeiten, arbeiten, nichts als arbeiten!" Es ist wahr, das deutsche Volk muß wieder arbeiten lernen, es muß aber noch etwas lernen: „Entbehren, entbehren", so wie es im Krieg entbehrte. Weite Schichten des Volkes haben nach dem Taumel der Revolution geglaubt, wie von der Last der Arbeit so von den Schranken der Entbehrung frei geworden zu sein, während andere freilich um so empfindlicher eingeschränkt sind. *Würde Deutschland durch eine Reihe von Jahren, so lange wie der Krieg war, so arbeiten und entbehren wie im Kriege, so wäre es aus dem Schlimmsten der Krise heraus und dürfte wieder Zuversicht haben, obenauf zu bleiben.* Wie lernt nun das Volk wieder arbeiten und entbehren? Für die starken Nerven des Unternehmers, der um seinen Platz ringt, und dem neue Gewinne in Aussicht stehen, genügt die kurze Formel: „Arbeiten, arbeiten, nichts als arbeiten!" — wer sollte jedoch erwarten, damit die Massen fortzureißen? Die Massen brauchen, um zu einem gewaltigen Einsatz angetrieben zu werden, neben den materiellen Aussichten, die für sie immer nur bescheiden sein können, auch noch das Gefühl einer unwiderstehlichen gesellschaftlichen Kraft, die sie überwältigt. Als eine solche unwiderstehliche Kraft hat der Weltkrieg die Millionen arbeiten und entbehren, bluten und sterben lassen. Im Kriege war den Massen ein ideales Ziel geboten, ein Ideal, von dem sie heute selbst nicht mehr recht begreifen, wie es sie hat in seinen Zauber bannen können, ja, von dem man ihnen heute sagt, daß sie sich seiner schämen müßten, dessen sie sich aber wahrlich nicht zu schämen brauchen. Denn was immer die obersten Führer im Kriege gewollt haben mögen, das Volk hat nichts anderes gewollt, als was es wollen durfte und mußte: seine nationale

Selbsterhaltung. Nur dann, wenn das neue Deutschland seinen Massen ein gleich hohes Ideal bietet, kann es sie zu gleich hohem Einsatze vermögen.

*

Wenn man solche Programme hört, so begreift man, daß von vielen ernsten Männern in Deutschland die bange Frage gestellt wird, ob die Deutschen überhaupt die Anlage zum politischen Volke in sich hätten. Glücklicherweise werden ihnen gegenüber aus dem Munde berufenster Sprecher Worte klarster Erkenntnis und Entschlossenheit laut. Dennoch dürfen wir über diese Frage nicht achtlos hinweggehen. Sie braucht weder bei Engländern, Franzosen und Amerikanern, noch bei den Italienern oder irgendwelchen kleinen Staatsvölkern Europas gestellt zu werden, bei den Deutschen muß sie gestellt werden. Wenn ein großes Kulturvolk nach tausendjähriger politischer Geschichte noch keine vollwichtigen Parteien aus sich hervorgebracht hat, so scheint es dafür fast keine andere Erklärung zu geben, als daß es eben bei allen seinen Kulturanlagen doch kein politisches Volk sei. Geht man indes der deutschen politischen Geschichte nach, so findet man doch eine andere Erklärung. Die Vereinigung der Deutschen zum Staat war vor stärkere Hemmungen gestellt als die aller anderen Staatsnationen. Engländer, Franzosen, Russen, Spanier gingen aus der Zerfahrenheit des Mittelalters unter ihren Monarchen als staatliche Einheiten hervor. Sogar die Italiener, denen wie den Deutschen die staatliche Einigung erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gelang, hatten einen Vorsprung darin, daß ihre nationale Kultur sie um Jahrhunderte früher geeinigt hatte. Auch hatten sie durch Napoleons italienische Politik einen mächtigen Anstoß zur Einigung erhalten, dessen Nachwirkungen so lange dauerten, bis ihnen die Bildung ihres nationalen Königtums gelang, bei welcher Gelegenheit sie mit den alten Fürstentümern anders, als es in Deutschland geschah, gründlich aufräumten. In Deutschland war der germanische Trieb nach Absonderung zu stark, als daß das geschwächte Kaisertum mit ihm hätte fertig werden können. Die erste große Kulturtat des deutschen Geistes, die Reformation, hat das Volk politisch zerrissen. Im dreißigjährigen Glaubenskrieg haben sich die von ihren Fürsten zielbewußt geführten Nachbarstaaten die innere Zersplitterung Deutschlands zunutze gemacht und sich mit den protestantischen Fürsten gegen das Reich verbunden. Der westfälische Friede hat diesen Zustand sanktioniert. Von da an lag die politische Führung fest in der Hand der Landesherren, unter denen die Hohenzollern als die nach äußeren Mitteln und persönlicher Kraft stärksten an die Spitze traten; die Völker kamen nicht in Betracht. Die zweite Kulturtat des deutschen Geistes, die mit der geistigen Revolution des Sturmes und Dranges eingeleitet wurde, war darin glücklicher als die erste, daß sie das Ziel geistiger Einigung der ganzen Nation erreichte. Ihre Kraft war so groß, daß sie auch in das politische Wesen hinüberwirkte. Aus ihr sind die Einheitsbestrebungen des Jahres 1848 hervorgegangen. Was aus diesen wurde und wie endlich unter Bis-

marcks Führung Deutschland sich politisch saturierte, davon haben wir im Eingang bereits gesprochen. Blicken wir zurück, so erkennen wir, daß die Geschichte bisher noch kein endgültiges Zeugnis wider den politischen Beruf des deutschen Volkes abgegeben hat. Es war bisher nicht nur durch seine Schwäche, sondern auch durch seine Größe von der politischen Vollendung zurückgehalten. Nun aber darf es nicht länger säumen und muß sich als politisches Volk bewähren. *Wenn ihm das nicht jetzt und ohne Aufschub gelingt, so wird es niemals zu den Völkern politischen Vollgewichts gezählt werden können.*

Das politische Ideal, unter dem das deutsche Volk sich wieder aufrichten soll, muß so sein, daß es das ganze Volk für sich gewinnt. Nur durch volle Einigkeit kann volle Kraft kommen. Nachdem der Glaubensgegensatz politisch überwunden ist, bleibt noch ein anderer, seither aufgewachsener trennender Gegensatz: der Gegensatz der wirtschaftlichen Klassen. Auch dieser muß sich in dem politischen Ideale lösen, unter dessen Zeichen das deutsche Volk seine Größe wiederfinden soll. Würden sich die deutschen Mehrheitssozialisten auf dem Wege halten, welchen die deutsch-österreichische Sozialdemokratie geht, dann wäre jede Hoffnung eitel. In Deutsch-Österreich konnten die der Regierung angehörigen Führer es noch nicht über sich bringen, sich mit dem Bürgertum auch nur halbwegs zu finden. So sehr sie dessen Hilfe allerwegen brauchen, so sagen sie ihm doch unter dem Banne der Massen nach wie vor den offenen Kampf an. In Deutschland haben die Führer der Mehrheitssozialisten höhere moralische Kraft bewiesen. Sie halten die Koalition, die sie geschlossen haben, ehrlich ein, doch bleibt auch ihnen der letzte Schritt zu tun übrig, wie er ebenso den Führern der besitzenden Klasse zu tun übrig bleibt. Die bloße wirtschaftliche Waffenruhe genügt nicht, *der Klassenkampf muß durch einen Frieden auf der ganzen Linie für immer beendigt werden.* Der wirtschaftliche Unterbau der Gesellschaft muß neu gefestigt werden, anders könnte ein fester politischer Oberbau nicht aufgeführt werden, anders wäre die geschlossene äußere Kraft, die Deutschland braucht, nicht aufzubringen. Es gibt nur die eine Rettung für das deutsche Volk: eine neue Kraft aus den Tiefen des geeinigten Volkstums, und um diese Kraft zu heben, ein neues, alle Schichten mit gleicher Zaubergewalt begeisterndes Ideal des völkischen Lebens.

Alle Vernunftgründe sprechen für die endgültige Verschmelzung der koalierten Parteien. Eine gewichtige Tatsache freilich wirkt gegen sie, nämlich das Beharrungsbestreben, das allen Parteien innewohnt. Alle großen Parteien stehen immer im Banne ihrer Geschichte, sie sind durch ihre geschichtliche Form gebunden. Wie dies in der französischen Revolution für das Königtum und das Bürgertum galt, so gilt es jetzt wieder für die besitzende und arbeitende Klasse. Das will nicht sagen, daß solche Gegensätze nicht geschichtlich überwindbar wären. Die schärfsten Gegensätze der Parteien werden überwunden, sobald sich die trennenden Anschauungen gewandelt haben. Nur muß selbst, nachdem dies geschehen ist, immer noch die Zeit abgewartet werden, die dazu

nötig ist, das Beharrungsbestreben in seinem dumpfen Triebe aufzuhalten. Selbst wenn der Hellblick eines Mirabeau erkannte, daß Königtum und Bürgertum sich finden müßten, so hat er sich vielleicht darin geirrt, daß er sich zutraute, sie ohne Aufenthalt zusammenzubringen, und so mag es vielleicht ein Irrtum sein, daraus, daß man die endliche Versöhnung des heutigen Klassengegensatzes voraussieht, zu schließen, daß die Versöhnung auch heute schon möglich sei. Mirabeau hätte, wenn er in der Revolution der Gegenwart gewirkt hätte, sich gewiß ohne Zaudern an dieses Werk gemacht, denn dieses Werk ist unvergleichlich leichter, als in der französischen Revolution das Werk der Versöhnung von Königtum und Bürgertum war, dessen er sich unterfangen wollte. Der Gedanke der wirtschaftlichen Volkssouveränität hat in Deutschland die Wandlungen größtenteils schon in besonnener Ruhe durchgemacht, welche der Gedanke der politischen Volkssouveränität damals erst leidenschaftlich erleben mußte. Für die ruhige Vollendung dessen, was an weiteren Wandlungen noch zu vollziehen ist, bürgt der Charakter des deutschen Volkes weit mehr, als der bewegliche französische Nationalcharakter, und endlich ist die Entschließung in Deutschland heute unter den Druck der denkbar größten Notwendigkeit gestellt, während sie in Frankreich durch die losgebundene dämonische Kraft in die ärgste Versuchung der Leidenschaft hineingerissen wurde, bis sie in Klarheit gefaßt werden konnte. Falls es in Deutschland einen Mann gibt, der dafür geeignet gehalten werden kann, der Diktator der Ordnung zu sein, so möge sich dieser der höheren Aufgabe widmen, die Diktatur des öffentlichen Geistes zu schaffen, welche den gesellschaftlichen Frieden erzeugt. Nur eine starke Hand kann Frieden schließen. Die Friedensliebe des Schwachen fordert den Übermut des Gegners heraus. Nur der Starke darf gerecht sein, ohne die Nachfolge der eigenen Partei zu verlieren. Daß die beiden Parteien säumen, den Klassenkampf durch einen Frieden abzuschließen, den sie beide brauchen, hängt damit zusammen, daß sie fürchten, durch Nachgiebigkeit den Gegner zur Steigerung seiner Forderungen anzureizen und zugleich die eigenen Massen in das Lager der extremen Flügel zu verlieren. Auf sozialistischer Seite war diese Befürchtung zu Beginn der Revolution durch die große Erregung der Arbeiterschaft ernsthaft begründet. Ist es damit aber nicht doch schon anders geworden, seit es deutlich wird, daß große Gruppen der Arbeiterschaft durch die Ergebnisse der Revolution abgeschreckt sind? Und daß die revolutionär gespannten Erwartungen anderer ernüchtert sind? Immer hat die Masse ihren Anteil an den großen gesellschaftlichen Entscheidungen. Sie wirkt jedoch, wie uns die Geschichte der französischen Revolution so klar beweist, in der großen Regel nur durch das Gewicht ihrer Nachfolge. Diejenige Führung siegt, welcher dieses Gewicht zufällt. Eine Führung, die darauf verzichtet, die Probe der Massenentscheidung zu machen, gibt sich selber auf. Ebenso gibt sich diejenige auf, welche die Gelegenheit der Probe versäumt. In Deutschland ist die Friedensgelegenheit heute nicht nur durch das Nachlassen der Massenerregung, sondern außerdem

durch die merkwürdige Wendung im Verlaufe der Krisenflut gegeben, die sich durch ihr Extrem in ihr Widerspiel überschlägt und durch die äußerste Geldentwertung einen äußersten Produktionsvorteil bringt. Die Wendung wird vorübergehen. Nach einiger Zeit wird der Druck der Krise, wenn auch mehr oder weniger abgeschwächt, wieder auf Deutschland lasten. Was für den Klassenfrieden getan werden kann, muß vorher getan sein. Es muß getan werden, solange im Proletariat die Ernüchterung von dem Revolutionsgedanken andauert und die Gewinne aus jenem Produktionsvorteil die Arbeiter zum altgewohnten Arbeitsernst zurücklocken. Wenn in dieser Zeit die politische Koalition sich zu wirtschaftlicher Einheit verschmilzt und ihre neue völkische Idee mit der Kraft der Begeisterung vorbringt, dann wird sie auch die jugendlichen Schwarmgeister an sich ziehen, die heute die wertvollsten Kräfte der extremen Partei sind, dann wird sie durch die Sicherung der Ordnung die Gemäßigten für sich haben, und die Massen werden folgen.

Selbstverständlich könnte die soziale Reform, wie man sie vor dem Kriege für ausreichend hielt, nicht dazu genügen, um die begeisternde Kraft auszulösen, die Deutschland heute braucht. Die soziale Reform, wie man sie früher dachte, wollte die Lage der Arbeiter bessern, ohne das Recht des Besitzes im wesentlichen zu schmälern. Heute geht es um mehr. Heute muß das Recht des Besitzes gegen die Bürde der Arbeit bis auf den Punkt abgeglichen werden, der eben noch festgehalten werden muß, damit die Kraft der wirtschaftlichen Führung nicht verloren gehe. Denn eine wirtschaftliche Führung muß allerdings noch bleiben, wenn anders wirksame Kraft entbunden werden soll, und es muß eine feste Führung mit klar anerkannten Rechten bleiben, denen sich die Massen willig unterordnen. Wie der schrankenlose Begriff der Volkssouveränität, mit dem die französische Revolution begonnen hat, aus sich doch wieder den Begriff der Regierung herstellte, so wird es auch für die Volkswirtschaft gelten müssen, denn auch die Produktion braucht die Führung, und diese Führung braucht ihr Recht.

Die Aufgabe der sozialen Reform ist heute zur Aufgabe der sozialen Reformation erweitert. Das ist der einzige Name, welcher die Größe des Werkes ahnen läßt, das zu vollbringen ist, ein Name noch dazu, der, wenn man ihn beruft, zugleich das Vertrauen weckt, daß das große Werk vollbracht werden könne, weil er die Erinnerung an das große Werk religiöser Aufrichtung weckt, zu dem das deutsche Volk in einer Zeit die Kraft gefunden hat, in welcher jedes Streben, jede Größe verloren gegangen schien. Wer hätte vom deutschen Volk, das so kurze Zeit vorher im Kampfe gegen die Hussiten militärisch, politisch und in Wahrheit auch geistig unterlegen war, die Kraft zur Reformation erwartet? Kann das Unerwartete von diesem Volk nicht noch einmal getan werden?

*

Eine Reformation ist ein gesellschaftliches Werk, und als solches bedarf sie des Zusammenwirkens von Führung und Masse. Sie ist ein so großes

Werk, daß ein einziger Führer nicht genügen kann. Dem leitenden Führer müssen Helfer — Apostel, Jünger — zur Seite stehen. Immerhin scheint es, daß die Person des leitenden Führers, des Reformators, die seiner Helfer gebietend überragen müsse. So ist es bei Luther, Zwingli, Calvin der Fall gewesen. Daß es jedoch auch anders sein könne, beweist uns die katholische Reformation, welche der protestantischen nachfolgte. Sie ist ein Werk tiefeingreifender Umkehr gewesen, das dem Katholizismus neue Lebenskraft gab. Gleichwohl war sie durch keinen solchen gebietenden Einzelführer geleitet, mit dessen Namen sie die Geschichte hätte verbinden können. Die Führung verteilte sich auf eine Anzahl ausgezeichneter Männer, die alle von dem gleichen Drange beseelt waren, die Kirche durch ihre innere Läuterung vor dem Zusammenbruche zu bewahren, der ihr drohte. Es war eine Lage, ähnlich derjenigen, in der sich heute das deutsche Volk befindet, das sich auch nur durch seine innere Läuterung davor bewahren kann, daß der durch den Weltkrieg bewirkte Zusammenbruch sein Leben zerstöre. Eigentlich ist das Führungswerk, das vonnöten ist, zur Hälfte schon getan. Die Gedankenarbeit nämlich, wie der Gegensatz von Arbeit und Besitz zu lösen wäre, ist in großen Zügen geleistet. Es ist mehr die Arbeit des Willens, die noch zu leisten ist. Eine Anzahl von Männern muß hervortreten, die sich daran setzen, auf beiden Seiten das Beharrungsbestreben der Parteien zu brechen. Sollte der Lebensdrang des deutschen Volkes nicht stark genug sein, um solche Männer hervorzuheben, so wie der Lebensdrang der katholischen Kirche sie unter dem Zwange der Not hervorgehoben hat?

Wenn diese Führer hervorgetreten sind, dann bedarf es freilich noch der begleitenden Tat des Volkes. Wie der Ausgang der französischen Revolution schließlich dadurch glücklich bestimmt wurde, daß die Masse des Volkes den gemäßigten Führern beitrat, welche nach Napoleons Wort „von der Revolution nichts verstanden", so wird der Ausgang der deutschen Revolution dann ein glücklicher sein, wenn die Masse des Volkes den aufrechten Führern folgt, welche über den Trümmern des Zusammenbruches die höchste innere Kraft aufrichten.

Die gesellschaftliche Reformation, welche das deutsche Volk zu vollbringen hat, wäre durch die Tiefe der Umwälzung und durch die Mächtigkeit der Kraft, die sie fordert, eine Revolution. Sie müßte sich aber im innersten Wesen von der Revolution des Zusammenbruches unterscheiden, welche den Weltkrieg beendigte. Denn während diese eine Revolution der Schwäche war, müßte sie eine Revolution der Kraft sein. Sie müßte aus ihrem geistigen Gehalte die Kraft gebären, die jener gefehlt hat. Sie dürfte aber nicht durch die Greuel gehen, die mit dem Namen der französischen Revolution verbunden sind, für welche das deutsche Volk keine Kraft mehr übrig hat. Sie dürfte nicht eine Revolution von unten, sondern müßte, so wie die Luthers, eine Revolution von innen sein, sie müßte mit derselben verzehrenden Gewalt beginnen, wie die französische Revolution, und müßte aber zugleich auch von der klaren Erkenntnis erfüllt sein, mit der diese ihren Abschluß gefunden hat.

Zur Vorgeschichte des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses von 1879

Nach ungedruckten Quellen
von
Eduard von Wertheimer

Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis vom 7. Oktober 1879 wurde durch die Ereignisse des Weltkrieges zerrissen. Nichts verlor es jedoch dadurch an Bedeutung für die Völker Deutschlands und der ehemaligen Monarchie, sowie auch für andere Staaten. Beruhte doch auf diesem Bündnis seit vierzig Jahren der Friede der Welt, wofür man stets mit Dankbarkeit der beiden Männer, Bismarcks und Andrássys, die es ins Leben gerufen, wird gedenken müssen. Für die Geschichtsforschung aber besteht die Verpflichtung, alles ans Tageslicht zu fördern, was mit der Aufhellung dieses wegen seiner langen Dauer und seines tiefeingreifenden Wirkens einzigen Vertrages zusammenhängt. Ich bin heute in der Lage, noch neues Material zu der von mir bereits behandelten Vorgeschichte des Bündnisses nachzutragen[1]), das mir seinerzeit, als ich mit den Vorarbeiten zur Biographie des Grafen Julius Andrássy beschäftigt war, im Wiener Staatsarchiv nicht, wie jetzt, zur Einsicht vorlag.

*

So unwahrscheinlich es auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist es doch sicher, daß niemand mehr der Vertiefung des Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn im Wege stand als General von Schweinitz, der deutsche Botschafter am Wiener Hofe. Ihm wäre es, allerdings unbeabsichtigt, fast gelungen, einen Keil zwischen die beiden lenkenden Staatsmänner an der Spree und der Donau zu schieben. Als er auf den Wiener Posten gesandt wurde, war die politische Lage eine ganz andere denn zur Zeit der Ministerschaft Andrássys. So lange Graf Beust die äußere Politik Österreich-Ungarns leitete, hatte die Gesandtschaft des Generals von Schweinitz einen verständlichen Sinn. Dem ausgesprochenen

[1]) Siehe den dritten Band meines Werkes „Graf Julius Andrássy", 9. Kapitel.

Feinde Deutschlands gegenüber, der nur auf Rache für 1866 sann und die Kräfte der Monarchie in den Dienst dieser Idee stellte, war Schweinitz der berufenste Diplomat Deutschlands in Wien. Die ihn für diese Stellung um diese Zeit befähigenden Eigenschaften verloren sofort ihre Geltung, als Graf Andrássy nach dem Sturze Beusts im November 1871 das Ministerpalais auf dem Wiener Ballhausplatz bezog. Nun war der ewig mißtrauische Schweinitz nicht mehr nötig, da Graf Andrássy keine höheres Ziel als innige Intimität zwischen Wien und Berlin erstrebte. Für die Donaustadt paßte nicht mehr der Mann, der überall Abneigung und Haß gegen deutsches Wesen witterte. Andrássy mit seinem offenen Charakter hatte ein schweres Auskommen mit dem kaltgemessenen, stets zugeknöpften Repräsentanten des Deutschen Reiches, von dem gesagt wurde, er sei „überhaupt so schweigsam, daß man fast glauben sollte, das Sprechen verursache ihm heftige Schmerzen“ [1]). Mehr steif als anziehend, gleichsam mit allem hinter dem Berge haltend, anstatt sofort aufgetauchte Mißverständnisse durch rückhaltlose Auseinandersetzung zu berichtigen, brachte er Andrássy durch sein Vorgehen zur Verzweiflung und erschwerte dadurch den im Interesse der Sache so erwünschten persönlichen Verkehr zwischen beiden Männern. Jeden Augenblick erschien Schweinitz bei dem Minister des Äußern mit einer Note, las ihm einzelne Sätze daraus vor, ohne eine präzise Frage zu stellen, worauf er wieder das Schriftstück in der Tasche verbarg, der Phantasie des Ministers überlassend, was er hernach nach Berlin berichten werde. „Ein Procédé“ — bemerkt hierzu Andrássy —, „welches ganz dazu geeignet wäre, mein Mißtrauen wachzurufen, wenn ich dazu auch nur die geringste Anlage hätte.“ Diese Art des Auftretens übertrug er auch auf die Gesellschaft, deren heiterer, ungezwungener Ton in schärfstem Gegensatz zu den steifen, zugeknöpften Formen des deutschen Botschafters stand. Er konnte daher auch in den mehr der Lebenslust zuneigenden höheren Wiener Kreisen nie warm werden. Was Wunder, wenn er dann in diesen nicht jenen entgegenkommenden Empfang fand, auf den er als der Vertreter des mächtigen befreundeten Reiches ein Anrecht zu haben glaubte. Anstatt in sich selbst, in seinem ganzen, wenig erwärmenden, ja unsympatischen Charakter die Ursache des vermeintlichen Übelwollens der Gesellschaft zu suchen, sah er überall nur Absichtlichkeiten, die ihn auf eine politische Abschwenkung folgern ließen. Er war dann zu sehr geneigt, jenen Gehör zu schenken, die seine Stimmung zu ihrem Vorteil auszunutzen bemüht waren. Auch an seiner Frau fand er keine Unterstützung im gesellschaftlichen Leben. Eine sonst vortreffliche Dame, fielen ihr die gesellschaftlichen Anforderungen, die man mit Recht an eine Botschafterin des Deutschen Reiches stellen konnte, zur Last. Sie zog sich daher von aller

[1]) Freiherr von Langenau, österreichisch-ungarischer Botschafter in Petersburg, an Graf Andrássy, Petersburg 23./11. Mai 1877. Wiener St. A. Russica. Schweinitz war um diese Zeit bereits Botschafter in Petersburg.

Welt zurück, ihre Freude nur im stillen häuslichen Familienkreis suchend und findend. Graf Andrássy gab lange große Proben von Geduld in seinen Beziehungen zu Schweinitz, der auch noch die üble Gewohnheit hatte, alle Vorfälle durch eine stark gefärbte russische Brille[1]) zu sehen. Von ihm, den der Minister des Äußern als einen sonst ehrenwerten, ernsten Mann kannte und schätzte, besorgte er, Schweinitz könnte durch seine schiefe Beurteilung der österreichisch-ungarischen Verhältnisse und der darauf basierten Berichte nach Berlin leicht eine Verstimmung zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn hervorrufen. Das aber wollte Andrássy um jeden Preis vermieden wissen. Gerade in dem Moment, als alle Welt in das französische Horn geblasen und überall hin verkündet hatte, Bismarck sinne auf einen Präventivkrieg gegen Frankreich und nur Andrássy allein nicht glauben wollte, der Reichskanzler denke im Ernst daran, zuerst Österreich-Ungarn und dann die französische Republik zu überfallen, in diesem historischen Moment kam es zwischen dem österreichisch-ungarischen Minister des Äußern und dem deutschen Botschafter zu einer längeren, eingehenden Aussprache. Auch jetzt mußte er sich, wie schon öfter, von der Befangenheit und politischen Kurzsichtigkeit des Schweinitz überzeugen. Aus diesem Grunde hielt er es für nötig, einen Bericht über seine Unterredung mit dem Botschafter zu verfassen, in der er seinem tiefempfundenen Bekenntnis zur Freundschaft mit Deutschland den wärmsten Ausdruck verliehen hatte. Er kleidete ihn in die Form eines geheimen Privatschreibens an Graf Károlyi, den österreichisch-ungarischen Botschafter am Berliner Hofe, den wir nachfolgend, nach einer Abschrift im Wiener Staatsarchiv, hier mitteilen:

Geheimes Privatschreiben Andrássys an Graf Alois Károlyi.

Wien, 23. Mai 1875.

Die Aufregung, welche durch die jüngsten Kundgebungen der Presse in betreff der Kriegs- und Friedensfrage hervorgerufen wurde, hat zu den mannigfachsten und zum Teile den ungereimtesten Gerüchten Anlaß gegeben. Ich habe an diese Kriegsgerüchte, wie Du weißt, nicht einen Augenblick lang geglaubt und mich auch immer in diesem Sinne ausgesprochen. Als ich indes die Diplomaten, mit welchen ich hier verkehre, zu beruhigen trachtete, wurde mir mehrfach angedeutet, man bewundere um so mehr meine Ruhe, als die drohende Haltung, welche das Berliner Kabinett angeblich angenommen, in erster Linie nicht Frankreich, sondern Österreich-Ungarn gelte. Gleichzeitig wurden mir direkt von Paris und London Berichte in nämlichem Sinne zugemittelt. Ich hätte trotzdem Schweinitz gegenüber dieser Gerüchte, die ich nie ernst nahm, keine Erwähnung getan, wenn nicht der Zufall unsere Konversation auf dies Thema gelenkt hätte. Die Allarmrufe aus Paris, erwähnte ich scherzend, kämen mir vor wie die Manöver eines von den Hunden verfolgten Hasen, der gewöhnlich die Richtung einschlägt, in welcher er einen andern Hasen vermutet, damit dieser, gleichfalls aufgeschreckt, die Ablösung des ersten übernehme. Eine derartige Taktik sei auch eine völlig richtige, wenn

[1]) Schweinitz war 1865 preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg und hatte seitdem eine besondere Vorliebe für Rußland.

sich ein zweiter Hase finde, um die Verfolgung auf sich abzuleiten. Nur irre man sich vollständig, wenn man voraussetze, es könne uns einfallen, diese Rolle zu übernehmen. Ich endete mit der Bemerkung, daß ich keinerlei Anlaß zur Entstehung der betreffenden Gerüchte zu erkennen vermöge.

Es versteht sich von selbst, daß Schweinitz sich dieser Auffassung der Sachlage vollständig anschloß. Um so mehr mußte es mich befremden, als er plötzlich hinzufügte, er könne sich dennoch des Eindruckes nicht erwehren, als ruhe auf den zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn herrschenden Beziehungen ein leichter Schatten, und als sei die Stimmung gegen das Deutsche Reich hier eine weniger herzliche und freundschaftliche, als dies vor einiger Zeit der Fall gewesen.

Es ist nicht das erste Mal, daß der deutsche Botschafter derartige Andeutungen fallen läßt. Bereits in früheren Unterredungen glaube ich bemerkt zu haben, daß er sich nicht nur in jüngster Zeit noch ängstlichere Zurückhaltung auferlegte, als er sich immer zur Pflicht macht, sondern auch, daß er in ganz irrigen Vorstellungen befangen erscheint, und deshalb halte ich für nötig, unsere Unterredung zu relevieren.

Als ich ihn fragte, auf welche Tatsachen er seine Behauptung stütze, berührte er die Broschüre des Erzherzogs Johann Salvator[1]). Er gab mir zwar zu, wie er bereits früher einmal getan, als diese Broschüre hier keinen oder doch nur einen der beabsichtigten Wirkung entgegengesetzten Eindruck hervorgerufen habe. Ebenso mußte er zugestehen, daß der Erzherzog wegen seines Mangels an Disziplin sowohl als kaiserlicher Prinz wie als Militär eklatant bestraft worden sei[2]). Allein er betonte dennoch, daß die Broschüre nichtsdestoweniger in Deutschland selbst vielfach als eine sehr bedenkliche Erscheinung aufgefaßt worden sei. Als ich weiter in den Botschafter drang, mir andere und stichhaltigere Argumente für seine Behauptung anzuführen, sagte er mir, es habe eine Zeit gegeben, in welcher er gehofft habe, daß das alte kameradschaftliche Verhältnis beider Armeen wieder hergestellt werden und in der gegenseitigen Absendung von Offizieren zu den Manövern und Truppenübungen und dergleichen Ausdruck finden würde — dies sei nun alles anders geworden. Die Erwiderung hierauf war sehr leicht. Ich fragte, ob denn diese Zeichen der freundschaftlichen Beziehungen beider Staaten heute bereits aufgehört hätten. Dagegen konnte ich daran erinnern, daß Erzherzog Albrecht, den man gewissermaßen als den eigentlichen Repräsentanten der österreichischen Armee betrachten müsse, aus eigener Initiative und mit Einwilligung des Kaisers den Wunsch ausgesprochen habe, dem Kaiserlichen Hofe in Berlin einen Besuch abzustatten und bei dieser Gelegenheit den dortigen Manövern beizuwohnen. Diese Tatsache wiege ohne Zweifel schwerer als der Besuch einiger Offiziere. Trotz der Deutung, welche die angekündigte Reise des Erzherzogs in den Blättern gefunden, als bezeichne sie gewissermaßen eine Buße für die Broschüre des Erzherzogs Johann Salvator, sei die Absicht des Besuches noch heute nicht aufgegeben und seine Ausführung, wie Schweinitz wisse, nur infolge eines Wunsches, dem man von Berlin aus Ausdruck gegeben, bis zum August vertagt worden.

[1]) Der Titel der Broschüre lautet: „Betrachtungen über die Organisation der österreichischen Artillerie", Wien, Verlag L. W. Seidel, Wien 1875. In dieser Flugschrift wurde die Allianz mit Rußland als die alleinige Bürgschaft des glücklichen Gedeihens der Monarchie bezeichnet und auf Deutschland-Preußen als dem Bedroher der Integrität Österreich-Ungarns hingewiesen. Erzherzog Johann Salvator von Toscana ist identisch mit dem später auf der See infolge eines Sturmes untergegangenen Johann Orth.

[2]) Von seiten des Kaisers Franz Josef des Ersten erfolgte eine, wenn auch nur indirekte Verurteilung der politischen Darlegungen des Erzherzogs.

Der Botschafter blieb mir die Antwort darauf schuldig, ging aber dafür auf die Behauptung über, er glaube, dennoch feststellen zu können, daß die enthusiastische Stimmung für Deutschland, die früher in den Massen der Bevölkerung geherrscht, sowohl in diesen als auch insbesondere in der deutschen Verfassungspartei einer gewissen Ernüchterung Platz gemacht habe. Ich erwiderte, daß uns die Existenz einer Partei nicht wünschenswert erscheinen könne, deren deutsch-nationales Gefühl sich so kräftig entwickelt habe, daß darüber ihr österreichisches Gefühl verloren gegangen sei. Übrigens vermöge ich in der angeführten Tatsache nur einen Vorteil auch für Deutschland zu erblicken. Denn solange jene Partei ihre Anschauungen in lärmenden Demonstrationen geltend zu machen suchte, war die Opposition dagegen aus dynastischen und staatlichen Gründen eine berechtigte. Die reaktionäre Partei beutete den Schein aus, um die gesamte Politik des engen Zusammengehens mit Deutschland möglichst zu verdächtigen. In demselben Maße, ja in noch größerem als jene nationalen Aspirationen in den Hintergrund getreten sind, hat auch die Gegenpartei an Terrain verloren, und da sie ihre Existenzberechtigung nur aus der Verdächtigung herzuleiten vermochte, daß die deutsche Bevölkerung Österreichs nach Deutschland gravitiere, ist mit den Tatsachen, die diese Verdächtigung hier und da zu bekräftigen schienen, auch die moralische Basis dieser Partei beseitigt.

Da Schweinitz keine weiteren Gründe zur Erhärtung seiner Angabe vorbrachte, bat ich ihn, seine unbegründete Auffassung durch ein exakteres Studium der Verhältnisse zu berichtigen und machte ihn ernstlich darauf aufmerksam, welch' schwere Verantwortung er auf sich laden würde, wenn er durch eine entschieden falsche Berichterstattung dem Berliner Kabinette Anlaß zu unbegründeten Voraussetzungen und damit möglicherweise zu irrigen Grundlagen der deutschen Politik uns gegenüber darbieten würde. Wiederholt erklärte mir Schweinitz, daß seine Bemerkung auf mich keine Anwendung habe, daß ich vielmehr für meine Person in Berlin unbedingtes Vertrauen genösse, wie dies noch jüngst durch Bismarck ausdrücklich bestätigt worden sei. Allerdings liege aber auch in meiner Person die einzige Garantie des gegenwärtigen Verhältnisses beider Staaten. Hierauf erwiderte ich, daß mich das Vertrauen, welches man mir in Berlin entgegenbringe, zwar mit aufrichtiger Freude erfülle, daß ich aber keineswegs zugeben könne, daß meiner Persönlichkeit die Bedeutung der ausschließlichen oder auch nur der hauptsächlichsten Garantie in dem angegebenen Sinne zuerkannt werde. Für die Politik Österreich-Ungarns sei ein Wille entscheidend, der des Kaisers. Dem gegenüber falle das, was von Kotherien oder von Einzelnen gesagt und getan werde, hier ebensowenig ins Gewicht als in Berlin, wo an verwandten Erscheinungen auch kein Mangel sei. Der zweite maßgebende Faktor für unsere Politik seien die Delegationen. Beide Faktoren glaube ich besser zu kennen als irgend jemand, und beide sind für ein enges Zusammengehen mit Deutschland. Die Politik, die ich heute vertrete, würde daher auch selbst jeder meiner Gegner fortführen müssen. Sie ist in den realen Verhältnissen gegründet und wird ihre Richtung nicht verändern, insolange von Deutschland aus nicht der Bestand oder die Interessen Österreich-Ungarns bedroht erscheinen. Wäre dies aber einmal der Fall, würde weder ich noch irgend jemand anderer an dieser Politik festhalten können.

Auf alle Fälle — setzte ich Schweinitz weiter auseinander — liegen die Bürgschaften des gegenwärtigen Verhältnisses überhaupt nicht in einer Persönlichkeit und auch nicht in der meinigen, sondern in den beiderseitigen Interessen. Seit Österreich-Ungarn darauf verzichtet, die undankbare Rolle der Aufrechterhaltung des Dualismus in Deutschland zu spielen, sei das enge Zusammengehen der beiden zentraleuropäischen Mächte das natürliche Ergebnis ihrer Interessen, ja ihrer geographischen Lage. Es könne dem österreichischen Interesse keineswegs ent-

sprechen, die Zeiten zurückzurufen, in welcher Frankreich die prädominierende Stellung in Europa einnahm und heute als Republik, morgen als Kaiserreich, immer aber erfüllt vom Geiste der Eitelkeit und Selbstüberhebung jene Verwirrungen in der Lage Europas geschaffen hat, unter welchen Österreich-Ungarn mindestens ebensoviel zu leiden hatte als Deutschland. Ebensowenig könne es in unserem Interesse liegen, Zustände wieder begründen zu helfen, welche Frankreich wieder ermöglichten, in einer neuen Eitelkeitsanwandlung mit dem Geschicke, mit welchem es den halbbarbarischen Nationalitäten des Orients zu schmeicheln weiß, neuerdings als Beschützer der interessanten Nationalitäten an unserer Grenze aufzutreten und wie früher die leitende Rolle im Oriente in einer Richtung zu übernehmen, welche wiederum geeignet sein würde, durch fortwährende Beunruhigung Fragen aufzuwerfen, nie aber solche in einem Europa und speziell uns zufriedenstellenden Sinne zu lösen. Österreich-Ungarn — fuhr ich fort — sei groß genug, um die Größe Deutschlands an seiner Seite zu vertragen. Durch sein Festhalten an der Verständigung mit Deutschland und durch die geographische Lage beider Staaten fühlen beide sich geschützt und in die Möglichkeit versetzt, die Bedingungen ihrer inneren Wohlfahrt friedlich zu entwickeln.

Dies seien die Gründe, welche diese Verbindung leicht und wünschenswert machten. Sie hätten den Ausschlag gegeben, für unsere Haltung im letzten Kriege, sie seien heute maßgebend für jeden ernsten Politiker in Österreich-Ungarn. Allerdings könnten diese Gründe nicht so aufgefaßt werden, als müsse sich Österreich-Ungarn durch dieselben bestimmt fühlen, seine Selbständigkeit aufzuopfern.

Ich faßte schließlich meine Auffassungen dahin zusammen, daß ich die Überzeugung aussprach, es existiere hier weder eine Partei noch ein namhafter Staatsmann, die eine Veränderung unserer Beziehungen zu Deutschland anstrebten. Die österreichisch-ungarische Politik bewegt sich in festen Bahnen, der Gedanke eines warmen Freundschaftsbundes mit Deutschland und des vollständigen Verzichtes auf die Ideen der Vergeltung ist in allen Schichten der Bevölkerung zum Durchbruch gelangt. Ein Umschwung hierin könnte, wie ich auf das Nachdrücklichste hervorhob, nur eintreten, wenn er durch die Haltung des Berliner Kabinettes herbeigeführt werden würde. In dieser Beziehung aber glaube ich meine Zuversicht auf die eigensten Interessen Deutschlands und auf die politischen Anschauungen des Fürsten Bismarck gründen zu dürfen.

In der Tat haben die wenigen Gelegenheiten, die mir geboten waren, mit Bismarck zu sprechen, mich davon überzeugt, daß seine Auffassung der erwähnten Fragen sich mit der meinigen begegnet, und diese Unterredungen müßten jede Annahme, als könne er von diesen seinen Anschauungen abweichen, in mir ausschließen. Die einzige Gefahr könnte in den religiösen Fragen liegen. In dieser Beziehung ist es notwendig, darüber klar zu werden, was wir uns gegenseitig schuldig sind. Das Interesse, Eingriffe der Kirche in die Rechte des Staates abzuwehren und letzteren gegen ultramontane Absurditäten zu schützen, ist beiden Staaten gemeinsam. Aber ihre Verhältnisse sind verschieden, und diese Verschiedenheit der Verhältnisse fordert daher die Verschiedenheit der anzuwendenden Mittel. Jeder Teil hat daher meines Erachtens den Standpunkt des anderen zu respektieren; jeder führt den Kampf, wie er ihn versteht. Notwendig ist nur, daß die Verschiedenheit der Ansichten, die aus der verschiedenen Lage entstehen, nicht auf die gegenseitigen Beziehungen einwirken, und daß nicht der eine Staat in die Reihen der Gegner des andern trete. Genau diese Auffassung habe ich auch beim Fürsten Bismarck gefunden, sie wurden von beiden Seiten eingehalten und wird nach meiner Überzeugung auch künftig eingehalten werden.

Ist dies aber der Fall, so könnte eine Störung unseres Verhältnisses nur durch falsche Berichterstattung herbeigeführt werden, und dies ist der Grund, warum

ich Dir meine Unterredung mit Schweinitz mitteile. Es erscheint mir nämlich einleuchtend, daß Schweinitz, wenn er seine, auf einer total falschen Auffassung der hiesigen Situation und ganz ungenauen Beobachtung der Verhältnisse beruhenden Anschauungen mir gegenüber zur Sprache gebracht hat, auch nicht weniger falsch und nicht weniger schwarz gefärbt nach Berlin berichtet, und daß man dort unter diesen Verhältnissen leicht dazu gelangen könnte, falsche Wege einzuschlagen.

Schweinitz ist, wie Du weißt, eine höchst achtbare und auch mir sympathische Persönlichkeit. Allein eine gewisse Kälte und Zurückhaltung bilden einen hervorstechenden Zug seines Wesens. Seine Frau zeichnet sich durch eine Reihe sehr liebenswürdiger Eigenschaften aus, aber sie zieht sich von der Welt zurück und beschränkt sich auf ein stilles häusliches Leben innerhalb ihrer Familie. Nun ist in der hiesigen Gesellschaft ein heiterer, ungezwungener Ton vorherrschend, und die steifen, zugeknöpften Formen, die Schweinitz anzunehmen liebt, hindern ihn daran, warm zu werden und die Gesellschaft näher an sich heranzuziehen. So mag es allerdings geschehen, daß er hier und da nicht den Empfang findet, auf welchen rechnen zu können er glaubt, daß er überall Absichtlichkeiten sieht und die hereinbrechende Reaktion oder eine politische Schwenkung vor Augen hat, wenn vielleicht die eine oder die andere alte böhmische Fürstin sich ein Versäumnis in bezug auf die gesellschaftlichen Artigkeitsfragen zuschulden kommen ließ. Es kommt dazu, daß einzelne Individuen aus Eitelkeit oder anderen Gründen derartige Verstimmungen befördern. Schweinitz hat mir Bellegarde[1]) als diejenige Persönlichkeit genannt, mit welcher er seinerzeit die Maßregeln bezüglich der wechselseitigen Absendung von Offizieren vereinbart habe. Bellegarde kenne ich als einen anständigen, aber eitlen Offizier, der sich durch die Erweckung der Vorstellung, daß, seit er aufgehört habe, Generaladjutant des Kaisers zu sein, die Freundschaftsgesinnungen gegen Deutschland einen Rückschlag erfahren hätten, immerhin ein gewisses Relief geben mag. Bestimmt weiß ich, daß der Kaiser niemals politische Fragen mit ihm besprochen hat. Wie ich höre, ist, ob von Schweinitz hervorgerufen oder nicht, weiß ich nicht, in Berlin das Gerücht verbreitet, es bereite sich bei uns eine militärische und deutschfeindliche Reaktion vor, an deren Spitze Koller[2]) und Pejacsevich[3]) stünden. Koller ist ein hervorragender Militär und Administrator, politisch ist er aber, wie seine Tätigkeit in Böhmen bezeugt, zur deutschen Verfassungspartei zu rechnen, also sicher weit eher deutsch gesinnt als das Gegenteil. Pejacsevich kenne ich genau und habe niemals eine Äußerung aus seinem Munde vernommen, die in dem von Berlin aus unterschobenen Sinne gedeutet werden könnte. Allerdings aber ist mir bekannt, daß er ein Gegner Bellegardes ist. Wenn ein Botschafter solche Daten von allerzweifelhaftestem Werte für genügend hält, um auf dieselben seine Berichterstattung zu basieren, so bliebe streng genommen nichts anderes übrig als der Wunsch, ihn durch eine andere Persönlichkeit ersetzt zu sehen. Da dies aber keineswegs mein Wunsch ist, so kann ich nur die zweite Alternative ins Auge fassen, die sich noch darbietet — nämlich die Möglichkeit, seine falsche Darstellung von Zeit zu Zeit durch unser eigenes Organ, das ist durch Dich, mit aller Entschiedenheit richtig zu stellen. Selbstverständlich ist dies Schreiben nur zu Deiner persönlichen Kenntnisnahme bestimmt. Nichtsdestoweniger ersuche ich Dich, einzelne gegebene Daten nach Deiner Einsicht zu verwerten, jedenfalls aber, ob provoziert oder nicht, bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit zu erklären, daß Schweinitz' Berichterstattung

[1]) Graf Bellegarde, früherer Generaladjutant des Kaisers Franz Josef des Ersten.

[2]) General August Freiherr von Koller, Statthalter von Böhmen und später Kriegsminister.

[3]) Nikolaus Graf, Generalinspektor der Kavallerie.

eine durchaus irrtümliche und unbegründete ist. Ich bin kein Freund von falschen Situationen und glaube, daß es ebenso angezeigt ist, unrichtige Eindrücke nicht fortwuchern zu lassen, als es uns wünschenswert erscheinen muß, unsererseits klar zu sehen.

Dies scheint mir um so gebotener, als Schweinitz jeden Augenblick mit einer Note zu mir kommt, mir einzelne Sätze vorliest und ohne mir irgendeine präzise Frage zu stellen, die Note wieder in die Tasche steckt, meiner Phantasie überlassend, mir vorzustellen, was er dann nach Berlin berichtet — ein Procédé, welches ganz dazu geeignet wäre, mein Mißtrauen wachzurufen, wenn ich dazu auch nur die geringste Anlage hätte.

Gleichzeitig mit diesem Schreiben sandte Andrássy ein anderes dem Grafen Károlyi, worin er ihn ersuchte, das erstere in zweckmäßiger Form zur Kenntnis Bismarcks zu bringen. Er überließ es dem Ermessen des Botschafters, ob er seinen Brief direkt dem Reichskanzler zukommen lassen wolle. Immerhin sollte es jedoch in einer Weise geschehen, „als hättest Du den Dir erteilten Auftrag überschritten[1])."

Graf Károlyi wählte für die Übergabe der „Klage gegen Schweinitz" den direkten Weg. Bei dem guten Verhältnis, das zwischen dem Botschafter und dem Vertreter des abwesenden Fürsten Bismarck, Herrn von Bülow, herrschte, wollte Károlyi diesen über seine spezielle Mission nicht in Unkenntnis lassen. Bülow sollte das geheime Privatschreiben vom 23. Mai an den Reichskanzler gelangen lassen. Der Staatssekretär verhehlte nicht, wie es ihn überrasche, daß Schweinitz nicht das Vertrauen des Grafen Andrássy besitze, da er bisher vom Gegenteil überzeugt war. Man könnte ihm keine allzu breite Berichterstattung zum Vorwurfe machen; eher sei sie zu bündig als genug beleuchtend und erklärend. Seinen Berichten mangle oft eine eingehendere Ausführung seiner Gedanken. Den weiteren Worten Bülows glaubte Graf Károlyi doch entnehmen zu können, die Depeschen des Schweinitz dürften gleichwohl nicht so harmloser Natur gewesen sein, als sie der Staatssekretär hinzustellen bemüht war, denn dieser kam immer wieder darauf zurück, daß, wenn in Berlin hier und da Besorgnisse über eine Lockerung der guten Beziehungen zu Österreich-Ungarn auftauchen, sie sich stets auf die Möglichkeit beziehen, die Leitung der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik könnte den Händen Andrássys entgleiten. Bülow gab deutlich zu verstehen, daß man im Auswärtigen Amte Andrássy als den Träger des dualistischen Systems betrachte, das die beste Garantie dafür bilde, es werde in der Monarchie keine Deutschland ungünstige oder gar feindliche Richtung zur Geltung gelangen[2]). Man hatte sich in der Reichskanzlei förmlich eingesponnen in die Vorstellung, daß vom Wechsel im österreichisch-ungarischen

[1]) Andrássy an Károlyi, Wien, 23. Mai 1876.

[2]) Zu dem ganzen Passus machte Andrássy die eigenhändige Marginalbemerkung: „Darin dürfte man sich irren, wenn man Anlaß zu einer solchen Wendung geben sollte."

Ministerium des Äußern ein völliger Umsturz der bisherigen Politik unzertrennlich sei. Hierin war man durch Schweinitz nur bestärkt worden, besonders im Laufe des vergangenen Winters. Daher die ewige Besorgnis, daß Andrássy als ein Opfer der gegen ihn wühlenden Kräfte fallen könnte und damit eine Trübung im Verhältnis zu Deutschland eintreten würde [1]). In Kenntnis solcher Befürchtungen war es von Károlyi sehr richtig gehandelt, daß er den Brief Andrássys, der in demselben solchen Voraussetzungen aufs entschiedenste entgegentrat, unmittelbar durch die Vermittlung Bülows dem Fürsten Bismarck zukommen ließ. „Ich war einige Zeit" — schrieb diesem der Botschafter — „unschlüssig über die Form, in welcher ich die Gesichtspunkte Andrássys zu Ihrer Kenntnis bringen soll. Eine bloß mündliche Auseinandersetzung derselben, zu welcher allein das Schreiben mich eigentlich ermächtigt, halte ich aber nicht für genügend, um Ihnen in diesen Herzenserguß Andrássys einen vollständigen Einblick zu gewähren." Zur Befestigung des guten Einvernehmens aber zwischen den beiden Reichen stelle er die Sache höher als irgendeine persönliche Rücksicht, und durchdrungen davon, daß offenes gerades Vorgehen niemals auf unfruchtbaren Boden falle, habe er sich entschlossen, auch ohne hiezu ermächtigt zu sein, den Brief selbst dem Reichskanzler zu senden. „Ich tue es" — schließt Károlyi, hierin der Andeutung seines Ministers folgend — „auf die Gefahr hin, meinen Auftrag zu überschreiten, doch bin ich sicher, daß Sie mir es nicht übel deuten werden, da meine Gesinnungen Ihnen wohl bekannt sind und das mich hiebei leitende Motiv keinen Zweifel zuläßt [2])." Fürst Bismarck erschien die Angelegenheit zu wichtig, um nicht ohne Verzug schon am nächsten Tage aus Friedrichsruh, wo er damals weilte, seine Antwort an Graf Károlyi eigenhändig niederzuschreiben. Sie lautet nach dem im Wiener Staatsarchiv befindlichen Original:

Bismarck an Graf Károlyi.

Verehrtester Graf!

Friedrichsruh, 28. Mai 1875.

Sie haben mir durch die Mitteilung der Anlage eine große Freude gemacht; ich teile die darin von Graf Andrássy ausgesprochenen Gesinnungen aus voller Überzeugung und bin für meine Person in keinem Augenblick an demselben irre geworden, weder bezüglich der Sachlage noch bezüglich der beiderseits zu erstrebenden Ziele. Mein rückhaltloses Vertrauen zu Graf Andrássy bedarf keiner neuen Bekräftigung; aber auch wenn, was Gott verhüte, seine Mitwirkung aufhörte, so teile ich seinen guten Glauben an die Macht, mit der die Gesinnungen unserer Monarchen und die Interessen ihrer Völker die beiden großen Reichskörper auf freundliches Zusammenhalten hinweisen, wer immer bei Ihnen oder bei uns die Geschäfte führen möge.

[1]) Károlyi an Andrássy (Privatbrief), Berlin, 29. Mai 1875. Alle hier erwähnten Briefe Károlyis und Andrássys befinden sich im Wiener Staatsarchiv.

[2]) Graf Károlyi an Bismarck, Berlin, 27. Mai 1875.

Die Schwierigkeit, Schweinitz zu offener und vertrauensvoller Hingabe im geschäftlichen Verkehr zu bringen, kenne ich aus Erfahrung; seine Wahl war nicht gerade auf Graf Andrássy berechnet, der, wie ich glaube, zu derselben Zeit an die Spitze der Geschäfte trat. Schweinitz ist aber besser als der Ruf, den er sich durch seine Zurückhaltung macht, und namentlich für Graf Andrássy hat er sich in seinen Berichten immer von Vertrauen erfüllt gezeigt und mit warmer Anerkennung über ihn geäußert. Er theoretisiert viel und liebt es, Eventualitäten akademisch zu besprechen, die nicht vorliegen. Seine Berichte aus der neueren Zeit, die ich bis vor 14 Tagen kenne, haben mich in keiner Weise auf eine Unterredung vorbereitet, wie sie Graf Andrássy schildert, und mir stets den Eindruck gemacht, daß beide Herren in vertrauensvollen und intimen Beziehungen ständen. Ich muß demnach sagen, daß er nach Berlin „österreichischer" schreibt, als er in Wien spricht. Ich verließ Berlin unter dem Eindruck der Freude darüber, daß Wien der einzige Hof war, wo der falsche Lärm über unsere „Erregtheit" keinen Anklang, jedenfalls kein Echo gefunden hatte. Ich bin überhaupt keinen Augenblick „erregt" gewesen; zur Beunruhigung anderer bei uns, in Petersburg, Paris, London hat aber Schweinitz' Berichterstattung nicht beigetragen, mehr schon die Presse [1], die klerikale, die des Grafen Beust [2] und die polnische in Polen und in St. Petersburg; in Österreich nur Blätter, wie Wehrzeitung, Vaterland, dann nicht unerheblich manche Ihrer Offiziere, besonders Bechtolsheim [3], auch Welsersheimb [4] und andere; am meisten aber gewisse Elemente, über die ich mich nur mündlich zu Ihnen aussprechen kann. Ich hoffe Montag in Berlin zu sein und sobald ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen, meine Aussprache mit derselben vertrauensvollen Offenheit zu vervollständigen, für die ich Ihnen in der neuesten Mitteilung und jederzeit von Herzen dankbar bin. Wir werden die Sache schon in Ordnung bringen und erhalten, trotz aller Intrigen, gegen die der offene Verkehr ehrliebender Kavaliere der beste Schutz ist.

Mir geht es körperlich gut, nur habe ich geistige Arbeit nach ärztlichem Willen zu meiden. In freundschaftlicher Verehrung bin ich stets der Ihrige.

von Bismarck.

Als Andrássy diesen Brief des Reichskanzlers an Graf Károlyi zu Gesicht bekam, versah er ihn mit der für den Kaiser bestimmten eigenhändigen Marginalbemerkung: „Scheint doch, daß der Brief (vom 23. Mai) die richtige Wirkung gemacht hat." Und hierin hatte er sich auch nicht getäuscht. Seine Ausführungen waren zielbewußt und richtig auf den Charakter Bismarcks berechnet. Dies bewies die von diesem für die nächsten Tage in Aussicht gestellte Unterredung mit Graf Károlyi. Aus Anlaß des Besuches des schwedischen Königpaares beim deutschen Kaiserhof hatte der Reichskanzler sein Friedrichsruher Tusculum verlassen und nach der Hauptstadt zurückkehren müssen. Sofort nach seiner Ankunft daselbst lud er Graf Károlyi zu einer eingehenden Besprechung ein, die, wie der Botschafter bemerkt, im selben freundschaftlichen Geiste verlief, in dem sein, Bismarcks, Brief abgefaßt war. Nachdem er seinen Dank für die vertrauensvolle Sprache Andrássys aus-

[1] Von: aber — Presse von Andrássy mit ? bezeichnet.
[2] Gleichfalls?
[3] Von Andrássy? Baron Bechtolsheim war k. u. k. Militärattaché in Petersburg.
[4] Der nachmalige österreichische Landwehrminister.

gedrückt, sagte der Reichskanzler, er wäre sehr froh, manchmal Gelegenheit zu einem direkten Verkehr mit dem Minister des Äußern von Österreich-Ungarn zu haben. Allein eine solche Begegnung würde augenblicklich ein unerwünschtes großes Aufsehen erregen, „da" — so lauten seine Worte — „die sensationslustigen Journalisten und Politiker gleich die ungeheuerlichsten Pläne daran knüpfen, etwa eine Konspiration gegen die Ruhe Europas darin erblicken würden." Hierauf ging er in eine Charakteristik des Wesens von Schweinitz ein, den ja Andrássy als ein Haupthindernis des Ausbaues der intimen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn hingestellt hatte. Schweinitz kennzeichnete er diesen — lasse es sich angelegen sein, sozusagen mikroskopische Studien zu machen über die ethnographischen Verhältnisse Österreich-Ungarns, über die gleichartigen uns entgegenstehenden Interessen der zahlreichen, die Monarchie bildenden Nationalitäten. Vor lauter Vertiefung in die möglichen, wenn auch noch so entfernt liegenden Hypothesen, zu welchen die speziellen österreichischen Zustände und die verschiedenen daraus entspringenden, sich oft durchkreuzenden Strömungen reichlichen Stoff bieten, gehe ihm, wie er sich ausdrückte, manchmal der europäische Standpunkt ganz abhanden; er sehe oft den Wald nicht vor lauter Bäumen und gehöre zu jenen, welche das Gras wachsen hören[1]). „Ich habe ihm — fuhr Bismarck fort — diese zu sehr in Kleinigkeiten sich verlierende analytische Geistesrichtung öfters vorgeworfen, sowie auch seine selbst mir gegenüber an den Tag tretende Zurückhaltung, welche den Eindruck zurückläßt, daß er nicht recht mit der Sprache heraus mag, daß er mehr weiß, als er sagen will." Auf die Verheiratung des Schweinitz mit Miß Jay übergehend, erwähnte der Reichskanzler, daß er diese nie gebilligt habe, da ein Botschafter bloß eine Inländerin zur Frau haben sollte. Eine solche Heirat könne allerdings ähnliche soziellе Mißklänge, wie sie Andrássy so treffend in seinem Schreiben geschildert, hervorrufen und auf das Urteil des Botschafters momentan verstimmend eingewirkt haben. Im übrigen wiederholte Bismarck, schreibt Schweinitz österreichischer als er in Wien spricht. Mit Berufung auf die Stelle in Andrássys Brief, daß er keine Versetzung verlange, meinte der Reichskanzler, er habe schon selbst an einen Personenwechsel gedacht, allenfalls könnte er beim Kaiser Wilhelm einen Austausch des Schweinitz gegen Werther durchsetzen[2]). Auf Graf Károlyi machten diese Worte Bismarcks den Eindruck, als sei er selbst nicht davon überzeugt, daß mit der Ernennung Werthers nach Wien viel gewonnen wäre, und es ihm damit gar nicht ernst sei. Um jedoch die Situation des Botschafters, wenn auch nur für den Augenblick, zu retten, ließ der Reichskanzler Andrássy bitten, Geduld mit

[1]) Eigenhändige Marginalbemerkung Andrássys: „Außerordentlich gut gegeben und wahr."

[2]) Eigenhändige Marginalnote Andrássys: „Vom Regen in die Traufe." Freiherr von Werther war vor Schweinitz Gesandter in Wien.

Schweinitz zu haben, denn er sei besser als sein Ruf[1]. Praktisch genommen, meinte Károlyi, lasse diese Aufforderung die Vermutung zu, Bismarck habe die Absicht, nach Tunlichkeit im Sinne Andrássys auf Schweinitz einzuwirken[2].

Bismarck wollte es sich aber doch nicht versagen, dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber, als dem intimen Freunde und Gesinnungsgenossen Andrássys, auch die jüngste politische Krise, die so viel Staub aufgewirbelt, zur Sprache zu bringen. Scheinbar fühlte er das Bedürfnis, das Odiose der Gerüchte über seine Absichten gegen Österreich-Ungarn und Frankreich von sich abzuwälzen und bei dieser Gelegenheit darzutun, wie erkenntlich er dafür sei, daß Andrássy der einzige unter allen maßgebenden Persönlichkeiten gewesen, der nicht an die ihm zugemuteten bösen Anschläge gegen die Ruhe Europas geglaubt habe. Alle Welt war damals — Frühling 1875 — erfüllt davon, daß sich Bismarck mit kriegerischen Plänen befasse und in seiner Verstimmung über die Zusammenkunft Kaiser Franz Josef des Ersten mit dem König von Italien in Venedig[3] (Frühjahr 1875) zu dem englischen Botschafter Odo Russel gesagt habe: er werde allenfalls zuerst nach Wien[4] und dann nach Paris marschieren[5]. Der französische Minister des Äußern, Herzog Decazes, benutzte die angebliche Bedrohung Frankreichs durch Deutschland, um diese als eine unmittelbar bevorstehende zu bezeichnen. Gleichzeitig deutete er die Situation in dem Sinne aus, Kaiser Alexander dem Zweiten und dessen Minister Gorčakov die Rolle des Schützers und Erhalters des europäischen Friedens zuzuwenden — eine Rolle, die sich der Zar und der russische Reichskanzler, die damals in Berlin weilten, gerne gefallen ließen[6]. Gorčakov war sogar so weit gegangen, Bismarck eine „Friedenspredigt" zu halten. Aber gerade die vom russischen Minister des Äußern Fürsten Gorčakov mit unleugbarem Geschick in Szene gesetzte Rettungsaktion des Friedens hatte einen ihm ebenso unerhofften wie unerwünschten Nachklang. Von dem Augenblick an, als der russische Kanzler sein berühmtes „Maintenant la paix est assurée" in die Welt hinausgerufen hatte, ging ein jäher Riß durch das bisherige freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland. Bismarck wußte seitdem, daß er nicht mehr wie früher unter allen Umständen auf die Freundschaft des nordischen Nachbarn rechnen dürfe. Dagegen aber lehrte ihn das Verhalten Andrássys, daß er an Österreich-Ungarn selbst in

[1]) Schweinitz kam 1876 nach Petersburg und an seine Stelle als Botschafter nach Wien Otto Graf zu Stollberg-Wernigerode.

[2]) Károlyis geheimes Privatschreiben an Andrássy, Berlin, 4. Juni 1875.

[3]) Bismarck, der damals im Kulturkampf begriffen war, scheint befürchtet zu haben, daß es in Venedig zwischen Franz Josef dem Ersten und Viktor Emanuel dem Zweiten zu irgendwelchen Verabredungen auf kirchlichem Gebiete kommen könnte, die Deutschland nicht angenehm wären.

[4]) Hierzu machte Károlyi ein Fragezeichen.

[5]) Károlyi an Andrássy 15. Mai 1875.

[6]) Näheres hierüber im zweiten Band des Werkes: „Graf Julius Andrássy", neuntes Kapitel.

den kritischsten Momenten einen zuverlässigen Freund besitze. Und in dieser Beziehung kann wohl mit Recht gesagt werden, daß die Kriegshetze vom April 1875 und die damit zusammenhängende russische „Friedenspredigt" wesentlich die Annäherung Deutschlands an Österreich-Ungarn gefördert hatte. In Bismarcks Unterredung mit Károlyi kam sowohl sein Groll gegen Gorčakov wie seine Anerkennung für Andrássys staatsmännisches Auftreten zum Ausdruck. Ich bin mir, erzählte der Reichskanzler dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Gorčakov gegenüber vorgekommen wie einer, der, fälschlich des Wahnsinns angeschuldigt, den Beweis zu erbringen habe, daß er nicht wahnsinnig sei, während der russische Reichskanzler für meinen Wahnsinn plaidierte. — — Nun beschäftige ich mich mit der kriminalistischen Untersuchung der Intrigen, welche die Kriegsbefürchtungen so sehr in die Höhe schraubten. Dabei wies er auf klerikale Einflüsse und das Wirken von Unterröcken — womit Kaiserin Augusta gemeint war — sowie auf das klerikale, französisch gesinnte fürstliche Haus Radzivill hin, das sehr intim mit dem französischen Botschafter Gontaut-Biron sei, der durch „Frauen-Kommeragen und Beängstigungen" inspiriert wurde und so einseitig und schlecht informiert war, daß er gewisse Symptome der Vorsicht des Berliner Kabinettes sogleich als Kriegsvorwand auslegte.

Bei dieser Gelegenheit gab Bismarck auch Andeutungen über das Entstehen der Kriegsgerüchte, wonach Österreich-Ungarn in erster Linie von Deutschland bedroht gewesen wäre. Sie offenbarten die Stimmung des Reichskanzlers, in der er seine Ansichten über die ihm unangenehme Richtung der Monarchie ausgesprochen haben mochte[1]). Nach Graf Károlyi beruhten sie ausschließlich auf der Annahme einer eventuellen Deutschland feindseligen Schwenkung der österreichisch-ungarischen Politik. Bismarck soll von der Hypothese ausgegangen sein, das etwas sehr im argen liegende Finanzwesen Ungarns könnte dessen Regierung, wenn es einmal zur Liquidation käme, zu politischen Zugeständnissen gegenüber Österreich zwingen, um dessen finanzielle Hilfe dafür einzutauschen. Eine derartige Schwächung des ungarischen Einflusses vermöchte dann einer mehr zentralistischen, Schwarzenbergischen Regierungsform Raum gewähren, die, mit ihrer Spitze gegen Deutschland und vielleicht durch Beust geleitet, allerdings dem Deutschen Reiche gefährliche Tage bereiten würde. Dann könnte es für dieses geraten sein, sich gegen den nächsten Feind zu wenden und zuerst gegen die Monarchie Front zu machen. „Wenn der Reichskanzler" — bemerkt hierzu Graf Károlyi — „dergleichen Hypothesen unter den gegenwärtigen Konjunkturen mir gegenüber bespricht, so kann ich darin bloß ein Zeichen des Vertrauens, sowie seiner Hoffnung finden, daß sie sich niemals verwirklichen mögen." Ungeachtet dieser so günstigen Auslegung vermochte der Botschafter doch nicht über das Allzugewagte einer solchen Redeweise hinwegzukommen. Er sagte sich, wenn Bismarck,

[1]) Károlyi an Andrássy 15. Mai Nr. 25 C.

sei es noch so „akademisch", auch nach anderer Seite hin, wie gegenüber Lord Odo Russel, sein Herz ausschüttet und seiner Verstimmung über die Venediger Zusammenkunft freien Lauf läßt, so könnten derartige akademische Abhandlungen leicht als Symptome einer aktuellen politischen Absicht gedeutet werden und verhängnisvolle Eindrücke hervorrufen. „Bismarck" — setzt Károlyi fort — „welcher Schweinitz den Hang zu akademischen Dissertationen vorwirft, scheint zu vergessen, um wieviel mehr *seine* akademischen Ausschweifungen zu falschen Schlüssen führen können. Deshalb ist es bei ihm so wichtig und so schwer, dasjenige, was im Ernst zu nehmen ist, von demjenigen zu unterscheiden, was bloß, wenigstens bis auf weiteres, als Augenblick seiner so reichen, oft fieberhaft aufgeregten und à tout prix zum Ausdruck strebenden Einbildungskraft anzusehen ist." In den Rahmen dieser pessimistischen Anschauungsweise Bismarcks gehört auch dessen Meinung über Erzherzog Albrecht, den Sieger von Custozza. Diese, nach dem Kaiser höchste militärische Autorität in Österreich-Ungarn, sollte nach der Angabe des deutschen Kanzlers gesagt haben: „Ich werde bloß ruhig sterben, wenn ich eine preußische Armee auf offenem Felde geschlagen haben werde[1])." Bismarck selbst erklärte die Beschuldigung für viel zu ungeheuerlich und somit für vollkommen ungerechtfertigt, um anzunehmen, der kaiserliche Prinz könnte nur wegen Erfüllung solch hypothetischen Herzenswunsches den Krieg herbeisehnen und deswegen einer deutschfeindlichen Politik das Wort reden.

Bismarck aber wäre nicht die reale Natur gewesen, als die wir ihn kennen, wenn er sich mit bloß negativen Resultaten begnügt hätte. Seiner ganzen Anlage nach wollte er Positives, Dauerndes schaffen. Deshalb blieb er nicht nur an düster gefärbten Befürchtungen haften. Er überließ sich nach diesen auch „rosigen Zukunftsplänen", deren Verwirklichung ihm im Interesse der intimeren Gestaltung des gegenseitigen guten Einvernehmens zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche so sehr am Herzen lagen.

Nichts, hob er im Laufe der Gespräche mit Károlyi hervor, könnte für dieses Einvernehmen schädlicher sein, und nichts verdamme er mehr, als die Existenz und das Streben einer deutschtümelnden Partei in Österreich; eine jede Tendenz, die im Geiste der früheren „großdeutschen" Partei das Gravitieren der deutschen Provinzen Österreichs nach Deutschland und deren Anschluß an das Deutsche Reich unterstütze und daher eine Zerstückelung der Monarchie in zwei getrennte, entgegengesetzten Zielen sich hingebende Teile bezwecke, halte er für absolut verwerflich, da dadurch der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie gefährdet und Deutschland bloß geschwächt werden würde. Und nun folgte die wichtigste, schwerwiegendste Erklärung des Reichskanzlers, die gleichsam schon im Kerne das Programm des künftigen deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses in sich barg. Im Gegensatz zu seiner Verurteilung der sogenannten großdeutschen Tendenzen erschien es

[1]) Andrássy machte hierzu ein Fragezeichen.

Bismarck, wie er sich ausdrückte, „bei der Gleichartigkeit der allgemeinen Interessen innerhalb des Bereiches der Eventualitäten und sogar der Probalitäten gelegen, daß sich zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ein, natürlich auf völkerrechtlicher Grundlage beruhendes Verhältnis einer gegenseitigen Assekuranz entwickle. Auch sei es notwendig, daß ein solches Verhältnis von selbst heranreife, daher seiner natürlichen Entwicklung überlassen und nicht voreilig und zu schnell angebahnt werde."

Schon früher hatte Bismarck, allerdings leise tastend, den Versuch in den Vordergrund geschoben, Beust für ein Zusammenschließen beider Reiche zu gewinnen. Nach einem vorangegangenen Briefwechsel trafen sich der deutsche Reichskanzler und Graf Beust im August 1871 in Gastein. Aber Bismarck hatte doch kein Vertrauen zu dem damaligen österreichisch-ungarischen Minister des Äußern, und so blieb die Anregung ohne weitere Folgen[1]). Hier im Gespräche vom 4. Juni 1875 mit Graf Károlyi gab der Reichskanzler zum ersten Male mit Bestimmtheit und Entschiedenheit seinem Gedanken von der Notwendigkeit eines künftigen Bündnisses Ausdruck. In seiner staatsmännischen Weisheit, mit Berücksichtigung der Schwierigkeiten, die sowohl in Deutschland wie in Österreich-Ungarn der Realisierung eines solchen, ganz Europa nahe berührenden Planes entgegenstanden, wollte er nichts überstürzen, vielmehr diesen langsam, naturgemäß seiner Ausreifung entgegenführen. Die Stärke des Bündnisses von 1879 beruhte ja auch nur auf der von beiden Seiten gehegten Überzeugung von der unerläßlichen Notwendigkeit des Zusammengehens, um allen drohenden Gefahren kräftigen Widerstand leisten zu können. Und in dieser Hinsicht ist die Beobachtung wertvoll, wie Andrássy und Bismarck zu gleicher Zeit sich auf halbem Wege entgegenkamen. Als Andrássy die angeführte Stelle aus dem Berichte Károlyis vom 4. Juni über die künftige gegenseitige Assekuranz gelesen, schrieb er eigenhändig die folgende Marginalbemerkung nieder: „Ich habe mir erlaubt, Ew. Majestät anzudeuten, daß ich es für möglich hielte, einen Antrag von Bismarck zu erreichen — derselbe erscheint schon in der Ferne." Deshalb erfüllte es Andrássy mit großer Befriedigung, als ihm Károlyi versicherte, daß sowohl seine Haltung während der Krise von 1875 wie auch die offene, rückhaltlose Sprache seines Schreibens vom 23. Mai Bismarck „viel Freude und Genugtuung" gewährt hätten. Mit ebensolcher Zufriedenheit, gleichsam als einen Lichtpunkt auf dem sich immer mehr verdüsternden politischen Himmel Europas, las Graf Andrássy den Schlußsatz des Karolyischen Berichtes vom 4. Juni, in dem es hieß: „Seine — Bismarcks — Erörterungen haben mir den Eindruck zurückgelassen, daß er die einzelnen, bei uns hie und da zum Vorschein kommenden, gegen die Allianz mit Deutschland gerichteten Symptome

[1]) Siehe meinen Artikel: „Beust und Bismarck, nach ungedruckten Aufzeichnungen und mit Briefen Bismarcks", Feuilleton der „Neuen freien Presse", 30. und 31. Mai 1919.

eher auf rein persönliche Gesinnungen zurückführt und selben keineswegs ein ernstes politisches Gewicht beilegte, und daß er, unter dieser Voraussetzung, die besten Hoffnungen, daß sich die Freundschaft zwischen den beiden Staaten im Laufe der Zukunft fest bewähren und nur inniger gestalten werde[1])."

Wenn Andrássy sich auch, wie er selbst sagt, in seinen Voraussetzungen nicht enttäuscht sah, so glaubte er doch, einige Äußerungen Bismarcks gegenüber Károlyi nicht unerörtert lassen zu dürfen. Als ganz unbegründet erklärte er die Besorgnis des Reichskanzlers, Ungarn könnte wegen seiner Finanzlage zu Konzessionen im reaktionären und deutschfeindlichen Sinne bewogen werden. Diese „kühne Konjektur" beruhte seiner Ansicht nach auf ebenso falschen Annahmen, wie daß auch Österreich antideutsch werden könnte. „Österreich ist," — schrieb er an Károlyi — „national genommen, nicht so deutsch gesinnt, um sein Aufgehen in Deutschland zu wünschen, aber, politisch genommen, nicht weniger deutsch gesinnt als Ungarn." Auch die Bemerkung über Erzherzog Albrecht schien Andrássy nötig, widerlegt zu werden. Vor allem hielt er es nicht für glaubwürdig, daß der kaiserliche Prinz den ihm vom Reichskanzler in den Mund gelegten Ausspruch getan haben sollte. Auf alle Fälle aber — erläuterte er — ist der Erzherzog ein so hervorragendes Muster patriotischer Pflichttreue, daß Fürst Bismarck ihm nur Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn er auch selbst diesem eine derartige Redeweise nicht zumutete. Dagegen zeigt sich Andrassy vollkommen einverstanden mit den Ausführungen Bismarcks über das in der Zukunft zu schließende Bündnis. „Ich habe" — läßt er sich vernehmen — „diesen Worten, die meine volle und unbedingte Zustimmung finden, nichts hinzuzufügen. Sie bezeichnen die Idee, an der wir festhalten müssen, und die unzweifelhaft ihre Früchte reifen wird[2])."

*

Noch einer Reihe von Jahren und tiefgehender Umgestaltungen bedurfte es, bis diese „Früchte" in Form eines Bündnisses eingeheimst werden konnten. In erster Reihe trug zu dessen Abschluß das feindselige Verhalten Rußlands nach dem Berliner Kongreß gegenüber Deutschland bei, wo die offiziellen und nichtoffiziellen Kreise eine wahre Hetze gegen Bismarck betrieben, dem sie, allerdings ohne Grund, die Schuld an der Korrektur des Friedens von San Stefano (3. März 1878) durch die Großmächte Europas zuschoben. Die berühmte „Briefohrfeige" Alexanders des Zweiten vom 15. August offenbarte vollends die tiefe Kluft zwischen der deutschen und russischen Politik. Die Erkenntnis, daß an ein freundschaftliches Zusammenwirken mit Rußland unter solchen Umständen nicht mehr zu denken sei, veranlaßte Bismarck, zum Entschlusse einer persönlichen Zusammenkunft mit Andrássy in Gastein zu kommen. Da wurde dann über die Grundlagen des zu schließenden Bundes

[1]) Károlyis geheimes Privatschreiben an Andrássy 4. Juni 1875.
[2]) Andrássy an Károlyi 16. Juni 1875.

beraten. Ich habe den Verlauf der Besprechungen zwischen den beiden Staatsmännern nach dem Berichte Bismarcks an Kaiser Wilhelm vom 31. August 1879 geschildert[1]). Als Ergänzung hierzu und als einzige unmittelbare Angabe Andrássys über die Vorgänge in Gastein mag sein noch unbekanntes Telegramm aus diesem Badeorte an Kaiser Franz Josef vom 28. August dienen. „Bismarck" — meldete er darin dem Monarchen — „schlug mir ein Bündnis mit gegenseitiger Territorial-Garantie vor. Ich lehnte entschieden ab, weil wir dabei gezwungen sein könnten, für Deutschland gegen Frankreich zu kämpfen. Endresultat unserer Besprechungen ist, Vorschlag eines Defensiv-Abkommens gegen Rußland, worin ungefähr gesagt würde: Nachdem Rußland auch nach dem Kriege seinen Kriegsstand vermehrt und eine komminatorische Sprache gegen seine Alliierten führt, vereinigen sich die beiden Kaiser zur Sicherung des Friedens und des geschaffenen Zustandes dahin, jeden Angriff auf eines der beiden Reiche mit ganzer Macht gemeinsam abzuweisen. Der casus foederis würde auch eintreten, wenn eines der beiden Reiche von einer dritten Macht angegriffen und Rußland hiezu cooperieren würde. England wäre von diesem Abkommen zu unterrichten und wenn möglich, was Bismarck hofft, auch beizuziehen[2])."

Dieses dringende Telegramm des Grafen Andrássy an Kaiser Franz Josef ist in zweifacher Hinsicht sehr wichtig für die Geschichte des Bündnisses. Wir wissen, daß bei den Verhandlungen in Gastein Andrássy nicht auf den Vorschlag Bismarcks eingehen wollte, eine Defensivallianz „bedingungslos mit oder ohne bestimmte Zeitdauer" abzuschließen, in der Rußland nicht ausdrücklich als der angreifende Teil genannt wurde. Desgleichen wissen wir, daß der österreichisch-ungarische Minister einen Gegenvorschlag vorlegte, der den „Grundgedanken eines rein defensiven Übereinkommens in anderer Form" präzisierte. Nach allem, was mir bekannt war, mußte ich annehmen, daß sich der „Grundgedanke eines rein defensiven Übereinkommens in anderer Form" nur darauf bezogen haben konnte, daß Andrássy den Fall eines Angriffes Rußlands klar und deutlich ausgesprochen wünschte[3]). Das dringende Telegramm vom 28. August, worin es heißt: „Endresultat unserer Besprechungen ist Vorschlag eines Defensiv-Abkommens gegen Rußland usw." bestätigt dies in vollem Umfange. In dem definitiven Wortlaut des Vertrages ist trotzdem Rußland nicht als jene Macht genannt, gegen die das Defensivabkommen gerichtet ist. Neu ist ferner, daß Bismarck hoffte, auch England dem Abkommen zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn „beizuziehen". Andrássy selbst war so erfreut über das Gelingen der gegenseitigen Verständigung, daß er an den Kaiser telegraphierte: „Dieser ganze Vorgang ist die Frucht Ew. Majestät langjähriger Politik, die Krönung des Werkes, an dem ich mitzuwirken das Glück hatte, der Lohn sorgfältiger Arbeit und

[1]) „Graf Julius Andrássy", dritter Band, S. 238 ff.
[2]) Telegramm Andrássys an Kaiser Franz Josef, Gastein, 28. August 1879.
[3]) „Graf Julius Andrássy", dritter Band, S. 282.

richtigen Kalküls: er gibt der Monarchie die richtige Stellung in Europa, Ew. Majestät starke und freie Hand im Orient. Trotzdem habe ich mich inkompetent erklärt und um die Befürwortung bei Ew. Majestät zugesagt[1])." Unverzüglich antwortete hierauf der Kaiser, gleichfalls auf telegraphischem Wege: „Ihr Telegramm gestern in Prag erhalten, ich gratuliere zu den in Gastein angebahnten Resultaten, denen ich aus vollster Überzeugung beistimme[2])".

Ungeachtet der Bereitwilligkeit des Kaisers Franz Josef des Ersten und seines Ministers des Äußern war das Spiel noch lange nicht gewonnen. Es bedurfte erst noch einer oft dramatisch bewegten Auseinandersetzung zwischen Bismarck und Kaiser Wilhelm dem Ersten, der sich hartnäckig wehrte, unter ein Bündnis der Mittelmächte gegen seinen Neffen, den Zaren, seine Unterschrift zu setzen. Nur nach schwerer, aufregender Krisis, während deren Dauer Bismarck wiederholt mit seinem Rücktritte drohte, konnte der Vertrag vom 7. Oktober 1879 unterzeichnet werden, der das Bündnisverhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn regelte. Vorerst schloß man den Bund auf fünf Jahre. Am 22. März 1883 wurde er, vom 21. Oktober 1884 an gerechnet, auf weitere fünf Jahre verlängert, somit bis zum 21. Oktober 1889[3]). Erst 1902 kam es zur Bestimmung, daß die Dauer des Bündnisses sich automatisch, immer wieder von selbst von drei zu drei Jahren erneuere[4]), falls keiner der Vertragschließenden von seinem Rechte Gebrauch machen würde, den Vertrag, wie er 1883 festgesetzt worden[5]), zwei Jahre vor seinem Ablauf zu kündigen. Auf diese Weise trug das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis auch formell die Aussicht auf unbegrenzte Dauer in sich, die ihm Bismarck schon zur Zeit seines Abschlusses hatte verleihen wollen[6]). Die Ereignisse haben wohl dieser „unbegrenzten Dauer" ein jähes Ende bereitet, aber deswegen werden die durch historische und geographische Verhältnisse begründeten Beziehungen zwischen Deutschland, Deutsch-Österreich und Ungarn nie zerreißen können. Auch ohne geschriebenen Vertrag wird das Recht auf Leben sich durchzusetzen wissen.

[1]) Andrássy an den Kaiser, Gastein, 28. August.
[2]) Kaiser Franz Josef an Andrássy, Bruck a. d. Leitha, 29. August.
[3]) Pribram, Politische Geheimverträge, erster Band, S. 29.
[4]) Ebenda, S. 91 und 119.
[5]) Ebenda, S. 29.
[6]) Pribram, Politische Geheimverträge, erster Band, S. 119.

Aus einer verklingenden Welt

Roman

von

Theophile von Bodisco

(Fortsetzung)

Zwölftes Kapitel

Persönliche Sorgen

Mit viel Sorge verfolgte Blandina, daß Irenens Wangen schmal und bleich geworden waren, daß die dunklen Augen umrändert mit einem harten Glanz in die Welt blickten. Sie hatte täglich durch Asserin nach Hans fragen lassen und erfahren, daß seine Eltern in großen Sorgen seinetwegen wären, da keinerlei Nachrichten von ihm kämen. Immer wieder suchte sie es ins allgemeine Gespräch einfließen zu lassen, daß nicht in allen Regimentern Meutereien gewesen wären, und sie nannte Hans' Regiment als ein gutes, suchte immer wieder nach Trost und Hoffnung für ihr Kind.

Ihr selbst erging es seltsam in diesem Fall: sie zog sich in sich zurück, um innerlich zu schauen, aber da sah sie Hans unter einer Wolke. Sie wußte wohl, das bedeute, daß das Schlimmste nicht geschehen wäre, aber er stand noch in Gefahr. Ob aber nun diese Gefahr sich lösen würde, oder ob ein Unglück bevorstände, vermochte sie nicht zu erkennen. Die Wolke wich nicht, sie sah von Hans nur die halbe Gestalt, er war verhüllt bis zur Brust.

Irene wiederum fühlte, daß die Mutter ihr nicht wirklichen Trost spenden konnte. Sie wußte, wäre Hans ungefährdet, hätte die Mutter es ihr gesagt. Sie glaubte felsenfest an deren mystische Kraft, die nicht nur vorausschaute, sondern auch Daseiendes empfand. Sie sah die gleiche Unklarheit, die sie empfand, auch in der Mutter wiedergespiegelt. Da, eines Nachmittags, hatte sich die Nachricht von so unerhörten Greueltaten des Militärs im Innern des Reiches verbreitet, und zwar auch von der Stadt, in der Hans sich befand, daß Irene, so sehr sie sich auch beherrschte, von einem nervösen Weinkrampf befallen wurde. Sie sprang auf und eilte in ihr Zimmer.

Magnus und die Mutter sahen einander an. Ihm fiel es mit aller Kraft auf die Seele, daß er zu wenig an die Sorgen der Schwester gedacht

hatte. Und liebt man einen Menschen noch so sehr, dachte er, man kann ihn doch nicht verstehen. Ich hätte das nicht gedacht, ich hätte nicht geglaubt, daß sie noch so sehr mit ihm verbunden wäre, aber gerade das Nächste in unserem Nächsten ist uns so oft verschleiert ... Blandina erhob sich und ging zur Tochter.

Sie fand Irene in Zuckungen liegen, so daß sie sehr erschrak. Sie deckte sie warm zu und gab ihr ein Beruhigungsmittel für die Nerven. Dann bat sie Magnus, zu Manstaffs zu gehen und wieder nach Nachrichten zu fragen.

Die Vorhänge in Irenens Zimmer waren zugezogen. Es war warm hier, und doch zitterte Irene von innerem Frost. Sie mußte viele Gläser heißen Tee und Fruchtsaft trinken, bis sich Transpiration einstellte. Da kam eine große Erschlaffung über sie, und sie schlief ein. Als sie erwachte, schien es ihr, daß es spät sein mußte. Die pompejanische Nachtlampe brannte auf dem Schreibtisch, die Mutter saß davor, den Kopf in der Hand gestützt, und las. Irene sah das Profil, das reiche, dunkle Haar. Es war etwas Zartes und doch Großes in diesen Linien, die Züge waren wie aus Marmor. Vom weißen Arm war der Ärmel des Schlafrockes abgeglitten. Irene war noch auf der Schwelle des Tiefschlafes, sie erfaßte zuvörderst nur das Naheliegende: „Mama," fragte sie, „warum trägst du immer weiße Schlafröcke?" Blandina ließ die Hand sinken, wandte den Kopf und sah erstaunt zu Irene hin, die sich in den Kissen aufrichtete. „Weil ich nichts Dunkles anhaben mag in der Dunkelheit." — „Warum?" — „Es ist wohl derselbe Grund, weswegen ich mein Bad am Abend nehme, ich fühle mich dann besser vorbereitet für die Nacht." Irene hörte nicht mehr hin, alles war ihr wieder ins Bewußtsein getreten, alles Grauenhafte und Schmerzliche. Sie sank aufstöhnend in die Kissen zurück: „Was ist mit Hans, weißt du nichts?"

Blandina erhob sich und trat ans Bett der Tochter: „Ich sah ihn unter der Wolke, aber heute abend hebt sie sich." — „Weißt du genau, daß ihm nichts geschehen wird?" rief Irene und faßte der Mutter Hand. Auf Blandinas Gesicht erstand ein Ausdruck von Qual. „Nein, nein, ich will dich nicht quälen!" rief Irene, „es ist spät, geh zu Bett." „Ja," sagte Blandina, „ich werde gehen." Sie beugte sich über Irene, küßte sie und sagte leise: „Bete!"

Irene blieb allein mit diesem Wort. Es breitete sich aus im Raume, es wuchs, es erfüllte das ganze Zimmer. Sie saß aufrecht da und starrte auf die Tür, hinter der die Mutter verschwunden war. Mit einem Male erfaßte sie unbeschreibliche Angst: vielleicht sah die Mutter doch ein Fürchterliches und hatte das Wort vorbereitend für ihre Seele gesagt? Sie sollte sich durch das Gebet wohl demütig machen, den Schlag zu empfangen ...? Nein, nein, das konnte nicht geschehen, etwas Böses und Dunkles konnte Hans nicht treffen! Sie sah ihn, wie von Glanz umgeben. Doch sie faltete die Hände, krampfte sie vielmehr ineinander und stieß ein kurzes Gebet aus

wie einen Hilferuf: „Hilf ihm, hilf ihm!" Immer und immer wieder wiederholte ihre Seele diese Worte ... Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, sie fühlte sich schließlich wieder so schwach, daß sie erschöpft in die Kissen sank.

Sie schloß die Augen. Von der Straße her ertönte ein eintöniges Geräusch. Es lag etwas Großes, Beruhigendes darin; ihr war, sie sähe weite Flächen, spüre Wald, Felder — ... Da wußte sie, daß es ein Naturgeräusch war, Regen, herrlicher, die Erde durchtränkender, den Winter auftauender Regen. Wenn es Frühling ist, hatte Hans gesagt, dann wollen wir heiraten ...

Ihr Herz erzitterte. Und wenn Gott auch in seiner Gnade ihm das Leben ließ, wie konnte sich dies wohl je erfüllen? Durfte sie beten, gib ihn mir wieder? Ach, aber sie mußte es tun! Wieder faltete sie ihre Hände, und diesmal rang und flehte ein junges Weib für die Erfüllung ihres Lebens.

Nach diesem Gebet fühlte Irene sich wie mit neuem Leben erfüllt. Sie kleidete sich an und stieß den Laden auf. Der Tag dämmerte. Sie blinkte in den strömenden Regen, sah sich dann im Zimmer um. Sah es nicht so aus, als hätte eine verstoßene Seele hier gelebt? Sie begann damit, ihr Bett aufzumachen und alles fortzulegen, was in Unordnung umherlag. Dabei stieß sie auf einen Haufen Wäsche, der auf einem Stuhle lag. Wer hatte in solchen Zeiten an das Flicken von Wäsche gedacht? Aber in dieser Nacht, da Irene um ihr Liebstes gerungen hatte, saß sie im Morgengrauen bei einem Licht und nähte, und der stark und dicht daniederfallende Regen begleitete sie dazu mit einer Musik, die wie aus Unendlichkeiten daherrauschte.

Stunden waren vergangen. Irene ging ins Speisezimmer. Das eine Mädchen war die Nacht über fortgeblieben, das andere schlief noch. In Irene stieg der gerechte Zorn auf; sie weckte das Mädchen, schnitt ihr barsch den Wiederspruch ab und begann selbst beim Räumen zu helfen. So ward es heller Tag. Blandina fand ihre Tochter mit einem gefaßten Gesicht bei der häuslichen Arbeit. Dann ging Irene zu ihrem Unterricht zu den Bergs und kam erst zu Mittag wieder. Bis dahin hatte sie sich gehalten, von der Mitte des Tages an aber erfaßte sie wieder die qualvolle Unruhe. Sie ging auf und ab in ihrem kleinen Zimmer. Doch als der Abend zu dunkeln begann, hielt es sie nicht mehr länger im Hause. Sie zog sich an und eilte auf die Straße hinaus. Sie ging schnell dahin, über den Peterplatz, zur Hochstadt hinauf. Erst als sie hier oben war und vor dem Manstaffschen Hause stehen blieb, ward es ihr selbst klar, was sie bezweckte.

Es waren Monate vergangen, seit sie hier gewesen war, durfte sie so einfach eindringen? Wie würde man das auffassen? Ihr alter Freund würde sie in die Arme schließen, aber Frau von Manstaff — ? Es war ein Widerstreben in ihr, aber die stärkere Kraft siegte und sagte ihr: du mußt es

tun, weil du nicht anders kannst! Du hast jetzt keinen Stolz, du fragst auch nicht, was daraus werden soll, du mußt nur wissen, wie es mit ihm steht!

Der Diener sah sie erstaunt an. Sie errötete. Sie fragte, ob die Herrschaften sie wohl empfangen könnten? Die gnädige Frau wäre in ihrem Zimmer, da müßte man bei der Jungfer anfragen, der gnädige Herr aber säße im Saal. Dabei öffnete er auch schon die Flügeltüren. Es war dunkel im großen Raum, ihre Augen gewöhnten sich nicht gleich an die Dunkelheit. Vor dem Mittelfenster saß Herr von Manstaff und sah auf die Stadt herab, aus der verstreute Lichter ihm entgegenleuchteten. Unbeweglich saß er in seinem Rollstuhl da. Irene näherte sich ihm mit schnellen, leichten Schritten. Nun stand sie neben ihm, ihr Herz klopfte, sie faßte nach seinem Arm, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, sie konnte kein Wort hervorbringen. Da tastete eine große Hand nach der ihren, und eine tonlose Stimme sagte: „Du bist es, Irene?"

Da wußte sie, daß auch er keine Nachricht hatte. Da erschien ihr ihr eigener Schmerz als Egoismus. Wieviel mehr Recht hatten nicht seine Eltern, die ihn erzeugt hatten und erzogen, die ihn von Kindheit an mit Liebe begleitet hatten, für ihn zu zittern! Wieviel erfassender, vielleicht auch tiefer und segnender war nicht die Elternliebe? Sie saßen nebeneinander, Hand in Hand. „Ja, furchtbare Zustände", sagte Herr von Manstaff. — „Ich bitte dich von Herzen, darf ich nicht Licht machen?" bat sie. „So zünde dort am Armleuchter die Lichte an." Irene nahm die Streichhölzer und entzündete die Lichte im hohen Silberleuchter. Matte Farben leuchteten nun überall auf, türkisblaue, reine Töne.

In diesem Augenblick schellte es laut. Es war nicht die elektrische Glocke, sondern jene andere, die dröhnend das ganze Haus durchschallte. Der Diener lief herzu, die Jungfer ... Herr von Manstaff hatte sich vorgebeugt, Irene rührte sich nicht. Man hörte Frau von Manstaffs Stimme schrill aufschreien: „Ein Telegramm!" Sie eilte herbei, auf den Mann zu. Der Diener, der das Telegramm auf silbernem Tablett trug, folgte ihr. „Licht her!" sagte Manstaffs tiefe Stimme fest und stark. Der Diener ergriff den Leuchter. „O Gott, o Gott", stöhnte Frau von Manstaff. Irene rührte sich nicht. Da hörte sie die Stimme des alten Freundes, sie sagte: „Keine Sorgen machen, komme baldmöglichst." — „Gott sei Dank, o Gott sei Dank!" rief Frau von Manstaff. „Aber es ist keine Unterschrift da, ist es auch wirklich von Hans?" — „Ja, das ist Hans. Hörst du es, Irene?" Jetzt erst gewahrte Frau von Manstaff sie. Irene trat vor und neigte sich. Im Scheine der Kerzen sahen die Frauen einander an. Da zuckte es wunderlich über Frau von Manstaffs Gesicht, aus den vorstehenden Augen quollen die Tränen hervor: „Du, Kind?" Und sie zog Irene an sich. „Und ich?" rief Herr von Manstaff. Da wandte Irene sich zu ihm, kniete bei seinem Rollstuhl nieder, ihre Stirn sank an seine Knie. „Kind, Kind!" rief Herr von Manstaff. „Soviel Tränen, Ihr lieben Frauen?" Dabei wischte er sich selbst lachend über das Gesicht. „Aber seht doch

den Ort auf dem Telegramm, hat man je von dem gehört?" Seine Frau nahm das Telegramm und entzifferte einen langen russischen Namen. Sie sprachen noch längere Zeit darüber, wo das wohl sein könne, und was wohl mit Hans geschehen wäre? Irene fühlte eine väterlich zarte Hand über ihr Haar streichen. O, das tat gut ... Wie wunderbar gütig war doch Gott! Sie hatte alles vergessen: daß sie doch eigentlich kein Recht hatte, so hier zu sein in dieser großen Stunde, bei seinen Eltern, daß sie doch nicht wußte, wie Hans jetzt zu ihr stand ...? Ihr Bewußtsein nahm das nicht auf, sie war nur versunken in Gnade und Güte.

*

Als Magnus eines Abends später nach Hause kam und sich ganz ausgehungert zum Essen hinsetzte, sagte man ihm, daß Mattwei schon zweimal nach ihm gefragt habe und jetzt in der Küche auf ihn warte. Sogleich warf er seine Serviette wieder hin, und der Art, in der er sagte, man solle Mattwei gleich auf sein Zimmer schicken, merkte man die verhaltene Erregung an. Ein jähes Rot war ihm ins Gesicht gestiegen. Ernst sah ihm die Mutter nach.

Mattwei stand vor Magnus. Er war wie ein Herr gekleidet, im dunklen Überzieher, und der tiefe, ehrfurchtsvolle Gruß stimmte nicht zu seinem Äußern. Nicht dieser Mattwei brauchte so zu grüßen, das geziemte sich nur für den, der hinter Barbaras Stuhl stand und auf jede Bewegung seiner Herrin aufmerkte. Dieser Mattwei hier, das war doch wohl eine ganz andere Formung dieses Menschen? Magnus sah das bekannte, breite, von einem Backenbart umgebene Gesicht vor sich: es war kein eigentliches Dienergesicht, es lag etwas echt Menschliches darin, und eben sah es verzagt und bekümmert aus. Zum ersten Mal sah Magnus Mattwei als ihn selbst an und nicht nur in bezug auf Barbara. Was war wohl dieser Mensch außerhalb seiner so tadellos erfüllten Pflichten? Wie haben wir denn bisher gelebt, dachte Magnus, alle diese Menschen unter uns, das sind doch auch viel mehr Menschen? Wir Obern hätten uns das von den Untern viel mehr sagen müssen, mußten sie selbst zu uns heraufrücken, damit wir ihre Gesichter sähen? Was waren sie uns? Viel zu sehr Figuren, Maschinen ... „Bitte", sagte er, auf einen Stuhl deutend, „setzen Sie sich." Mattwei tat, als sehe er die Bewegung nicht und höre auch nicht die Worte. „Magnus Romanowitsch," begann er, „ich bin in großer Sorge und Kummer. Über eine Woche schon erwarte ich Barbara Antonowna und ihren Mann, gehe jeden Tag zweimal auf die Bahn, erkundige mich bei den Schiffen, die aus Helsingfors kommen — aber sie kommen nicht an. Ich habe geschrieben und telegraphiert, alles ist vergeblich." — „Wo ist — Barbara Antonowna denn zuletzt gewesen?" — „Am Imatra, am Wasserfall, und dann sollten sie über Petrograd zurückkommen. Ich hatte dahin auch telegraphiert, aber keine Antwort." — „Dann ist sie wohl noch in Finnland?" Mattwei schüttelte den Kopf: „Sie hätte mich benachrichtigt." „Nun, dann ist sie vielleicht irgendwo stecken geblieben — ?" „Sie haben doch wohl, Magnus Romanowitsch" — Mattwei drehte seine Mütze

zwischen den Fingern und sah nicht auf — „von den vielen Offiziersmorden in Finnland und Petrograd gelesen?" Magnus' Gesicht wurde ernst. „Vielleicht will Barbara Antonowna ein Geheimnis daraus machen, wo sie sich befindet?" sagte er. „Ja, aber sie hätten es mich doch wissen lassen. Der Mann von Barbara Antonowna ist so heftig." — „Aber wer kennt ihn denn, wenn sie so umherreisen?" fragte Magnus. Mattwei schwieg. Er sah angespannt auf Magnus hin, dann sagte er leise: „Die Soldaten aus seinem Regiment fragen alle Tage nach ihm. Was wollen die? Was soll ich tun?" — „Mattwei," rief Magnus, den Kopf zurückwerfend, „in solchen Zeiten kann man gar nicht leben, wenn man es nur mit der Angst hält!" — „Gewiß. Ich für meine Person glaube, daß alles so geschieht, wie es im Himmel bestimmt ist. Aber für sie — für Barbara Antonowna . . .? Ich hätte sie gern gewarnt." Magnus hatte sich eine Zigarette angezündet. Er wollte sich nicht setzen, wenn Mattwei stand, so ging er auf und nieder. „Ja, aber was ist zu machen, auch sie kann nicht nur heitere Tage sehen. Es ist nicht recht, immer gleich das Schlimmste zu denken. Diese Zeit ist doch so furchtbar ernst. Übrigens, was sagen Sie, Mattwei, was finden Sie, liegt nicht doch auch etwas Großes in ihr?" — „Vielleicht für die ganz jungen Menschen", sagte Mattwei langsam, während etwas Ablehnendes in sein Gesicht gekommen war. „Mein Sohn Kostja hat mir auch geschrieben: wirf alles hin, komm, das neue Leben beginnt. Was heißt das, das neue Leben?" — „Aber es ist doch alles anders geworden." — „Das ist doch kein neues Leben? Ziehe ich ein neues Kleid an, bin ich doch noch kein anderer Mensch? Ein neuer Mensch kann nur einer sein, der von innen aus gewandelt ist. Das wächst von innen, kommt nicht mit Geschrei von außen her." Magnus sah betroffen in das jetzt fast harte Gesicht Mattweis: das also war die persönliche Note, der da war ein Gläubiger. „Gewiß", sagte er, ein wenig belehrend und patronisierend, „ist das so, aber die Welt würde doch still stehen, wenn nichts Neues von außen herkäme? Die Ideen der Welt ändern sich eben." Mattweis Gesicht nahm den gewohnten, höflich ergebenen Ausdruck an. Er lehnt mich ab, dachte Magnus. „Also ich kann jetzt nichts tun?" fragte Mattwei noch einmal. Magnus sah mit zusammengekniffenen Augen in die Luft. „Abwarten", sagte er. Dann auf Mattweis Gesicht aufrichtige Sorge lesend, fügte er hinzu, indem er ihm die Hand entgegenstreckte: „Sie werden sehen, bald schreibt oder kommt sie." Mattwei ergriff die dargereichte Hand, drückte sie und verneigte sich tief. „Ich danke. Und darf ich fragen: sind auch Nachrichten vom Bräutigam von Irene Romanowna da?" Magnus sagte schnell: „Aber meine Schwester ist nicht verlobt." — „Verzeihung, dann darf ich vielleicht fragen, ob gute Nachrichten von Baron Manstaff da sind?" — „Ja, er ist gesund, er kommt." — „Gott sei gedankt, das ist ein guter Mensch. Ich danke Ihnen."

Nachdenklich sah Magnus dem Alten nach: wird die neue Zeit die Menschen umformen, kann man das schon Geformte verändern? Die großen

Massen, die jetzt auftreten, die sind suggestiv fortgerissen, aber der Einzelne wird sich doch wohl kaum ändern? Er dachte an die Matrosen, mit denen er heute verhandelt hatte. Es waren lauter junge Menschen gewesen, harte, anspruchsvolle Gesichter.

Dreizehntes Kapitel

Sie kommen an . . .

Auf dem baltischen Bahnhof in Petersburg sind zwei Zivilisten aneinander vorübergegangen, der eine hat eine anhaltende Bewegung gemacht und die tief verschleierte Dame gegrüßt, die neben dem Herrn im braunen Sportskostüm dahingeht, der auf eine so ungeschickte Art wiedergegrüßt hat, indem er die Hand zuerst gerade zum Hute erhob. Der andere Zivilist ist durch seine Länge aufgefallen, er trägt ein hellgraues Paletot, seine Bewegungen sind ruhig und sicher, als er an einigen Soldaten vorübergeht, hört man sie sagen: das ist ein baltischer Baron. Über seinem Gesichte liegt Ruhe, so daß es auffällt unter all den andern erregten Gesichtern. Der andere Herr, der mit der Dame geht, hat ein mageres Gesicht, an den Schläfen läuft ihm ein Stück Bart bis über die halbe Wange herab, so daß er dadurch etwas Romantisch-Altmodisches erhält. Sein Gesicht zuckt oft nervös, er streift die Handschuhe ab, zieht sie wieder an. Bald greift er nach dem Arm der Dame, bald läßt er ihn fallen. Er versinkt in finsteres Schweigen, oder er redet schnell und erregt, den Mund dicht am Ohre der Dame haltend. Sie ist gleich ihm in Braun gekleidet, sieht mit leicht umflortem Blick vor sich hin. Schön, aber ein wenig stark, treten die Züge ihres Gesichtes hervor.

Hunderte von Reisenden haben sich auf dem baltischen Bahnhof gedrängt, aber nur wenigen ist es gelungen, ein Billett zu erhalten. In den Wartesälen sitzen Matrosen und Soldaten und speisen opulent, oder sie stehen in Gruppen und reden erregt miteinander. Einmal heißt es, der Zug werde gar nicht abgehen, denn es würde nur der Extrazug mit dem Minister Kerenski, zur Kriegsfestung am baltischen Meere, befördert werden. Dann aber wird der Wagen des Ministers doch an den Zug angehängt. Der hohe, graue Zivilist ist auf dem Bahnsteig verschwunden, bald darauf winkt ein Matrose der verschleierten Dame, und sie geht mit dem Herrn zum Rangierbahnhof. Da steigen sie in ein Coupé erster Klasse.

Es wird aber Nacht, ehe sie endlich Petersburg verlassen. Barbara steht am Fenster. Der Zug rast dahin. Rjasin hat sich lang ausgestreckt, ohne sich auszuziehen, und ist in tiefen Schlaf gesunken. Es liegen spannende Tage hinter ihnen, viermal haben sie den Versuch gemacht abzureisen, erst heute ist es Barbara durch Bestechung gelungen, Plätze zu erhalten. Sie sind aus Finnland geflüchtet. Rjasin hat auf ihre flehentlichen Bitten hin seine Uniform ausgezogen. Sie haben grauenvolle Dinge gesehen in Helsingfors. In Petersburg fanden sie Mattweis Brief vor, der sie

warnte zurückzukommen. Rjasin aber hat aufgelacht und den Brief zerknittert, es falle ihm auch gerade ein, sich vor seinen eigenen Soldaten zu verstecken.

Barbara ist das Herz schwer: welchem Schicksal und Leben fährt sie entgegen? Diese letzte Zeit ist wie ein böser Alpdruck gewesen, alles um sie ist verändert, auch ihr Gatte. Nur ihr Herz schlägt noch im Takte der Seligkeit, und es will ewig so weiterschlagen, aber die Rauheit, die sich vor sie hinstellt, will es nicht zugeben . . . Ja, eine große Zeit liegt hinter ihr. Es war dennoch die Krone des Weibes gewesen, die Krone der Erfüllung, die man ihr damals an jenem dunklen Abend in der kleinen russischen Kirche über dem Haupte gehalten hatte! Sie fühlte sich eine andere geworden, sie war es. Ihre Bewegungen, der Rhythmus ihres Körpers schienen wie aufgelöst in Musik. Die Linien ihrer Gestalt waren zarter, sie war für ihre Verhältnisse fast übernatürlich schlank geworden. Wenn ihr Blick gegen die Außenwelt gerichtet war, war er verschleiert, und doch konnte er so wundersam aufleuchten. Unter ihren Augen waren leicht hingehauchte, violette Schatten, selbst die Hände schienen zarter geworden, lebendiger . . .

Mit einer wundervoll gesegneten Kraft hatte ihre Natur das Mysterium der Liebe empfangen, sie hatte sich hingegeben mit einer Totalität, die ihr ganzes Wesen durchdrang. Es war etwas Zeit- und Raumloses, etwas Entrücktes über ihnen gewesen, uferlos waren sie ineinander übergegangen. Ja, sie waren wie zwei Kräfte, die bestimmt waren, sich aneinanderzuschließen. Wie in einem Bann war sie durch seine Nähe, sie vermochte es bisweilen kaum, sich von ihm zu lösen. Aus dieser Hochspannung ihres Lebens sollte sie nun das Schicksal herausreißen? Sie sah auf ihren Mann hin, er stöhnte leise im Schlaf, er sah wohl schreckliche Bilder . . .? Das kleine Licht im Glasbehälter zitterte und brannte nur trübe, sausend flog die schwarze Nacht an ihr vorüber. Ihr Blick ruhte zärtlich auf ihm, auf dem gebräunten Antlitz, der schlanken Gestalt. Ein heißer Strom von Dankbarkeit durchglühte sie. Sie neigte sich über ihn, seine Lider erzitterten. Er spürte wohl ihre Nähe. Da richtete sie sich schnell wieder auf. Er empfindet sie, wie sie ihn empfindet: sie beide waren zu Harfen geworden, aus der die allmächtige, gesegnete Schöpferhand volle Töne schlug . . . Am Tage fanden sie zwar oft nicht viel Worte füreinander, aber wozu bedurfte es der Worte, da sie sich doch in der ewig lebendigen Sprache so restlos verstanden? Barbara streckte sich aus wie er und schloß die Augen.

Der Morgen dämmerte. Der Zug hielt an. Lautes Rufen von vielen Stimmen drang zu ihnen. Rjasin fuhr auf, auch Barbara hatte sich erhoben. Er faßte nach dem Türgriff und rief ihr zu, sich nicht zu rühren. Die Hand, schlank und sehnig, umspannte den Messing des Griffes, ein großer Rubin, den Barbara geschenkt, leuchtete rot daran. „Aber so höre doch," rief sie, „es ist ja nichts, sie schreien bloß Hurra, es ist eine Ovation für den Minister,

laß mich hinaus!" Die Hand blieb am Türgriff geballt. Da beugte Barbara sich lachend und küßte die Finger, da sanken sie hinab. Sie öffnete die Tür und trat hinaus.

Sie waren in einer kleinen Stadt, der Bahnhof war erfüllt von einer dichtgedrängten Menge von Leuten. Nebenan im Salonwagen, auf der Plattform, stand ein noch junger Mann von südländischem Typus und redete lebhaft. Er legte sich ins Wort, gestikulierte, erschöpfte sich. Er sprach von der großen, heiligen Revolution, von der Verpflichtung, sich ihrer würdig zu zeigen. Jubel unterbrach immer wieder seine Rede. Das war der Mann, der die Zukunft Rußlands in Händen zu tragen wähnte, der Mann, von dem es hieß, er schlafe nicht, der auch die Nächte über fieberhaft arbeite. Sein Gesicht war bleich, er sah trotz der Erregung erschöpft aus, etwas Überreiztes sprach aus seiner ganzen Art. Neben diesem Manne stand mit gefalteten Händen eine Greisin, mit großen, dunklen Augen und schweren Augenlidern, die eine hohe einstige Schönheit gehabt haben mußte. Sie stand da und nickte immerzu, und über das alte, runzlige Gesicht liefen die Tränen. Der Minister trat zurück, und nun erhob sie, die Greisin, die Stimme und die Hände, aber sie kam kaum zu Wort, so maßlos ward das Jubelgeschrei, Blumen wurden ihr hingereicht in großer, leuchtender Fülle. Da ließ sie die wie zum Segen erhobenen Hände sinken und faßte nach den Blüten, die ihr geopfert worden. Das war die alte „Großmutter der Revolution", jene Frau, die jahrzehntelang wegen einstiger revolutionärer Versuche in Sibirien verbannt gelebt hatte, und die nun die aufstürmende Jugend im Triumph wieder zurückgeführt hatte.

Barbara stand und sah das lebhafte Bild aus dem historischen Weltatlas. Es war ihr sonderbar zumute dabei. Sie mußte so viel an dieser Revolution verurteilen, und dennoch rührte sie das Bild. Diese beiden Menschen meinten sich, ihr Leben und ihre Ideen, ehrlich, und für sie waren das jetzt große Tage der Erfüllung. Ja, dies Bild, das sich an der Peripherie ihres eigenen Lebens abspielte, machte Barbara sehr nachdenklich. Für eine kleine Weile versank ihr eigenes Fühlen, und sie sah noch etwas anderes als sich und ihr Leben. In Helsingfors hatte das äußere Leben der Zeit schon einmal ihr Glücksleben durchschnitten, kalt und messerscharf hatte sie die Angst gepackt; nun durchschnitt das äußere Leben in geistiger Art ihre Sphäre.

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Hüteschwenken, Zurufe, dann wieder Flächen, Wälder, eine stille, ernste Natur, durch die der Zug mit all seinen Existenzen und Schicksalen dahinjagt. Aus dem grauenden Morgen entstand ein leuchtender Frühjahrstag. Barbara trat zu ihrem Mann, der mit finster zusammengezogenen Brauen dastand, die Lippen fest aufeinandergepreßt. Man sah es ihm an, daß der tiefe Nachtschlaf ihn nicht erquickt hatte. Sein Haar war verwirrt, und dennoch sah Leonid Rjasin auch jetzt so aus, daß man denken mußte, er könne und dürfe gar nicht anders aussehen, auch jetzt schien er wie für den Augenblick zurecht geschaffen, so daß er auch eben, wie stets,

ästhetisch wirkte. Dieses empfand Barbara immer wieder in freudiger Dankbarkeit. Als nun das junge Ehepaar wortlos nebeneinander im Korridor dastand, ging der hohe, graue Zivilist an ihnen vorüber. Barbara streckte ihm mit aufleuchtendem Blick, die Hand entgegen: „Herr von Manstaff!" — „Wir wollen in unser Coupé gehen", sagte Rjasin schnell.

Die Herren sprachen lebhaft. Da Rjasin fast die ganze Zeit über als Zivilist gereist war, hatte er nichts wirklich Gefahrvolles erlebt; dagegen war Hans Manstaff schon einmal nahe am Tode gewesen. Eine Schar fremder Soldaten war in eine Kaserne gestürmt und hatte die Kameraden gefragt, ob sie mit ihren Offizieren zufrieden wären? Es waren die Namen gefallen von solchen, die gehaßt waren; da wurden mehrere erschossen. Hans und sein Kommandeur wurden nur gefangen gesetzt. In einer Nacht aber hatten sich wieder übelwollende Soldaten in die Kaserne gedrängt und hatten die Gefangenen vor Gericht bringen wollen. Da war Hans von einem ihm treuen Soldaten gerettet worden, er war geflüchtet. Er hatte sich auf den Rat dieses Soldaten versteckt gehalten, und erst als die Gefahr vorbei war, war er wieder hervorgetreten. Er hatte dann um seine endgültige Entlassung aus dem Heere gebeten, man hatte sie ihm zuerteilt, nun war er wieder ein freier Mensch. „Das ist es, was auch du tun müßtest, Leonid!" rief Barbara. Er zuckte ärgerlich die Achsel: „Da fehlt dir ein gewisses Gefühl. Herr von Manstaff und ich, das ist etwas ganz anderes. Er ist doch nicht Berufsoffizier." Auf Barbaras Gesicht malte sich Schrecken, so daß Hans Manstaff ihr einige beruhigend gütige Worte sagte. Die Herren sprachen weiter, sie waren beide erregt, auch Hans, der sonst so ruhige, war verändert. Nun näherten sie sich der alten Stadt, schon konnte man sie in geschlossener Gruppe aufragen sehen. Was Barbara aber heute am schönsten erschien beim Anblick der Stadt, was ihr geradezu ein Gefühl von Rührung gab, das waren die himmelhoch aufstrebenden Kirchtürme, die wie große Wahrzeichen des Glaubens gen Himmel ragten. Bald würde sie sich auflösen, die alte Stadt, würde auseinanderfallen in Straßen und Häuser. Barbara würde wieder das alte und doch so neue Leben aufnehmen.

Welch ein Jubel umbrauste sie, und diesmal aus Tausenden von Kehlen! Was war das heute morgen für ein seltsames Ankommen in der alten Stadt, die einen sonst mit feierlicher Stille empfing? Ein solches Gedränge war auf dem Bahnhof, daß vorläufig an ein Aussteigen nicht zu denken war; erst mußten der Minister und die Großmutter der Revolution ihren Siegesweg durch die Menge nehmen. Der Minister sollte vom Bahnhofsbalkon aus zu den Leuten reden. Noch nie hatte Barbara eine solche Fülle von Blumen beisammen gesehen. Oben auf dem Balkon der Minister. Unten, Kopf an Kopf, die Menschen, bis zu den Anlagen, unterhalb der Hochstadt, war es schwarz von Neugierigen, Anteilnehmenden. Selbst auf Bäumen und Laternenpfosten saßen junge Leute. Die Automobile, in denen die alte Großmutter der Revolution und der Minister fahren sollten, glichen Jardinieren. Bar-

bara und ihr Mann hielten bloß ihr Handgepäck in den Händen, sie suchten die Stadt zu erreichen.

Ja, welch ein Empfang war das, betäubend groß, und doch galt nichts von all der Freude, all dem Jubel ihnen! Kein Mattwei war da, keine Equipage. Nie noch war Barbara so einsam und unbeachtet in die Stadt zurückgekehrt wie heute, da sie sie zum ersten Male als Frau betrat! Sie sah zum Balkon auf, sah den Minister, erkannte seine Gebärden, hörte hier und da ein verstreutes Wort, und alles, was sie sah, ward ihr zu einer seltsamen, sie fremd anmutenden Gebärde des Lebens.

*

Auch Hans hatte auf Gepäck und Wagen verzichtet und nur die Handtasche mitgenommen. Er sah vorbei an dem bewegten Bilde, seine Augen waren zur Hochstadt emporgerichtet. Es gab jenseits der Anlagen eine Treppe, die ins Herz der Hochstadt führte, aber auch sie war schwarz von Menschen. Da beschloß er, einen Umweg zu machen. Er ging rechts vom Bahnhof, um längs den Promenaden weiterzugehen. Die Straße, die er jetzt betrat, war menschenleer. Er ging schnell dahin, bis er zum Berg kam, der zur Hochstadt hinaufführte. Er sah von hier zur alten Ordensburg auf, sah rauchgeschwärzte Löcher an den Stellen, wo die Fenster gewesen waren; ihm war, als sähen ihn tote Augen an. Aber die herrliche, alte Mauer hatte durch nichts gelitten, noch immer stand sie fest und stark da, als wäre sie bereit, noch manchem Sturm der Geschichte standzuhalten. Auf der Höhe angelangt, blieb Hans zögernd stehen. Nach links ging es in die eigentliche Hochstadt hinein, vor ihm lief ein Weg hinab, der zur Stadt und Vorstadt führte. Wer sein Gesicht in diesem Augenblick hätte sehen können, wäre wohl erstaunt gewesen: es spielte sich ein Kampf darauf ab, es bezog sich mit einer dunklen Röte, dann jedoch bekamen seine Augen einen weichen Glanz. Ein kurzer Ruck — und er bog nun den Weg ein, der zur Vorstadt hinabführte.

Wie schnell er dahineilte, nicht nach rechts noch links sehend! Schon war er bei der großen, estnischen Kirche. Von hier aus lief eine breite, dreifache Allee bis zum Petersplatz hin. Schon von weitem sah Hans den Zaren mit einer roten Fahne in der Hand dastehen, eine seltsame Groteske für diese Gewaltnatur, jedoch für dies schwächliche Abbild, das in der Tanzpose dastand, erschien es nicht etwas so Unfaßliches, auch einmal solch eine Fahne zu halten. Hans ging durch die Allee, bis er vor dem braunen Holzeckhaus stand. Sein Herz schlug fast unbändig. Wie seltsam das ist, dachte er, bin ich denn so sehr erregt? Er tat es aus einem unabweislichen Muß heraus. Vor der Türe zögerte er dennoch: wenn sie nun vor seinem Anblick erschrak? Wie es auch war, er mußte heraus aus der Unklarheit, wer aus solch einer Tiefe kam, wie er soeben, dessen Augen und dessen Seele brauchten viel Licht. Er schellte — einmal, zweimal, keiner öffnete ihm. Sollte denn wirklich

niemand zu Hause sein? Nochmals lang und ungeduldig drückte er auf den Knopf der Glocke. Da hörte er jemand hinter der Tür. Eine Kette wurde vorgelegt, das Schloß gedreht, durch den Spalt sah er eine schmale Mädchengestalt mit seitwärts gescheiteltem Blondhaar und einem, wie es schien, etwas zu bleichen, mageren Gesichtchen. Eine Stimme fragte: „Wer ist da?" — „Ich bin es", sagte Hans laut. Die Kette klirrte, die Tür sprang auf — sie standen einander gegenüber. Er sah, wie ein paar Augen aufstrahlten, und mit einem Satz war er bei ihr und schloß sie in die Arme. Sie hielten einander fest umklammert, beide konnten nicht sprechen. Das haarige, hellgraue Zeug seines Mantels ward feucht von Mädchentränen. „Gott sei gedankt," sagte Irene, als er sie nach einem langen Kusse freigab, „was haben wir gezittert um dich!" — „Ihr?" — „Ja, deine Eltern und ich." — „Du warst bei ihnen?" Da verbarg sie ihr Gesicht und erzählte, wie sie gerade da gewesen sei, als das Telegramm gekommen war. Hans jubelte auf: „So war sie noch früher zu ihm gekommen, als er zu ihr! Nun aber komm hinauf zu ihnen, nun gehörst du ganz zu uns, Irene!"

*

Sie gingen eilend, Hand in Hand, dahin, unbekümmert, ob fremde Blicke sie streiften. Auf ihren Gesichtern lag ein Glück, das durch Schmerz gegangen war, das Glück des Sichgefundenhabens. Aus einer Seitengasse der Hochstadt kommend, sah Magnus die beiden dahingehen, in gleichem Rhythmus mit langen, festen Schritten. Er blieb stehen und starrte ihnen fassungslos nach. Dieses unmittelbare Vorbeigleiten des großen Glückes wirkte gewaltig auf ihn. Er, der die Schwester doch so liebte und sich über das Glück freute, fühlte es dennoch eben wie einen jähen Schmerz an seinem Herzen: Irene hatte es wieder gewonnen, was sie verloren, für ihn aber stand kein solches Glück mehr wartend bereit!

In dem Augenblicke mußte Magnus kämpfen, alles Bittere herunterzuwürgen. Er erkannte, wie Gefühle tief in uns schlafen, so daß wir sie tot wähnen, bis ein Erinnern sie wieder weckt, und sie uns mit alter Kraft durchdringen. Was war es, das in uns unter dem dichten Vorhang so lebte? Wir wissen nicht darum, unser Gehirn verarbeitet unsere Erlebnisse, wir reihen sie ein und glauben uns fast befreit; aber ein Zugwind des Lebens lüftet den Vorhang, und wir spüren wieder alles Verborgene. Nichts, nichts habe ich vergessen, sagte sich Magnus, alles lebt noch in mir! Er lernte die unheimliche Gewalt des Blutes kennen, alle Phantasiekräfte arbeiteten wieder in ihm. Wo war Barbara, was ging in ihr vor? Sie lebte wohl weiter als die, die sie war, und er wußte nichts von ihr! Vielleicht war auch sie wieder hier in der Stadt? Wenn sie aber die Barbara war, die er gekannt, und wenn sie das immer bleiben würde, was er an ihr geliebt hatte, wie sollte dann seine Liebe je sterben?

Also dachte Magnus, als er immerzu auf jene Hausmauer hinsah, hinter

der die Glücklichen verschwunden waren. Er begann langsam weiterzugehen, die Füße waren ihm schwer, die hellen Steine des Bürgersteigs blendeten seine Augen. Von weitem her hörte er das Stimmengewirr, das Hurrarufen, die Musik. Ja, das Leben ging weiter, und das Leben war groß. Sollte man jetzt nicht lebendiger und stärker sein, als je zuvor? Wenn man aber etwas in einem, das kostbar und schön ist, sterben lassen will, wie kann man da lebendig bleiben? Liebte man nur, wenn man etwas zu gewinnen suchte für sich? Hätte Barbara ihm je jenen Brief geschrieben, wenn sie ihn für einen gehalten hätte, der nur selbstsüchtig wäre? Nein er durfte, er konnte ein Gefühl nicht töten, das so stark in ihm lebte! Ich muß ja weiter lieben, sagte er sich. Ich will sie nicht gewaltsam herausdrängen, ich muß nur noch auf einer höheren Stufe Verzicht leisten können. So nur tue ich mir kein Leid an, sondern gewinne.

Es war, als hätte sich ein Krampf in ihm gelöst. Er atmete freier, er fühlte wieder das große und starke Leben, seit er sein Gefühl, sein Herz nicht gewalsam abschloß, sondern hinüberfluten ließ.

Vierzehntes Kapitel

Das neue, alte Leben

Barbara fand in ihrem Hause alles so vor, wie sie es verlassen hatte. Über Mattweis Gesicht flossen Tränen der Freude, als er seine Herrin begrüßte. Sie umarmte und küßte ihn, neigte darauf das Haupt und fühlte die Kraft des Segens von seiner liebevollen, ehrwürdigen Hand auf sich ausströmen. Die altbekannten Möbel empfingen sie, die rosenroten, türkisblauen und orangefarbenen Seidenkissen grüßten sie aufleuchtend, und dennoch sah sie auf alles das Altbekannte wie auf ein Fremdes hin. Es erschien ihr, als wäre sie unendlich weit fort gewesen, und als habe ihre Reise unendlich lange gedauert. Sie ging durch die Zimmer, langsam wie benommen, bis sie in ihr Schlafzimmer kam. Hier bleibt sie überrascht stehen: an Stelle ihres Bettes war ein anderes ins Zimmer hereingerückt, und daneben stand ein zweites von gleicher Form und Farbe. Wie sie diese Anordnung sah und die Betten ihrer Eltern in allen Einzelheiten wiedererkannte, überlief sie ein Schauer. Ja, es war fast ein Gefühl von Furcht, während ihr zugleich die Glut in die Wangen stieg. Sie nahm ihren Hut ab, stand vor der alten Mahagonitoilette und sah ihr Spiegelbild an — ja, es war eine neue Barbara, die ihr da entgegenschaute.

Hier, im altgewohnten Rahmen, sah sie es erst ganz, wie sehr sie eine andere geworden war. Die Barbara, die da stand, hatte dunkler glänzende Augen und war eine schönere als die frühere, und dennoch, warum sah sie auf sie hin mit einem leise grausigen Staunen . . .? Sie wandte sich ab, es war wie ein Spuk um sie, ihr war, sie müsse immer nach der alten Barbara suchen. Was Leonid zu diesen großen, steifen Betten sagen würde? Da hörte sie schon seine

Stimme. Er kam schnell daher, umarmte sie und küßte sie in den Nacken. „Hier war dein Schlafzimmer", sagte er leise. Sie dachte daran, ihm zu sagen, daß es die Betten der Eltern wären, aber es war ihr nicht möglich.

Rjasin warf sich in einen Sessel und streckte die Beine lang von sich. „Es ist unglaublich," sagte er, „daß ich jetzt wirklich in diesem Hause wohnen soll. Es ist so fabelhaft solide, so bourgeoishaft. Es weht einen eine Solidität an, die fast atemberaubend ist." — „Und ich erst," sagte Barbara, „bin ich nicht die Verdichtung von alledem?" — „Unsinn! Komm und setze dich zu mir." — „Nein, ich muß jetzt gehen und mein Haus inspizieren." Sie lachte ihm zu und ging hinaus.

Als Rjasin, erfrischt und elastisch, ins Speisezimmer trat, fand er Barbara am Frühstückstisch stehen, auf dem sie einige Schalen zurechtrückte. Wieder schüttelte er den Kopf wie in namenloser Verwunderung. Er sah seine Frau mit sichtlicher Neugierde an, jede ihrer Bewegungen verfolgend. Als Mattwei Eier, Schinken und Gemüse anbot, ein in der Eile hergerichtetes Mal, verbeugte er sich dankend vor ihm. Über Barbaras Gesicht glitt ein leichtes Lächeln, und Mattwei, gegen seine sonstige Gewohnheit, verließ das Zimmer. Sogleich knüllte Rjasin seine Serviette zusammen und warf sie in die Luft. „Die ganze Anordnung", sagte er, „ist superbe. Dies Service alles — eigentlich kann man in so einem Hause nur zum Besuch sein." — „Aber Leonid, du liebst doch alles so sehr, was hübsch und ästhetisch ist?" — „Gewiß — ich finde sogar, daß die Menschen, mit denen ich verkehre, es sein müssen." Dann lachte er. Barbara sah ihn erstaunt an, aber er lachte nur um so mehr, indem er sich mit seinem Stuhl hin- und herschaukelte.

Am Nachmittag erschienen einige Offiziere aus Rjasins Regiment, die er von seiner Ankunft benachrichtigt hatte; auch die beiden Trauzeugen waren darunter. Die Herren saßen im Gobelinzimmer, die Unterhaltung war laut und erregt. Barbara blieb zuerst bei ihnen, denn auch ihr war es darum zu tun, zu erfahren, was im Regiment vor sich gegangen war. Sie hörte zu ihrer Beruhigung, daß die Soldaten hier in der Stadt nur wenige Greueltaten verübt hatten. Das Leben der Offiziere wäre im Augenblick nicht gefährdet, aber die Disziplin wäre vollkommen aufgehoben. Vorgesetzte und Soldaten redeten sich jetzt als Kameraden an, die Soldaten liefen in offenen Mänteln mit der Mütze im Nacken umher, grüßten niemanden und drängten sich überall vor. Viele von ihnen erklärten den Krieg für beendet und zögen nach Hause, und die Aussicht, daß die neue Regierung den Krieg weiter führen wolle, erfüllte sie mit Empörung. Mehr als die Soldaten wären die Matrosen zu fürchten, die mit unglaublicher Energie und Ausdauer überall eingedrungen seien, die Stadt terrorisierten und sich mit dem Revolver in der Hand als die Herren aufspielten. Die Seeoffiziere hielten sich zum Teil versteckt, einige säßen gefangen. Die Offiziere klagten lebhaft über ihre Kommandeure, überhaupt über die älteren Vorgesetzten, die hätten zu allem Ja und Amen gesagt, viel Feigheit entwickelt und nur für ihr Leben und ihre Pensionen gezittert. Im

großen und ganzen wäre das Leben eben kaum zu ertragen. Burschen gäbe es nicht mehr, es sei denn, sie stellten sich selbst freiwillig, und die wären von empörender Frechheit und täten nur, was ihnen beliebe. Njasin werde wohl auch schon an seinem Mitka noch manches erleben. „Mitka hat heute nicht geruht zu erscheinen," sagte Njasin, „ich bin gespannt, wie er morgen auftritt." Das Gespräch wandte sich persönlichen Angelegenheiten zu, Barbara verließ das Zimmer.

Die Offiziere hatten die ganze Zeit über Tee getrunken, nun schickte Barbara ihnen einige Flaschen Rotwein herein. Es waren auch hier im Hause Haussuchungen vorgekommen, jedoch Mattwei hatte den Keller so geschickt verteidigt und verleugnet, daß er den Weinvorrat der Besitzerin wieder übergeben konnte. Aus dem Gobelinzimmer schallten die lauten, erregten Stimmen herüber, die ganze Wohnung war von blauem Rauch durchzogen. Obwohl Barbara zuweilen gelegentlich selbst rauchte, war ihr der Rauch heute so unangenehm, daß sie ein leichtes Schwindelgefühl empfand. Sie ging in ihrem Hause herum, dies und jenes zurechtstellend, sprach mit ihren Leuten, gab Anordnung, aber etwas Sonderbares ging dabei in ihr vor, es stelle sich etwas in ihr um. Ja, ihr kam das Haus jetzt altbekannt, lieb und heimatlich vor wie noch nie, aber das Leben, das *sie* hereingebracht hatte, stand so fremd darin, daß sie es selbst nicht zu kennen glaubte. Ja, es stand so sonderbar fremd in diesem schönen, alten Hause . . .

*

Ich will mein Leben aufbauen, wie ich es doch in all diesen Jahren auch getan habe, dachte Barbara, aber schon die ersten Tage zeigten ihr, daß sie dieses nicht mehr konnte. Denn nicht mehr sie war es, die fortan das Leben bestimmte. Sie erfuhr es, daß es das Schicksal der Frau ist, vom Manne aus das Bestimmende zu empfangen, nicht nur weil das Leben des Mannes die äußeren Richtlinien angibt, sondern weil das Leben der Frau, wenn es mit dem des Mannes verknüpft wird, den sie liebt, auf eine seltsame Art sich zu neigen beginnt, bis es schwankend wird und oft erlischt. Zum ersten Male war Barbara jetzt durch einen anderen Menschen auch in den äußeren Faktoren bestimmt. Sie mußte damit beginnen, die Mahlzeiten nach ihrem Manne einzurichten, mußte oft stundenlang vergeblich warten, und zwar in Angst und Sorge, daß ihm am Ende etwas geschehen wäre. Obwohl es keinen eigentlichen Dienst gab, verlangten die Soldaten, daß auch die Offiziere, die nie in den Kasernen gelebt hatten, sich alle Tage dort einfinden sollten. Es wurde auch ein wenig zum Schein exerziert, es wurden Sitzungen abgehalten, stundenlang geredet, die Offiziere mußten häufig dejourieren, und dieser ganze neue Dienstapparat funktionierte so unregelmäßig, daß keiner etwas für den nächsten Tag vorausbestimmen konnte. Barbara sah ihren Mann jetzt nur wenig, doch sie sah es mit Sorge, wie er sich von Tag zu Tag verfinsterte. Obwohl sie seine Stimmung vollkommen verstand, begann ihr Herz doch

schon mancherlei zu vermissen. Sie suchte ihn zu zerstreuen, bat ihn, mit ihr zu lesen; er lehnte es ab; als sie ihm aber vorschlug, ihr etwas vorzusingen, lachte er nur ärgerlich auf.

So blieb um sie immer die gleiche Disharmonie bestehen: das schöne, vornehme Haus, die gut geschulten Dienstboten darin und, in diese stille Welt hereinstürmend, ihr schöner, finsterer und ungeduldiger Mann. Sie suchte ihm auf jede Art das Leben leicht zu machen, aber er sah die Aufmerksamkeiten nicht, die sie ihm erwies.

In dieser Zeit war es, daß Barbara dort ein Trost erwuchs, wo sie es nicht erwartet hatte — es war Mitka, der sie in dieser ganzen Zeit durch seine kindliche Art erfreute und oft beruhigte. Zwar, er war auch von der Zeit erfaßt, sprach mit einem gewissen Stolz von der Freiheit, die „auch" die Soldaten jetzt hatten. „Denn, Barbara Antonowna, der Soldat ist jetzt auch ein Mensch. Es war falsch, ihn nur du zu nennen. Sie sollen mich weiter so nennen, weil wir uns kennen und gern haben, aber nicht ein jeder Fremde darf mich jetzt so nennen. Es war falsch, die Soldaten wie Tiere zu behandeln und sie zum Dienst zwingen zu wollen. Nun gehen wir in den Dienst, wenn wir wollen, und wenn wir nicht wollen, bleiben wir zu Hause, trinken Tee und essen Weißbrot dazu. Ich bin nicht so gesinnt, die Herren jetzt zu Dienern zu machen, ich diene gern meinem Herrn weiter, aber wenn ich ihm jetzt die Stiefel putze, so denke ich: früher mußtest du das tun, jetzt aber willst du es tun. Und dann fällt es mir ein: siehe da, tu' ich es eines Tages vielleicht auch nicht mehr?" Und solches geschah in der Tat auch an einigen Tagen. An einem Morgen begegnete Barbara ihm im Speisezimmer, wo er sich ungeniert Wasser in eines der schönen, alten Kristallgläser eingoß und austrank. Er grüßte sie freundlich, als sie eintrat, ließ sich aber nicht stören. „Ich ruhe mich heute aus," sagte er, die Hände in den Hosentaschen haltend. „Mattwei hat das Zimmer des Herrn geräumt, ich muß auch einen freien Tag haben." — „Nun gut," sagte Barbara, „dann soll es aber auch wirklich ein Feiertag für dich werden, ich werde dir Kuchen und Wein auf dein Zimmer schicken, oder willst du es lieber hier verzehren?" Da lachte er und schüttelte den Kopf. „Schicken Sie es zu mir." „Siehst du, du bist froh," sagte Barbara, „aber ich, ich bin traurig." — „Warum sind Sie traurig, Barbara Antonowna?" fragte Mitka, seine Haltung verändernd. „Ich bin immer in Sorge um meinen Mann, ich fürchte immer, daß er Feinde hat im Regiment." Mitka nickte vor sich hin. „Es ist wahr, er hat da einen Feind, ich weiß es, noch gestern hat er mir gesagt, er werde es Leonid Alexandrowitsch noch einmal eintränken, daß er ihn früher angeschrien hat." — „Wer ist das," rief Barbara erschreckt, „was will er tun?" — „Er ist Schreiber. Es ist da ein Konflikt wegen dem Geld. Er behauptet, Leonid Alexandrowitsch hätte früher einmal Geld, das der Kasse gehörte, für sich verbraucht." — „Um Gottes willen!" — „Ja, daraus könnte etwas werden, vielleicht schon heute", sagte Mitka, bedächtig den Kopf wiegend. Dann sah

er, daß Barbaras Gesicht ganz verstört war: „Aber was ist Ihnen?" — „Heute sagst du, o, was soll ich tun?" — „Nichts können wir tun, aber wenn Sie sich Sorge machen, werde ich gleich hingehen und sehen, was Ihr Mann dort macht? Ich geh nicht, ich fliege hin. Aber den Kuchen und den Wein, den schicken Sie mir doch auf mein Zimmer?" Und fort war er.

Barbara sah ihm nach, sie fühlte sich so erregt durch seine Mitteilungen, daß ihr Tränen kamen. Ja, es war ihr jetzt auch sonst bisweilen geschehen, daß es aus der Tiefe heraus übergeströmt war und sie geweint hatte. Nie war das früher so gewesen, und sie wußte selbst, daß sie es auf ihre Nerven zu schieben hatte. An solchen Tagen war sie auch unstät und erschrak vor jedem Geräusch. Sie sah dann wie in eine Leere, in eine Aufgelöstheit. Wohinaus soll das gehen? fragte sie sich dann bang und schwer.

Aber nicht nur das Leben ihres Bewußtseins, auch jenes zweite Leben, das erst begann, wenn die große, schwarze Nacht ihre dunklen Schwingen entfaltete, war erschüttert worden. Es hatte sich etwas in Barbara auch hier gewandelt, als wäre ein Neues dazu getreten. Zwar konnte sie noch jetzt die Minuten ausgedehnt empfinden zu tiefster Ewigkeit, konnte in Todesschauern erbeben und mit ganzer Glut sich dem Zauber hingeben, der so restlos aus zweien eines zu machen vermochte. Aber dennoch war das tiefe Mysterium der Erfüllung, das sie geglaubt hatte zu halten, in etwas Neues aufgelöst. Etwas Dämonisches, ja Ungöttliches schien ihr in ihre Liebe gekommen. Sie suchte nicht zu ergründen, was es war, und dennoch war es etwas, das hinüberging in ihren Tag, und das wieder aus dem Tag herüberragte in die Nacht und das zerstörte, was früher nur Einigung gewesen.

*

Nach solch einer Nacht erhitzter Steigerung und Gefahr war es, daß Barbara zum ersten Male die Augen ihres Mannes n einer Art auf sich ruhen fühlte, die sie früher noch nie an ihm wahrgenommen hatte. Er fixierte sie prüfend in kalter Neugier. „Was ist?" fragte sie mit einem Lächeln, das seinen Blick entwaffnen sollte. „Nichts," sagte er, „ich finde nur, das lila Kleid steht dir nicht." Der kleine Satz gab Barbara einen Stich ins Herz: wie hatte er früher gerade die Zusammenstellung der lila Farbe und ihres Haares bewundert! Sie konnte seine Worte nicht vergessen, obwohl sie sich darum bemühte. Das Gefühl von Enttäuschung, einer körperlich quälenden Empfindung gleich, das sie bisweilen jetzt überkam, fiel sie heftig an. Noch den ganzen nächsten Tag über fühlte sie etwas wie Ablehnung gegen ihn. An diesem Tage war es, daß sie ihren ersten Streit hatten.

Er kam verspätet zum Mittagessen, sah finster vor sich hin und setzte sich ohne ein Wort der Entschuldigung hin. Barbara fragte ihn, ob er Unannehmlichkeiten gehabt habe? Er zuckte die Achsel und meinte, das wäre eine Frage, die sie sich selbst beantworten könne, woraus sie wohl meine, daß das

Leben jetzt bestände? Er spielte mit dem Fischmesser. Obwohl sie das irritierte, sagte sie doch ruhig: „Ich denke, die Unannehmlichkeiten sind doch wohl graduell verschieden?" — „Nun also," rief er, das Messer hinwerfend, „wenn es dir paßt — graduell. Also, deiner alles ergründenwollenden Pedanterie zuliebe, es sind unerträgliche." Ihr Herz ward wach, und sie fragte impulsiv: „Ist es irgend etwas mit dem Schreiber?" Er sah sie an, wurde blutrot, die Adern traten an seiner Stirn hervor: „Was weißt du denn davon?" Sie streckte ihm die Hand entgegen und bat demütig: „Liebster, ich weiß davon, ich will so gern alles mit dir teilen. Mitka hat mir davon erzählt." Er sprang auf, warf die Serviette hin: „Also so weit ist es schon gekommen, daß meine Frau meinen Burschen aushorcht über mich? Also jetzt schon dieses Mißtrauen?" Barbara verwehrte sich kraftvoll gegen diese Auffassung. „Warum überhaupt Mißtrauen," sagte sie, „es ist doch nur natürlich, daß die Frau wissen will, was den Mann angeht?" — „Und was hast du nun gewonnen," fragte er, sie finster ansehend, „triumphierst du nun in deiner deutschen Genauigkeit und denkst: siehe da, er gibt also Geld aus, das er nicht hat? Ich aber sage dir, ich hätte es, wenn ich wirklich gewollt hätte, in einigen Tagen ersetzen können." Er zog heftig den Stuhl heran, setzte sich wieder, aß schnell seine Suppe auf und trank dann ein Glas Wein herunter.

Barbara starrte vor sich hin, bis die eingewebten Blumen im Damasttischtuch vor ihr tanzten. Ein heftig stechender Schmerz fuhr ihr wie ein spitzer Dolch durch den Kopf. Was sie als den schmutzigen Verdacht eines Elenden fortgeschoben hatte, gestand ihr Mann als eine Selbstverständlichkeit ein! Ja, fehlten ihm denn die natürlichsten Begriffe von Ehrgefühl auf diesem Gebiete? Sie war noch so fassungslos, daß sie kein Wort zu sagen vermochte, und spürte dabei zugleich, wie sehr sie ihn damit aufbrachte gegen sich. Mattwei brachte den Braten; ohne die Herrschaften anzusehen, bot er ihn an, doch Barbara wußte, daß er alles bemerkt hatte. Als er fortgegangen war, fragte sie und erstaunte selbst, wie kalt ihre Stimme dabei klang: „Was willst du nun tun?" — „Tun, was denn wieder tun? Sie sollen mich vor ein Gericht stellen." — „Leonid! wie furchtbar." — „Nun ja, also wieder ein Unglück! Natürlich ist diese ganze Geschichte eine Unverschämtheit. Der Schreiber hat selbst damals darum gewußt, so etwas machen alle, und da ist kein einziger, der wirklich glaubt, daß daran etwas Unrechtes wäre. Die ganze Sache ist nur Rache und außerdem eine Erpressung." — „So gib ihnen, gib ihnen, so viel sie wollen!" — Er sah sie von der Seite an. „Ja, ich weiß, daß du Geld hast." — „O!" ihre Lippen zitterten. Unendlich lang währte der Mittag heute. Nun werden wir aufstehen, dachte sie, werden den Kaffee trinken, er geht in den Dienst wie alle Tage, und doch ist alles anders geworden. Als sie ins Gobelinzimmer gingen, schwand ihr der Boden unter den Füßen. Sie sank in einen Sessel und atmete tief auf. Es faßte etwas an ihr Herz und drückte es: „Ich bitte dich, Leonid," sagte sie mühsam, „wollen wir aufrichtig miteinander sein, wollen wir keine Geheimnisse voreinander

haben?" Sie sagte dies mit so leiser Stimme und fühlte sich so erschöpft dabei, daß sie dachte: was ist es mit mir, werde ich krank? „Gegen diese Bitte", sagte Rjasin auf und nieder schreitend und dann kurz vor Barbara stehen bleibend, indem er die Augen zusammenkniff, „setze ich einen Wunsch: ich will in allem und jedem meine Freiheit bewahren. Nicht darum habe ich geheiratet, um meine Freiheit zu verlieren. Es mußte soweit kommen, daß wir die Dinge verschieden auffassen. Du hältst diese Geldgeschichte für eine Schlechtigkeit, ich für eine ungeschickte Nachlässigkeit. Ich hatte einmal gerade das Geld in der Tasche und vergaß, es zurückzulegen. Wenn sie mich wirklich vor ein Gericht stellen, so werde ich ihnen sagen, daß sie sich schämen sollen, aber es wird wie gesagt nicht dazu kommen." Barbara blieb ruhig sitzen, es war ihr alles mit einem Mal gleichgültig geworden. Er redete weiter: „Glaubst du denn, daß du mich in die Regeln der Gesellschaft einzwingen kannst? Du weißt es, daß ich die Gesellschaft verachte." „Rede nicht mehr," sagte sie, „du verdirbst etwas." -- „Hast du nichts verdorben mit deiner Spionage?" Er sah sie erwartungsvoll an, da sie sich aber abwandte und schwieg, ging er hinaus. Barbara blieb allein. Alles das, was im Augenblick entstanden war, dieses Böse, aus dem Nichts emporgehoben, war mit solcher Wucht auf sie gefallen, daß es sie ganz schwach gemacht hatte. Noch nie in ihrem Leben hatte sie es erfahren, daß jemand in solch einer Stimmung, so aufgebracht gegen sie, von ihr gegangen war! Hatte sie ihm ein Unrecht getan? Sie hatte doch mit seinem Leichtsinn gerechnet, ihn trotz allem lieb gewonnen, und nun, da einer seiner Fehler zum ersten Male vor sie hintrat, stellte sie sich feindlich zu ihm? Ach, sie wußte, es war wohl nicht sein Vergehen, das sie so zerstört hatte, es war das, daß er häßlich gegen sie hatte sein können, daß er lieblos gewesen war.

Doch nicht lange überließ sich Barbara dieser schmerzvollen Stimmung. Sie erhob sich und ging auf ihr Zimmer. Hier badete sie ihr Gesicht, ordnete ihr Haar und zog sich an, um hinauszugehen. Die frische, dünne Frühlingsluft strömte ihr entgegen. Bald würden helle, grüne Schleier über die Welt gebreitet werden. Sie hatte es vor, einen weiten Gang zu machen, denn sie wußte es aus früherer Erfahrung, wie sehr ein rasches Schreiten wohltätig auf ihre Stimmung wirkte, und sie sehnte sich danach, das zu überwinden, was so gewaltsam in ihr Gemütsleben eingegriffen hatte. Aber schon nach wenigen Minuten fühlte sie voll Erstaunen, wie schwer ihr heute das Gehen wurde. Es war, als neige der Boden sich unter ihr, als schwankten die Häuser ihr entgegen, dazu kam ein unerklärlicher Druck auf der Brust. Ein Schwindel erfaßte sie, und zwar so stark, daß sie in einen Laden eintrat. Hier konnte sie kaum etwas unterscheiden, ging gerade bis zur Lette vor, blieb ratlos stehen und starrte auf die rote Bluse des Fräuleins, das sich vorbeugte und nach ihren Wünschen fragte. Sie wollte sprechen, aber vor ihrem Blick flimmerte es, sie sah bloß ein Stückchen zitternde Welt, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn und sie griff ins Leere.

Barbara hatte nicht gesehen, daß ein paar große, helle Augen sie umfaßt hielten. Magnus aber hatte sie in sich aufgenommen, so wie sie den Laden betreten hatte. Er sah sie daher kommen, mit einem so weichen und leisen Schritt, mit einem so süßen und bleichen Gesicht, daß er erschauerte. Wie die Vision jener zweiten, bisher unsichtbaren Barbara glitt sie dahin, oder war es die in die zweite verwandelte erste Barbara ...? Nie noch war sie ihm so schön erschienen, so weich, so zart ... Seine Augen brannten auf ihr, blieben an ihrem Munde haften, der so weh aussah und doch so voller Zärtlichkeit. Sie ging an ihm vorüber, ohne ihn zu gewahren. Da — er sah, daß sie sich ungeschickt nach vorn beugte, daß sie wankte. Er sprang vor und faßte sie. Das Fräulein brachte einen Stuhl, er ließ sie niedergleiten, sie saß da, an ihn angelehnt. Es wurde Wasser gebracht. Sie regte sich wieder, er beugte sich zu ihr hinunter und wartete, daß ihre Augen zurückkommen würden. Sie öffneten sich und sahen ihn nicht gleich, aber als sie in die Wirklichkeit zurückkamen, jene Augen, die so abgrundtief aussahen, als kämen sie aus einer Unendlichkeit, da leuchteten sie auf und grüßten ihn. Er sah ein Lächeln auf dem bleichen Gesichte erstehen. „Ist es nicht möglich, die gnädige Frau hinzulegen?" fragte er, „ich will in ihr Haus gehen und dort jemanden herrufen." Sie faßten Barbara und trugen sie mehr, denn daß sie ging, in ein Zimmer hinter dem Laden, wo sie auf ein Sofa gebettet wurde. Magnus eilte fort. Sein einziger Gedanke war, daß er Mattwei rufen wollte. Nur an ihn dachte er, nicht an jenen Menschen, der jetzt Rechte über Barbara hatte. Mattwei öffnete die Tür, schon wollte er seiner Freude Ausdruck geben, Magnus zu sehen, da sah er in ein so ernstes Gesicht, daß er erschrak. Als er erfahren, um was es sich handelte, eilte er mit der Jungfer in den Laden, während Magnus einen Wagen holen ging. Als Magnus zum Laden angefahren kam, sah er bereits Barbara, zwar noch bleich, doch lächelnd, vor der Ladentür stehen. Sie streckte ihm die Hand entgegen: „O! Dank! Daß ich mich auch so dumm aufführen mußte! Es wird nicht mehr geschehen." Sie suchte dies wie einen Scherz zu sagen, aber es zuckte um ihren Mund. Sie fuhr fort. Die Vision war entschwunden. Soeben noch war sie ihm nahe gewesen und war nun wieder entrückt für alle Zeiten ... Was aber war es mit ihr gewesen, war sie krank? Und war es nicht wie ein zurückgehaltenes Weh in ihrem Wesen? Nein, sie konnte nicht krank sein, es war ihr auch wohl nichts geschehen, es war wohl nur die tiefe Erschöpfung des großen Glückes ...? Sein Herz krampfte sich zusammen: sie war es gewesen, die er noch soeben in seinen Armen gefühlt, sie, eines anderen Weib!

*

Der Arzt war dagewesen, er hatte Barbara sorgfältig untersucht, einen leichten Herzanfall, der aber nichts zu bedeuten habe, der nur mit dem Zustand der gnädigen Frau zusammenhänge, feststellend. Er hatte Ruhe ver-

ordnet, leichte Kost. Keine Gemütsbewegungen durften sein. Im ganzen hoffte er, daß der junge und starke Körper ohne Gefährdung die Schwangerschaft durchleben werde. Nun lag Barbara in ihrem Schlafzimmer. Es brannte nur die kleine Nachtlampe im großen Raum. Eine friedvolle Stimmung umgab sie, der leichte Duft des weißen Flieders strömte fein und kühl zu ihr ... Sie lag regungslos da und blickte vor sich hin. Die Nachtlampe, ein altes Stück aus byzantinischer Zeit, aus Silber mit eingelegten Steinen, faszinierte sie mit ihrem leisen Funkeln ...

Das also war es, was mit ihr geschehen war, warum sie sich jetzt oft so fremd und unsicher gefühlt hatte! Um ihrer Liebe willen hatte sie gelebt, aber die Natur hatte etwas anderes mit ihr im Sinne gehabt als nur Genuß. Sie hatte sie in ihren Dienst genommen. Und dies Gewaltige, das den Frauen geschieht, die sich der Liebe hingeben, erfaßte sie mit Schauern.

Das, was sie erwartete, war groß und heilig, sie selbst aber kam sich so unheilig vor. Sie konnte sich auch noch nicht freuen. Sie dachte an ihn, der sie in dieses neue Reich geführt, gedachte seiner unsicher und ohne rechtes Vertrauen. Hatten sie nicht noch heute miteinander gekämpft und gestritten, war sein Blick nicht feindlich gewesen? Ja, so durchdringend war sein Blick oft in der letzten Zeit gewesen. War es vielleicht, daß er es schon gewußt, was in ihr noch unbewußt war? Ja, unbewußt war es gewesen, und doch, das fühlte sie jetzt, es hatte sie schon lange durchdrungen. Das war es wohl auch, das sie ihm gegenüber gewandelt hatte, daß sie nicht mehr das gleiche Glück hatte empfinden können wie in den ersten Wochen ihrer Liebe?

Alles das wogte in Barbara, sie war ergriffen und doch noch zu erschöpft, um es ganz zu erfassen. Rjasin war nicht zum Abendessen gekommen. Es war schon spät, als er heimkam. Mattwei erwartete ihn und teilte ihm ernst und zurückhaltend mit, was mit Barbara geschehen war. Rjasin eilte zu ihr, sah sie bleich und still im Bett liegen, das herrliche tizianische Haar lag schwer über der Schulter. Er beugte sich über sie, küßte sie und rief verzweifelt: „Du bist krank! Du sollst leben!" Sie sah sein Gesicht in qualvollster Spannung zucken. Er hat alles vergessen dachte sie, er ist nicht kleinlich und nachtragend, es war ein Gewitter, das vorüber ging. „Du Lieber," sagte sie leise, „ich wußte es bisher nicht ... Du hast mir ein Kind geschenkt ..." Rjasin sank vor ihrem Bett auf die Knie, verbarg sein Gesicht an ihrem Arm, drückte sie gegen sich. Es vergingen Minuten. Ihr erschienen sie unendlich lang, denn sie wartete auf seine Stimme, auf seine Anteilnahme an ihrem Schicksal, das doch auch seines war. Er hob den Kopf, sah auf ihr weißes Hemd, sah ihre hohe, schöne Brust durch die Spitzen schimmern. Er drückte seine Lippen auf ihre Brust, zärtlich, behutsam, dann sagte er: „Dieser arme, schöne Körper, dieser arme, arme Körper, wozu muß ihm dieses geschehen, er ist doch so schön!" Nein, dachte sie, er wird kein

Vater sein, das Kind wird sich nicht in der Liebe und Sorgfalt eines Vaters sonnen! „Leonid," fragte sie flehend, „wirst du das Kind lieben?" Er machte eine sonderbare Bewegung, in der etwas Hilfloses lag. „Dann laß es schon ein hübsches, kleines Mädchen sein", sagte er unbeholfen an ihrer Decke zupfend. Barbara mußte lächeln. Da sagte er ihr, daß er ganz früh in den Dienst müsse morgen, und daß er die Nacht unten schlafen wolle. Er beugte sich und küßte sie. Sie spürte sein Parfüm, den leichten Tabakshauch, und etwas in ihr zog sich davor zurück. Sie sah ihm mit großen Augen nach, als er leise hinausging.

Er würde sich nun in seinem waffengeschmückten Zimmer unten, das so geblieben war, wie er es früher bewohnt hatte, ausstrecken, würde in seinen tiefen Schlaf verfallen. Sie aber blieb hier allein mit ihrem großen Erleben. Was war es denn für ihn? Der arme, arme Körper, hatte er bloß gesagt! Und doch, es hatte sie kaum in Erstaunen gesetzt. Er mußte so denken, er hatte es ihr vorausgesagt, wie er die Liebe empfand, und daß auch die Ehe für ihn im höchsten Sinne ein Liebeserlebnis sein sollte. Sie hatte das gewußt und es dennoch gewollt. Und es war schön gewesen, unsagbar schön, nur jetzt war alles so verändert. Jetzt mußte die Welt sich umstellen für das kleine Wesen, das da kommen sollte. Aber sie würde dem Kinde keinen rechten Vater geben können! Sie fühlte ein schmerzlich auftauchendes Entbehren. Ihr und sein Zusammenleben, war das schon Ehe? Hatte ihr Gatte ihr nicht noch heute seine vollkommene Freiheit erklärt?

Sie mußte schwach sein durch die viele ausgestandene Erregung, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß ihr schon wieder die Tränen kamen? Zwar sie weinte nicht im Sturm, aber dennoch weinte sie in tiefem Weh. Sie hielt die Hand leicht gegen den Leib gedrückt, ihr war, sie müsse etwas schützen.

Wie sie so dalag und schon fast am Entschlummern war, da entstand ihr mit einem Male ein wunderbares Trostbild: sie sah ein Menschenangesicht, das sich in tiefer Anteilnahme über sie beugte, sah einen edlen Mund zucken, sah ein Weh in tiefen, klaren Augen. Das hatte sie heute erlebt, und nun stand dieses Bild vor ihr wie ein schützender Engel. Ich erwarte ein Kind, sprach es leise in ihr zu diesem Bilde, und es war ihr, als empfange sie einen Segen. Da geschah es, daß Barbaras Seele in dieser Stunde, da sie die Wendung ihres Lebens erfahren hatte, zu ihrem Freunde pilgerte und sein Bild mitnahm in ihren Traum.

Fünfzehntes Kapitel

Die Welt muß anders werden

Seit jenem Wiedersehen mit Barbara, das ihn so schmerzlich erregt hatte, fühlte Magnus sich stärker leben. Ja, er befand sich in einer beständigen Spannung. Aber an Barbara selbst, die doch noch solch eine Ge-

walt über ihn hatte, suchte er bewußt nur wenig zu denken. Doch war alles gewandelt, seit er sie wieder in der Stadt wußte. Alle Erscheinungsformen des Lebens waren wieder deutlicher geworden.

Es war wie ein Flügelrauschen durch die Welt gegangen. Jene neue Idee, die zuerst von einem Sichtbaren mit pomphafter Gebärde ausgesprochen worden war, die die Freiheit der Völker und ihr nationales Selbstbestimmungsrecht verlangte, hatte auch das Bewußtsein der russischen Randvölker geweckt. Auch hier im Lande hatten sich lebhafte Stimmen erhoben, die eine Loslösung vom Reiche verlangten. Die Chauvinisten im estnischen Volk schlossen sich in glühendem Ehrgeiz zusammen; es sollte ein selbständiger kleiner estnischer Staat erstehen.

Auch die Deutschen sprachen sich für eine Loslösung vom Reiche aus. Es tauchte die Hoffnung auf, einen baltischen Staat mit einer Angliederung ans Deutsche Reich zu bilden. Zu keiner Zeit hatte der deutsche Glaube heller geleuchtet. Die deutschen Waffen schienen die Welt zu bezwingen. Mußte es nicht schließlich auch den anderen Völkern der Provinzen einleuchten, daß ein Anschluß an Deutschland dem Lande Kraft und Wohlstand und erhöhte Kultur bringen mußte? Nach all den dumpfen Kriegsjahren schien dieser Frühling neues Leben zu bringen.

Magnus war voller Hoffnung. Schon sah er die Völker versöhnt in gemeinsamer Arbeit, sah sie in gemeinem Wohlergehen aufblühen. Die Zurückhaltung und Ablehnung von der anderen Seite suchte er nicht ernst zu nehmen. Schien es nicht, als ob der langgehegte Wunsch der Deutschen sich jetzt mit der Natürlichkeit einer historischen Forderung erfüllte? Die Vorstellung, daß fortan nationale Minderheiten, wie kleine Völker, alle zu ihrem Recht kommen sollten, ward seinem Idealismus schon zur Gewißheit. Er fühlte, daß Geschichte erlebt wurde, und er fühlte es als etwas Persönliches, zu dem Geist und Seele Stellung nehmen mußten.

Herr von Manstaff und Magnus führten jetzt lange Gespräche über die Gestaltung der baltischen Zukunft. Waren sie doch beide Glaubende und Hoffende. Sie wurden daher bisweilen ungeduldig, wenn Asserin nicht von ihrem Empfinden so mit fortgerissen wurde, sondern seine Kritik und Zurückhaltung auch hier nicht verlor. Wenn Magnus auf den feinen Zügen des älteren Freundes ein Lächeln erstehen sah, das leicht schmerzlich war und doch auch zugleich skeptisch, erschien ihm Asserin kraftlos. Ja, er dachte, daß er schon lieber bisweilen irren wolle, als immer ein Zweifelnder sein. Asserin warnte davor, sich durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker blenden zu lassen. Er hielt dies für die Maskierung eines Zerfallprozesses. Solange es politisch starke Völker gäbe, meinte er, hätte das auch keine Realität, denn die würden dies Recht doch nicht bestehen lassen. Es sei auch nicht gesagt, daß die Betonung der Nationalität noch lange Zeit auf der Fahne geschrieben bleiben würde. Jede Bewegung nähme sich einen neuen Deckmantel, einmal wären es Religionen gewesen, einmal wirtschaftliche Inter-

essen, die in Kriegen ausgetragen worden waren. Und nach welchem Gesetz sollten sich wohl die Völker gruppieren, wenn das Selbstbestimmungsrecht sich als nicht realisierbar erweise? Es würde wohl in Zukunft eine so neue Auffassung vom Staat erstehen, daß das alles dahinfallen könnte. Jetzt stünden sie noch viel zu sehr in der Entwicklung drin, um klar zu erkennen, denn die Revolutionen begönnen doch erst jetzt. Eine würde die andere noch hervorrufen. Nichts, was jetzt geschähe, wäre definitiv. Magnus fühlte, daß viel Wahrheit in solchen Worten lag, doch war in ihm etwas, das Partei nehmen wollte. Kritisches Abwarten und ein bloßes Zuschauen erschienen ihm leblos. Er war daher sehr erfreut, als Irene ihm eines Tages mitteilte, daß sie zu den Bergs eingeladen wären. Er war gespannt darauf, wie sich die neuen Fragen in Bergs Phantasie spiegeln würden.

*

Schnell schritten die beiden Geschwister im kühlen, hellen Frühlingsabend dahin. „Sieh doch, wie die Knospen prall sind, und wie lackiert sie aussehen," sagte Irene, „da guckt auch schon ein krauses grünes Blattendchen heraus. Ein warmer Regen, und alles ist grün." Magnus sah sie an. Ihre Augen leuchteten jetzt immer, ihr Gesicht war magerer geworden, aber es war sehr schön. So sehr er sich über ihr Glück freute, so war ihm doch die Irene, die er heroisch leiden geglaubt hatte, näher gewesen. Nun hatte das Leben ihr allen Kampf wie von selbst gelöst. — Sie mußten, vordem sie über die Schienen gingen, einen Zug abwarten, der laut an ihnen vorüber hastete. Es waren Soldaten darin, die laut singend dahinfuhren. Die neue Regierung hatte nicht die Hoffnung des Volkes erfüllt und Frieden geschlossen. Nach der Zeit der Verbrüderung der deutschen und russischen Soldaten in den Laufgräben war der Krieg wieder schärfer aufgenommen worden. Es schien Magnus, als sähe Irene zu gleichgültig dem Zuge nach, als wären Krieg und Weltenschicksal zu sehr aus ihrem Bewußtsein gefallen. Sie gingen weiter. Hinter den Schienen breitete sich das flache Land aus. Es dehnte sich dem Abend entgegen. Ein blasser, grüner Schimmer lag schon über den braunen Wiesen. Der Himmel war klar. Einige Vögel riefen. Es duftete nach dem Frühling.

Die Bergschen Kinder umjubelten Irene und schenkten ihr Blumen. Dann wurden sie zu Bett geschickt, und man setzte sich zum Abendessen. „Wie ich dies Zimmer liebe", sagte Irene, und sah sich wie Abschied nehmend um. „Und wie ich es liebe, wenn es Sie umschließt", sagte Berg. „Und Sie wollen also wirklich schon heiraten?" Irene errötete leicht: „Ja." Berg schenkte ihr Wein ein und goß auch sich welchen ein. Dann erhob er das Glas: „Alles, alles Glück! Möge Ihr Mann stets Ihr Freund, Sie stets seine Freundin bleiben." — „Aber das ist ja gar nicht programmäßig," rief seine Frau, „das sollte doch erst nach dem Fleisch kommen, dann wolltest du doch eine kleine Rede halten?" — Magnus lachte fröhlich auf. „Ach," meinte Berg, „lassen wir es nur ganz natürlich kommen."

Frau Berg fragte nun Irene eifrig nach ihren Fortschritten in der Kochkunst aus. Irene erzählte mit gutem Humor von viel Irrtümern und von den langen Belehrungen, die ihr ihre Schwiegermutter auf allen Gebieten erteile. Sie wisse nun schon, wie man Geflügel mäste, wie ein Gutsgarten zu behandeln wäre, und wie man solche mächtige Wäscheschränke ordne, wie sie in Neu-Allen wären. „Ich stehe so dumm da," meinte sie, „aber gerade das macht seltsamerweise meiner Schwiegermutter Freude. Ich glaube, wenn ich schon sehr viel wüßte, würde sie eifersüchtig werden. So erfahre ich alles von ihr. Ich soll ja auf Hans' Wunsch hin gleich die ganze Hauswirtschaft leiten." Während Irene erzählte, begann Magnus lebhaft Berg seine Ansichten über die Fragen der Zeit auseinanderzusetzen. Berg hörte ihm aufmerksam zu, verhielt sich aber selbst abwartend, was sonst nicht in seiner Art lag. Es geschah dies, weil er immer wieder darauf hinhören mußte, was Irene sprach. Ab und zu ließ er wohl auch eine Bemerkung in das Gespräch der Frauen fallen, während wiederum Frau Bergs Blick sich dazwischen verdunkelte und sie Magnus beistimmend zunickte, ihm ein Wort zurief. So gingen die beiden Gespräche nebeneinander her und doch bisweilen ineinander über. „Aber Erhard, wir haben doch noch Wein und sitzen im Trocknen", rief Frau Berg schließlich. Ihr Mann sprang auf und goß allen wieder ein. In der Tür stand die alte Dienerin und hielt ungeschickt den Kuchen so schief auf einem Teller, daß er abzurutschen drohte. „Oh, Trina, das ist ja mein Lieblingskuchen," rief Irene fröhlich auf estnisch, „bringen Sie ihn schnell." — „Jetzt müßte ich aber wirklich eine Rede halten", sagte Berg. „Ich will über die Ehe sprechen. Also, Fräulein Irene, eine gute Ehe kommt nicht von selbst. Sie muß geführt werden." — „Wer führt sie," fragte seine Frau, „die Frau oder der Mann?" — „Beide. Und doch mehr noch die Frau. Denn es ist hier viel Selbstvergessen nötig. Liebes Fräulein Irene, wenn Sie nun heiraten, glauben Sie nicht, daß Ihre Ehe nun immer auf der gleichen jubelnden Höhe bestehen bleibt. Es werden Tiefstände kommen, wo die Kraft von Mensch zu Mensch zu sinken droht, wo es scheint, als könne keine Brücke mehr geschlagen werden. Ist es nicht so?" — „Weiter", sagte die Frau und sah ihn mit großen Augen an. „Da erst zeigt sich das Talent der Frau, leise die Fäden wieder aufzunehmen, immer währendes Taktgefühl. Ja, es gehört Talent zur Ehe und auch zum Lieben. Wir Männer pendeln ja oft viel zu viel hin und her, kurzum —." Er sah fast hilflos zu seiner Frau hinüber. „Liebe Irene," sagte Frau Berg, „und wenn auch die Männer uns zuweilen überraschen sollten, wir dürfen nicht zweifeln an ihnen. Sie werden es erfahren, welche Macht der hat, der nicht am anderen zweifelt." — „Ja, so ist es", sagte Magnus lebhaft. „Kurzum," nahm Berg wieder auf, „wenn das Schifflein nur einen guten Steuermann hat, so geht es schon an den Klippen vorüber. Prost, mein kleiner Steuermann da, der auch in der größten Dunkelheit immer das Licht sah, und der keine Mißerfolge gelten ließ. Du sollst leben!" Irene erhob sich und küßte Frau Berg herzlich.

„Ja, Sie beide sind glücklich," sagte sie leise, „denn sie sind ja beide so gute Menschen." Als sie sich aufrichtete, sah sie die kleine Eleonore im langen weißen Nachthemd in der Tür stehen. „Ich kann nicht schlafen, du mußt mich im Bett küssen", sagte das Kind, „und Mami auch." Beide Frauen erhoben sich und gingen hinaus.

„Sie sprachen von den Maximalisten, Herr von Ostenhausen. Ja, gewiß ist alles, was sie wollen, sehr stark Schema, Idee. Aber vieles von dem, was sich jetzt erfüllen soll, nach der Vorstellung dieser Leute, ist ja schon von den russischen Dichtern und Propheten immerfort verlangt worden. Glauben Sie, alle diese politischen Märtyrer, Seher und Philosophen hätten sich nur nach dem Chaos gesehnt? Nein, es hat immer die Hoffnung dahinter gestanden auf den neuen Menschen, der die neugestaltete Erde beherrschen soll. Vielleicht findet das Volk erst jetzt seine eigentliche Wesensform?"

„Nein, nein, nur diesen Kuß gibt dir Tante Irene, du mußt jetzt schlafen", sagte Frau Berg bestimmt. — „Kommen Sie, Irene. Wie froh bin ich, Sie heute noch hier zu haben. Sind Sie sehr glücklich, liebes Kind?" „Ich denke, so muß wohl das Glück sein, wie ich es fühle", sagte Irene ernst. „Aber es ist doch auch soviel Verantwortung darin. Man darf doch nicht heiraten und nur daran denken, daß man sich liebt? Ich fühle, daß der Grund doch noch ein anderer sein muß. Man muß sich in der Liebe zu Gott oder den hohen Dingen treffen. Ich denke, man darf sein Leben nicht nur für sich allein aufbauen?" Sie blieben vor der Speisezimmertür stehen. Das Zimmer war ganz blau vom Rauch. Der Samovar sang. Berg hatte Tee gemacht und Magnus und sich eingeschenkt. „Wollen wir uns ein wenig hierher setzen", bat Frau Berg, Irene auf ein Sofa herabziehend, das nahe bei der Tür stand.

„Ja, was glauben Sie denn, daß die Welt so hätte bestehen können, wie sie vor dem Kriege war?" hörten sie Berg fragen. „Die ganze menschliche Gesellschaft muß um und um gemodelt werden. Wir waren zu weit ab vom Geiste. Die Menschheit schüttelt jetzt ein Kleid ab, das ihr zu eng geworden war. Es kommen immer wieder Zeiten in der Geschichte, da die äußere Gestaltung des Lebens der Gesellschaft zur Unwahrheit geworden ist. Erinnern Sie sich der Schlußworte des Idioten von Dostojewsky? Da sagt die Generalin Jepantschin, ein Naturmensch, etwa folgendes: ‚Und ich sage euch, euer ganzes Ausland und euer ganzes Europa, das alles ist nichts weiter als eine Zwangsvorstellung!' So ist es fast geworden. Aber einer erwacht und noch ein anderer, und schließlich fühlen alle, daß die Welt anders werden muß!" — „Aber Erhard, werden denn die Menschen wirklich anders werden?" — „Was spricht denn da für eine Stimme aus der Dunkelheit?" „Die alte Stimme, die nicht so recht an die neuen Menschen auf der neuen Erde zu glauben vermag!" — „Was ist das nur mit mir," fragte Irene leise und nachdenklich, „das alles sind doch große Worte, und Sie sagen sie einander doch nicht zum Scherz? Aber es geht alles an mir vorüber. Bin ich denn

so klein geworden?" Sie hörten Berg lebhaft weitersprechen über die Entwicklung des Geistes. „Sie sind gewiß nicht klein geworden, liebe Irene," sagte Frau Berg, „aber Sie sind eben von einem anderen Lebensinhalt erfüllt." — „Aber glauben Sie, daß eine solche Zeit die Menschen weiter macht?" — „Mir ist schon lange der Verdacht gekommen, daß die Menschen einer großen Zeit nicht größer sind als die einer stillen Zeit. In außerordentlichen Lebensmomenten können wir uns ja alle steigern, aber das ist auch alles. Ich glaube im Gegenteil, wir werden jetzt gezwungen, viel zu sehr nach außen zu leben."

„Glauben Sie mir, Herr von Ostenhausen, die große Umwandlung kommt. Vielleicht wird die Menschheit vorher noch durch viel Dunkel gehen, dann aber wird es ihr wieder ins Bewußtsein treten, wofür sie lebt. Der Geist hat die Vernichtung zugelassen, weil die Welt ihn zu verleugnen suchte. Die Menschen verdunkelten sich so, daß er sie nicht mehr sah. Da kam die Wirrnis. Aber wenn die Menschenkräfte ausgetobt sind, dann werden wir den Menschenlärm hassen und wieder auf des Geistes Stimme hören. Da wird es wie ein glühendes Schwert durch die Herzen gehen, da wird die kommende Morgenröte uns die Wiedergeburt der Seele geben." — „Erhard ist ein so wundervoller Mensch," sagte Frau Berg, „aber er hat so merkwürdig wenig — ja, wie soll ich sagen — politischen und sozialen Ortssinn. Er läuft immer am Ziel vorbei." Sie erhob sich, ging ins Speisezimmer und öffnete das Fenster, um die blaue Rauchluft herauszulassen. Berg deutete mit seiner langen, blutlosen Hand in eine verschleierte, doch wie es schien hoffnungsreiche Ferne. Er hielt die Gebärde noch fest, obwohl er schon schwieg. Es lag etwas Überspanntes in ihm, aber war er nicht vielleicht wirklich das, als was er sich fühlte, eine Menschensaite, in die der Geist hineingriff? Wenigstens erschien er Magnus so, der ihn sinnend und voll Teilnahme ansah. Irene setzte sich neben Berg hin. Frau Berg schenkte allen ein, der Tee in den Gläsern der Herren war schon lange kalt geworden. Durch die Gegenwart der Frauen war ein Stück liebliche Wirklichkeit hereingekommen. Berg strich sich über die feuchte Stirne. „Nun, was glauben Sie denn, Fräulein Irene, von allen diesen großen Dingen, oder haben Sie die Scheuklappen des Glückes?" — „Ich fürchte, ich habe sie," sagte Irene lächelnd, „aber Hans sagt immer: ‚wenn jeder Mensch in seinem kleinen Kreise nur versuchen wollte, das zu meiden, was ihn schlechter macht.'" Berg hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah Irene mit Augen an, in denen noch Traum und Erregung nachzitterten: „Die Menschheit sollte glücklicher werden, das ist es. Alle, die darin arbeiten, sowohl die, welche die äußeren Verhältnisse verbessern wollen, wie die, die der Seele freiere Wege zu schaffen suchen, alle haben sie recht. Wären wir erst besser, das große soziale Problem wäre schon halb gelöst."

(Fortsetzung folgt)

Die Stellung des Kaisers im chinesischen Kulturgebäude

Von

Dr. F. E. A. Krause, Heidelberg

Nach den Umwälzungen der Revolutionsjahre hat sich in China mit dem Edikt vom 12. Februar 1912 eine republikanische Staatsform durchgesetzt. In gewissem Sinne aber ist trotzdem China ein Kaiserreich geblieben. Nach dem ganzen Aufbau des chinesischen Kultursystems kann die Person des Kaisers nicht entbehrt werden und spielt daher noch heute ihre wichtige Rolle.

Er ist Vertreter des Himmels, dessen das Volk bedarf. China ohne Kaiser ist ein Unding, an das kein Chinese glaubt. Der Kaiser ist die Mittelperson, deren sich ganz China bedient zum Verkehr mit den Mächten des Himmels, von deren Einwirkungen Wohl und Wehe der Welt abhängt. Seine politische Rolle ist für den Chinesen eine nebensächliche. Wenn auch ein Minister oder Präsident die Geschäfte der Diplomatie und Staatsverwaltung führt, so tut das der Stellung des Kaisers als Vertreter des Himmels keinen Abbruch, wie es tatsächlich auch in der neuen Republik zum Ausdruck gekommen ist. Im Volksbewußtsein kann der Kaiser sein wahres Wesen nie einbüßen.

Das Verhältnis des Kaisers zur Masse des Volkes hat aber auch eine Kehrseite. Wie er die Wünsche der Menschen dem Himmel vortragen soll und die vorgeschriebenen Staatsopfer nur allein vollziehen kann, so ist er auch mit seiner Person der Repräsentant aller menschlichen Tugenden. Ein idealer Herrscher verbürgt die Wohlfahrt seines Reiches. Und so müssen auch umgekehrt die Leiden des Volkes, Mißernte und Hungersnot, Verwaltungsschäden und politische Niederlagen, dem Volke als Beweis gelten für des Kaisers Fehler und Unvollkommenheiten; es macht ihn der himmlischen Führung gegenüber verantwortlich. Treffen nun solche Prüfungen des Landes zusammen mit den offenbaren Anzeichen des Verfalles einer Dynastie, so verliert der Herrscher und sein Haus das Ansehen im Volke, das Vertrauen der Untertanen. Das göttliche Placet ist anscheinend von seinem Vertreter auf Erden gewichen. So wird eine Dynastie unpopulär. Ganz genau wie beim Ausgange mehrerer früherer Dynastien haben sich die Verhältnisse beim Verfall des Mandschu-Hauses gestaltet. Aus der älteren Geschichte Chinas kennen wir eine ganze Reihe von Perioden des politischen und kulturellen Niederganges. Durch alle Jahrhunderte zeigt sich in gleicher Weise die Erscheinung des Auftretens einer neuen Dynastie, die unvermittelt die Führung ergreift, in einigen kräftigen und begabten Herrschern das Land zu hohem Aufschwunge

bringt, dann Macht, Kraft und Ansehen verliert, so daß das Reich unter den letzten Vertretern dem kläglichsten Verfalle anheimgegeben ist.

Gegen politische Fremdherrschaft haben sich die Chinesen unempfindlich gezeigt. Denn der auf dem Drachenthrone sitzende Mongole oder Mandschu ist als Kaiser eben ein Chinese, der inkorporierte Kaiserbegriff als Mittler zwischen Irdischem und Himmlischem, aller Menschheneigenschaft entkleidet, selbst halb göttlicher Verehrung teilhaftig. Solange der stammesfremde Herrscher das Wohl des Landes kräftig schützt, werden antidynastische Regungen keine Verbreitung finden; sie gewinnen erst Nahrung durch die hervortretenden Schwächen des Kaiserhauses selbst in volkswirtschaftlichen Notzeiten. Dann wird auch eine aufgezwungene Fremdherrschaft als solche empfunden, deren Joch das Volk bei gegebener Gelegenheit gern abschütteln wird.

Die chinesische Kultur ist eine Pyramide mit der breiten Basis der Familiengesetze; der Schlußstein, zu dem ihr Aufbau hinaufführt, ist der Kaiser.

Der Staat ist nur die vergrößerte Familie, die Grundsätze sind für beide analoge. Die Familien sind die republikanischen Elemente in dem großen autokratischen Reiche des Kaisers, das oligarchisch verwaltet wird. In ihnen findet die taoistische Lehre von der Stellung des Menschen im Weltall ihren klarsten Ausdruck. Danach regiert jede Familie sich selbst, und das Familienoberhaupt nimmt der Staatsgewalt einen großen Teil ihrer Pflichten ab. Der Staat hat nur noch das Verhältnis der Familien untereinander zu regeln. Die ungeschriebenen Familiengesetze haben in allem die Staatsgesetze durchdrungen. Auch umgekehrt hat der Staat sich die starre Form der chinesischen Familie zunutze gemacht, indem vieles, was im Staatsgesetz festzulegen unmöglich war, zur Forderung der Familienpietät gemacht wurde.

Wie das Familienoberhaupt in seinem engen Bereich ein absoluter Herrscher ist, so ist für die Zusammenfassung der Bevölkerung zu einer Einheit der Kaiser eine soziale Forderung. Eng verbunden mit seiner Stellung an der Spitze der großen Volksfamilie und völlig analog den Pflichten im Familienkreise ist dann die religiöse Rolle, die der Herrscher zu spielen berufen ist.

Der Himmel hat stets Vertreter des „Tao" auf Erden gehabt, nämlich die Kaiser, die daher „Söhne des Himmels" sind. Als solche sind sie heilig und heißen der „heilige Mensch". Der Himmel war die höchste Gottheit, also waren auch die Kaiser selber Götter, und der Kaiser wird bis heute so betrachtet. Er wird bei Lebzeiten als Gott verehrt. Seine Edikte heißen „heilige Willensmeinungen". Seine Person genießt die höchste Verehrung. Niemand darf aufrecht stehend den Kaiser ansehen; auch die höchsten Würdenträger müssen den komplizierten „k'o-t'ou" vollziehen durch dreimaliges Niederknien mit jedesmaligem dreifachem Niederbeugen des Kopfes zur Erde, wie man die Götter anbetet. Diese Verehrungsaudienz charakterisiert sich also durch ihr Zeremoniell als ein Gottesdienst.

Alle Menschen sind Sklaven des Kaisers, dem alles Erdreich zu eigen gehört. Daraus folgt, daß es in China in der Theorie kein Grundeigentum und keine

Sicherheit des Privatbesitzes geben kann. Der Herrscher, der mit dem Himmel in direkter Verbindung steht, der Träger der himmlischen Gewalt auf Erden ist, lebt hocherhaben über allen Untertanen, und daher heißt er der „Einzigdastehende".

Als Sohn des Himmels steht der Kaiser in unmittelbarer Beziehung zu den obersten Naturkräften, als den Urahn seiner Dynastie verehrt er mit dem Himmel die höchste Gottheit, die für den Chinesen immer den Begriff einer unpersönlichen Naturkraft bedeutet. Die Ahnenverehrung, die für jeden Chinesen Familienpflicht ist, wird beim Kaiser zugleich eine Staatshandlung. Als lebender Gott ist er auch Oberpriester seines Volkes, für das er die höchsten Kulthandlungen ausführen muß. Nur der Kaiser kann die großen Staatsopfer an den Altären des Himmels und der Erde vollziehen. Ohne Rücksicht auf die einzelnen Religionen gilt die Vermittlerrolle des Kaisers für alle Untertanen und das Wohl des Landes. Denn der Kaiser ist auch als temporärer Buddha das Oberhaupt aller Buddhisten. In seiner Person fließen alle Kulte zu einem höchsten allgemeinen Ausdruck zusammen.

So absolut die Gewalt eines chinesischen Kaisers erscheinen mag, niemand ist beschränkter in seiner Freiheit. Er ist nur dem Himmel verantwortlich, aber die Repräsentation seiner 400 Millionen Untertanen vor dem Lichte der Gottheit ist die schwerste Bürde, die einem Sterblichen zu tragen auferlegt werden kann. Seine Kraft soll dem Lande Heil und Segen erwirken, und für alles Unglück der Menschen muß er büßen. Der Gott auf Erden ist belastet mit dem ungeheuersten Gewichte fremder Schuld.

Wie diese Grundsätze in der klassischen Literatur ihren Ausdruck finden, soll im Folgenden untersucht werden.

Die Stellung des Kaisers zu seinem Volke bildet ein häufiges Thema in den Aussprüchen der alten Weisen; die Beratung der Fürsten in allen Fragen erscheint als eine Hauptaufgabe ihrer Wirksamkeit, oft als ihr oberster Lebenszweck. Besonders lehrreich sind die als „Fürstenspiegel" verfaßten Abschnitte bei Confucius und Mêng tse, sowie die ermahnenden Ansprachen, die einflußreiche Würdenträger bei der Thronbesteigung an die Herrscher zu richten pflegten, wie sie uns im Shu king überliefert werden. Wir erfahren daraus die Forderungen, die man an einen idealen Fürsten stellte, die Mittel, die man ihm zur vorbildlichen Regierung anriet, die Wirkungen, die man von seinem Einflusse erwartete; wir hören freimütigen Tadel einer schuldhaften Regierung und das hohe Lob des musterhaften Kaisers.

Weltweisheit, Ethik und Staatskunst sind eins in China.

Selbstverständlich suchte man in den ehrwürdigen ältesten Zeiten die idealsten Herrschertypen. Als solche Musterkaiser galten vor allem Ta Yü, der Stifter der Hsia-Dynastie, Ch'êng T'ang, der Stifter der Shang-Dynastie, Wên Wang und Wu Wang, die ersten Herrscher der Chou-Dynastie; als die erhabensten Vorbilder wurden immer die mythischen Begründer der chinesischen Zivilisation genannt: Yao, Shun und Yü.

*

Die Kaiserwürde stammt vom Himmel.

„Wan Chang sprach: ‚War es so, daß Yao das Reich dem Shun übergab?' Mêng tse sagte: ‚Nein, der Kaiser kann das Reich nicht einem andern übergeben.' ‚Richtig, aber Shun erhielt das Reich; wer gab es ihm?' (Mêng tse) sprach: ‚Der Himmel gab es ihm.'" (Mêng tse, lib. V, 1, cap. V, 1.)

„Er (Shun) erhielt seine Glücksgüter vom Himmel. Dieser beschützte ihn, unterstützte ihn, bestimmte ihn für den Thron. Vom Himmel wurde ihm (solche Gnade) wiederholt zuteil." (Chung yung, XVII, 4.)

Der Himmel verleiht dem Würdigsten den Thron.

„(Der Himmel) schaute herum nach allen Weltgegenden, daß er von neuem (einem Herrscher) den Besitz des himmlischen Befehls übertragen könnte; herabschauend suchte er jemand, der die höchste Tugend besäße, damit dieser gemacht werden könnte zum göttlichen Herrn." (Shu king, IV, 6.)

Die höchste Tugend hat die Herrschaft auf Erden zur Folge.

„Daher wer die größte Tugend besitzt, muß die himmlische Berufung zum Thron erhalten." (Chung yung, XVII, 5.)

„Daher weil er die größte Tugend besaß, mußte er (Shun) notwendig seinen Thron erlangen, mußte er seinen Reichtum erlangen, mußte er seinen Ruhm erlangen, mußte er sein langes Leben erlangen." (Chung yung, XVII, 2.)

Güte und Menschenliebe befähigen zur Weltherrschaft.

„(Mêng tse) sprach: ‚Die Liebe zum Guten, das ist mehr als genügend zur Regierung der Welt.'" (Mêng tse, lib. V, 2, cap. XIII, 6.)

„Mêng tse sprach: ‚Daß ein Herrscher keine Menschenliebe besaß und doch ein (einzelnes Teil-)Reich erlangte, das ist wohl vorgekommen; aber daß jemand keine Menschenliebe besaß und doch die Weltherrschaft erlangt hätte, das ist noch niemals geschehen.'" (Mêng tse, lib. VII, 2, cap. XIII.)

Der Kaiser ist erhaben über alle Menschen.

„(Der Fürst) soll sein Haupt erheben über alle Wesen, dann werden alle Reiche der Welt untereinander in Frieden leben." (I king, IX, 3.)

Ihm gehört aller Besitz, und alle Menschen sind seine Sklaven.

„Weit und breit unter dem Himmel gibt es nichts, das nicht des Fürsten Grund und Boden wäre. An den Küsten der ganzen Erde gibt es niemand, der nicht des Fürsten Untertan wäre." (Shi king, lib. 2.)

„Jeder Zoll Boden ist des Königs Land."

Für den Kaiser gilt in erhöhtem Maße die Pflicht der Selbstvervollkommnung.

„Bessere zuvor dich selbst, dann erst bessere andre."

„Vom Sohne des Himmels (dem Kaiser) bis herab zum gewöhnlichen Volk müssen alle in gleicher Weise die Selbstvervollkommnung als das Grundlegende ansehen." (Ta hsio, 6.)

„Daher muß der Herrscher in erster Linie seine Aufmerksamkeit richten auf seine (eigene) Tugend; besitzt er selbst Tugend, so wird er damit auch die (andern)

Menschen besitzen; besitzt er die Menschen, so wird er damit auch die Erde besitzen; besitzt er die Erde, so wird er damit auch Reichtum besitzen; besitzt er Reichtum, so wird er auch (Vorrat) haben zum Gebrauch (in der Not)."

(Ta hsio, Kommentar, X, 6.)

„Wenn er weiß, womit er seine eigene Person vervollkommnet, dann weiß er auch, womit er andre Menschen regieren kann; wenn er weiß, womit er andre Menschen regiert, dann weiß er auch, womit er die Welt, Staat und Familien regieren kann, sicherlich." (Chung yung, XX, 11.)

„Confucius sprach: ‚Wenn seine eigene Person korrekt ist, so braucht er keine Befehle zu erlassen und wird doch Gehorsam finden; wenn aber seine Person nicht korrekt ist, so wird ihm das Volk trotz aller Befehle nicht folgen.'"

(Lun yü, XIII, 6.)

Er hat täglich sein Herz zu prüfen.

„Wenn er andre beherrschen will, und seine Herrschaft hat keinen (Erfolg), so soll er in sich gehen und seine Weisheit prüfen. Diejenigen, die bei ihren Handlungen nicht den (gewünschten) Erfolg haben, müssen alle in sich gehen und sich selbst prüfen. Wenn die eigene Person korrekt ist, so wird die ganze Welt sich ihm unterwerfen." (Mêng tse, lib. IV, 1, cap. IV, 1, 2.)

Darum ermahnt der Minister I Yin den Kaiser T'ai Chia der Shang-Dynastie wie folgt:

„Der vom Himmel verliehene Thron ist wahrlich ein schweres Amt. Nur wenn (du) Tugend besitzest, ist (das Reich) richtig verwaltet; wenn du keine Tugend hast, so herrscht Verwirrung.

Der (dir vom Himmel erteilte) Befehl (zur Thronbesteigung) dauert nicht ewig. Wenn du stets deine Tugend bewahrst, so wird (der Himmel) deinen Thron sichern; wenn du deine Tugend aber nicht immer ausübst, so gehen die neun Provinzen darüber zugrunde.

Nur wenn deine Tugend die allererste ist, so werden unter deinen Handlungen keine sein, die nicht glückbringend wären; wenn aber deine Tugend nur zweiten oder dritten Ranges ist, so werden unter deinen Handlungen keine sein, die nicht unheilvoll wären.

Jetzt hast du, der nachfolgende König, wie ein neues Kleid erhalten den Befehl (des Himmels zur Herrschaft). Nun mußt du auch erneuern deine Tugend. Immer soll deine Tugend die vollkommenste sein, aber du mußt sie dann doch täglich erneuern.

Das ist schwer, aber es muß (um so) ernsthafter (erstrebt werden), dann wird es nur Eintracht, nur Übereinstimmung geben." (Shu king, IV, 5 und 6.)

Der Kaiser ist um des Volkes willen da.

„(Der König) sprach: ‚Welcher Art muß die Tugend sein, daß man damit die Königswürde erhalten könne?' (Mêng tse) antwortete: ‚Das Volk beschützen, wenn einer mit dieser Tugend herrscht; dann gibt es nichts, was er nicht zu erreichen vermöchte.'" (Mêng tse, lib. I, 1, cap. VII, 3.)

„Deshalb soll der heilige Mensch (= Kaiser), wenn er wünscht, über dem Volke zu stehen, sich mit seinen Worten unter das Volk stellen; wenn er wünscht, dem Volke voranzugehen, soll er sich mit seiner Person dem Volke nachstellen."

(Tao tê king, 66.)

Der Kaiser steht über dem Volke, aber das Volk trägt ihn.

„Der König ist wie ein Boot, das Volk ist wie das Wasser."

Auf Volkes Schultern ruht sein Thron.

„Es gibt einen Weg, die Weltherrschaft zu gewinnen, man muß sein Volk gewinnen, damit sicherlich gewinnt man die Welt.

Es gibt einen Weg, sein Volk zu gewinnen, man muß sein Herz gewinnen, damit sicherlich gewinnt man das Volk.

Es gibt einen Weg, sein Herz zu gewinnen, man muß das, was sie wünschen, von ihnen annehmen, man muß das, was sie hassen, ihnen nicht auferlegen."

(Mêng tse, lib. IV, 1, cap. IX, 1.)

Salus populi suprema lex.

„Der heilige Mensch (= Kaiser) hat nicht ein unveränderliches Herz, aus dem Herzen seiner Untertanen macht er sein Herz." (Tao tê king, 49.)

„In dem, was dem Volke Nutzen bringt, seinen Vorteil suchen, ist das nicht Wohltätigkeit ohne Verschwendung?" (Lun yü, XX, 2.)

Die Regierung soll dem Volke Führerin sein.

„Daher gibt es für den Fürsten nichts Größeres, als den Menschen zu helfen, Gutes zu tun." (Mêng tse.)

Der Herrscher sei Vater des Volkes.

„Im Shi king heißt es: ‚Eitel Freude hat man an dem Herrscher, der seines Volkes Vater und Mutter ist.' Wenn der Herrscher liebt, was das Volk liebt, und haßt, was das Volk haßt, das nennt man des Volkes Vater und Mutter sein."

(Ta hsio, Comm., X, 3.)

„(Bei einem Herrscher, der) sich freut an der Freude des Volkes, wird das Volk sich auch freuen an seiner Freude; (bei einem Herrscher, der) Trauer empfindet mit des Volkes Trauer, wird das Volk auch seine Trauer teilen. Wenn es sich so verhält, dann ist es noch niemals vorgekommen, daß (der Herrscher) nicht die Königsmacht (wirksam) ausübte." (Mêng tse, lib. I, 2, cap. VII, 3.)

Der Staat ist nur ein Abbild der Familie.

„Allgemein wird gesagt: Welt, Staat, Familie. Die Welt hat ihre Wurzel im Staate, der Staat hat seine Wurzel in der Familie, die Familie hat ihre Wurzel in der Person (ihres Oberhauptes)." (Mêng tse, lib. IV, 1, cap. V.)

„Mêng tse sprach: ‚Das rechte Handeln richtet sich auf das Naheliegende, aber alle suchen es im Fernliegenden; das rechte Tun besteht in dem leicht zu Vollbringenden, aber alle suchen es im schwer Erfüllbaren. Alle Menschen sollen ihre Eltern lieben, die Älteren ehren, dann hat die Welt Frieden."

(Mêng tse, lib. IV, 1, cap. XI.)

Der Parallelismus von Staat und Familie gilt für das Kaiserhaus.

„Daher besteht die Regierung des Staates in der Ordnung seiner (des Kaisers) Familie." (Ta hsio, Comm., IX, 5.)

„Was gemeint ist mit: ‚Um den Staat zu regieren, muß man erst seine eigene Familie in Ordnung bringen', (ist Folgendes): Daß jemand seine Familie nicht belehren könne und doch andere Menschen belehren möchte, das gibt es nicht. Daher braucht der Herrscher nicht aus dem Rahmen seiner Familie hinauszugehen und kann doch in vollkommener Weise dem Staate Lehren erteilen. Mit kindlicher

Pietät soll man dem Herrscher dienen, mit brüderlicher Liebe soll man Älteren und Höherstehenden dienen, mit Güte soll man die Menge behandeln."

(Ta hsio, Comm., IX, 1.)

Der Herrscher soll seine Beamten sorgfältig auswählen und recht behandeln.

„Wenn man seinen Fürsten nicht kennt, muß man nach (den Männern zu) seiner Linken und Rechten sehen."

„Mêng tse sprach zum König Hsüan von Ch'i: ‚Wenn der Fürst seine Minister betrachtet wie seine Hände und Füße, so werden die Minister den Fürsten betrachten wie ihren Magen und ihr Herz; wenn der Fürst seine Minister betrachtet wie Hunde und Pferde, so werden die Minister den Fürsten betrachten wie einen gewöhnlichen Mann des Reiches; wenn der Fürst seine Minister betrachtet wie den Erdboden und Strohhalme, so werden die Minister den Fürsten betrachten wie einen Räuber und Feind." (Mêng tse, lib. IV, 2, cap. III, 1.)

Einsicht und Tugend erwirbt man aus dem Studium der heiligen Schriften.

„Wer die Angelegenheiten des Reiches wissen will, muß die Bücher der Alten lesen."

Daher ist Förderung des Unterrichts Herrscherpflicht.

„Ist (des Fürsten) Tugend vollkommen, so wird er den Unterricht hochhalten; hält er den Unterricht hoch, so wird das Beamtentum orthodox sein; ist das Beamtentum orthodox, so ist das Reich gut organisiert."

Zum Worte „orthodox" sei bemerkt:

Der Taoismus ist älter als der Confucianismus. Die taoistische Grundanschauung war eine reine Naturlehre. Das „Tao" ist der „Weg" des Universums, sein Handeln, Verhalten, Erscheinen. Das Tao des Himmels bedeutet sein Wirken als Naturkraft, das Tao der Menschen ihr Verhalten dem Universum gegenüber. Der Mensch soll dem Tao des Himmels gemäß handeln; seine Tugend besteht in der Übereinstimmung mit der Natur, deren Gesetzen er als ein Teil des Weltganzen entsprechen muß. Aus dem Wandel im Tao durch solche Anpassung folgt ganz von selbst Glück und Wohlergehen.

Aus der taoistischen Grundanschauung entwickelte sich als ein Zweig die confucianische Lehre, die dann orthodoxes Staatsprinzip wurde. Ihre offiziellen Vertreter sind die Litteraten. An Stelle der asketischen Passivität der Taoisten tritt bei den Confucianern Studium und Wissenschaft.

Der Kaiser soll sein Verhalten nach dem Himmel richten.

„Der, den man einen vollkommenen Menschen nennt, ist in seiner Natur ganz übereinstimmend mit dem Tao." (Huai nan tse, VII, 6.)

Er soll das Tao an die Menschen weitergeben.

„Der heilige Mensch (= Kaiser) soll das göttliche Tao zur (Staats-)Lehre einsetzen, dann wird sich ihm sicherlich die Welt unterwerfen." (I king, IX, 22.)

„Die Vollkommenheit besteht im (Besitz des) himmlischen Tao; andere zu vervollkommnen, darin besteht das menschliche Tao." (Chung yung, XX, 18.)

„Andere vollkommen machen besteht darin, daß man das Gute auswählt und es fest in der Hand hält." (Chung yung, XX, 18.)

„Die Vollkommenheit bedeutet nicht (nur) das sich selbst Vervollkommnen und weiter nichts, sondern auch, daß man damit alle Wesen vollkommen mache." (Chung yung, XXV, 3.)

Mittel dazu sind ihm Menschenliebe und Rechtlichkeit.

„Menschlichkeit ist innerlich, nicht äußerlich, Rechtlichkeit ist äußerlich, nicht innerlich." (Mêng tse.)

Bei den Weisen Chinas ist die Menschenliebe an sich eine negative Tugend; eine aktive Wohltätigkeit war damit nicht gemeint, deren Begriff mit tatenloser Passivität nicht zu vereinen ist. Man enthält sich aller Handlungen, die andern schaden können, aber man tut keine guten Werke für sie. Confucius hat um Hilfe Bittende stets mit einem: Hilf dir selbst! abgefertigt. Unser Nächster ist im System des Confucius, das die Schranken zwischen Mensch und Mensch streng aufrecht erhält, zunächst nur der Familienangehörige.

„Jemand sagte: ‚Was hältst du davon, mit Güte Unrecht zu vergelten?' Confucius sprach: ‚Womit sollte man dann Güte vergelten? Mit Gerechtigkeit soll man Unrecht vergelten und mit Güte Güte.'" (Lun yü, XIV, 36.)

Den für das chinesische Denken neuen Begriff einer allgemeinen Menschenliebe stellte der Philosoph Mo Ti auf und wurde deshalb von dem orthodoxen Mêng tse verspottet. (Mêng tse, lib. III, 1, cap. V.) — Bei den Buddhisten trat an Stelle der Menschenliebe die Wesensliebe.

„Des heiligen Menschen (= Kaisers) höchster Schatz ist sein Thron. Das, wodurch er den Thron schützen kann, ist Menschenliebe; womit er die Menschen (um seinen Thron) versammelt, heißt Bereicherung (d. h. Förderung des Wohlstandes); den Güterbesitz zu regeln, mit seinen Worten eine feste Richtschnur zu geben, das Volk zu hindern am Übeltun, das heißt Rechtlichkeit." (I king, XV, 3.)

„Der Fürst soll verkörpern die Menschenliebe; das genügt, um an der Spitze der Menschheit zu stehen. Der Fürst soll eine Vereinigung aller Vortrefflichkeit sein; das genügt, um alle (Vorschriften der) Zeremonien in sich zu fassen. Der Fürst soll allen Wesen nützlich sein; das genügt, um alle Rechtspflichten harmonisch zu erfüllen." (I king, XVI, 1.)

„(Wenn ein Herrscher) die Grundsätze des Yao und Shun besäße und nicht zugleich mit Menschenliebe die Regierung ausübte, so würde er nicht die Welt in Frieden zu lenken vermögen." (Mêng tse, lib. IV, 1, cap. I, 1.)

„Daher heißt es: Bloße Güte reicht nicht hin, um damit zu regieren, bloße Gesetzmäßigkeit ist nicht imstande, sich selbst in Handlungen umzusetzen." (Mêng tse, lib. IV, 1, cap. I, 3.)

Das Zeremoniell dient als Regierungskunst.

„Wahrlich, die Zeremonien! Die Könige alter Zeiten haben mit ihnen das Tao des Himmels überliefert und damit die Leidenschaften der Menschen gebändigt. Darum geht zugrunde, wer die (gute Sitte) vernachlässigt, und wer sie

sich aneignet, der lebt. Deshalb benutzen die heiligen Menschen (= Kaiser) die Zeremonien, um die Menschen (durch ihr Beispiel) zu belehren. Daher mag die Regierung des Reiches sich (die Zeremonien) aneignen und wird damit eine feste Richtschnur gewinnen." (Li ki, Abschnitt Li yün, cap. I, 11.)

„Daher bei der Zerstörung eines Reiches, beim Untergang einer Dynastie, bei der Vernichtung von Menschenleben, muß sicherlich erst vorangehen ein Verlust der guten Sitte." (Li ki, Abschnitt Li yün, cap. IV, 14.)

Das persönliche Beispiel des Fürsten ist von entscheidender Bedeutung.

„— — Das besagt: Ein Wort (kann alle) Dinge verderben, ein Mensch aber kann auch den Staat festigen." (Ta hsio, Comm., IX, 3.)

„Daher ist das Tao des Herrschers begründet in seiner eignen Person und manifestiert sich beim gesamten Volke." (Chung yung, XXIX, 3.)

„Der heilige Mensch (= Kaiser) wirkt ein auf die Gemüter der Menschen (durch seinen moralischen Einfluß), und die ganze Welt wird in Eintracht und Frieden leben." (I king, X, 1.)

„Es ist noch nie vorgekommen, daß (ein Herrscher) die höchste Aufrichtigkeit besaß und nicht auf andere einwirkte; wenn er aber nicht aufrichtig war, so hat er noch niemals vermocht, andere zu bewegen." (Mêng tse, lib. IV, 1, cap. XII, 3.)

„Im Shi king heißt es: ‚Er (der Herrscher) hat in seinem Verhalten keine Mängel, geordnet sind (daher) alle vier Staaten.' Wenn er (der Herrscher) als Vater, Sohn, älterer und jüngerer Bruder ein Muster bildet, dann betrachtet ihn auch das Volk als Vorbild." (Ta hsio, Comm., IX, 8.)

„Der Fürst soll das Tao im Reiche pflegen, dann braucht er nicht zu reden, und (das Reich) entwickelt sich (von selbst), er braucht nicht zu belehren und führt doch eine gute Regierung; das Volk soll dem Beispiel von oben entsprechen wie Schatten und Echo; die Tugend des Volkes wird dadurch allgemein und über die ganze Welt ausgebreitet." (Tao tê king, Comm. zu 54.)

„Als die Könige alter Zeit noch in der Welt lebten, da nahm das Volk sich ein Beispiel an ihrer göttlich strahlenden Tugend; daher kam es, daß die früheren Könige durch ihre gute Regierung auf das Volk einwirken konnten. So kam es, daß ihre Befehle eingingen (in das Volk) und nicht (als tote Buchstaben) stehen blieben; ihre Strafgesetze waren aufgestellt, aber brauchten keine Anwendung zu finden. Die früheren Könige verstanden sich gut darauf, mit ihrem Volke einen Körper zu bilden; und weil sie einen Körper bildeten mit dem Volke, kam es, daß sie mittelst des Reiches das Reich schützen, durch das Volk das Volk schützen konnten. Da es so war, war es dem Volke unmöglich, Böses zu tun."
(Kuan tse, X, 24.)

Die Herrschertugenden haben ihre Rückwirkungen auf das Volk.

„Daher, wenn der Herrscher (gute Eigenschaften) besitzt in sich selbst, so kann er sie dann auch suchen bei allen Menschen; wenn er in sich selbst keine (schlechten Eigenschaften) hat, so sind sie dann auch nicht vorhanden bei allen Menschen."
(Ta hsio, Comm., IX, 4.)

„Noch niemals ist es vorgekommen, daß ein oberster Herr Menschlichkeit liebte und dann das niedere Volk nicht Gerechtigkeit geliebt hätte, noch niemals, daß er Gerechtigkeit liebte und seine (des Herren) Angelegenheiten nicht zu gutem Ende

gekommen wären, noch niemals, daß die Reichtümer in den Städten und Schatzhäusern nicht seine Reichtümer gewesen wären (zu des Herrschers Verfügung gestanden hätten)." (Ta hsio, Comm., X, 21.)

„Wenn die oberste Stelle die gute Sitte liebt, so wird das Volk nicht wagen, unehrerbietig zu sein; wenn die oberste Stelle die Rechtlichkeit liebt, so wird das Volk nicht wagen, unbotmäßig zu sein; wenn die oberste Stelle Aufrichtigkeit liebt, so wird das Volk nicht wagen, nicht seinem guten Herzen zu folgen. Und wenn es so ist, dann wird das Volk aus den vier Himmelsgegenden mitsamt ihren Kindern (verb. ‚sie in einem Tuche auf dem Rücken tragend') herbeikommen."
(Lun yü, XIII, 4.)

„Die Art, wie das Volk demjenigen folgt, der das Tao besitzt, ist, wie der Hungrige nach der vor ihm stehenden Speise (greift), wie der Frierende nach den vorgehaltenen Kleidern, wie der unter Hitze Leidende nach dem gebotenen Schatten. Deshalb nimmt das Volk seine Zuflucht zu demjenigen, der das Tao besitzt."
(Kuan tse, XX.)

„Die Tugend des Fürsten ist wie der Wind, die Tugend des gemeinen Mannes ist wie das Gras (d. h. das letztere wird vom ersteren beeinflußt)."
(Mêng tse, lib. III, 1, cap. II, 4.)

Mängel des Kaisers schaden dem Reiche.

„Der alten Herrscher Fehler waren wie Sonnen- und Mondfinsternisse; alle Untertanen sahen sie." (Mêng tse, lib. II, 2, cap. IX, 4.)

„Wenn die oberste Stelle keine Grundsätze hat, nach denen sie ihr Verhalten kontrolliert, wenn die niederen Klassen keine Gesetzeskraft haben, durch die sie sich in Sicherheit erhalten, wenn man am Hofe nicht dem Vernunftprinzip gehorcht und in den Berufen nicht das Maß befolgt, wenn der Fürst die Rechtlichkeit verletzt und der gemeine Mann die Strafgesetze übertritt, dann kann das, was das Reich am Bestand erhält, nur ein Glücksumstand sein."
(Mêng tse, lib. IV, 1, cap. I, 8.)

Daher hat das Volk ein Recht, an des Kaisers Wandel Kritik zu üben.

„Wenn der Sohn des Himmels (= Kaiser) das Gesetz verletzt, so ist seine Schuld dieselbe wie bei einem aus dem Volke."

„Wenn (der Kaiser) nicht das (rechte) Tao besitzt, so verläßt ihn das Volk."
(Kuan tse, LXIV.)

Rebellion gegen einen schlechten Herrscher ist eine natürliche Folge.

„Wenn er (aber) das Tao des Himmels verliert, dann trennt sich das Volk von ihm und rebelliert, dann gehorcht und folgt es (ihm) nicht."
(Kuan tse, XX.)

Der Usurpator, der einen tadelnswerten Kaiser stürzt, ist gerechtfertigt. Jeder Abenteurer, der Glück hat, und dem es gelingt, den Thron zu erobern, ist dadurch legitimiert. Wer auf dem Throne sitzt, ist Vertreter des Himmels, denn sonst würde der Himmel seine Regierung nicht zulassen. Da-

durch, daß er den Thron erhält und behauptet, dem Lande Frieden und Ordnung erwirkt, ist bewiesen, daß der Himmel ihn für würdig hält und als den Tugendhaftesten erkannt hat.

„Wenn jemand Erfolg hat, dann wird er König."

Der Kaiser herrscht, aber er regiert nicht.

„Daher wird der Herrscher, auch wenn er nicht aktiv tätig ist, verehrt, daher findet er, auch wenn er nicht redet, Glauben." (Chung yung, XXXIII, 5.)

Er steht als Gott viel zu hoch, um die Regierungsgeschäfte selbst auszuüben. Er sitzt auf dem Throne und läßt die Wirkungen seiner heiligen Person ausstrahlen; die Regierungsmaßnahmen besorgen andere für ihn.

„Confucius sprach: ‚Derjenige, der untätig war und doch ordentlich regierte, das war Shun. Was tat er denn? Er machte sich selbst ehrwürdig und kehrte sein Antlitz nach Süden, und das war alles.'" (Lun yü, XV, 4.)

Jedes gewaltsame Eingreifen soll vermieden werden. Das Volk soll nicht gezwungen werden zum Gehorsam, sondern dem Beispiel seines Fürsten freiwillig folgen (wie oben).

So bildet die Theorie des „wu-wei" eine hauptsächliche Herrschertugend.

Diese mystische Lehre des Taoismus, die jedes zweckbewußte Handeln verwirft, steht in scharfem Gegensatze zu den Staatsgrundsätzen des Confucianismus, nimmt aber trotzdem auch im orthodoxen System einen hervorragenden Platz ein. Die Natur des Menschen ist durch ihren Ursprung aus dem Weltall dem Wesen des Weltalls angepaßt; daraus folgt, daß der Mensch als ein Teil des Weltganzen von Natur gut sein muß. (Die Theorie von der ursprünglichen Güte der Menschennatur vertritt besonders Mêng tse gegen die Lehre des Hsün tse von der angeborenen Schlechtigkeit des Menschen. Ihr Gegensatz und die Versuche zu deren Vermittlung bilden das eigentliche Hauptthema der chinesischen Moralphilosophie.) Wie nun die Natur nicht bewußt handelt, sondern nur ihre Eigenschaften offenbart, so braucht auch der Mensch nur in allem ganz der Natur entsprechend zu leben, um Vollkommenheit zu erlangen. Daher ist die Tugend mühelos erreichbar. Sie besteht einfach im Gewährenlassen der Naturanlage ohne eigene Anstrengung.

In diesem Sinne soll der Kaiser, der ja der allervollkommenste Mensch ist, die Untätigkeit, das wu-wei üben.

„Daher sage ich: ‚Wenn er (der Fürst) sich regt (d. h. tätig eingreift), so wird er seinen Thron verlieren.'" (Kuan tse, XIII, 4.)

„Wenn der Fürst sich nicht regt (d. h. passiv herrscht), dann sind seine Regierungsmaßnahmen in guter Ordnung, sie machen sich nach unten wirksam, und dann ist Handel und Wandel vollkommen." (Kuan tse, X, 3.)

„(Wenn der Fürst) die ganze Welt in seine Hand fassen will, muß er dabei untätig bleiben; wenn er zu diesem Zwecke aktive Tätigkeit anwendet, so reicht das nicht aus, die Welt zu ergreifen." (Tao tê king, 48.)

„Deshalb sagt der heilige Mensch (= Kaiser): ‚Ich bin untätig, und dabei entwickelt sich das Volk von selbst; ich liebe die Stille, und dabei kommt das Volk von selbst zur Ordnung; ich übe keine aktive Tätigkeit aus, und dabei wird das Volk von selbst reich; ich habe keine Begierde, und dabei gelangt das Volk von selbst zur Reinheit.'" (Tao tê king, 57.)

In zusammenfassender Weise schildern die Klassiker uns die musterhafte Staatsregierung.

„Diejenigen, die in alter Zeit ihre leuchtende Tugend über die ganze Welt leuchten lassen wollten, haben zuerst ihr Reich richtig organisiert; wer sein Reich organisieren wollte, hat zuerst seine Familie geregelt; wer seine Familie regeln wollte, hat zuerst seine Person kultiviert; wer seine Person kultivieren wollte, hat zuerst sein Herz orthodox gemacht; wer sein Herz orthodox machen wollte, hat zuerst sein Denken und Wollen mit Aufrichtigkeit erfüllt; wer aufrichtiger Gesinnung sein wollte, hat zuerst sein Wissen auf den höchsten Umfang gebracht; die Förderung des Wissens aber beruht in der Erforschung aller Dinge. Wenn man die Dinge gründlich erforscht, so erwirbt man höchstes Wissen; wenn man höchstes Wissen besitzt, so wird dann Denken und Wollen aufrichtig, wenn die Gesinnung aufrichtig ist, so wird dann das Herz orthodox; wenn das Herz orthodox ist, so wird dann die Person kultiviert; ist die Person korrekt, so ist dann auch die Familie geregelt; ist die Familie geregelt, so ist auch das Reich richtig organisiert; ist das Reich organisiert, dann ist die Welt in Frieden." (Ta hsio, 4 und 5.)

„Alle, welche die Welt, Staat und Familien beherrschen, haben neun Regeln (zu befolgen), nämlich: ihre eigene Person zu vervollkommnen, die Tugendhaften zu ehren, die Verwandten mit Liebe zu behandeln, den hohen Staatsbeamten ehrerbietig zu begegnen, gütig zu empfangen die Masse der untern Beamten, als Kinder zu behandeln das gesamte Volk, herbeizurufen die Handwerkerklassen, milde zu verfahren gegen Ausländer (d. h. Menschen aus der Ferne, wohl die Fürsten der Tributländer und Nachbarstaaten, fremde Gesandte und Kaufleute), im Busen zu hegen alle (Teil-)Fürsten (des eignen Landes).

Wenn (der Herrscher) seine eigene Person vervollkommnet, so steht das Tao fest; wenn er die Tugendhaften ehrt, so gibt es keinen Irrtum; wenn er die Verwandten liebt, so geraten Verwandte zweiten Grades nicht in Streit; wenn er die Minister achtet, so begeht er keine Mißgriffe (in der Staatsleitung); wenn er sich herabläßt zu den Unterbeamten, so werden ihm diese es vergelten mit Höflichkeit und Ehrerbietung; wenn er die Menge der Untertanen als Kinder betrachtet, so wird alles Volk ermutigt; wenn er die Berufe unterstützt, so sind Reichtum und Hilfsquellen reichlich vorhanden; wenn er den Landesfremden gnädig ist, so nehmen sie von allen vier Himmelsrichtungen ihre Zuflucht bei ihm; wenn er seine Lehnsfürsten beschützt, so wird die (ganze) Welt ihn mit ehrfürchtiger Scheu betrachten.

Wenn er beherrscht und erleuchtet ist und sorgfältig gekleidet und keine Bewegung macht, die der Schicklichkeit widerspricht, damit vervollkommnet er seine eigene Person; wenn er Verleumdung beseitigt und äußeren Schein fernhält, den Reichtum verachtet und die Tugend hochschätzt, damit ermuntert er Tugendhafte; wenn er sie ehrt durch hohe Stellen und schätzt durch hohes Gehalt und selbst ihre Zuneigungen und Abneigungen teilt, damit ermutigt er die Verwandten zu rechtem

Verhalten; wenn er durch (alle) Beamten ihre Aufträge und Befehle ausführen läßt, damit ermutigt er die hohen Würdenträger; wenn er ihnen Loyalität, Vertrauen, Ehre und Verdienst gibt, damit ermutigt er die niederen Beamten; wenn er zu rechter Zeit beauftragt und geringe Steuern erhebt, damit ermuntert er die Volksklassen; wenn er täglich beaufsichtigt und monatlich prüft und dementsprechend ihre Besoldung abwägt nach ihren Dienstleistungen, damit ermutigt er die Gewerbetreibenden; wenn er sie bei ihrem Fortgange begleitet und ihnen bei ihrer Ankunft entgegengeht, Freude zeigt über ihre guten Eigenschaften und Mitleid hat bei dem, was sie nicht imstande sind, damit erweist er sich gütig gegen Ausländer; wenn er sorgt für Fortführung von Familien, deren Linie unterbrochen ist, wenn er wiederaufrichtet vernichtete Territorien, wenn er Ordnung herstellt in der Verwirrung und Hilfe gewährt in der Gefahr, wenn er sie als Gäste einlädt an seinen Hof zu bestimmter Zeit, sie satt entläßt und mit geringen (Tributgaben) bei ihrer Ankunft empfängt, auf solche Weise hegt er im Busen seine Lehnsfürsten."

(Chung yung, XX, 12—14.)

Mêng tse sprach: „(Wenn ein Herrscher) die Weisen ehrt und die Fähigen beschäftigt, so daß angesehene und vortreffliche Leute sich in Amtsstellen befinden, dann werden die Gelehrten der Welt alle froh sein und deshalb wünschen, an seinem Hofe eine Stelle zu erhalten. Wenn er auf dem Markte (seiner Hauptstadt) eine Grundrente erhebt (von den Läden), aber keine Warensteuer, wenn er Recht walten läßt, aber keine (drückenden) Renten auferlegt, so werden die Kaufleute der Welt alle froh sein und deshalb wünschen, ihre Waren niederzulegen auf seinem Marktplatze. Wenn er an den Grenzen die Fremden kontrolliert, aber keinen Warenzoll erhebt, dann werden die Reisenden der Welt alle froh sein und deshalb wünschen, (aus ihren Ländern) herbeizukommen auf die Straßen seines Reiches. (Wenn er dafür sorgt), daß die Landleute sich gegenseitig helfen und (sonst) keine Steuern (von ihnen) eintreibt, so werden die Bauern der Welt alle froh sein und deshalb wünschen, auf seinen Feldern zu pflügen. Wenn er bei der Steuererhebung nicht eintreibt einen (ungerechten) Zins von den einzelnen Menschen und von den Dorfgemeinden, so wird das Volk in der Welt insgesamt froh sein und deshalb wünschen, seine Untertanen zu werden.

Wenn (ein Herrscher) wirklich diese fünf Dinge ausführen kann, dann wird das Volk in den Nachbarländern aufschauen zu ihm wie zu Vater und Mutter. Die Kinder und die jungen Leute zu verführen, daß sie ihre Eltern angreifen, darin hat es vom Anbeginn aller Völker bis heute noch niemand gegeben, der einen Erfolg erreicht hätte. Auf solche Weise also wird (der Herrscher) keinen Feind in der Welt haben, und derjenige, der in der Welt keinen Feind hat, der ist ein Gesandter des Himmels.

Wenn es sich so verhält, dann ist es noch niemals vorgekommen, daß (der Herrscher) nicht die Königsherrschaft (erfolgreich) ausübte."

(Mêng tse, lib. II, 1, cap. V.)

So hören wir das Lob des idealen Herrschers.

„Confucius sprach: ‚Erhaben wahrlich war Yao in seinem Handeln als Fürst. Wie majestätisch war er! Nur der Himmel ist erhaben, nur Yao entsprach ihm (ganz). Wie ungeheuer war er! Das Volk konnte keinen Namen finden (für seine Größe).'"

(Lun yü, VIII, 19.)

„Erhaben wahrlich ist das Tao des heiligen Menschen (= Kaiser)! Ist es nicht ein Ozean der Ozeane? Daraus werden alle Wesen hervorgebracht und ernährt. Es ist ein Berg, dessen Gipfel in den Himmel ragt."

(Chung yung, XXVII, 1.)

„Wer so (vollkommen) ist, der braucht sich nicht zu zeigen und doch leuchtet er, der braucht nicht tätig zu handeln und doch wirkt er zivilisierend, er bleibt untätig und erlangt doch die Vollkommenheit; das Tao des Himmels und der Erde kann er mit einem Worte nennen und es damit erschöpfen."

(Chung yung, XXVI, 6.)

„Ungeheuer und umfassend ist er wie der Himmel, abgrundtief und quellenlebendig wie die Urtiefe; wenn er sich zeigt, gibt es im Volke keinen, der ihn nicht verehrte; wenn er redet, gibt es im Volke keinen, der (seinen Worten) nicht glaubte; wenn er handelt, gibt es im Volke keinen, der nicht (von der Richtigkeit) überzeugt wäre. Daher fließt sein Ruhm und Name über wie ein Meer über das Mittelreich, er verbreitet sich bis zu den Barbarenstämmen im Süden und Norden; überall, wohin Schiffe und Wagen gelangen, wohin Menschenkraft dringt, wo der Himmel bedeckt, wo die Erde umschließt, wo Sonne und Mond scheinen, wo Reif und Tau fallen, da wird alles, was Blut und Atem hat, ohne Ausnahme ihn verehren und lieben. Daher sagt man: Er kommt dem Himmel gleich!"

Chung yung, XXX, 3 und 4.)

*

Im offiziellen Confucianischen System sind beim Fehlen einer besonderen Priesterkaste, die nur der spätere Taoismus und der Buddhismus besitzen, Opferhandlungen eine Pflicht der Staatsregierung. Die Unentbehrlichkeit des Kaisers in der Staatsreligion folgt aus seiner Eigenschaft als Sohn des Himmels, die ihn allein berechtigt zum Vollzug der großen Opfer an die höchsten Naturgewalten.

Wie der Territorialbeamte in des Kaisers Namen für den Bereich seines Verwaltungsbezirkes als Priester amtiert, so opfert der Kaiser in eigener Person als Reichsoberhaupt für sein Volk, das heißt nach chinesischer Auffassung für die ganze Welt. Das Volk genießt den Schutz der Himmelsmacht nur durch die Vermittlung der staatlichen Obrigkeit; der Kaiser aber kann sich vermöge seiner himmlischen Abstammung direkt an die höchste Gottheit als seinen Ahnen wenden, wie jeder Chinese seine Vorfahren verehrt, und ein Teil der göttlichen Beziehung geht auf alle Staatsbeamten über, die in Vertretung des Kaisers dem Volke Segen erflehen. Als einen Ahnendienst der eigenen Familie und zugleich als Mittelsperson für seine Untertanen muß also der Kaiser in seiner Residenz zu festbestimmten Zeiten Himmel und Erde, Mond und Sternen die Opfer nach altem Zeremoniell darbringen, für die Jahresernte, Fruchtbarkeit des Bodens und rechtzeitigen Regen beten; alle Mißernten und Notstände im Lande soll seine Fürbitte abwenden.

Die genaue Anpassung menschlichen Verhaltens an das Vorbild der Natur macht auch eine genaue Kalenderfestsetzung zur besondern Pflicht der kaiserlichen Staatsregierung, damit das Volk sein öffentliches und privates Leben fehlerlos nach dem Tao des Himmels regeln könne, wovon sein Wohlergehen abhängt. Die religiöse Leitung erfolgt für den Chinesen ganz durch die Vorschriften seines Kaisers.

*

Unsere Untersuchung mag zeigen, in welcher Weise auch praktische Fragen der Gegenwart aus dem Studium der klassischen Literatur ihre scharfe Beleuchtung erhalten, die uns erst das richtige Verständnis der Kulturgrundlagen ermöglicht.

Die Republik China ist zwar eine politische Tatsache, aber sie ist ein seltsam unchinesisches Ding. Ihre Form widerspricht dem aus dem Bau der Familie erwachsenen Staatsprinzip. Der Kaiser und sein Hof existieren noch heute. Wenn er sich auch auf Parlamentsbeschluß nicht mehr um Regierungsmaßnahmen bekümmern darf, er ist nach wie vor das Bindeglied zwischen dem chinesischen Volke und den höchsten Gewalten des Himmels. Die Revolution, die dem Kaiserkinde die weltliche Macht entzog, hat ihm doch sein oberpriesterliches Amt belassen. Die Idee des chinesischen Kaisertums als Vertretung des Himmels auf Erden ist nicht untergegangen mit dem Sturze der Mandschu und kann nicht untergehen, solange das Kulturgebäude Chinas besteht. Auch das republikanische China bedarf seines Kaisers, der die hohen Staatsopfer vollzieht, und in dieser hohenpriesterlichen Eigenschaft herrschen noch die Mandschu, solange auf die gestürzte Dynastie nicht eine andere gefolgt ist.

Mehr als einmal hätte es in Yüan Shih-k'ais Hand gelegen, seine Person zum Ausgangspunkt einer neuen Kaiserreihe zu machen. Vielleicht hätte sein kräftiges Eintreten in die Lücke an Stelle der abgewirtschafteten Mandschu-Familie die Wirren der Revolution abschneiden können. Er war nicht der Mann, sich selbst zum Kaiser zu machen und eine neue Dynastie zu gründen, wie so viele kühne Abenteurer vor ihm; er hat es nicht gewollt oder nicht gekonnt.

Es waren die verschiedensten Einflüsse, die zur Republik als einer wohl unvermeidlichen Phase der Entwicklung des großen Reiches geführt haben, zu einer Republik, in der der Kaiser eine zwar beschränkte, aber doch unentbehrliche Rolle spielt. Daß der Kaisergedanke auch im neuen China wirksam blieb, zeigte sich, als im Dezember 1915 der lebenslängliche Präsident im Namen des Volkes gebeten wurde, den Kaisertitel anzunehmen, und Yüan Shih-k'ais Verzicht im März 1916 geschah nur unter dem starken Drucke Japans.

Auch die von der Militärpartei im Juli 1917 versuchte Wiederherstellung der Monarchie blieb eine Episode von acht Tagen, weil die durch das kaiserliche Kind vertretene Mandschudynastie das erforderliche Ansehen nicht mehr besaß.

Wenn aber der rechte Mann für die rechte Zeit kommen wird, dann werden wir das Kaiserreich China wieder neu erstehen sehen. Denn die inneren Bedürfnisse des Landes müssen nach einer Vereinigung von Staatsleitung und Staatskult in einer Person drängen.

Die chinesische Kultur ist eine regelmäßige Pyramide, und ihr Schlußstein ist der Kaiser.

Willkommen, Wahrheit, daheim!

Von

Edward Garnett [1])

Als der Friede aus den Herzen der kriegführenden Völker entfloh, kamen die Tugenden zu eiliger Beratung zusammen. Die Menschheit durfte unter keinen Umständen allein dem Kampf in den Klauen des Mords, des Raubs, des Hasses, der Wollust und der Verwüstung überlassen bleiben. Aber es war für jedermann eine kleine Ernüchterung, als die Tugenden sich im Versammlungslokal umblickten und sich sämtlich in Khaki-Gewandung sahen. Mit Ausnahme der Gerechtigkeit, die mit finsterer Stirn und nachdenklichen Augen wie früher ihren farblosen Mantel trug. Und wo blieb die Wahrheit? War das ihre helle Stimme, die sich draußen laut vernehmen ließ? Eine Stimme, die allmählich vom Gedröhn wüsten Lachens übertönt wurde? Die Gerechtigkeit stand auf und schritt zum Eingang, und da sah sie ein Weib auf den Stufen, hin und her gezerrt von einem Haufen zorniger Bürger, die sie lynchen wollten. „Mitbürger, überlaßt sie mir! Ich bin die Gerechtigkeit!" schmetterte die Stimme der Tugend wie eine Trompete. Und der Volkshaufe wich mürrisch vor ihren Blicken, als sie die Wahrheit emporhob und mit sich über die Schwelle zog.

Die Versammlungsreden waren, der Kriegszeit entsprechend, kurz und für die Tugenden auffallend einmütig. Alle Haupttugenden sollten an die Front gehn; Mut, Ehre, Pflicht, Selbstaufopferung, Glaube, Hoffnung sollten inmitten der Greuel des Schlachtfelds die Soldaten leiten und stützen und ihre Seelen mit der Überzeugung vom Endsieg des Rechtes erfüllen.

Nur die Gerechtigkeit saß, vor sich hinstarrend, stumm da, während jede neue Rede zeigte, wie die Tugenden dem Krieg noch unentbehrlicher waren als dem Frieden.

[1]) Wenig von englischer Literatur ist während des Krieges zu uns gekommen, und dieses Wenige war meist abschreckend. Um so erfreulicher wirkte eine Erscheinung wie Edward Garnett, dessen Bekennermut der herrschenden Vorurteile spottete. „Truth's Welcome Home" (zuerst in der „English Review" vom Juni 1918 veröffentlicht) sollte, der darin enthaltenen allgemein menschlichen Gesinnung wegen, in die von der O. H. L. herausgegebene Sammlung „Stimmen des Auslandes" aufgenommen werden. Die Skizze ist jetzt bequem zugänglich in dem durchaus lesenswerten Bande „Papa's War and other Satires" by Edward Garnett (The Herald Office, 2 Gough Square, London 1919).

Dann ließ die Wahrheit ihre Stimme hören und fragte: „Wollt ihr an allen Fronten bei allen Heeren tätig sein?"

„Selbstverständlich. Wir können doch nicht die Soldaten irgendwo im Stich lassen!" riefen die andern Tugenden und schauten sie fest an.

„In diesem Fall werdet ihr mit Männern gegen euch selbst kämpfen und alle Angreifenden begeistern", warf die Wahrheit ein.

Aber die Tugenden rümpften die Nase über diesen Einwand. Die Geschichte lehrte, daß es immer so gewesen war. Wie konnten die Tugenden im Hintergrund bleiben! Und die Versammlung brach auf, geschwellt vom Hochgefühl der Hoffnung und des unerschütterlichen Bemühens.

„Du wirst sehn," sprach die Gerechtigkeit zur Wahrheit, „solange der Krieg in unserm Namen seine Zwecke erfüllt, wird man uns auf lange Zeit hinaus nicht anhören. Befolge meinen Rat, Wahrheit. Geh überallhin, sieh dir alles an, wie früher, aber schreie im Krieg nicht laut. Sogar im Frieden hören dir die Menschen nicht gerne zu, aber jetzt wird man dich niederbrüllen, wenn du die Lippen öffnest. Es ist die Blütezeit der Lüge. Hörst du nicht das Schwirren ihrer Lederflügel um dich?"

„Ich höre es immer", sagte die Wahrheit.

*

Die andern Tugenden brachen nach der Front auf und dienten treu und ergeben ohne Murren in den Schützengräben, wo sie Millionen Männer in den Heeren Tag und Nacht anfeuerten. Es war erfreulich, daß der Krieg sie als seine ältesten Freunde willkommen hieß, sich bei jeder Gelegenheit an sie wandte, ihren Rat einholte und ihre Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigte. Anfänglich schien es sonderbar, aber die großen Heere waren in der Tat die Wohnstätte der Tugenden! Sie wurden mit Jubel begrüßt, herzlich aufgenommen, fühlten sich durch die ihnen vom Gemeinen bis zu den höheren Kommandostellen erwiesene Achtung unendlich erhoben; doch je mehr sich die Heere auf ihren Beistand verließen, in desto ekelhafterer Weise wurden die Laster zutraulich. Wo früher die Liebe ging, da verkroch sich der Mord murrend vor ihr; aber jetzt machte er sich mit seinem knochigen Gesicht und seinen funkelnden Augen an sie heran und kicherte: „Gib dem armen Mord einen Kuß, Schätzchen! Sind wir nicht Kameraden?" Früher hatten sich Pflichttreue und Ehre den Frevel und den grausamen Übermut vom Leibe gehalten; aber jetzt pirschten sich die beiden Laster an die zarten Mädchen heran, packten sie, griffen sie an die Brüste, bedeckten ihnen das Gesicht mit heißen, dampfenden Küssen und nannten sie ihre Kriegsbräute, und selbst die Soldaten im Dienst blieben stehn, sahen zu und brachen in heiseres Gelächter aus. Auch während der Schlachten und nachher noch tage- und nächtelang feierten die Laster

im Bunde mit der Quälerei und dem Wahnsinn ausgelassenen Fasching. Sie tanzten um ihre in Stücke geschossenen Opfer herum und äfften deren Stimmen nach, wie sie um Gnade flehten, wenn sie in den Granattrichtern lagen und baten, man möge ihrer Qual ein Ende machen. Die Barmherzigkeit wurde bei dem Tode vorstellig, er solle zu ihnen hingehn, aber er schüttelte oft ihre Umklammerung ab und machte sich davon. Er hatte so viel zu tun!

„Ei, mein Freund, bedenke doch, du bist zum Töten hergekommen!" hänselte die Bosheit mit einem scheelen Blick auf den stöhnenden Mann. „Du hast doch deinem Nächsten mit gleicher Münze gezahlt!" Und dann heulte die Bosheit höhnisch über das Schlachtfeld: „Ruhm! Pflicht! Da kommt wieder ein neuer Trupp!"

Und Monat um Monat, Jahr um Jahr trieben Mut, Pflicht und Ehre Millionen Männer dazu, Hekatomben ihrer Mitmenschen bergehoch aufzuschichten, während Gemetzel und Sünde grinsend dabeistanden. Wer durfte sich beklagen? Die Tugenden sahen an allen Fronten nach dem Rechten und kamen überallhin, achtungsvoll von den Männern gegrüßt, die sie heute vorwärts führten, und denen sie morgen Gebete nachschickten. Was wollte man mehr? Es war Krieg.

Mittlerweile — welch glänzenden neuen Wirkungskreis fanden die daheimgebliebenen Laster für sich! „Patriotismus!" und „Das Vaterland über alles!" war ihr Losungswort. Unter diesem Deckmantel ergriffen sie Besitz von den Seelen der ränkesüchtigen Politiker, die im Kampf um Rang und Macht Schwärme gieriger Speichellecker um sich sammelten. Die gediegenen, anständigen Leute sahen sich geprellt und beiseite geschubst von den Abenteurern mit schamlosem Maulwerk, die es verstanden, an den Drähten zur eigenen Beförderung zu ziehen und sich mit dem Kapital gut zu stellen. Alle die feisten Kriegsgewinnler in ihrer Rührigkeit und Reklametüchtigkeit nahmen die Gelegenheit wahr, durch das Hauptportal einzutreten. Aufgeblasene Beamte drängelten sich auf dem Wagen der Bureaukratie in die Höhe und verhalfen ihren Anverwandten zu einem bequemen Platz. Jeder arglistige Beamtenstellvertreter setzte ein funkelnagelneues Bureaukratengesicht auf und trug ein Messer im Ärmel verborgen für seinen Kollegen, nach dessen Stelle es ihn gelüstete. Und hinter der Presse lauerte, wie ein riesenhafter Tintenfisch, der Diktator, der eine Wolke giftiger Tinte auf die Männer spritzte, die seinem Willen entgegentraten, auf die Minister, die Offiziere in Heer und Flotte, die er zu stürzen ausersehen hatte. Und hinter dem innern Portal der Macht welches Getuschel angefaulter Minister mit verkappten, armseligen Journalisten! Die daheimgebliebenen Laster rieben sich die Hände mit den dicken Fingern und schacherten im Kriege, während der zu Wohlstand gelangte Pöbel Tag für Tag den armen kleinen Frieden niederzischte und durch die Gassen jagte.

Endlich wurde den daheimgebliebenen Tugenden die unverschämte Art zu bunt, in der die Laster auf den öffentlichen Plätzen herumstolzierten und alle Menschen durch die Gucklöcher der Macht und des Patriotismus frech anglotzten. „Die Laster nehmen daheim alles in die Hand, während ihr den Befehlen des Krieges an der Front nachkommt", lautete die Nachricht, die sie an die Tugenden im Felde gelangen ließen. Wer weiß, ob sie je bei ihnen eintraf? Da fahndeten die Tugenden nach der Wahrheit. Jedermann sprach von ihr, aber niemand hatte seit einer Ewigkeit ihre Stimme gehört. Endlich brachten sie in Erfahrung, daß sie sich als Sanitäter verkleidet hatte und immer bei den sterbenden Soldaten war. Da schickten sie einen Brief zu ihr hinaus.

In der Nacht nach Ankunft des Briefes war die Wahrheit auf dem Schlachtfeld und half die Verwundeten sammeln, als ein Mann mit zerschmettertem Rückgrat die Augen aufschlug, da sie ihm ins Gesicht sah. „Wieviele sind mit mir über die Anhöhe gegangen?" fragte er. „Zwanzigtausend", sagte sie. „Wieviele sind lebend zurückgekommen?" „Viertausend", erwiderte sie. „Erzähl' es denen zu Hause", sagte er und schloß die Augen.

Eines Morgens, grade bevor es hell wurde, lag die Wahrheit an der Tür eines Unterstands und blickte zu den blassen Sternen hinauf, da sah sie finstere Gestalten aus dem Dunkel tauchen. Heimlich und vorsichtig schleppten sie sich nach vorn, und bald waren es ihrer ein Dutzend, die sich im Halbkreis um sie kauerten und hungrig nach ihr hinstierten. Sie kannte sie — es waren die großen Sünden. Vornan saßen der Mord, der Verrat und die Grausamkeit, die düster vor sich starrten. Doch wie verändert waren sie! Sie sahen nur noch wie Gerippe aus, leer gebrannt von der Wut des Krieges.

„Ja, sieh uns nur an, Wahrheit!" brummten sie. „Wir sind so ausgebrannt, daß wir uns kaum noch weiter schleppen können. Der Krieg hat uns vollständig verbraucht!" Die Wahrheit musterte ihre hageren Gesichter, ihre ausgemergelten Glieder, ihre in tiefen Höhlen liegenden Augen. Da flüsterten sie heiser: „Laß es die Welt wissen, Wahrheit, daß es deine lieblichen Schwestern sind, nicht wir, die den Völkern den Garaus machen. Der Krieg hätte sich längst satt gefressen, wenn ihre Ausdauer nicht wäre. Die Hoffnung und der Glaube treiben noch Millionen in die Schlachtgrube. Ach, auf hundert Männer, die deine Tugenden abschlachten, kommt einer, den wir töten!" Und die großen Sünden wankten davon, einander stützend, so schwach waren sie vor Müdigkeit.

Die Wahrheit kehrte zu den Völkern daheim zurück. Sobald sie von den Schlachtfeldern zu sprechen anhub, schlugen sie die Leute ins Gesicht und hießen sie stille sein. „Geh fort!" riefen sie ärgerlich. „Das ist nicht der rechte Augenblick für die Wahrheit." Sie ging zu den

Zeitungsherausgebern, und die Erzählung der Wahrheit machte deren Blut gefrieren. Als die Redakteure ihren Bericht ausgeweidet und der Zensor, was noch übrig geblieben, geprüft hatte, las es jeder Bürger beim Frühstück laut vor. „Die Botschaft der Wahrheit" — „Wir werden siegen!" Sie ging zu den Ministern, den Abgeordneten, der Geistlichkeit, den Schriftstellern, und man wies sie entsetzt ab.

„Steckt ihr einen Knebel in den Mund!" riefen sie.

„Nein! Schneidet ihr die Zunge aus! Es ist sicherer!"

So geschah es.

„Schneidet ihr die Hände ab! Sie kann schreiben", machte der ängstliche Patriotismus geltend.

So geschah es.

„Stecht ihr die Augen aus! Macht sie taub!" wurde von der nationalen Gewinnsucht und der Habgier befürwortet, und sie schielten nach ihrem blutenden Antlitz.

„Nein", sagten die Politiker. „Wir können sie später noch gebrauchen. Bringt ein Schild auf ihrer Brust an: ‚Vom Feinde verstümmelte Frau', und laßt sie in den Straßen herumgehn."

Die Wahrheit setzte sich an den Wegrand, und wer sie jammern hörte, bekreuzte sich vor Grauen.

„Ach, die arme Frau! So hat sie der Feind zugerichtet!" Und man überhäufte sie mit Almosen. Doch als sie den Mund öffnete und mit ihrem Zungenstumpf wackelte, fühlte man sich belästigt und beschwerte sich bei der Behörde.

Die Behörde zog die Angelegenheit in Erwägung. „Es ist eigentlich ein Fall von Geisteskrankheit. Die arme Frau gehört in eine Anstalt. Das wäre menschenfreundlicher." Zu dem Ergebnis kam man. Die Wahrheit wurde daher in eine Irrenanstalt gebracht. Aber als man sie auszog, fand man, daß sie ein Mann war, und sein Name und seine Rote-Kreuz-Nummer hing ihm um den Hals.

„Ha, es ist ein Sanitäter, den eine Bombe getroffen hat", meinte der Arzt, und sie wurde in ein Lazarett für unheilbare Soldaten überführt.

Da lag sie unter den Soldaten mit zerschmettertem Rückgrat, die keine Gesichter, Beine, Arme mehr hatten, denen nichts geblieben war als ein verstümmeltes Leben. Da lag sie unter ihnen, starrte hinauf nach der Decke, machte hin und wieder seltsame Zeichen mit ihren Armstummeln, so daß die Schwestern und die Ärzte sich den Kopf zerbrachen, was sie damit meinte.

Aber die Soldaten wußten es ganz genau. „Es ist die Wahrheit", sagten sie ein um das andere Mal. „Sie erzählt vom Krieg."

Aber niemand hörte auf die Soldaten.

Es war Krieg!

Die indirekten Steuern in England

Von

Lorenz Glier

(Schluß)

IV

Unter den Steuern, die auf den im Inland hergestellten Verbrauchsartikeln ruhen, steht in England obenan

1. das Bier, welches dem Staatsschatz gebracht hat während

1913/14	13,62 Mill. Pfd. St.	1916 17	19,11 Mill. Pfd. St.
1914/15	19,27 „ „ „	1918 19	25,42 „ „ „
1915/16	33,75 „ „ „	1919 20 (Voranschlag)	59,93 „ „ „

mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß es 70 Mill. (und nach Umständen darüber) werden. Die Steuer betrug vor dem südafrikanischen Kriege (1898/99) 6 s 9 d und vor dem Weltkriege (1913/14) 7 s 9 d pro Standard Barrel. Heute beträgt sie 70 s. Da das Standard Barrel 36 Gallonen[1]) à 4,51 l enthält, so entfallen auf 163 l 70 Mk. Biersteuer; auf 100 l rund 44 Mk. gegen 4 Mk. vor dem südafrikanischen Kriege, 4,75 Mk. vor dem Weltkriege; und 3,31 Mk. während 1912/13 und 10 bis 12½ Mk. (vorerst?) künftighin in Deutschland.

Man sollte annehmen, daß unter einem solchen Steuerdruck die englische Brauindustrie zusammengebrochen wäre. Das Gegenteil aber ist der Fall: es ist den englischen „Wasserfärbern" noch nie so gut wie in den letzten Jahren gegangen[2]). Was sie brauten, wurden sie zu den denkbar günstigsten Preisen los; geklagt wurde nur über das Bier, das sie nicht brauten, beziehungsweise über das Bier, welches sie nach Regierungsvorschrift, das heißt sehr dünn brauen mußten.

[1]) Mit einem bestimmten Normalgehalt (1055°), auf welchen für Steuerzwecke das Bier mit stärkerer oder schwächerer Würze umgerechnet wird.

[2]) Auf den zum Teil sehr stark verwässerten Ord. Stock wurden durchschnittlich verteilt:

1913/14	7,7 %	1916 17	8,1 %
1914/15	8,0 %	1917/18	9,2 %
1915/16	8,2 %	1918 19	10,4 %

Als man im November 1914 die Biersteuer von 7 s 9 d auf 25 s erhöhte, glaubte man mit einem Rückgang des Verbrauchs um 35 % rechnen zu müssen. Er betrug aber nur 1/6 statt 1/3 [1]). Der Ausstoß entwickelte sich wie folgt:

1913/14	36,06	Mill. Standard Barrels,
1914/15	33,01	„ „ „
1915/16	30,29	„ „ „

Dann kam die Krisis! Er minderte sich für

1916/17 . . . . . auf	26,63	Mill. Standard Barrels,
1917/18 . . . . . „	16,13	„ „ „

Der steuermäßige Ausstoß [2]) ist also während des Krieges um über 50 % gesunken. Wegen der Steuererhöhung? Nein! Wegen der anderweitigen Gesetzgebung, wegen der Anordnungen des Liquor Control Board, wegen der Rationierung, wegen der Erziehung zur allgemeinen Nüchternheit. Der Munitionsminister, der Schiffahrtsminister und der Nahrungsmittelminister haben zusammengewirkt, um den Brauern (so sagen sie) „das Leben schwer zu machen". Man hat die Stunden für den Ausschank von Alkohol eingeschränkt, den „Treat" verboten [3]), in gewissen Gegenden (Munition Areas) den Ausschank unter verschärfte Aufsicht gestellt, wenig Schiffsraum für die Einfuhr von Gerste hergegeben, die einheimische Gerste für Brotzwecke herangezogen, vorgeschrieben, daß nur 16 Mill. und schließlich sogar (die Verordnung wurde dann wieder gemildert) nur 10 Mill. Standard Barrels gebraut werden durften. Und was dergleichen „Schikanen" mehr waren! Mit Schrecken wandte sich der Gast ab von dem dünnen „Regierungsbier", vom „Government Ale" (auch Wash, Rubbish, Swipes tituliert!) Nicht über den Preis klagte er; er zahlte für die Pint, die vor dem Kriege 2 d gekostet hatte, 6 und 7 und 8 d und auch 1 s, wenn er nur etwas „Anständiges" zu trinken bekam. Der Arbeiter konnte sich auch jeden Preis leisten; er hatte ja die Taschen voll Geld!

Jetzt kommen wieder etwas bessere Zeiten für den Biertrinker. Man hat den durchschnittlichen Würzegehalt von 1032° = 2 1/2—3 % Alkohol (während 1918/19) auf 1044° erhöht, und um des lieben Friedens willen, zur Ver-

[1]) Wenn die Löhne während 1915/16 schon so „steuergemäß" gestiegen wären wie später, so würde der Verbrauch vielleicht nur um ein Zehntel gesunken sein.

[2]) Das heißt unter Umrechnung des Bieres auf 1055° Gehalt. Tatsächlich wurden gebraut:

1913/14	37,56 (bulk, liquid) Barrels	1053°	Durchschnittsgehalt
1914/15	34,76 „ „ „	1053°	„
1915/16	32,11 „ „ „	1052°	„
1916/17	30,16 „ „ „	1049°	„
1917/18	19,09 „ „ „	1040°	„

Immer dünneres Bier bei Verdreifachung und Vervierfachung des Preises!

[3]) Aber die Barmaid durfte bleiben — wenigstens ein Aktivposten für den Wirt! In Australien ist man den anderen Weg gegangen; dort hat man die Barmaid verboten. — Welches Land hatte den besseren Teil erwählt?

meidung weiterer „Bierkrawalle" im Parlament und außerhalb desselben, im Rahmen dieser Einschränkung die Braumenge freigegeben[1]). Was der Schatzkanzler sich jetzt von der Brausteuer erwartet, zeigt der Voranschlag in der Höhe von rund 60 Mill. Pfd. St. mit aller Aussicht, daß weit mehr einkommen wird. Ein Biersteuerertrag von 1400 Mill. Mk. steht ihm für 1919/20 bevor (gegen 270 Mill. Mk. vor dem Kriege).

Und alle Zeichen deuten darauf hin, daß man mit diesem Ertrag noch lange nicht am Ende angelangt ist. Selbst wenn der Schatzkanzler den Gedanken eines weiteren Steueraufschlages, den er ursprünglich mit der Freigabe des Ausstoßes über 26 Mill. Standard Barrels verbinden zu sollen glaubte, fallen ließ, selbst wenn er den Lloyd Georgeschen Plan (Mai 1915) einer Sonderbesteuerung des Starkbiers (vorerst) nicht weiter verfolgte, so wird er, wenn die Steuer einmal voll zur Wirkung kommt und die Bierbrauerei nach reichlicher Eindeckung mit Gerste und Hopfen und Zucker wieder der Nachfrage entsprechend brauen kann, mit 100 Mill. Pfd. St. rechnen dürfen. Vor dem Kriege braute man 35 Mill. Standard Barrels. Gesetzt den Fall, der Verbrauch ginge unter dem Einfluß der hohen Steuer und der guten Lehren, die man während des Krieges zu sammeln in der Lage war[2]), auf 30 Mill. Barrels zurück, so ergibt das 30 000 000 × 3,5 (Pfd. St. Steuer) = 105 Mill. Pfd. St. = 2 100 000 000 Mk. Biersteuer oder rund 46 Mk. pro Kopf gegen nicht ganz 5 Mk. vor dem Weltkriege (und gegen etwas über 3 Mk. in Deutschland während 1913). Wenn ein deutscher Reichsfinanzminister den Mut fände, etwas Ähnliches auch nur zu erwägen, ohne Furcht vor Meuchelmord, so kämen wir bei 58 Mill. Bevölkerung auf 2⅔ Milliarden Mk. Vor einem solchen Steuerertrag sind wir natürlich sicher; denn der Biertrinker hat das Wort des Schatzsekretärs vom Sommer 1918, daß die Getränkebesteuerung damals endgültig abgeschlossen worden ist!

Ist der deutsche Biertrinker gegen weitere Belastung gesichert, so nicht der englische. Es liegt sehr wohl im Bereich der Möglichkeit, daß der Schatzkanzler bei der Biersteuer nochmals etwas zulegt; wenn der durchschnittliche Würzegehalt höher bemessen wird, wird er sich möglicherweise dieses Zugeständnis an den Gaumen der Biertrinker extra abkaufen lassen; die ehemals in der Versenkung verschwundene Vorlage von Lloyd George feiert dann

[1]) Wahrscheinlich wird die ganze Output of Beer Restriction Act alsbald aufgehoben. Am 18. August vorigen Jahres erklärte der Schatzkanzler im Unterhaus, daß er bereits den Commissioners of Customs and Excise Auftrag erteilt habe, „to refrain enforcing the provisions of the Act." Auch die Beschränkung des Würzegehaltes wird also in absehbarer Zeit gemildert werden.

[2]) Ich glaube nicht, daß man den Schankwirten wieder die volle Freiheit läßt; ich glaube sogar, sie werden sie selbst nicht mehr beanspruchen. Sie haben sich während des Krieges beeilt, das ihnen gelieferte Bier in der einen Wochenhälfte abzusetzen, um in der anderen spazieren gehen zu können; sie werden ganz damit einverstanden sein, wenn man die Schankstunden beschränkt, weil sie auch so genug verdienen. Die Hauptsache bleibt der „Treat", und der ist wieder gestattet.

vielleicht ihre Auferstehung. Im April 1915 wollte dieser das Bier nach seinem Gehalt besteuern. „Wir können uns keine Zeche von 160 Mill. Pfd. St. im Jahre leisten", meinte er. Er wollte vom Branntwein statt 14 s 9 d per Gallone (6 Flaschen) 29 s 6 d nehmen (4 s 11 d von der Flasche), wobei die „Dilution" auf über 25 % erhöht werden konnte. Dem Bier aber wollte er beikommen mit einem steigenden Zuschlag zur Steuer, und zwar wollte er nehmen vom Bier von

1043° (etwa 7 %) . .	die Normalsteuer,
1043—1048°	einen Zuschlag von 12 s per Standard Barrel
1049—1053°	„ „ „ 24 „ „ „ „
über 1053°	„ „ „ 36 „ „ „ „

Lloyd George wollte so England zur Mäßigkeit erziehen und ihm das Starkbier etwas abgewöhnen. Er hätte es mit seinen Steuersätzen kaum fertig gebracht. Aber eines bringt vielleicht der gegenwärtige Schatzkanzler fertig: Wenn Lloyd George gesagt hat, daß das Land sich keine Zeche von 160 Mill. Pfd. St. im Jahre leisten könne, so wird man jetzt sehen, daß es sich eine viel größere Zeche leistet (400 Mill. Pfd. St.). Die 160 Mill., welche man vor dem Kriege dem Brauer und Brenner, Wirt und Staatsschatz für den Alkohol insgesamt opferte, werden das Trinkgeld sein, welches die Zecher zu zahlen bereit sind; auf diese Summe wird der Steuerertrag hinauslaufen, den man demnächst in England aus dem Alkohol ziehen wird. Ich wiederhole: 36 Mill. Standard Barrels Bier wurden vor dem Kriege hergestellt. Wenn infolge der Steuer eine Einschränkung des Verbrauchs stattfände und nur noch 30 Millionen als Normalverbrauch der Zukunft anzusehen wären, so brächten diese 105 Mill. Pfd. St. Biersteuer. Dazu kommen (vorsichtig gerechnet) 55 Mill. Pfd. St. aus dem Branntwein, zusammen 160 Mill. Pfd. St. Wer in Deutschland, Rittersmann oder Knapp, wagt es, zu tauchen in diesen Schlund und aus der Tiefe des Alkohols etwa 4 Milliarden Mk. Steuern heraufzuholen?

2. Der Branntweinverbrauch geht schon seit Jahren zurück. Fiskalisch hat man durch periodische Erhöhung der Steuer und des Zolles einen Ausgleich zu schaffen getrachtet. Man zog aus dem Branntwein

	inländisch	Einfuhr
	Mill. Pfd. St.	
1898/99	17,97	4,44
1907/08	17,71	4,13
1913/14	19,54	4,44

Vor dem südafrikanischen Kriege wurden von der proof Gallon [1]) 10 s 6 d erhoben (als Zoll 4 d mehr). Im Jahre 1900/01 steigerte man diesen Satz auf 11 s. Der Liter reinen Alkohols zahlte also damals 4,2 Mk. Steuer.

[1]) 1 Gallone = 4,51 l; Proof Spirit wiegt bei 51° Fahrenheit $^{12}/_{13}$ des gleichen Wasservolumens; 1 Gallone Proof Spirit = 2,61 l reiner Alkohol.

Auch im Jahre 1909/10 dachte der Schatzkanzler in seinem Poor Man's Budget — offenbar von der Auffassung ausgehend, daß der arme Mann in England kein Freund der Flasche sei, beziehungsweise nicht zu sein brauche — wieder an den Branntwein und erhöhte den Satz auf 14 s 9 d; der Liter reinen Alkohols zahlte nunmehr $5^2/_3$ Mk. Steuer. Im Weltkriege, wo alles blutete, Tabak, Zucker, Tee, Bier, konnte man natürlich auf die Dauer an dem fünften großen Steuerartikel nicht vorübergehen. Nachdem Lloyd George im November 1914 ihn übersehen hatte, griff er ihn im (1.) Finanzgesetz 1915 auf und bedachte ihn mit Zuschlägen, je nach der Dauer der Einlagerung unter Steuerverschluß (Kampf gegen die immature Spirits)[1]. Steuer türmte sich weiterhin in den Kriegsbudgets auf Steuer; aber des Whisky erinnerte man sich dabei nicht mehr, bis im Jahre 1918 der Schatzkanzler ihn wieder „reif" für eine Erhöhung erachtete, die ihm auch nunmehr mit nicht weniger als 15 s 3 d per Gallone appliziert wurde, womit die Gallone auf 30 s kam. Der Liter trug jetzt $11^1{}_4$ Mk. Steuer.

Wie beim Bier, so machte sich auch beim Branntwein die Notwendigkeit weitgehendster Einschränkung des Verbrauchs (Munitionszwecke) geltend; dazu trat der Wunsch nach einer „allgemeinen" Ernüchterung der Bevölkerung. Die Immature Spirits (Restriction) Act 1915 führte zu einer Einschränkung des Angebots. Die Zufuhr vom Ausland wurde begrenzt[2] (Valutarücksichten und Schiffsraummangel). Das Central Control Board (Liquor Traffic) kürzte die Verkaufsstunden und ordnete die Streckung des Branntweins an. Vom 1. April 1917 ab wurde unter der Defence of Realm Act nur noch eine Entnahme von 50 % der während 1916 aus dem Steuerverschluß entnommenen Menge gestattet. Daß unter solchen Umständen der Verbrauch ganz außerordentlich zurückging, kann nicht Wunder nehmen. Daß auch die Preise für Whisky ins Unendliche stiegen, die Gewinne der Brenner und Wirte desgleichen, durfte auch niemanden überraschen. Die „Chemists" hatten gute Tage. Manche Gallone für gewerbliche Zwecke freigegebenen Alkohols diente zur menschlichen Stärkung. Der „Bedarf" nach Branntwein kam namentlich in Schottland nicht auf seine Rechnung; man behalf sich mit Methylalkohol. Die Polizei von Dundee schlug vor, diesen noch mit nauseous chemicals zu vermischen, welche ihn für den menschlichen Genuß vollkommen ungeeignet machten, da er so noch nicht nauseous genug sei — ein sprechender Beweis dafür, daß trotz allen Steuererhöhungen breite Bevölkerungsschichten sich vom Whisky nicht trennen wollten; ein wertvoller Wink auch für die indirekte Steuergesetzgebung im allgemeinen, welche die menschlichen Leidenschaften nicht immer voll einschätzen zu wollen scheint!

[1]) Steuersatz für Spirit mit mehr als dreijähriger Lagerung . . . 14 s 9 d
zwei- bis dreijähriger Lagerung . . . . . 15 s 9 d
weniger . . . . . 16 s 3 d

[2]) Warum nicht ganz verboten? Aus Rücksicht auf den alliierten Kognak?

Es betrug der englische Verbrauch von

	einheimischem Branntwein	Einfuhr-Branntwein	zusammen
	Mill. Pr. Gall.		
1913/14	26,79	5,80	32,59
1914/15	27,81	6,53	34,34
1915/16	28,95	6,65	35,60
1916/17	18,80	5,20	24,00
1917/18	10,32	4,36	14,68

Während der Jahre 1908 und 1909 waren je 40 Mill. Pr. Gall. Branntwein auf den Markt gekommen; vor dem Kriege noch etwas über 30 Mill. Gall.; jetzt nur noch 15 Mill.; knapp die Hälfte des Vorkriegs-„Bedarfs". Diese riesige Einschränkung des Verbrauchs hätte natürlich auch eine Minderung der Steuererträge zur Folge gehabt, wenn man nicht durch energischen Zugriff das Manko wieder ausgeglichen haben würde. Es stellte sich der Ertrag aus

	einheimischem Branntwein	Einfuhr-Branntwein	zusammen
	Mill. Pfd. St.		
1914/15	20,30	4,97	25,27
1915/16	21,52	5,32	26,84
1916/17	13,84	4,17	18,01
1917/18	7,11	3,48	10,59
1918/19	18,68	5,58	24,26

Aber der englische Schatzkanzler braucht auch hier nicht zu verzweifeln. Für 1919/20 rechnet er schon mit 42 (Inland) + 10 Mill. (Zoll) = 52 Mill. Pfd. St. — ein vielversprechender Anfang!

Im Februar 1919 hat er bereits wieder eine jährliche Entnahme von 75% der Menge, welche während 1916 aus dem Steuerverschluß entnommen worden war (d. h. 21½ Mill. Gall.), gestattet[1]). Auch die Preise hat er etwas zu regulieren begonnen, um den Verbraucher zu schützen und ihm das Trinken etwas zu erleichtern. Die erhöhte Menge aber, welche jetzt die Brennereien wieder herstellen dürfen, und welche ihnen auch wieder höhere Gewinne sichert, hat ihm Anlaß gegeben, die Steuer von 30 s auf 50 s zu erhöhen.

Wagner-Deite schrieb vor 7 Jahren, zu einer Zeit, da auf der Gallone proof spirit die (vom jetzigen Stand der Gesetzgebung aus betrachtet) bescheidene Steuer von 14 s 9 d ruhte: „Der jetzige Steuersatz ist in der Tat ein ganz außerordentlich hoher. Er wird von keinem anderen Land erreicht. Der Stillstand, ja selbst Rückgang der heimischen legalen besteuerten Produktion und auch der Einfuhr beweist freilich, daß bereits diese Steuersätze für ein

[1]) Am 20. November 1919 wurden alle einschränkenden Bestimmungen über die Entnahme von Branntwein aus dem Zollverschluß aufgehoben.

rein fiskalisches Interesse doch zu hoch waren." Und heute? Auf der Gallone ruht eine Steuer von 50 s, auf dem Liter reinen Alkohols eine Abgabe von über 19 Mk., auf dem Hektoliter von über 1900 Mk. (gegen 800 Mk. bei uns)! Und die Erfahrung wird zeigen, daß der Fiskus auch dabei noch reichlichst auf seine Rechnung kommt. Man hat unter ungünstigen Umständen im Jahre 1918/19 24 Mill. Pfd. St. gelöst und rechnet auf 52 Mill. im Jahre 1919/20 (mit aller Aussicht auf mehr), auf das Doppelte des bisher besten Steuerjahres. Das fiskalische Interesse scheint auch bei der Monsterbelastung von rund 2000 Mk. vom Hektoliter noch hinreichend gewahrt zu sein. Der Branntwein — natürlich nur in England, nicht anderswo! — kann unendlich mehr vertragen, als bisher irgend jemand angenommen hat. Für die Grenze der Steuerbelastung ist, wie die Erfahrung zeigt, maßgebend die Schärfe der Witterung der „Polizeinasen" [1], der Grad des Diensteifers der Steuerstellen bei der Entdeckung von verbotenen Brennstätten. Wenn in dieser Hinsicht das Menschenmögliche geleistet wird, so ist in Großbritannien fiskalisch keine Branntweinsteuer zu hoch. Jeder Aufschlag verschafft dem Schatzkanzler neue Millionen.

Kommen wir in der Besteuerung des Alkohols, des Bieres und des Branntweins — auch nach der Gesetzgebung von 1918 — an die Englands nicht im entferntesten heran, so sind wir

beim Wein den Engländern weit überlegen und werden ihnen, die sich des Weins anscheinend immer mehr entwöhnen, nach menschlichem Ermessen dauernd überlegen bleiben. Die Einfuhr läßt, wie schon früher gezeigt, einen jährlichen Ertrag von 25 Mill. Mk. erwarten; uns soll der Wein (ausschließlich Zoll) insgesamt 125 Mill. Mk. bringen.

3. Das Mineralwasser schwitzt in England 34 Mill. Mk. aus (das heißt etwa 75 Pf. pro Kopf); bei uns veranschlagt man den Steuerertrag mit 30 Mill. Mk., das heißt mit 50 Pf. pro Kopf. Wie bei den alkoholhaltigen Getränken so auch hier eine enorme Unterlegenheit der deutschen Steuer!

Wie wenig wir uns auf die indirekte Besteuerung verstehen, zeigt auch ein Vergleich der

4. Vergnügungssteuer. In Deutschland sollten aus dem Vergnügen insgesamt 60 Mill. gelöst werden, das heißt pro Kopf 1 Mk. In England hat die Vergnügungssteuer abgeworfen während

[1] Sie haben in England und Schottland verhältnismäßig wenig zu tun; um so mehr in Irland, der historischen Stätte für Branntweinsteuerdefraudation, wo letzthin ein Richter bei der Verurteilung eines Freundes von free Whisky erklärte: There seemed to be potheen (so heißt im Volksmunde der nicht versteuerte Whisky) everywhere. The people were satured with it. Es ist im übrigen für den Konstabler nicht ungefährlich, in Irland eine gute Nase zu haben: mancher Gendarm hat schon eine Brennerei ausgehoben, hat aber mit der Beute das Quartier nicht mehr erreicht. Jetzt, wo die politischen Leidenschaften in Irland so hoch gehen, erheischt es in den Augen von Sinn Fein der nationale Anstand, die Steuerverwaltung um die Branntweinabgabe zu betrügen.

1916/17	60	Mill.	Mk.,
1917/18	100	„	„
1918/19	150	„	„ , und in den Etat von
1919/20 sind	160	„	„ eingestellt.

Mit anderen Worten: Der Engländer ließ sich sein Vergnügen von Staats wegen kosten durchschnittlich 1,33 Mk., 2,22 Mk., 3,33 Mk. und will jetzt 3,55 Mk. steuern, während wir uns mit 1 Mk. begnügen wollen. Entweder hatte man den Ertrag bei uns außerordentlich vorsichtig berechnet, sich gesagt, daß die Steuer längere Zeit braucht, bis sie eingefahren ist, bis sie alle Objekte erfaßt hat; also auf einen höheren Ertrag für die Zukunft gehofft; oder man versteht es bei uns nicht, indirekte Steuern zu machen. Denn daß der Deutsche ein Puritaner ist und dem Vergnügen weniger huldigt als der Engländer, daß er sich das Vergnügen weniger kosten lassen wollte als dieser; nicht noch ein paar Groschen mehr dafür aufwenden könnte, um dem Reich zu geben, was des Reiches ist, das scheint mir keineswegs festzustehen. Das Vergnügungsgewerbe hat, während des Krieges und noch mehr im Zeichen des Friedens — nach dem zu schließen, was bei uns Auge, Ohr, Bein und anderen Gliedmaßen geboten wird, haben wir den größten Sieg der Weltgeschichte errungen — einen goldenen Boden gehabt. Also . . .! Im übrigen scheint mir auch hier in England noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. Wer die einschlägigen Verhältnisse studiert, im besonderen die „vernichtenden" Wirkungen der englischen Vergnügungssteuer auf das Gewerbe beobachtet hat; wer da sieht, welche „Gründungswut" herrscht; welche Kämpfe die großen Konzerne um einzelne Objekte führen, der muß sich sagen, daß man das Vergnügen mit begründeter Aussicht auf höhere Erträge noch ordentlich heranziehen könnte, und daß auch ein weiterer „Schlag" weder dem Tingeltangel und dem Kino, noch den Races und Matches Abbruch tun würde. Wenn der englische Schatzkanzler seinen Mut in beide Hände nimmt, so wirft ihm das Vergnügen 12 Mill. Pfd. St. = 1/4 Milliarde Mk. in den Schoß. Und in Deutschland glaubte man, es nur auf den vierten Teil, auf 60 Mill. Mk. bringen zu können! Was von diesem Anschlag zu halten war, zeigt der Berliner Stadtkämmerer, der jetzt (warum nicht schon vor 3 Jahren? Hatte da die Stadt das Geld noch nicht nötig?) 20 Mill. aus dem Vergnügen herausholen will[1]). Dann scheinen mir — fürs Erste — 200 Mill. Mk. als Gesamtaufkommen im ganzen Reich erreichbar zu sein. Also mehr als dreimal so viel wie ursprünglich geplant!

Gibt es für die Steigerungsmöglichkeiten der englischen Vergnügungssteuer einen drastischeren Beweis, als daß man auch in England — ganz wie bei

[1]) Mit anderen Worten: Der Vergnügungssteuerertrag wird für Berlin City nur auf das Hundertfache des Jahreseinkommens jenes Frankfurter Tanzlehrers veranschlagt, dem gelegentlich einer Anklage wegen Billettsteuerhinterziehung nachgewiesen wurde, daß er jährlich 1200 Schüler habe, von denen er je 150 Mk. Honorar fordere; dazu Einkünfte aus Sonderveranstaltungen à 1500 - 2000 Mk. — Diese Gegenüberstellung beweist, daß der Berliner Stadtkämmerer „trotz allem" noch nicht scharf genug zugreift.

uns — die Frage erörtert: Houses or Cinemas? Hüben und drüben ist das Baumaterial knapp; es wird aber nicht zur Herstellung von Wohnstätten verwendet, sondern zum Bau von Lichtspielhäusern. „Haben wir", schrieb ein Ausgedienter aus Brighton an die „Times" (6. 9. 1919), „nicht schon genug von diesen Picture Palaces? Ist es richtig, daß Hunderte von Bauhandwerkern an diesen Spekulationsbauten arbeiten, während Ausgediente wie ich keine passende Wohnung finden können?"

5. Aus der Zündwarensteuer flossen in Deutschland dem Reiche zu im Jahre 1919 23 Mill., das heißt $^1/_3$ Mk. pro Kopf; in England wurde die Steuer auf Matches and Mechanical lighters eingeführt im Jahre 1916 und entwickelte sich wie folgt:

1916/17	0,65	Mill. Pfd. St.
1917/18	1,22	„ „ „
1918/19	1,71	„ „ „

Sie bringt also bei 45 Mill. Einwohnern 34 Mill. Mk. oder $^3/_4$ Mk. pro Kopf. Welche scharfe Sense der englische Schatzkanzler zur Hand zu nehmen gewohnt ist, wie gründlich er, ohne die Hälfte des Grases stehen zu lassen, seine Wiesen abmäht, haben wir beim Tabak und Zucker und Tee und Bier und Branntwein gesehen. Aber auch dann, wenn er sich das Gras einmal vom Straßenrain holen zu müssen glaubt, wenn er statt zur Sense nur zur Sichel greifen kann, auch dann hat er ein Instrument zur Hand, welches unendlich schärfer gedengelt ist als das seines deutschen Kollegen, um gründlichste Arbeit leisten zu können.

Nun hat man in Deutschland beim Zündholz noch etwas zugelegt. Die Zündwaren sollen künftig 50 Mill. bringen, das heißt etwa 90 Pf. pro Kopf. Beim Zündholz (abgesehen vom Wein, dem toten englischen Steuerartikel) werden wir also, wenn alles gut geht, den Engländern steuerlich den Rang ablaufen. Somit kann niemand sagen, daß wir uns von England auf der ganzen Linie der indirekten Steuern haben schlagen lassen. An einer Stelle haben wir uns den ersten Platz gesichert: beim Streichholz; ausgerechnet beim Streichholz!

Und wie will man sich in diesen Artikel noch hineinknien! Sogar ein Monopol will man da schaffen! — Wieviel wird es bringen? 250 Mill. oder 500 Mill. oder gar 750 Mill. Mk.? Man wird über eine solche Frage lachen! Über die Gegenfrage: Hat eine Steuer, welche nicht mindestens 1 % der Ausgaben deckt, also eine Steuer von (jetzt) weniger als 240 Mill. Mk. — hat im besonderen ein Monopol, welches dem Deutschen Reiche nicht mindestens 3 % des Einnahmeerfordernisses liefert, überhaupt einen Zweck? — über diese Gegenfrage wird man sich auch nicht wundern dürfen! Will man tatsächlich heute noch mit Monopölchen à la Zündholz arbeiten? Dann mag man ruhig auch ein Schreibfeder-, Zahnstocher-, Vogelfuttersamen-Handelsmonopol schaffen, mit einem Ertrag von zusammen 20 Mill. Mk. Zwölf

solcher Monopoltrios gehen auf ein Dutzend und schaffen Deckung für 1 % unserer Ausgaben!

England hat noch

6. eine Schankſteuer. Von der Annahme ausgehend, daß die Drosselung der Brauerei und Brennerei die Wirte in arge Verlegenheiten bringen würde, hat man die Steuer während des Krieges gemindert (statt verdoppelt) und so den „darbenden" Wirten, die noch nie so viel verdient haben wie im Kriege, ein paar heitere Jahre bereitet[1]). Wenn die englischen Brauer und Brenner vor dem Kriege mit 33 Mill. Pfd. St. besteuert wurden, um demnächst 160 Mill. auf sich zu nehmen und später noch mehr, so werden — niemand darf an einem solchen Opfermut zweifeln! — die Wirte nicht zurückstehen. Sie werden ohne weiteres zu 15 Mill. (statt früher 4 1/2 Mill.) bereit und eher beglückt als betrübt sein, wenn der Schatzkanzler sie mit 20 Mill. Pfd. St. „erkennt"!

Die Schankſteuer, das ist ein Gebiet, auf das man sich — von der Tragfähigkeit des Alkohols hat man bei uns noch keine rechte Vorstellung! — auch in Deutschland hinauswagen könnte. Mir scheint da sehr viel — die Steuer auf die Alkoholbereitung dem Reich, die Steuer aus dem Alkoholvertrieb den Gemeinden — zu holen zu sein. Man zähle die Ausgaben für Irrenhäuser, Krankenhäuser, Heilstätten aller Art zusammen und überlege sich, welchen Teil man davon durch Besteuerung des Alkoholvertriebs decken soll. Es kann ein „ordentlicher Brocken" sein!

V

Außer den in Abschnitt III und IV behandelten Zöllen und inländischen Verbrauchssteuern erhebt England noch eine große Anzahl anderer indirekter Abgaben, auf die näher einzugehen sich nicht verlohnt. Gott, der es mit England so gut meint, wird ihm wohl bald einen Schatzkanzler schicken, der, wie seinerzeit Peel einer Reihe von nichtsbringenden und nichtsnützenden Zöllen den Garaus machte, aus der jetzigen Liste der englischen indirekten Steuern das Unkraut ausjätet. In einem englischen Budget von 800 Mill. Pfd. St. hat, wenn nicht besondere Gründe vorliegen (Abgaben zum Ausgleich usw.), eine Steuer mit einem Ertrage von weniger als 4 Mill. Pfd. St. (1/2 % des Erfordernisses) kaum mehr eine Berechtigung. Wir in Deutschland aber wollen fortfahren, mit einem aus der Erhöhung des Spielkartenstempels zu erzielenden Mehr von 10 Mill. Mk. dem Problem der Finanzierung des Reiches zu Leibe zu gehen. Der englische Schatzkanzler hat sich entschlossen, die Inlandsbesteuerung des Motorspirit, welche ihm bis zu 1 1/2 Mill.

[1]) Ertrag der Liquor Licenses in Mill. Pfd. St.:

1913/14	4,52	1916/17	3,50
1914/15	4,32	1917/18	2,30
1915/16	3,52	1918/19	1,26

Pfd. St. brachte, als unhaltbar preiszugeben (wahrhaftig, der englische Schatzkanzler schafft Steuern ab!); wir aber wollen Steuergerümpel auf lackieren!

In den zwei vorangegangenen Abschnitten ist auch gelegentlich ein Vergleich zwischen englischen und deutschen Steuererträgen gezogen und dabei festgestellt worden, was wir zu leisten hätten, wenn wir die englische Besteuerung einzelner Artikel kopieren wollten. Es sollte damit keineswegs gesagt werden, daß dem deutschen Verbraucher derselbe Stiefel angemessen und derselbe Hut aufgestülpt werden müßte, den der englische Verbraucher trägt, da man die Steuerverhältnisse des einen Landes nicht einfach auf das andere übertragen kann. Im besonderen ist darauf zu verweisen, daß in England die Bahn für hohe Verbrauchssteuern immer viel freier war als bei uns und anderswo. England kennt seit hundert Jahren keine Salzsteuer (Ertrag in Deutschland 1 Mk. pro Kopf), seit zwei Menschenaltern keinen Getreide-, Fleisch- und Fettzoll. Es besteuert nur zwei große Nahrungsmittel: Zucker (der Zoll wurde nach 30jähriger Pause im Jahre 1901 wieder eingeführt und ist in seiner jetzigen Höhe wahrscheinlich auch nicht wetterbeständig) und Tee, dessen „Kriegsbelastung" bereits wieder gemindert worden ist und noch gemindert werden wird [1]). Sodann ließ England die Einkommensteuer vor dem Kriege erst bei 160 Pfd. St. beginnen. Während des Krieges hat man allerdings den Betrag auf 130 Pfd. St. herabgesetzt, jedoch die Abzüge für Kinder erhöht und neuestens solche auch für die Ehefrau und unterstützungsbedürftige Angehörige gestattet, so daß im wesentlichen nur der Junggeselle von der Schmälerung des Existenzminimums betroffen wurde.

Unter solchen Umständen konnte man die Steuern bei den entbehrlichen Artikeln schärfer als sonstwo in der Welt anspannen. Der Abgabe auf Tee (und Zucker) aber wollte man nicht entraten, weil man sonst Millionen von Staatsbürgern, die man nicht ganz ungeschoren lassen zu können glaubte, von aller und jeder Steuerleistung befreit hätte. Mit dem Tee- und Zuckerzoll hat man das Scherflein des Mannes, der weder für Alkohol noch für Nikotin etwas ausgab und keine Einkommensteuer zahlte, herangeholt. Der

[1]) Im Jahre 1904/05 (ein Jahr nach dem südafrikanischen Kriege) galt ein Teezoll von 8 d; er wurde im Jahre 1905/06 auf 6 d und im nächsten Jahr auf 5 d herabgesetzt; der Zuckerzoll im Jahre 1908/09 von 4 s 2 d auf 1 s 10 d. Dieses geschah zu einer Zeit, wo sich bereits am Horizont ein ungeheurer Finanzbedarf abhob, den dann Lloyd George mit dem Poor Man's Budget zu decken trachtete.

Die während des südafrikanischen Krieges vorgenommenen Zollerhöhungen bei den zwei großen Nahrungsmitteln hat man also wieder abgetragen; hingegen ließ man die Erhöhungen bei Tabak, Bier und Branntwein bestehen und fügte später neue Aufschläge hinzu. So wird es wohl auch jetzt wieder gehen. Den Teezoll hat man schon etwas gemindert; man wird ihn nochmals herabsetzen. Und ebenso wird man den Zuckerzoll ermäßigen. Bei Bier, Branntwein und Tabak aber wird man alles beim alten lassen; lassen müssen; vielleicht bei näherem Hinsehen sogar finden, daß man in den Steuersätzen noch höher gehen kann!

Teezoll war die große „allgemeine" Steuer in England; er erfaßte mit einer Kleinigkeit jedermann.

Auch in Deutschland wird die Bahn für die indirekten Steuern aller Voraussicht nach demnächst etwas freier werden als bisher. Ob die Getreide- und Fleischzölle (Spuren davon müssen erhalten bleiben; es wäre ein großer Fehler, die Cadres einer Steuer, die im Defizitfall leicht verstärkt werden können, ganz zu beseitigen) sowie der Petroleumzoll später in der alten Höhe beibehalten werden, ist fraglich. Auch mit einer starken Heraufsetzung des Existenzminimums werden wir zu rechnen haben; der jetzt vorgeschlagene Satz von 1000 Mk. wird sich nicht halten lassen. Den da vielfach zutage tretenden Vorschlägen (8000 Mk.!) zu folgen, wird dem Finanzminister vorerst der Rechenstift verbieten; aber 4000 Mk. werden unter den heutigen Verhältnissen freigelassen werden müssen — mit Aussicht auf mehr. Die breiten Massen werden fortgesetzt für eine Erhöhung des steuerfreien Einkommens kämpfen und werden dabei Erfolg haben. Zu vielen überflüssigen Streiks hinzu werden wir vielleicht auch bald einen Steuerstreik[1]) haben, und kein Mensch kann deshalb einen Stein auf die Arbeiter werfen, die mit Recht sagen können: „Die Reichen haben angefangen."

Endlich ist für eine ausgiebigere Verbrauchsbesteuerung der Weg geebnet durch die beabsichtigte Vereinheitlichung der Einkommensteuer.

Wir nähern uns also in den Voraussetzungen für wirksamste Verbrauchssteuern ohne Zweifel dem englischen Vorbild. Aber auch dann wird eine schlanke Kopie nicht möglich sein, weil das Steuersystem jedes Landes etwas für sich ist, weil der Verbrauch in den verschiedenen Ländern verschieden angefaßt werden muß; von der in letzter Linie über das finanzielle Ergebnis einer Steuer entscheidenden Frage, wie tief ein Artikel im Verbrauch sitzt, wie dieser auf eine Steuererhöhung reagiert, ganz abgesehen. Selbst wenn man aber allen diesen Vorbehalten Rechnung trägt, wird man annehmen dürfen, daß wir bei allen großen Steuerartikeln noch wesentlich höher gehen können als bisher. Solches festzustellen hat Wert, weil selbst der Optimist, der da glaubt, daß die jetzt aufgemachte Steuerrechnung stimme, die Frage erörtern darf, ob man nicht eine Anzahl von Steuern wegen ihrer „Unschicklichkeit" für unser jetziges Budget abzuschaffen habe; ob man nicht die eine Steuer gegen eine andere auswechseln solle; ob

[1]) Die Gewerkschaft der Grubenarbeiter von Südwales hat über die Frage: Are you in favour of a strike by S. W. miners to resist payment of income-tax on incomes below L. 250 a year? eine Abstimmung veranstaltet, mit einer kleinen Majorität für den Streik. Im übrigen sind bereits viele englische Bergleute von sich aus in den Steuerstreik getreten. Sie zahlen die Einkommensteuer nicht, sondern sitzen sie ab.

Der englische Schatzkanzler kann die Erhöhung des Existenzminimums von 130 auf 200 und sogar 250 Pfd. St. um so eher riskieren, als er dabei nicht viel verliert. (Siehe Allgemeine Rundschau 1920 Heft 3 und 4.)

nicht zweckmäßig eine wirtschaftlich weniger durch eine wirtschaftlich besser zu rechtfertigende Steuer ersetzt werden könnte. Was ist unserer Wirtschaft zuträglicher? Ein wichtiges Produktionsmittel steigend zu belasten in einer Zeit, wo wir allen Grund haben, die Produktion auf ein gewinnbringendstes Höchstmaß zu heben? Oder — bei reichlich bemessenem Existenzminimum — den Verbrauch von (entbehrlichen) Waren? Was ist empfehlenswerter: eine Abgabe auf die Kohle oder eine (erhöhte) Abgabe auf Alkohol und Tabak?

England hat vor dem Kriege aus indirekten Steuern (Zöllen und Akzisen) 73 Mill. Pfd. St. gelöst. An deren Stelle werden treten im nächsten Jahr 290, vielleicht sogar 300 Mill. und später noch mehr[1]).

6000 Mill. Mk. im wesentlichen aus Alkohol, Tabak, Zucker und Tee — wird der englische Konsum diese ungeheure Last auf die Dauer tragen können? Ja! Die breiten Massen waren in England noch nie so kaufkräftig wie jetzt. In England haben die Arbeiterkreise den Krieg und die Übergangszeit mit denselben Augen betrachtet wie bei uns (die ungelernten Arbeiter haben das noch viel besser verstanden als die gelernten) und wie die Unternehmer. Wie die Löhne gestiegen sind, ersieht man aus einer von der Monmouthshire and South Wales Coal Owners Association veröffentlichten Übersicht, derzufolge im Juli 1914 die Lohnempfänger, welche bis 4 Pfd. St. in der Woche verdienten, unter 40300 Mann Belegschaft 93 % ausmachten und im November 1918 (bei 39700 Mann Belegschaft) nur noch knapp 10 %. Zwischen 4—7 Pfd. St. verdienten im Juli 1914 (3058 Mann) 7 % der Belegschaft; im November 1918 nicht ganz 80 %. Während 1919 sind den Kohlengrubenarbeitern (unter Herabsetzung der Arbeitszeit) weitere Zulagen gewährt worden, so daß man annehmen darf, daß höchstens noch 1 % der Belegschaft in den Südwalliser Kohlengruben weniger als 4 Pfd. St. in der Woche verdient (und vor 5 Jahren waren es 93 %!). Man wird sagen können, daß heute 5 1/2—6 1/2 Pfd. St. die Regel bilden, ein Satz, der im Juli 1914 von nur 630 Knappen (noch nicht 2 % der Belegschaft) verdient wurde. Der englische Grubenarbeiter scheint mir unter solchen Umständen sehr wohl fähig zu sein, jetzt (und künftig vielleicht noch mehr) jene hohen indirekten Steuern (im wesentlichen auf entbehrliche Dinge) zu zahlen, die man in England während des Krieges eingeführt hat. Die Knappen haben die Taschen so voll „Bradburys", daß sie gar nicht mehr daran denken, so fleißig zu arbeiten wie früher. Sie haben es gar nicht mehr nötig; „es geht auch so." Und wie die Dinge bei den Grubenarbeitern, so liegen sie auch bei den Hafenarbeitern, bei den Lokomotivführern usw. Diese Lohn- und Einkommensverschiebungen scheinen mir das Problem der

[1]) Die Möglichkeit einer Steuerermäßigung auf Grund einer Capital Levy oder auch nur einer Wegsteuerung sämtlicher Kriegsgewinne soll unerörtert bleiben. Daß Splitter unserer einschlägigen Gesetzgebung auch nach England fallen, ist als sicher anzunehmen.

Besteuerung der breiten Massen auf eine ganz neue Grundlage gestellt zu haben. Drüben und herüben!

Früher wurde die Frage, ob die Erhöhung einer Steuer den Verbrauch einschränke, fast als Selbstverständlichkeit bejaht. In der aus den Angeln gegangenen Welt, angesichts der jetzigen Konsumkraft der breiten Massen — die Revolution läuft, was man mit einer Träne im Auge und mit einem Seufzer in der Stimme gelegentlich zugibt, auf eine einzige große Lohnbewegung hinaus —, wird diese Gedankenkette auf ihre Haltbarkeit etwas eingehender geprüft werden müssen. Und man wird zumeist finden: der „Hieb", der jetzt mit einer Steuer gegen den Verbrauch geführt wird, trifft in der Mehrzahl der Fälle einen gut gepanzerten und mit starkem Visier ausgerüsteten Gegner, der sich oft kaum mehr getroffen, geschweige denn verletzt fühlt, und der, wenn er glaubt, sich als verletzt hinstellen zu dürfen, sich auch sehr rasch das heilende Kraut zu verschaffen weiß.

Besehen wir uns die jüngste Entwicklung des englischen Verbrauchs zum Beispiel beim Tee! Der Zoll ist jetzt doppelt so hoch wie vor dem Kriege; der Warenpreis ist horrend gestiegen[1]), und der Verbrauch reagiert auf diese Verteuerung — mit gesteigerter Nachfrage. England weist bei einer gegen früher ganz außerordentlichen Preiserhöhung für Tee eine höhere Kopfkonsumziffer während 1919[2]) aus als je; dank den hohen Löhnen, welche es den breiten Massen gestattet, sich mehr Tee zu kaufen als jemals[3]).

In einer Ansprache an die Aktionäre des Rubber Plantations Investment Trust vom 29. August 1919 bemerkte der Aufsichtsratsvorsitzende, daß vor dem Kriege monatlich etwa 27 Mill. lb Tee verzollt wurden; von Januar bis Juni 1919 aber durchschnittlich 32 Mill.; im Juli sogar 44 Mill. Nun

[1]) Ich will mich auf den Hinweis beschränken, daß die Rupie, in welcher der indische Plantagenkuli bezahlt werden muß, auf 2 s 4 d (gegen 1 s 4 d Friedensparität) steht.

Vor dem Kriege kostete gewöhnlicher indischer Tee, unverzollt, auf den Londoner Versteigerungen etwa 7 d; für 1919 wird sich wohl ein Durchschnitt von 15 d herausstellen.

[2]) Es betrug die Teeeinfuhr im Jahre

	1918	1919
	Mill. lb	
insgesamt	464	510
für den einheimischen Verbrauch	311	383
Kopfverbrauch bei 45 Mill. Bevölkerung	6,91	8,62

Das ergibt für 1919 einen Teeverbrauch von nahezu 4 kg gegen 3,10 kg (bisherige Höchstleistung) im Jahre 1914.

[3]) Damit ist noch nicht ohne weiteres gesagt, daß quantitativ mehr Tee getrunken wird. Der Unterschied zwischen früher und jetzt beruht wohl mehr in dem Grade der Wirtschaftlichkeit und der Ausnutzung. Man geht nicht mehr so sparsam um wie früher; man streckt den Tee nicht mehr so wie ehedem.

Die riesige Zunahme des Teekonsums ist um so auffälliger, als man auch der Bierbrauerei die Hände wieder freigemacht hat, der Mehrverbrauch an Tee also nicht als Ersatz für Bier zu deuten ist

sei allerdings die Wiederauffüllung der Vorräte beim Groß- und Kleinhandel, die zu einer stärkeren Verzollung führe, in Betracht zu ziehen; aber selbst wenn man diesen Faktor noch so sehr in Rechnung stelle: it would appear certain that consumption has largely increased, due no doubt, partly to the higher wages which large sections of the working classes are now receiving[1]).

Mit dieser Erscheinung beim Tee paart sich ein stark steigender Tabakverbrauch, trotz wahnsinnigen Zollerhöhungen und einer riesigen Steigerung des Tabakpreises an und für sich[2]). Was aber den Alkohol betrifft, so ist auch hier der englische Verbrauch anscheinend durch keine Steuer zu bändigen. England nahm an Excise (das heißt bis auf Kleinigkeiten aus der Bier- und Branntweinsteuer) ein im Jahre 1913/14 39,6 Mill. Pfd. St.; vierteljährlich also rund 10 Mill. Und was bringt Excise jetzt?

	1918/19	1919/20
	Mill. Pfd. St.	
I. Steuerviertel	22,9	35,3
II. Steuerviertel	24,7	36,6
III. Steuerviertel	17,8	43,4

[1]) Dem „Daily Telegraph" (16. August 1919) schrieb eine Teefirma angesichts der ungeheuren Verzollungen: „These returns are without parallell, and demonstrate in a remarkable manner the great increase in the spending power of the public. It is the more remarkable in so far that the larger consumption is concurrent with a much higher price than in pre-war days.

[2]) Die Tabakeinfuhr (netto; für den Inlandsverbrauch) betrug im Jahre:

1913	107 Mill. lb	1918	132 Mill. lb
1914	113 „ „	1919	162 „ „

Der Wert des lb eingeführten Rohtabaks wird jetzt auf über 2 s zu veranschlagen sein, gegen 4/5 s vor dem Krieg. Dazu die Zollerhöhung! Und als Ergebnis ein Verbrauch von 1,6 kg pro Kopf gegen 1 kg vor dem Kriege! Man nimmt an („Economist" vom 27. Dezember 1919, S. 1185), daß während 1919 die „Rauchausgaben" für eine Normalfamilie (von 4½ Personen) 15 Pfd St. 300 Mk. betragen werden.

Die British Anti-Tobacco and Anti-Narcotic-League berechnete den Inlandsverbrauch von Tabak während 1915 auf 34,84 Mill. Pfd. St. gegen 33,64 Mill Pfd. St. im Vorjahre. (In diesen Ziffern ist auch ein Ansatz für Pfeifen, Zündhölzer usw. enthalten.) Die jährlichen Ausgaben für die Familie wurden geschätzt auf 3 Pfd. St. 15 s 1 d im Jahre 1915, gegen 3 Pfd. St. 5 s 8 d im Jahre 1914 und 3 Pfd. St. 3 s 9 d im Jahre 1913.

Und jetzt auf 15 Pfund! Auf das Vierfache! Angesichts einer solchen Gegenüberstellung darf man wohl die Frage wagen: Ist mit der gegenwärtigen enormen Besteuerung des Tabaks in England schon das letzte Wort gesprochen, nachdem in so schlüssiger Weise nachgewiesen ist, daß der Tabak jede Steuer verträgt?

Hätten wir die Opiumzigarettenteinfuhr ziffernmäßig erfassen können, und könnte unsere Tabakindustrie liefern, was verlangt wird — ich denke, wir würden für Deutschland zu ähnlichen Ergebnissen kommen und ebenso wie in England eine namhafte Verbrauchssteigerung festzustellen haben.

In einem Quartal liefert also der Alkohol jetzt so viel Steuern wie früher in vier Quartalen, ohne daß der Gipfel schon erreicht zu sein scheint[1]).

Wenn einmal die Ziffern über den Ausstoß für 1919/20 vorliegen, und wenn auch sonst alles wieder im Lot ist, so wird man sehen, daß die uns grotesk anmutenden Erhöhungen, die man bei den englischen Alkoholsteuern während des Krieges vorgenommen hat, nicht entfernt den Verbrauchsrückgang zur Folge haben (wenn überhaupt ein solcher festzustellen ist), den man vor dem Kriege, bei nur halb so hohen Steuern, hätte befürchten müssen. Die englischen Arbeiter schrien und schreien nach „ihrem Bier". Ihre Vertreter im Parlament schlugen Krach, als die Regierung nach Abschluß des Waffenstillstandes nicht sofort mehr Gerste und Zucker für die Brauereien freimachte. „No beer, no work", scholl es durch das Land! Der Alkohol hat in England noch einen goldenen Boden; ihm gedeihen dort alle Dinge zum besten. Wieviel Wasser hat er in sein Kapital hineingepumpt! Und wie glänzend rentiert es — ein modernes Wunder von Kanaan!

Alles in allem: die englischen Verbrauchssteuern drücken auch in ihrer jetzigen „entsetzlichen" Höhe die breiten Massen nicht. Diese wissen sich mit ihnen glänzend abzufinden; sie haben „Geld wie Heu" und werden es auch in Zukunft haben. Sie lassen sich die Lohnerrungenschaften des Krieges und der Übergangszeit nicht so leicht mehr nehmen. Selbst wenn aber im Anschluß an eine (wesentliche?) Verbilligung der Lebensmittel in 2—3 Jahren eine Lohnreduktion kommt, so bleibt für alle Fälle etwas — viel, sehr viel hängen.

Diese für England zu gewinnenden Wahrnehmungen sollte man auch in Deutschland nicht unbeachtet lassen. Wahrscheinlich finden sich auch bei uns die Arbeiter mit den Verbrauchssteuern auf die Dauer weit besser ab als mit den direkten Steuern. Demnächst wird man ja die Probe auf das Exempel zu machen in der Lage sein. Jeder Arbeiter und Angestellte fällt in Deutschland unter eine starke Einkommensteuer. Sie haben also die Wahl, zu sagen, ob ihnen die Zucker- und Tabak- und Biersteuer oder die Einkommensteuer lieber ist. Wahrscheinlich werden sie alle in die Hölle wünschen —

[1]) Die Zölle brachten im Jahre 1913/14 insgesamt 35,4 Mill., vierteljährlich also rund 9 Mill. Und jetzt?

	1918/19	1919 20
	Mill. Pfd. St.	
I. Steuerviertel	10,8	20,3
II. Steuerviertel	14,5	30,9
III. Steuerviertel	26,0	39,6

Wie bei Excise nimmt man auch hier in einem Quartal jetzt soviel ein wie früher im ganzen Jahr!

Der Aprilvoranschlag für 1919 20 betrug bei Excise 118 Mill., und es werden 134 Mill. werden. Bei den Zöllen 119 Mill., es werden 150 Mill. werden.

Eine alle bisherigen Vorstellungen von der Tragfähigkeit der großen Steuerartikel übertreffende Ergiebigkeit!

Man darf heute schon das Aufkommen aus Customs and Excise für ein „Normaljahr" auf 310 Mill. taxieren.

ein drastischer Beleg für die „Beliebtheit" der direkten Steuern bei den Arbeitern, von der man uns so viel erzählt hat; vielleicht auch ein Beweis dafür, daß eine Steuer unter dem Gesichtspunkte des „Druckes" schließlich sehr oft nur das ist, was die Agitation aus ihr macht! 30 Jahre waren die indirekten Steuern bei uns finanzpolitischer Wauwau; jetzt hat man sie zwar noch nicht heilig gesprochen, sie aber doch „verkehrsfähig" gemacht[1]).

Immerhin: gegenwärtig stehen die direkten Steuern im Brennpunkt der Schlacht; und es ist gut so. Der Reichtum muß auch bei uns energischer als früher zur Deckung der öffentlichen Aufwendungen herangeholt werden; man verlangte bisher von ihm zu wenig, wobei er sich bei der reichlich vorhandenen und gerade im Laufe der letzten Zeit ganz besonders bekundeten Biegsamkeit des Steuergewissens und unter stillschweigender Duldung einer hohen Obrigkeit noch schonen konnte, insofern man es mit der Einschätzung zur Steuer (auch außerhalb Deutschlands) nicht immer sehr genau nahm. Fast aber scheint man sich jetzt zu sehr auf das eine Ende des Steuerbrettes, auf das der direkten Steuern, setzen zu wollen. Einerseits insofern, als man das Existenzminimum viel zu niedrig (und auch die sonstigen Steuerfreistellungen zu karg) bemißt, womit gerade das Gegenteil erreicht wird: der in den breiten Massen liegende Trieb, von der Einkommensteuer loszukommen, wird angestachelt. Und andererseits insofern, als man es mit den „Großen" fast zu gut meint. Nach einer in der Nationalversammlung, auf der linken Seite des Hauses, gefallenen Erklärung haben die Vermögensmillionäre keine Daseinsberechtigung mehr. Die Einkommenmillionäre müssen dann wohl erst recht beseitigt werden. Man wird alsbald schon am Halb- und Viertelmillionärseinkommen Anstoß nehmen und es in einer Weise beschneiden, daß man vor dem Spruch des Parteitags in Ehren bestehen kann. Und da auch sonst noch die „Spitzen" des — noch faßbaren — Reichtums abgeknipst werden, so wird man wohl die Frage aufwerfen dürfen: werden auf die Dauer die direkten Steuern noch jene üppigen Erträge liefern, die man sich jetzt von ihnen verspricht? Werden die Reichen das Kunststück fertig bringen, zu verschwinden und doch noch hohe Steuern zu zahlen? Bleibt dann — wer kann sich darüber täuschen, daß es mit den jetzt beredeten 24 Milliarden Steuerbedarf noch nicht sein Bewenden hat? zumal, wenn ein großer Teil des Ertrages der Vermögensabgabe nicht für Schuldenminderung verwendet wird, sondern im Defizitorkus verschwindet — noch etwas anderes übrig, als sich stärker an die indirekten (und zwar an die richtigen!) Steuern zu halten? Der Zweck unserer Revolution war doch wohl, aus Deutschland ein Paradies zu machen. Diese Umstellung kostet Geld. Da die direkten Steuern jetzt voll ausgeschöpft werden, um den absolut notwendigen und unabwendbaren Staatsbedarf zu

[1]) Schade, daß man sich so schnell dazu entschloß! Wenn man noch länger bei der Erfurter Stange geblieben wäre, so hätte man ja auch die Kapitalertragssteuer als „indirekte" (Einkommen-)Steuer ablehnen müssen!

decken, auf welche anderen Steuern kann dann für das Plus, für die Herstellung des Himmels auf der deutschen Erde, für den eigentlichen Revolutionszweck, noch zurückgegriffen werden, wenn nicht auf die Verbrauchssteuern?

Der englische Schatzkanzler hat das Unterhaus im vorigen April (und im Oktober hinwieder) mit den Ziffern des künftigen englischen „Normalbudgets" bekannt gemacht. Er zeigte ihm, daß man auf Grund der damals geltenden Gesetzgebung zwischen Ausgaben und Einnahmen im wesentlichen den Ausgleich gefunden habe — vorausgesetzt, daß sich nicht das Unterhaus neue Bewilligungen leiste, die es sich inzwischen auch schon reichlich geleistet hat. Der Schatzkanzler wird sich also wieder auf die Suche nach 50 und mehr Millionen neuer Steuern begeben müssen. Die kommende Einkommensteuernovelle wird ihm einen ordentlichen Batzen in den Schoß werfen; aber ein großer Teil davon wird sofort wieder draufgehen, um die „unten", durch Heraufsetzung des Existenzminimums und Erhöhung der Abzüge auf Grund des Familienstandes entstehenden Löcher zu stopfen! Und wo wird er den Rest suchen? Bei vollkommen freier Hand, ohne Wegweisung durch die Politik, hätte er vielleicht die Einkommensteuernovelle noch etwas ruhen lassen und sich für das neue Mehr ganz an die indirekten Steuern gehalten[1]); in dem Bewußtsein, daß aus Bier und Tabak das Gesuchte viel schmerzloser für die Volkswirtschaft zu gewinnen wäre als durch die Erhöhung der Einkommensteuer. Die Möglichkeiten der Gewinnung neuer Einnahmen aus den uns jetzt schon unheimlich scheinenden indirekten Steuern Englands sind meines Erachtens weit höher einzuschätzen, als die Möglichkeit der Steigerung der Einnahmen aus den direkten Steuern, deren beengter Spielraum — Erbschaftssteuer als kapitalisierte Einkommensteuer betrachtet — schon angedeutet worden ist. (S. II.)

Die indirekten Steuern waren ehedem — noch vor fünfzehn Jahren — der Grundstock des englischen Budgets. Dann hat der Schatzkanzler geglaubt, sich als Schneidezahnathlet produzieren zu müssen und seine früher so gut ausgebildeten Kauzähne schadhaft werden lassen zu dürfen. Jetzt hat er sie sich wieder gründlich plombieren lassen. Es war Zeit; denn die Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit sind in ungeahntem Grade gewachsen und werden noch wachsen. Eine Ahnung von dem, was man ihnen zumutet, vermittelt ein Beschluß des englischen Gewerkschaftskongresses vom 12. September 1919. Danach soll jeder Einwohner des vereinigten Königreichs im Alter von über

[1]) Ich will nicht verfehlen, auf die Tatsache — wer in Deutschland ist sich ihrer schon bewußt geworden? — hinzuweisen, daß der englische Schatzkanzler im April 1919 dem Unterhaus ein Finanzgesetz vorlegte, welches neu aus direkten Steuern (Erbschaft) 10 Mill. gewinnen wollte und aus dem Verbrauch (Bier und Branntwein) 48 Mill. Pfd. St., die sich zu einer dauernden Einnahme von weit über 80 Mill. ausgestalten werden. Gemessen an der Überlieferung der letzten 15 Jahre war es eine „revolutionäre" Tat, dem Verbrauch das Fünffache von dem zuzumuten, was man von dem „Reichtum" verlangte.

60 Jahren eine staatliche Wochenunterstützung von 1 Pfd. St. beanspruchen können. Wenn alle Berechtigten (etwa 4½ Mill.) ihr „Wochenpfund" sich holen, so würden 234 Mill. Pfd. St. im Jahre nötig sein, um das Ideal des Gewerkschaftskongresses: „Man nehme vom Staate" zu erfüllen. Woher soll das Geld dazu kommen? Was bliebe — auch einem aus Arbeiterkreisen genommenen Schatzkanzler — zur Erfüllung (eines bescheidenen Teils!) des Petitums anderes übrig, als wieder einen Wechsel auf Bier, Branntwein, Zucker, Tabak, die eine ungeahnte Zahlungsfähigkeit geoffenbart haben, zu ziehen?

Je stärker die breiten Massen vom Strahlenkegel der Einkommensteuer getroffen werden, desto mehr werden sie das Bedürfnis fühlen, nachzuweisen, daß die Einkommensteuer an und für sich als eine aristokratische Steuer und als ungeeignet für die breiten Massen zu gelten habe. Je schärfer der Zugriff, um so weniger werden sie sich mit dem starren, befehlshaberischen Ton der Einkommensteuer befreunden. Sie werden sagen: den schnauzenden Feldwebel sind wir jetzt, nach Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht, losgeworden; nunmehr wollen wir auch noch die andere Reliquie der wilhelminischen Aera, den zettelklebenden Steuerexekutor, beseitigen! Es wird bei uns kommen wie in England! Dort geht man nach Herabsetzung des steuerfreien Einkommens von 160 auf 130 Pfd. St. wieder daran, eine wesentliche Heraufsetzung vorzunehmen; Hunderttausende von Zensiten werden den Steuerzettel loswerden. Ebenso wird sich bei uns ein immer größerer Teil der jeweils Pflichtigen von der Einkommensteuer loseisen. Dafür werden wir dann (wie in England) die indirekten Steuern (unter Betonung der Massenluxusartikel) viel stärker heranzuziehen haben als bisher, um so dem Staatsbürger, ohne daß er es allzusehr merkt, die Steuermedizin einflößen. Der „verstohlene" Zug der Verbrauchssteuern wird noch sehr geschätzt werden.

Wir sind jetzt eine Demokratie; und sind darüber so glücklich und so stolz. Dann ist es auch geboten, demokratische Finanzpolitik zu betreiben. Dann geht es nicht an, daß der Staat die Hauptlast auf eine immer kleinere Schicht abwälzt. Gerade der demokratische Gedanke erheischt es, daß, wer mitwählt, auch mitberappt. — Eine höchst unangenehme Seite unserer revolutionären Errungenschaft; fast für den Druck ungeeignet; aber auf die Dauer nicht zu unterdrücken! Sollten gar dann, wenn die Erträge der direkten Steuern Enttäuschungen bringen, die Verbrauchssteuern zu den „Steuern der Revolution" werden, so wäre das allerdings ein übler Witz auf Punkt 10 des Erfurter Programms; aber derartige Scherze hat sich ja die Weltgeschichte schon öfter geleistet. Im übrigen ist es keine Schande, die Fehlerhaftigkeit eines — auf Opposition berechneten — Parteiprogramms in einem Augenblick eingestehen zu müssen, wo bisher als unverrückbar geltende Gesetze des Universums ins Wanken zu geraten beginnen; wo man sich anschickt, an Kepler und Newton zu zweifeln.

Geschichtliche Grundlagen der deutschen Universitätsverfassung

Von
Conrad Bornhak

(Schluß)

Zweites Kapitel. Die deutschen Universitäten des Mittelalters

§ 1. Die Gründung[1])

Nicht alle Universitäten West- und Südeuropas, wohl aber die wichtigsten von ihnen, insbesondere Bologna und Paris, sind ohne Einwirkung der obrigkeitlichen Gewalt von selbst aus den Bedürfnissen des wissenschaftlichen Lebens heraus entstanden. Das drückt auch der Verfassung eines großen Teiles derjenigen Universitäten ihren Stempel auf, deren Begründung eine bewußt gewollte war und unter Mitwirkung der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit erfolgte. In Deutschland ist es nirgends, trotz des an einzelnen Orten blühenden wissenschaftlichen Lebens, zur selbständigen Bildung einer Universität gekommen wie in Bologna, Paris und Oxford. Weshalb dies nicht der Fall war, ist als rechtsgeschichtlich gleichgültig nicht weiter zu verfolgen. Die Tatsache steht jedenfalls geschichtlich fest, daß sämtliche deutsche Universitäten Stiftungen der territorialen Landesobrigkeit sind. Diese geschichtliche Tatsache ist aber für die ganze Verfassungsbildung von schwerwiegendster Bedeutung.

Für die Stiftung einer Universität war es unbedingt Sitte, daß die Landesobrigkeit sich ein Privilegium von einer der universalen Gewalten, Papst oder Kaiser oder beiden, beschaffte. Bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts werden solche Privilegien nur vom Papste, dann auch vom Kaiser und erst in dem folgenden Zeitabschnitte seitens der protestantischen Obrigkeiten nur vom Kaiser nachgesucht. Trotz des allgemeinen Herkommens waren Notwendigkeit und Bedeutung jener Privilegien schon damals keineswegs unbestritten. Im allgemeinen hielt man die Privilegien nicht für notwendig, um eine Universität errichten zu dürfen, wohl aber für wünschenswert im Interesse des Ansehens der Stiftung und der allgemeinen Anerkennung ihrer akademischen Grade. Anders war schon von jeher nicht nur für Deutsch-

[1]) Vgl. Paulsen, Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter in der Historischen Zeitschrift, Bd. 45 (1881) S. 251 ff.; Denifle a. a. O. S. 582 ff.; Kaufmann a. a. O. Bd. 2, S. 1 ff.; Stein a. a. O. S. 45 ff.

land, sondern auch für andere Länder die Auffassung auf päpstlicher Seite, wo man es liebte, auch den Privilegien für längst bestehende Universitäten den Charakter der Stiftungsurkunde zu geben. Besonders die Begründung eines Studiums der Theologie und des kanonischen Rechts schien der päpstlichen Autorität zu bedürfen. Andererseits läßt der Kaiser, wenn er um ein Privilegium angegangen wurde, die schon von den Glossatoren vertretene Ansicht durchschimmern, daß die Lehre des römischen Rechts als des Kaiserrechts und die Verleihung der Doktorwürde in ihm kaiserlicher Erlaubnis bedürfe. Durchschlagend in diesem Zwiespalte der Meinungen erwies sich schließlich überall die mittelalterliche Ansicht, daß ein Privilegium, selbst wenn es rechtlich entbehrt werden könne, immerhin vorteilhaft sei.

Soviel ist jedoch zweifellos, daß durch das päpstliche wie durch das kaiserliche Privilegium, mochte es der Universitätsstiftung vorangehen oder nachfolgen, die Universität nicht ins Leben gerufen wurde. Jene Privilegien sind nach der Auffassung der universalen Gewalten selbst bloße Ermächtigungen, in Wahrheit nur Anerkenntnisse, die Stiftung erfolgt durch die Landesobrigkeit.

Die deutschen Landesobrigkeiten begründen die Universitäten nicht als Anstalten, sondern mit korporativer Verfassung. Es fällt ihnen daher die Aufgabe zu, bei der Stiftung die Korporation ins Leben zu rufen und ihr die Grundzüge ihrer Verfassung wenigstens insoweit zu verleihen, daß sie nunmehr lebensfähig ist. Das ist im wesentlichen die Aufgabe der Stiftungsurkunde.

So werden die Universität Wien 1365 und Heidelberg 1386 begründet, indem der Landesherr urkundlich die wesentlichen Grundzüge der Verfassung und die Freiheiten der Universitätsmitglieder feststellt und die Lehrer beruft. Bei den städtischen Universitäten Köln und Erfurt beschränkte sich dagegen der Rat auf die Berufung der Lehrer und die Gewährung einer entsprechenden Ausstattung und überließ es dann den Lehrern, auf Grund der Privilegien des Papstes sich selbst als Universität zu konstituieren. In dem gleichen Sinne hatte König Wladislaus von Böhmen und Ungarn die Begründung der Universität Breslau nach dem päpstlichen Privilegium wie nach seinem eigenen Stiftungsbriefe durch die Stadt in Aussicht genommen. Die Stiftung scheiterte aber, da die beabsichtigte Übertragung gewisser Pfründen, deren Besetzung dem Könige zustand, auf die Stadt nicht gelang.

Stärker tritt der päpstliche Einfluß bei der Begründung der Universitäten Tübingen und Greifswald hervor, während die Tätigkeit des Landesherrn ganz in den Hintergrund gerückt wird. Mit Erlaß des päpstlichen Privilegiums werden gleichzeitig päpstliche Kommissare beauftragt, dieses zu verkündigen und das Studium ins Leben zu rufen. Tatsächlich konnten sie dies nur mit Genehmigung des Landesherrn, der namentlich für die erforderliche Ausstattung zu sorgen hatte. Demnächst machte für Tübingen der Graf von Württemberg feierlich bekannt, daß er mit päpstlicher Ermächtigung ein Generalstudium errichtet habe, und verlieh einige Monate später der Universität ein Privilegium, das insbesondere die akademische Gerichtsbarkeit

zum Gegenstande hatte. Darauf gab der päpstliche Kommissar kraft apostolischer Autorität der Universität ihre ersten Statuten. In Greifswald wurde dagegen mit der Bekanntmachung der päpstlichen Bulle der Bürgermeister Rubenow durch den päpstlichen Kommissar zum Vizekanzler ernannt, ihm die Befugnis erteilt, die bereits vorhandenen Lehrer zu einer Universität zu vereinigen und demnächst die verfassungsmäßigen Organe bestellen und durch diese Statuten abfassen zu lassen. Nunmehr erst erging ein landesherrlicher Erlaß, der dem Bürgermeister Rubenow nochmals die gleichen Befugnisse verlieh, worauf dann die Universität ins Leben trat und sie ihre Verhältnisse zur Stadt, namentlich in vermögensrechtlicher Beziehung, durch besonderen Vertrag regelte.

Den regelmäßigen Verlauf ohne wesentliche päpstliche Einwirkung bietet dann wieder die Geschichte der Universitäten Ingolstadt, Freiburg, Basel und Würzburg. Zuerst ist allerdings ein päpstliches Privilegium ergangen. Darauf erfolgt die Begründung durch die Landesobrigkeit, welche für Basel die Stadt ist, ohne jedes Eingreifen des päpstlichen Kommissars. Die Stiftungsurkunden regeln die Grundzüge der Verfassung, die Freiheiten der Korporation und ihrer Mitglieder, insbesondere die akademische Gerichtsbarkeit und die Ausstattung der Universität, letztere mit Genehmigung und nach vorherigem Abkommen mit dem Papste, soweit dazu kirchliche Pfründen und Stiftungen benutzt werden. Regelmäßig ernennt der Stifter auch die ersten verfassungsmäßigen Organe der neuen Universität, die nunmehr innerhalb der durch die Stiftungsurkunde gezogenen Schranken ihre korporative Verfassung im einzelnen durch Statut zu regeln befugt ist.

Der Stifter der Universität sorgt zunächst für die nötige sachliche Ausstattung. Die berufenen Lehrer erhalten durchweg Besoldungen. Diese werden zum Teil unmittelbar auf die Kasse der Landesobrigkeit übernommen. Außerdem werden mit päpstlicher Genehmigung kirchliche Pfründen in der Weise mit der Universität verbunden, daß der jeweilige Inhaber der Pfründe Lehrer der Universität und an ihr zu lesen verpflichtet ist. Ja, ganze Stifter wurden der Universität bisweilen derart inkorporiert, daß die Inhaber der Kanonikate Universitätslehrer waren und die Universität die Pflichten des betreffenden geistlichen Amtes, soweit erforderlich, durch Vikare verwalten lassen konnte. Doch kam es auch vor, wie in Basel, daß der Pfründner sein Lehramt an der Universität durch einen Vikar verwalten ließ. Dagegen ist es ein, wenigstens für diese Periode, seltenerer Fall, wenn der Universität aus Zöllen, Beden oder durch andere Mittel eigene Einnahmen überwiesen werden, um davon die Besoldung der Lehrer zu bezahlen. Durch die Verbindung zahlreicher Lehrämter mit geistlichen Pfründen gewinnen die Universitäten auch in ihrem Bestande den kirchlichen Anstrich, der bei ihrer Begründung allgemein durch das päpstliche Privilegium und bei einigen Universitäten noch stärker durch die Mitwirkung eines päpstlichen Kommissars bei der Stiftung zum Ausdrucke kommt.

Anhang. Verzeichnis der deutschen Universitäten[1])

1. Prag. 1348. Stiftungsbrief Papst Clemens' des Sechsten vom 26. Januar 1347 und König Karls des Vierten vom 7. April 1348.
2. Wien. 1365. Stiftungsbrief des Herzogs Rudolf vom 12. März 1365, Papst Urbans des Fünften vom 18. Juni 1365, wegen der theologischen Fakultät Papst Urbans des Sechsten vom 20. Februar 1384 und Herzog Albrechts des Dritten von 1384.
3. Kulm. 1366. Die Gründung wurde nicht vollzogen.
4. Heidelberg. 1386. Stiftungsbrief Papst Urbans des Sechsten vom 23. Oktober 1385.
5. Köln. 1389. Stiftungsbrief Papst Urbans des Sechsten vom 21. Mai 1388.
6. Erfurt. 1392. Stiftungsbriefe Papst Clemens' des Siebenten vom 18. September 1379 und 1. Oktober 1379, Urbans des Sechsten vom 4. Mai 1389.
7. Würzburg. 1402. Stiftungsbrief Papst Bonifaz' des Neunten vom 10. Dezember 1402.
8. Leipzig. 1409. Stiftungsbrief Papst Alexanders des Fünften vom 3. September 1409.
9. Rostock. 1419. Stiftungsbriefe Papst Martins des Fünften vom 13. Februar 1419 und für die theologische Fakultät Papst Eugens des Vierten vom 27. Januar 1432.
10. Greifswald. 1456. Stiftungsbrief Papst Calixts des Dritten vom 29. Mai 1456.
11. Basel. 1460. Stiftungsbrief Papst Pius' des Zweiten vom 12. November 1459.
12. Freiburg i. B. 1460. Stiftungsbrief Papst Calixts des Dritten vom 20. April 1455, Herzog Alberts von Österreich vom 28. August 1456, Kaiser Friedrichs des Dritten vom 18. Dezember 1456.
13. Lüneburg. 1471. Stiftungsbrief Kaiser Friedrichs des Dritten vom 8. August 1471. Die Gründung wurde nicht vollzogen.
14. Ingolstadt. 1472. Stiftungsbrief Papst Pius' des Zweiten vom 7. April 1459.
15. Trier. 1472. Stiftungsbrief Papst Nicolaus' des Vierten vom 2. Februar 1454.
16. Mainz. 1477. Stiftungsbrief Papst Sixtus' des Vierten vom 23. November 1476.
17. Tübingen. 1477. Stiftungsbrief Papst Sixtus' des Vierten vom 13. November 1476, Vollzug der Gründung durch den Grafen von Württemberg 1477, Bestätigung Kaiser Friedrichs des Dritten vom 20. Februar 1488.
18. Wittenberg. 1502. Stiftungsbrief Kaiser Maximilians des Ersten vom 6. Juli 1502.
19. Breslau. 1505. Stiftungsbrief König Wladislaus' von Böhmen und Ungarn vom 20. Juli 1505.
20. Frankfurt a. O. 1506. Stiftungsbrief Kaiser Maximilians des Ersten von 1500, drei Stiftungsbriefe der Päpste Julius des Zweiten und Leo des Zehnten.

§ 2. Die Verfassung der Universitäten[2])

Die deutschen Universitäten, obgleich Stiftungen der Landesobrigkeit, wurden doch begründet nach dem Vorbilde der älteren korporativen Universitäten. Grundlegend war dabei das Vorbild der Universität Paris, wo Kaiser Karl

[1]) Nach Kaufmann a. a. O. Bd. 2, S. XIII ff.

[2]) Vgl. Paulsen, Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter in der Historischen Zeitschrift Bd. 45, S. 385 ff.; Kaufmann a. a. O. S. 46 ff., 158 ff.

der Vierte, der Stifter der ältesten deutschen Universität, Prag, selbst studiert hatte. Die Verwaltung fiel daher den Lehrern und nicht den Scholaren anheim. Andererseits sind auch die Scholaren Mitglieder der Universität und nehmen an ihren Privilegien teil, stehen also nicht bloß durch ihren Lehrer mit der Universität in Verbindung. Nur vereinzelt findet sich eine augenscheinlich auf dem Einflusse des italienischen Rechts beruhende Beteiligung der Scholaren an der Verwaltung. So beschließen sie in Wien mit über gemeinsame Umlagen, in Ingolstadt 1472 über die Universitätsstatuten. Außerdem haben sie vielfach Anteil an der Rektorwahl oder wenigstens das passive Wahlrecht.

Die ursprüngliche Grundlage der Universitätsverfassung bildet die Einteilung der Universität in Nationen, wie sie von Paris nach Prag übertragen worden war. Die Nationen fassen die Angehörigen der Universität überhaupt, Lehrer und Scholaren, landsmannschaftlich zusammen. Da jedoch die Studierenden der oberen Fakultäten zum großen Teile Graduierte der Artistenfakultät waren, die Studierenden der letzteren meist in noch sehr jugendlichem Alter standen, so ergab sich schon von Anfang an ein erhebliches Übergewicht der Graduierten über die einfachen Scholaren, die bald nur noch die Bedeutung eines Umstandes für die beratenden Doktoren und Magister hatten. Jedenfalls waren die Nationen abweichend von Paris, eine Einteilung der Universität überhaupt und nicht bloß der Artisten.

Die Veränderung des Stimmrechts der Nationen in Prag führte zu der bekannten Auswanderung von 1409 und zur Begründung der Universität Leipzig. Damit wurde die Einteilung nach Nationen auch nach Leipzig verpflanzt. Es gab hier deren vier: Bayern, Polen, Meißner, Sachsen. Nicht nur die Beschlußfassung der Universität erfolgte nach Nationen, sondern auch die Besetzung der Stellen in den Kollegien, die mit Lehrämtern verbunden waren, und die Wahlen zu anderen Ämtern.

In Wien hatten während des vierzehnten Jahrhunderts die Prokuratoren der vier Nationen den Rektor zu wählen und die akademische Gerichtsbarkeit auszuüben. Schon in den Statuten von 1385 tritt aber ihr Einfluß, obgleich ihnen die Rektorwahl noch obliegt, hinter den Fakultäten zurück. Da im fünfzehnten Jahrhundert die nicht graduierten Mitglieder das Stimmrecht in den Nationen verlieren, so wurde die Versammlung nach Nationen nur eine andere Form der Magistervereinigungen, so daß schon 1524 — freilich vergeblich — von der medizinischen Fakultät die Aufhebung der Nationen beantragt wurde.

Endlich kam es in Frankfurt a. O. unter dem Einflusse des ersten Rektors Wimpina noch einmal zur Einteilung nach Nationen, indem man die wichtigsten Ämter nach den vier Nationen der Märker, Franken, Schlesier und Preußen verteilte. An den übrigen deutschen Universitäten nahm man von der Einführung der Nationen überhaupt Abstand.

Die Gliederung nach Nationen war hiernach keineswegs eine allgemeine; auch ist sie, wo sie bestand, sehr früh bedeutungslos geworden. Aus diesem Grunde kam es namentlich nicht zu einer weiteren Einteilung der Nationen

in Provinzen. Die Zugehörigkeit zu einer Nation wird durch den Geburtsort bestimmt, wobei man die unter den Nationen nicht vertretenen Glieder der nächst benachbarten Nation zulegte. Da jedoch die Ämterbesetzung nach Nationen vielfach Schwierigkeiten machte, half man sich dadurch, daß man einer für eine Stelle geeigneten Person die für das Amt erforderliche Nationalität besonders verlieh. In Frankfurt a. O. sah man sich von Anfang an zur Beschreitung dieses Weges genötigt. Damit wurde die Einteilung in Nationen eine wesenlose und lästige Form.

Die Gesamtheit der korporativen Rechte ruht in der Universitas selbst, welche vertreten wird durch eine regierende Versammlung, plena congregacio, generale concilium, generalis congregacio, auch bloß congregacio, consilium oder concilium genannt. Dem Charakter der Magisterkorporation entsprechend werden zu der regierenden Versammlung alle Doktoren und Magister geladen. Die Zuziehung von Baccalaren und Lizentiaten findet in den oberen Fakultäten nur selten statt, zumal wenn die Zahl der Doktoren eine zu geringe ist. Sind sie gleichzeitig Magistri artium, so haben sie unbedingt volles Stimmrecht, aber in der Artistenfakultät. Die Zuziehung der Scholaren geschieht nur in den oben erwähnten Ausnahmefällen. Regelmäßig werden auch nur die wirklich lesenden Lehrer, die doctores und magistri regentes, berufen. Wo, wie in Wien, Heidelberg und Köln, auch die non regentes geladen werden, sind immerhin ihre Befugnisse mannigfach, zum Beispiel in bezug auf Wahlrecht des Rektors, des Dekans, der Examinatoren, und Promotoren beschränkt. Für die Abstimmungen machte es besondere Schwierigkeiten, die oberen Fakultäten nicht vor der weit zahlreicheren Artistenfakultät in den Hintergrund treten zu lassen, andererseits aber letzterer einen entsprechend höheren Einfluß zu sichern. In Heidelberg sollte nach dem Statute von 1387 die Abstimmung nach Fakultäten erfolgen, während der Rektor allein aus der Artistenfakultät genommen werden durfte. Nachdem letzteres Vorrecht 1393 beseitigt war, stimmte man wieder nach Köpfen ab. Die letztere Abstimmungsart fand sich auch in Prag und Erfurt. In Leipzig stimmte man nach Nationen, in Wien, Köln, Basel und Ingolstadt nach Fakultäten.

Die Schwierigkeiten des Ausgleichs zwischen den Artisten und den oberen Fakultäten führten schließlich zur Einsetzung eines Ausschusses oder engeren Rates, der als concilium, consilium, consistorium oder senatus bezeichnet wird. In Wien besteht das Konsistorium aus dem Rektor und den Prokuratoren der vier Nationen oder den vier Dekanen der Fakultäten. Es dient anfangs nur als Rat des Rektors für Vorbereitung der Generalversammlungen und als Gericht. Erst allmählich erweitert sich die Zuständigkeit, und 1481 wird beschlossen, daß eine Anordnung des Konsistoriums als solche der Universität gelten soll. Dabei mußten freilich Dekane und Prokuratoren vorher Fakultäten und Nationen zur Beratung versammeln und deren Instruktionen einholen. Die Beschlußfassung durch die gesamte Universität wird damit zur immer selteneren Ausnahme. Die Wiener Einrichtungen wurden in Köln

einfach übernommen, nur mit dem Unterschiede, daß es hier keine Nationen gab und daher auch die Prokuratoren nicht Mitglieder des Senates sein konnten.

In Tübingen bestand nach den Statuten von 1477 der Senat aus allen Doktoren der oberen Fakultäten und dem Dekane und vier Mitgliedern der Artisten. Es war ihm hier insbesondere die Rektorwahl übertragen. Ebenso entwickelt sich ein Senat in Heidelberg und Rostock. Wenigstens Ansätze zu der gleichen Bildung finden sich in Erfurt und Leipzig, wo dem Rektor consiliarii als Beisitzer im Gerichte und als Gehilfen für Ausführung der Beschlüsse der Universität beigegeben werden.

An der Spitze der Universität steht der Rektor. Er wird bei der Begründung der Universität vom Stifter oder in dessen Auftrage ernannt, später aus der Mitte der Genossen von ihnen gewählt. Die Wahl erfolgt entweder durch die Generalversammlung oder durch einen besonderen Ausschuß, wie die Prokuratoren der Nationen und den abtretenden Rektor in Wien, Deputierte der Fakultäten in Köln. Anderswo finden sich noch künstlichere Wahlordnungen. Wählbar waren im allgemeinen die Magister und Doktoren aller Fakultäten, in Wien und Heidelberg nach Pariser Vorbild anfangs nur Artisten. Ordensmitglieder sind ausgeschlossen, weil ihnen die erforderliche Unabhängigkeit fehlt, dagegen von Anfang an nicht unbedingt Scholaren. Besonders Studenten von hohem Stande werden im Interesse des Glanzes der Universität und um eines guten Rektorschmauses willen mit Vorliebe zu Rektoren gewählt. Die Wahl erfolgt regelmäßig auf ein halbes Jahr, in Köln auf ein Jahr. Der Gewählte muß bei hoher Geldstrafe die Wahl annehmen, wenn er nicht ausreichende Entschuldigungsgründe hat. Er ist der erste unter den Gliedern der Universität, führt den Titel Magnificus oder Durchlaucht und bezieht bedeutende Sporteln. Beim Antritte des Amtes, der ein besonderer Festakt ist, wird er auf sein Amt vereidet.

Dem Rektor liegen zunächst die Immatrikulationen und die damit verbundenen Geschäfte ob. Er muß namentlich darauf achten, daß sich niemand ungerechtfertigt der Immatrikulation entzieht. Er hat ferner die umfangreiche Vermögensverwaltung der Universität, er muß den Eingang der Zehnten, Pächte und Lieferungen überwachen, die Patrimonialgewalt auf den Universitätsdörfern handhaben. Er leitet die Feierlichkeiten der Universität. Endlich steht ihm die akademische Gerichtsbarkeit über ihre Glieder zu. Seine akademische Gerichtsbarkeit erstreckt sich über alle Zivilstreitigkeiten und Injurienklagen der Universitätsgenossen unter sich wie der Bürger gegen diese. Klagen der Scholaren gegen Bürger und schwerere Straftaten der Scholaren gehören dagegen vor die ordentlichen Gerichte, letztere deshalb, weil sie den Verlust der akademischen Gerichtsbarkeit bewirken. Bei Ausübung seiner Gerichtsbarkeit muß der Rektor eine Anzahl von Beisitzern zuziehen. Geld- und kurze Freiheitsstrafen, Anzeige an die Eltern, Relegation auf Zeit und Exklusion bildeten die Strafmittel. Bei größeren Sachen fand die Berufung an den Senat oder an die Universität statt.

Die Gehilfen des Rektors bei Ausführung seiner Geschäfte in bezug auf Schreibwerk und Vollstreckung sind die Pedelle, die gleichfalls aus der Zahl der Universitätsmitglieder gewählt werden. Die Pedelle sind daher Leute von akademischer Bildung. Einmal wird sogar einem solchen extra ordinem Rang und Titel eines Magisters verliehen.

Nach den Wissenszweigen zerfällt die Universität in Fakultäten. Es bildet zwar die Regel, ist aber keineswegs notwendig, daß auf einer Universität alle Wissenschaften vertreten sind. So erfolgt zum Beispiel vereinzelt die Errichtung einer theologischen Fakultät erst später als die der Universität überhaupt. Der Gedanke, daß die Universitas eine solche der Wissenschaften und nicht der Personen sei, liegt dem Mittelalter überhaupt fern und beruht auf späterer Reflexion.

Dagegen bezeichnet die Fakultät zunächst die Wissenschaft und dann die Genossenschaft der Lehrenden und Lernenden einer solchen. Bei dem frühen Zurücktreten der Nationen werden die Fakultäten die wichtigsten Träger des genossenschaftlichen Lebens in den einzelnen Teilen der Universität. Allgemein herkömmlich ist die Einteilung in die vier Fakultäten der Theologen, Juristen, Mediziner und Artisten. Doch finden sich auch Ansätze, die juristische Fakultät in zwei, die der Legisten und Kanonisten, zu scheiden. Die Artistenfakultät sollte zunächst das Trivium von Grammatik, Rhetorik und Dialektik und dann das Quadrivium von Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie umfassen. Diese Einteilung war aber immer nur eine theoretische nach den Lehrgegenständen und blieb ohne praktische Bedeutung für die Verfassung.

Die Fakultäten sind zwar Glieder der Universität und ihrer Aufsicht unterworfen, auf der anderen Seite aber doch auch selbständige Genossenschaften zur Pflege der Wissenschaft. Sie beschließen daher selbst ihre Statuten, wählen ihre Vorsteher, nehmen die Prüfungen vor, erteilen die Grade und regeln die Zulassung der an anderen Universitäten Graduierten. Dabei blieb es aber im einzelnen vielfach bestritten, was innere Angelegenheit der Fakultät sei, und worin sie sich der Entscheidung der gesamten Universität zu fügen habe.

Die Organisation der Fakultäten entsprach derjenigen der Universität. Die Fakultät besitzt daher eine eigene Matrikel, ein besonderes Siegel und selbständiges Vermögen. An der Spitze steht der in der Regel auf ein halbes Jahr, vereinzelt auf ein Jahr gewählte Dekan. Die Wahl erfolgt durch die Mitglieder der Fakultät aus deren Mitte. Doch auch hier zeigen die Wahlordnungen mannigfache Schwankungen. Dem Dekane zur Seite stehen Gehilfen der verschiedensten Art, aber keineswegs bei allen Fakultäten dieselben. So finden sich consiliarii, executores statutorum, Senioren, clavigeri zur Führung der verschiedenen Kassenschlüssel, dispensatores zur Vorprüfung von Dispensgesuchen der Promovenden, Taxatoren zur Bestimmung des Preises der Vorlesungen, Visitatoren zu ihrer Überwachung und der Pedell als ausführendes Organ. In den Fakultätsversammlungen haben Scholaren weder

Wahlrecht noch überhaupt Zutritt, selbst Baccalare und Lizentiaten werden nur ausnahmsweise zugelassen. So sind denn Scholaren auch niemals Dekane geworden, während ihnen das Rektorat formell offen stand.

Schwieriger war die Frage der Beteiligung der nicht lesenden Doktoren, der actu non regentes, zu regeln. Im allgemeinen wurden sie nicht ausgeschlossen, das Schwergewicht lag aber doch bei den lesenden Doktoren.

Die Artisten gewährten den non regentes zwar Stimmrecht, schlossen sie aber meist vom passiven und zum Teil auch vom aktiven Wahlrecht bei Bestellung des Dekans und der Examinatoren aus. Ebenso war es von Bedeutung, den Einfluß der zahlreichen jungen Magister einzuschränken, die nach der Promotion noch ein oder zwei Jahre in der Fakultät zu lesen verpflichtet waren. Diese Magistri novelli waren daher zum Amte des Dekans nicht wählbar, sondern erst nach drei- oder vierjähriger Lehrtätigkeit. Außerdem wurde es mit Rücksicht auf die Größe der Artistenfakultät üblich, für die laufenden Geschäfte dem Dekan einen engeren Rat oder Consilium von vier bis zwölf Mitgliedern beizugeben, in denen ebenfalls nur die Magister von längerer Lehrtätigkeit wählbar waren. Doch geschieht es auch, daß alle Magister nach Beendigung des Biennums in das Consilium aufgenommen werden.

In den oberen Fakultäten waren vollberechtigte Mitglieder nur die Doktoren und die anderswo Promovierten, welche Aufnahme in die Fakultät gefunden hatten. Allerdings ruht die Lehrtätigkeit nicht ausschließlich auf den Doktoren und Magistern. Vielfach werden Baccalare und Lizentiaten zu den Vorlesungen herangezogen. Aber sie werden dadurch nicht Mitglieder der Fakultät. Andererseits ist auch die Unterscheidung der besoldeten und unbesoldeten Lehrer, der zum Halten von Vorlesungen verpflichteten oder nur berechtigten auf die Stellung in der Fakultät noch einflußlos geblieben. Beide sind in gleicher Weise Mitglieder der Fakultät. Mochten auch die unbesoldeten Doktoren vielfach nur als Anwärter auf die Stellen der besoldeten erscheinen, rechtlich stehen sie sich innerhalb der Fakultät noch gleich. Bei der geringen Anzahl von Doktoren der oberen Fakultäten lag auch zur Bildung eines besonderen Ausschusses, eines Consilium, keine Veranlassung vor. Es ist nur vereinzelt zur Bildung eines solchen gekommen.

§ 3. Lehrer und Scholaren[1])

Der Lehrkörper der Universität wird zunächst bei ihrer Begründung besonders gebildet. Die Landesobrigkeit ließ es sich hier angelegen sein, durch Berufung hervorragender Lehrkräfte und Gelehrter der neuen Stiftung eine angesehene Stellung zu verschaffen. Insbesondere erstreckte sich die Berufung nur auf solche Personen, die bereits den ihrem neuen Amte entsprechenden akademischen Grad besaßen.

[1]) Vgl. Kaufmann a. a. O. 198 ff.

Die weitere Ergänzung des Lehrkörpers ist dagegen der genossenschaftlichen Autonomie überlassen. Diese Ergänzung erfolgt durch die Erteilung der akademischen Grade, namentlich desjenigen des Doktors. Wenn vielfach auch schon Baccalaren und Lizentiaten die Befugnis zum Halten von Vorlesungen gewährt wurde, so gibt die volle Berechtigung doch nur der Doktorgrad.

Der Doktorgrad bedeutet wie der annähernd gleichwertige des Magisters, der bei den Artisten vorwiegt, die Aufnahme in die Gemeinschaft der Lehrenden zu vollem Rechte. Zunächst erhält der Scholar den Grad eines Baccalars in der Fakultät, in der er studiert hat, bisweilen ohne Prüfung und nur von seinem Lehrer unter Autorität der Fakultät. Nach weiterem Studium wird auf Grund einer erneuten Prüfung vor der Fakultät oder ihrer Prüfungskommission die Lizenz erworben. Diese bildet keinen besonderen Grad, sondern nur die Erlaubnis, sich um die Doktorwürde zu bewerben. Hier greift denn auch die Obrigkeit ein, indem der Kanzler auf Grund der Prüfung durch die genossenschaftlichen Organe die Lizenz gewährt. Wegen der erheblichen Kosten machte aber mancher von der Erlaubnis, den Doktor- oder Magistergrad zu erwerben, längere Zeit oder gar nicht Gebrauch, sondern blieb Lizentiat. Die Promotion selbst vollzieht sich, nachdem die Lizenz erteilt ist, ausschließlich durch die Fakultät und ihre Organe in besonders feierlichen Formen. Das Verhältnis der Fakultäten brachte es mit sich, daß vielfach zuerst in der Artistenfakultät der Magistergrad erworben wurde, der junge Magister dann weiter studierte, um auch in einer oder mehreren der oberen Fakultäten akademische Grade zu erwerben. Doch war der Besitz der Magisterwürde für die Promotion in den oberen Fakultäten keineswegs notwendig. Immerhin prägt sich die Regel des Studienganges schon in den Erfordernissen der einzelnen Grade aus. Baccalar der Artistenfakultät, die zum Teil das heutige Gymnasialstudium ersetzte, konnte man schon mit siebzehn Jahren nach ein- bis zweijährigem Studium werden; die höchste akademische Würde eines Doktors der Theologie setzte dagegen ein Lebensalter von dreißig Jahren voraus.

Obgleich die Privilegien von Papst und Kaiser die allgemeine Anerkennung der von einer Universität verliehenen akademischen Grade bezwecken sollten, hat sich dieser Anspruch doch nie in vollem Umfange verwirklichen lassen. Doktoren fremder Universitäten, die die Rechte der einheimischen beanspruchen, bedürfen daher einer besonderen Aufnahme. Diese wird nur gegen Zahlung der vollen Promotionsgebühr erteilt, oder der fremde Doktor erhält erst nach einigen Jahren der Lehrtätigkeit Aufnahme in den regierenden Rat. Andererseits sucht die Universität die allgemeine Anerkennung ihrer eigenen Grade dadurch zu erreichen, daß sie sich bei der Promotion eidlich geloben läßt, der Kandidat werde den gleichen Grad niemals bei einer anderen Universität nachsuchen.

Die doctores bullati, das heißt die vom Papste und später auch vom Kaiser ernannten Doktoren, wurden dagegen nur auf Grund eines besonderen

Gnadenaktes der Fakultät oder auf Grund einer besonderen Prüfung und nach Entrichtung doppelter Gebühren zugelassen.

Durch die Promotion erhält der Doktor oder Magister aber nur das Recht und nicht die Pflicht, zu lesen. Nur die jungen Magister haben vielfach die Verpflichtung, nach der Promotion noch ein bis zwei Jahre zu lesen. Das gehört gewissermaßen noch zum Studium wie die Lehrtätigkeit der Baccalare.

Die Fakultät hat nun dafür zu sorgen, daß die erforderlichen Vorlesungen gehalten werden. Dies geschieht einmal dadurch, daß sie die Graduierten zwingt, eine Zeitlang Vorlesungen zu halten, außerdem, besonders in der Fakultät der Artisten, dadurch, daß sie die Vorlesungen unter die lesenden Doktoren und andere Graduierte verteilt.

Die Fürsorge der Fakultät allein erweist sich aber immer mehr als unzureichend, zumal in den oberen Fakultäten, deren Mitglieder sich leicht durch besondere anderweite Tätigkeit dem Lehrberufe entziehen ließen. Damit ergibt sich die Notwendigkeit des Eintretens der Landesobrigkeit durch Gewährung von Besoldung an einzelne Doktoren gegen Übernahme einer bestimmten Lehrverpflichtung. Die Besoldung besteht entweder in einer bei Begründung der Universität mit ihr verbundenen geistlichen Pfründe oder wird unmittelbar auf die obrigkeitliche Kasse übernommen. Bei den Pfründen handelte es sich meist um solche, bezüglich deren der Landesobrigkeit das Patronatsrecht zustand. Doch waren dabei Streitigkeiten der verschiedensten Art, besonders mit der geistlichen Obrigkeit, welche die Stelle zu besetzen hatte, an der Tagesordnung. In Heidelberg hatte die Universität das Recht, für 12 Kanonikate der Heiligen Geist-Kirche, die der Universität inkorporiert waren, den zu Exekutoren der Stiftungsbulle von 1400 ernannten Prälaten geeignete Doktoren und Magister vorzuschlagen, ihre Bestellung und ihren Ausschluß zu fordern.

Für die aus den Mitteln der Landesobrigkeit besoldeten Lehrämter gilt unbedingt der Grundsatz, daß aus der Gewährung der Besoldung sich das Recht der Berufung ergibt. Die freie genossenschaftliche Selbstergänzung, wie sie sich durch die Promotionen vollzieht, wird für die besoldeten Lehrstellen einfach ersetzt durch die Bestellung seitens der Landesobrigkeit, wenn auch die Bekleidung des besoldeten Lehramtes die erfolgte Promotion voraussetzt. Wie aber das Beamtenverhältnis überhaupt noch keinen öffentlichrechtlichen Charakter angenommen hat, in der Ratsstube des Landesherrn allmählich die „gemieteten Doktoren" die geborenen Räte verdrängen, so ist auch die Bestellung des Universitätslehrers (conductio) privatrechtlicher Dienstvertrag zwischen ihm und der Landesobrigkeit. Das ist aber nichts anderes als der damalige Typus des Beamtenverhältnisses, der in Deutschland bis nach dem Dreißigjährigen Kriege geherrscht hat. Aus dem Mietsvertrage ergibt sich für den bestellten Doktor die Verpflichtung zur Abhaltung bestimmter Vorlesungen „secundum tenorem conductionis" und damit ein

fester Lehrauftrag, für die Obrigkeit die Verpflichtung zur Zahlung der Besoldung.

Durch das Recht der Landesobrigkeit zur Bestellung der besoldeten Doktoren wird eine vorherige Befragung der Universität keineswegs ausgeschlossen. So läßt Kaiser Friedrich der Dritte 1460 bei der theologischen Fakultät zu Wien anfragen, „quatenus cogitaret de aliquo, qui subrogari posset in locum M. Thomae de Haselbach in lectura stipendiata in facultate theologica". Und im Jahre 1482 wollte der Kaiser einem Doktor der Medizin das Lehramt nur übertragen unter der Bedingung der Zustimmung seitens der Doktoren der medizinischen Fakultät, die sich dann auch einverstanden erklärten [1]).

Diese Vorschläge oder Zustimmungen der Fakultäten stehen mit deren überkommenem Selbstergänzungsrechte in keinerlei Zusammenhang und sind überhaupt kein korporatives Recht. Insbesondere ist eine organische Fortentwicklung der freien Selbstergänzung zu einer solchen unter landesobrigkeitlicher Bestätigung und der Bestätigung zur Ernennung auf Vorschlag oder unter Zustimmung der Fakultät nirgends nachweisbar. Die freie Selbstergänzung durch die Promotion und die Bestellung der besoldeten Lehrer aus der Zahl der Promovierten durch die Landesobrigkeit stehen sich vielmehr unvermittelt gegenüber. Wenn die Äußerung der Fakultät für die Besetzung besoldeter Lehrämter erfordert wird, was übrigens keineswegs allgemein der Fall ist, so erscheint das als freie, nach keiner Richtung hin bindende Entschließung der Landesobrigkeit, wodurch diese sich des sachverständigen Gutachtens der Fakultät versichert.

Eine besondere Bezeichnung der besoldeten Lehrer ist noch nicht üblich. Insbesondere ist die eines Professors noch allgemeiner Gattungsbegriff, nicht Titel des beamteten Lehrers.

Die Studenten sind von dem verschiedensten Alter, von dem jungen fast noch dem Knabenalter angehörigen Artisten bis zu dem bereits die Magisterwürde bekleidenden Scholaren der oberen Fakultäten.

Die Scholaren, welche Ordensmitglieder sind, leben in Ordenshäusern, die nicht nur Wohnung und Kost gewähren, sondern auch durch eigene Vorlesungen für die Ausbildung ihrer Insassen sorgen. Da sie selbst einen Teil des Lernbedürfnisses befriedigen, stehen sie zu der Universität vielfach nur in einem sehr losen Verhältnisse.

Für die Universitätsglieder, die einem Orden nicht angehören, bilden die Kollegien oder Bursen den allgemeinen Aufenthalt.

Solche Bursen bestehen zunächst für die Magister, aber, da diese vielfach Scholaren der oberen Fakultäten sind, mittelbar auch für die Studenten. In den Magisterkollegien bestehen Kollegiaturen, deren Inhaber allein die Verwaltung führen und in der Pfründe gleichzeitig ihre Lehrbesoldung erhalten.

[1]) Vgl. Kaufmann a. a. O. S. 339, N. 2.

Im übrigen wird das Kollegium durch Beiträge, bursae, der Insassen unterhalten. Die Verwaltung der Burse wird durch eigene Statuten des Stifters geregelt. An der Spitze steht ein Propst, neben ihm ist die wichtigste Persönlichkeit der Verwaltung der Cerevisiarius. Bisweilen haben einige Kollegiaten von Rechts wegen Sitz im engeren Rate der Fakultät, so daß damit die engste Verbindung zwischen der Burse und der Universität hergestellt ist.

Die reinen Scholarenbursen sind entweder Stiftungen oder bloße Privatunternehmungen eines Magisters. Der Unterhalt erfolgt durch Beiträge, bursae, von verschiedener Höhe. Die Aufsicht hat in den öffentlichen Bursen ein Provisor, der zum Beispiel für die 1432 gestiftete Rosenburse zu Wien von den Superintendenten der Stiftung, Lehrern und Bürgern, aus der Zahl der Stipendiaten ernannt wird. In strenger Hausordnung gewährt die Burse Obdach und Unterhalt und sorgt durch besondere Exerzitien für die Fortbildung der Mitglieder. Die Aufsicht führt die Fakultät der Artisten. Wie jetzt die fremden Schüler eines Gymnasiums in einer Pension, so müssen die Scholaren der Artistenfakultät in einer Burse wohnen. Befreit von diesem Bursenzwange sind nur die Reichen, die mit Bedienung kommen und eine eigene Wohnung beziehen, und die Armen, die nicht einmal die Beiträge der schlechtesten Burse aufbringen können und deshalb genötigt sind, als famuli in Dienst zu treten. In den oberen Fakultäten findet sich dagegen der Bursenzwang nur vereinzelt, so 1496 zu Leipzig.

Wie an den fremden Universitäten erscheint auch in Deutschland als Aufgabe der Universität nicht die selbständige wissenschaftliche Forschung und der Vortrag ihrer Ergebnisse, sondern die Überlieferung des überkommenen Wissensstoffes. So bilden in der theologischen Fakultät die Schriften der Kirchenväter, in der juristischen Corpus juris civilis und canonici und Libri feudorum, in der medizinischen Hippokrates und Galenus und in der philosophischen Aristoteles und andere Klassiker die stetig wiederkehrenden Gegenstände der Vorlesungen.

Anfangs bestehen Jahreskurse von Herbst zu Herbst mit Festtags- und Hundstagsferien, so daß das Lehrjahr etwa acht Monate umfaßt. Im fünfzehnten Jahrhundert greift die Semestereinteilung Platz.

Die Lehrgegenstände sind dreierlei Art. In erster Linie stehen die Vorlesungen, für welche Zeitraum und Methode vorgeschrieben sind. Unter diesen sind am wichtigsten diejenigen über ordentliche Bücher, die man zum Erwerbe der akademischen Grade gehört haben muß, und die daher zu bevorzugten Stunden und niemals während der Ferien gehalten werden. Alle anderen Vorlesungen gelten als außerordentliche, sie können auch während der Ferien stattfinden. Die zweite Lehrform bilden Übungen und Repetitionen, welche zum Teil schon übergehen in die dritte, die Disputationen. Unter letzteren ist von besonderer Wichtigkeit die regelmäßige Disputatio ordinaria der Magistri artium.

Grundsätzlich sind die Vorlesungen entgeltliche und werden nur gegen Honorar erlaßbar. Nur für Arme ist das Honorar erlaßbar. In Leipzig sorgt sogar schon eine besondere Kommission von Taxatoren, bestehend aus vier Magistern und dem Dekane, für Einziehung und Erlaß. Nur bei den Artisten ist aber schließlich das Honorarwesen vorherrschend geblieben. Sobald ein Lehrer Besoldung erhielt, lag in dieser das Entgelt für freie Vorlesungen, die damit für die Zuhörer zu unentgeltlichen werden [1]). Der öffentlich bestellte Lehrer liest nur öffentlich. Dies ist deshalb gleichbedeutend mit unentgeltlich. Der Gedanke, daß jemand für seine Lehrtätigkeit zwiefach, durch Gehalt und Honorar, bezahlt werde, ist dem Mittelalter stets fremd geblieben. Da nun aber das besoldete Lehramt in den oberen Fakultäten vorwiegt, bei den Artisten nur selten ist, hat sich auch bei den letzteren das Honorar länger erhalten. Schon zeigen sich aber Ansätze, daß der öffentliche Lehrer neben seiner amtlichen Lehrtätigkeit privatim eine solche entwickeln und dafür wieder Bezahlung von seinen Schülern nehmen darf. So bestimmen die Wittenberger Statuten von 1508 für die Theologen: „Poterit etiam privatim quis profiteri, sine tamen ordinariarum lectionum praejuditio."

Alle Genossen der Universität im weitesten Sinne bis zu den Dienern des Einzelnen stehen unter der besonderen akademischen Gerichtsbarkeit [2]). Am folgerichtigsten wird diese begründet in Prag, indem 1392 König Wenzel von jeder weltlichen, 1397 der Papst von jeder geistlichen Gerichtsbarkeit eximiert und damit die Grundlage für die besondere akademische Gerichtsbarkeit geschaffen wird. So richtig verfuhr man nicht überall. Trotzdem entsteht allgemein die akademische Gerichtsbarkeit mit der Universität selbst, ohne daß die Exemtion von jeder anderen Gerichtsbarkeit ausdrücklich ausgesprochen worden wäre. Nur hielt man mit Rücksicht auf die Grundsätze des kanonischen Rechtes wenigstens meist daran fest, daß der Rektor, der die Gerichtsbarkeit auch über die geistlichen Universitätsglieder auszuüben hatte, geistlichen Standes sein mußte. Doch als eine unverbrüchliche Notwendigkeit galt dies keineswegs. Für Wien erteilte 1420 der Papst selbst das Recht, daß der Rektor mit den vier Dekanen Exkommunikation, Degradation und andere geistliche Strafen aussprechen und von ihnen lösen könne, auch wenn er nicht Geistlicher sei und nur die niederen Weihen empfangen habe. Wenigstens mußte aber der Rektor unverheiratet sein.

Die Gerichtsbarkeit übt der Rektor entweder allein oder in größeren Sachen unter Zuziehung von Beisitzern, als welche die Vorsteher der Nationen, die Dekane oder der Senat dienen. Die Berufung geht an die Universität selbst.

[1]) Vgl. Horn, Kolleg und Honorar, München 1897, S. 1 ff.
[2]) Vgl. Stein, Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, S. 57 ff.

§ 4. Das Verhältnis zur geistlichen und weltlichen Gewalt[1])

Jede Erörterung des Rechtsverhältnisses verschiedener Faktoren zueinander nach der Auffassung des Mittelalters ist mit besonderer Schwierigkeit verknüpft, weil wir dabei immer die der Gegenwart eigentümliche, in Jahrhunderte langer romanistischer Schulung erworbene scharfe Präzision der Rechtsbegriffe und eine feste Grenze der verschiedenen Willenssphären zugrunde legen. Das ist aber dem Mittelalter vollkommen fremd. Da die Rechtsentwicklung fast ausschließlich eine solche durch Gewohnheitsrecht ist, eine ausgebildete Rechtswissenschaft fehlt, so sind die Dinge im beständigen Flusse begriffen, Recht und Tatsache oft kaum zu scheiden. Nur wenn man einen modernen Standpunkt unterschiebt, kann man ernsthaft die Frage erörtern, ob die mittelalterlichen Universitäten Deutschlands geistliche oder klerikale Anstalten oder staatliche Einrichtungen oder freie Genossenschaften waren. Sie trugen eben von alledem etwas an sich; die drei Eigenschaften, für die Auffassung der Gegenwart einander ausschließend, lagen noch miteinander im Gemenge und vertrugen sich, da die Scheidung erst einer viel späteren Zeit angehört.

Daß die Kirche, die das ganze Leben des Mittelalters nicht nur geistig, sondern auch mit Rechtsinstitutionen durchdringt, daß die Kirche als ursprünglich einzige Pflegerin von Unterricht und Wissenschaft und aller höheren geistigen Kultur auch auf die Universitäten einen schwerwiegenden Einfluß ausüben muß, ist unverkennbar. Aber der geistliche Anstrich der Universitäten beruht doch vorwiegend auf der Beteiligung von Geistlichen am Universitätsleben als Lehrer, Schüler oder Aufsichtsbeamte. Daß die Universität eine kirchliche Einrichtung im Sinne eines Bistums, eines Ordens, eines Klosters, gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Wie die Stiftung kein kirchlicher Akt ist, aber sich unter Mitwirkung der Kirche vollzieht, so ist auch die Universität eine selbständige Veranstaltung, gleichwohl aber nicht unabhängig von der Kirche, weil es überhaupt nichts gibt, das sich dem kirchlichen Einflusse entziehen könnte.

Die engste Verbindung mit der Kirche wurde aber von Anfang an dadurch hergestellt, daß die Universität ohne eine Besoldung der Lehrer wenigstens in den oberen Fakultäten nicht bestehen konnte, und man bei der Schwäche der weltlichen Obrigkeit auf die — in reichem Maße gewährte — Hilfe der Kirche angewiesen war. Die Besoldung der Lehrer durch kirchliche Pfründen machte nicht nur die Mitwirkung der Kirche bei der Stiftung unentbehrlich, sondern gab auch dem Lehrkörper zum großen Teile den Charakter einer Vereinigung von Pfründeninhabern und damit den äußeren klerikalen Anstrich. Bei einzelnen Universitäten, die vorzugsweise auf kirchliche Pfründen angewiesen waren, mußte sich damit auch eine starke Abhängigkeit der Universität selbst vom Papste nach Pariser Vorbild entwickeln.

[1]) Vgl. Kaufmann a. a. O. S. 80, 419 ff.

Endlich suchen die Universitäten für ihre mannigfach angefochtenen Privilegien den Schutz der geistlichen Gerichtsbarkeit zu gewinnen. Es ist aber wiederum charakteristisch, daß die Universitäten diesen Schutz nicht etwa von Rechts wegen genießen. Vielmehr nehmen sich die Universitäten mit besonderer Erlaubnis der Landesobrigkeit hohe Geistliche, zum Beispiel in Leipzig und Greifswald den Bischof der Diözese, als Konservatoren der Privilegien an. Die Konservatoren erhalten dadurch keineswegs eine oberste Gerichtsbarkeit über die Universität und ihre Angehörigen, sondern die Befugnis, jeden, der die Privilegien verletzt, vor ihr geistliches Gericht zu ziehen, und diese Befugnis beruht nicht auf dem Charakter der Universität als einer kirchlichen Anstalt, sondern auf einem besonderen Rechtstitel.

Wie sehr hiernach die ganze Universitätsverfassung mit geistlichen Elementen durchsetzt ist, wie sehr das äußere Bild nach manchen Richtungen einen klerikalen Anblick gewährt, die Universität selbst ist kein Bestandteil des kirchlichen Organismus. Gleichwohl bildet sie auch keine rein weltliche Einrichtung. Diese Vermengung von Elementen, die sich nach der Auffassung der Gegenwart ausschließen, ist aber eben dem Mittelalter eigentümlich.

Wenn man andererseits von den deutschen Universitäten des Mittelalters als Staatsanstalten gesprochen hat, so steht dem schon die Tatsache entgegen, daß es einen Staat im modernen Sinne für Deutschland überhaupt nicht gab. Die universale weltliche Gewalt des Kaisertums war schon seit dem Sturze der Hohenstaufen in tiefem Verfalle begriffen. Für die Universitäten hat sie nichts anderes getan, als bei der Stiftung Privilegien verliehen, die überflüssig waren, wie dies schon die Tatsache beweist, daß die ältesten Privilegien erst aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammen (Freiburg 1456). Das Kaisertum kommt also für die Universitäten als weltliche Staatsgewalt kaum in Betracht. Die Territorien waren aber noch keine Staaten, sondern bildeten die lockere Zusammenfassung von Herrschaften und Genossenschaften unter einer oberen Gewalt, die wieder vom Kaisertume abhängig war. Diese von einer Staatsgewalt himmelweit verschiedene Landesobrigkeit hat nun allerdings zu den Universitäten in einem bestimmten Rechtsverhältnisse gestanden und über sie gewisse Befugnisse ausgeübt.

Die Universitäten waren zunächst Stiftungen der Landesobrigkeiten, die damit ein gutes Werk zu tun vermeinten. Daraus ergab sich aber für die Universität ebensowenig der fortwirkende Rechtscharakter als Anstalt der Landesobrigkeit wie etwa für ein von Landesherren gestiftetes Kloster. Beide Stiftungen tragen ihre rechtliche Natur, unabhängig vom Stiftungsakte, in sich selbst. Wohl aber ergibt sich bei beiden ein erheblicher Einfluß des Stifters auf die Stiftung, der rechtliche Gestalt gewinnt und damit die Universität nach bestimmten Richtungen in rechtliche Abhängigkeit von der Landesobrigkeit versetzt.

Mißstände der Stiftung kann zunächst der Stifter oder sein Rechtsnachfolger beseitigen. Der Landesherr erläßt daher selbst Statuten und

macht Änderungen von seiner Zustimmung abhängig. Beim Verfalle der Universität ergehen förmliche Reformationen, so 1452 zu Heidelberg, die nicht nur die augenblicklichen Übelstände beseitigen, sondern tief in das innere Leben der Universität, Verfassung und Lehrgang eingreifen. Andererseits hat doch auch die Universität wie jede Fakultät das Recht der autonomen Satzung. Eine feste Rechtsschranke bestand hier nach keiner Richtung. Während die Universität über Eingriffe in ihre Autonomie klagt, beruft sich der Landesherr darauf, daß es sich um „sein Studium" handle. Herrschte das allgemeine Gefühl, daß der Landesherr mit einer Maßregel das Richtige getroffen habe, so verstummte auch wohl jeder Widerspruch.

Vereinzelt werden ferner besondere obrigkeitliche Aufsichtsorgane eingesetzt. In Wien ist es seit 1405 der Superintendent zur Verwaltung der aus landesherrlichen Kassen für Besoldungszwecke angewiesenen Gelder, der allmählich auch ein Recht der Aufsicht über die Universität gewinnt. Daneben üben vom Herzoge bestellte rechtliche Konservatoren, wie der Landmarschall von Österreich, einen ähnlichen Einfluß. Die städtischen Universitäten stehen unter besonderen Ausschüssen, den Provisoren in Köln, den Deputaten in Basel, die nicht nur die Stadt der Universität gegenüber vertreten, sondern auch bei Mißbräuchen eingreifen.

Dasjenige Organ aber, das, obgleich außerhalb der Genossenschaft stehend, doch zur dauernden Mitwirkung bei der Erfüllung ihrer Aufgaben in einer der Universität übergeordneten Stellung berufen war, bildet der Kanzler. Dieser war in Frankreich und England das zur Beaufsichtigung der Universität berufene Mitglied des Domkapitels. In seinem Amte kommt der Charakter der Universität als einer kirchlichen, in die gewöhnliche Kirchenverfassung organisch eingefügten Gemeinschaft zum Ausdrucke. Zur Selbständigkeit konnte die Universität nur gelangen, indem sie entweder nur in Frankreich die Obergewalt des Kanzlers abstieß oder wie in England den Kanzler zu einem Mitgliede der Genossenschaft herabzog. Von einem Kanzleramte in diesem Sinne konnte in Deutschland nicht die Rede sein, weil die Universität des rein kirchlichen Charakters entbehrte. Wenn gleichwohl das Kanzleramt allgemein übernommen wurde, so mußte es auf deutschem Boden zu etwas anderem werden.

Bei der Begründung der Universität wird auch ihr Kanzler bestellt. Es ist das regelmäßig der Erzbischof oder Bischof, in dessen Diözese die Universität belegen ist. Ein Bischof konnte daher auch Kanzler mehrerer Universitäten sein, so der von Basel für Basel und Freiburg. Aber auch andere hohe Geistliche nehmen das Kanzleramt ein. Für Heidelberg und Köln ist es der Dompropst der Diözese, für Mainz der Propst der Liebfrauenkirche, für Wien der Propst von Allerheiligen, für Wittenberg der Präzeptor der Antonierherren zu Lichtenburg. In Würzburg fällt dem Bischofe, der als Landesobrigkeit die Universität gestiftet hat, gleichzeitig das Kanzleramt zu. Eine volle Umkehrung der natürlichen Verhältnisse, die nur bei der lockeren

mittelalterlichen Staatsverbindung möglich war, bildet es, wenn in Erfurt und Trier die Stadt als untergeordnete Landesobrigkeit Stifterin und Patronin der Universität ist, der eigene Landesherr aber, der Erzbischof von Mainz, beziehungsweise Trier das Kanzleramt versieht. In Tübingen endlich ist der Kanzler ein Mitglied der Universität und eines der Universität inkorporierten Stifte.

Muß hiernach der Kanzler durchweg ein Geistlicher sein, so ist doch sein Amt keineswegs ein kirchliches. Es ergibt sich das schon aus der Tatsache, daß das Kanzleramt bei den einzelnen Universitäten in sehr verschiedener Weise besetzt wird, nicht etwa ein bestimmtes geistliches Amt wie das des Bischofs oder des Dompropstes die Befugnisse des Kanzlers mit Notwendigkeit in sich trägt. Der Grund der verschiedenartigen Besetzung liegt aber einfach in den besonderen Bestimmungen der Stiftungsbriefe und Privilegien. Nun sind die päpstlichen Privilegien, auch wenn sie die Bestellung des Kanzlers enthalten, keineswegs der die Universität begründende Rechtsakt. Abgesehen davon enthalten sie aber nicht einmal durchweg die Bezeichnung des Kanzlers. So sind zum Beispiel die Kanzler für Wien 1365 und für Ingolstadt 1472 einfach vom Landesherrn bestellt worden. Das Kanzleramt kann hiernach kein von der Kirche abgeleitetes sein. Vom Kaiser übertragen ist es schon deshalb nicht, weil die älteren Universitäten gar keine kaiserlichen Privilegien erhalten haben, und obgleich Kaiser Friedrich der Dritte das Recht beanspruchte, allein eine Fakultät des römischen Rechts errichten zu dürfen, nahm er doch die Befugnis zur Ernennung des Kanzlers nicht für sich in Anspruch. Das Amt des Kanzlers ist daher weder ein kirchliches noch ein kaiserliches, sondern ein von der Landesobrigkeit übertragenes. Hohe Geistliche wählt man nur, weil sie für das Amt besonders geeignet erschienen. König Wratislaus begründet bei der beabsichtigten Stiftung der Universität Breslau die Bestellung des Bischofs zum Kanzler geradezu damit, daß er der erste unter den Großen des schlesischen Landes sei. Immerhin trug die Bestellung hoher Geistlicher zu Kanzlern dazu bei, der Universität jenen geistlichen Anstrich zu geben, der dazu verleitet, sie für kirchliche Veranstaltungen zu halten.

Die wichtigste Aufgabe des Kanzlers besteht in der Erteilung der Lizenz. Er vermag akademische Grade nicht selbst zu verleihen; dies darf nur die Fakultät nach vorangegangener Prüfung. Aber der höchste akademische Grad des Doktors kann von der Fakultät nur gewährt werden auf Grund der Erlaubnis, der Lizenz des Kanzlers. Da nun das Kanzleramt weder päpstlich noch kaiserlich ist, so beruhen auch die Promotionen nicht auf päpstlicher oder kaiserlicher Erlaubnis, obgleich man die Privilegien der universalen Gewalten gerade wegen der allgemeinen Anerkennung der akademischen Grade nachsuchte. Soweit bei den Promotionen überhaupt ein außerhalb der Universität stehender Faktor mitzuwirken berufen ist, erscheint als solche die Landesobrigkeit durch ihr Organ, den Kanzler.

Schon in der Erteilung der Lizenz lagen gewisse Befugnisse der Überwachung des Studiums und der Prüfungen, da der Kanzler die Lizenz nur gewähren konnte, wenn er sich von der Erfüllung der Voraussetzungen für den Erwerb der akademischen Grade überzeugt hatte. Vielfach werden dem Kanzler aber auch noch weitere Aufsichtsbefugnisse besonders übertragen. So hat er in Wien nach dem Stiftungsbriefe von 1365 Anteil an der akademischen Gerichtsbarkeit und den Stichentscheid bei Stimmengleichheit in der Rektorwahl, falls der bisherige Rektor nicht mitstimmen konnte. In Rostock und Greifswald wirkt er schon bei der Einrichtung der Universität mit, und in Frankfurt bestätigt er die Statuten.

Im allgemeinen hatte der Kanzler als hoher Prälat mehr Einfluß als Rechte. Selbst in der Ausübung des ihm allgemein zustehenden Rechtes der Lizenzerteilung ließ er sich bisweilen durch einen Lehrer der Universität vertreten. Die Universität Rostock erwarb 1427 gar das Privileg, daß, wenn der Kanzler ohne triftigen Grund die Lizenz verweigere, der Rektor zusammen mit einigen Doktoren sie erteilen solle.

Der Einfluß des Kanzlers wurde dadurch verstärkt, daß er häufig gleichzeitig Konservator der Privilegien der Universität war. Diese Stellung ruhte aber selbstverständlich auf einem wesentlich anderen Rechtsgrunde als das Kanzleramt.

War hiernach der Kanzler ein außerhalb der Universität stehendes Organ der Aufsicht, so kann man seine Stellung doch keineswegs mit der eines Kurators vergleichen. Allerdings ist der wesentliche Rechtsgrund seines Amtes der Wille der Landesobrigkeit. Diese Tatsache wird aber einmal verdunkelt durch die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, auf die sich zum Beispiel der Bischof von Lebus bei Bestätigung der Statuten der Universität Frankfurt geradezu beruft. Außerdem läßt die hohe Stellung, in der sich der Kanzler gewöhnlich anderweit befindet, zumal die eines Bischofs oder Reichsfürsten, ihn nicht als Organ der Landesobrigkeit erscheinen. So konnte es geschehen, daß ein Bischof und Landesherr Kanzler der von einer Stadt seines eigenen Landes begründeten Universität wurde. Jedenfalls fehlt dem Kanzler das Bewußtsein der fortdauernden Abhängigkeit von der Landesobrigkeit, er übt seine Befugnisse kraft eigenen Rechts.

Der Umfang der Autonomie der Universität ist hiernach keineswegs rechtlich fest umgrenzt. Er läßt sich nur negativ dahin bestimmen, daß die Autonomie sich soweit erstreckt, als nicht Befugnisse der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit entgegenstehen. Da diese aber nach Rechtsgrund und Umfang nicht fest bestimmt sind, Recht und Tatsache sich mannigfach verwischen, so ist auch das Recht der Universität gegenüber anderen Gewalten vielfach schwankend und zweifelhaft. Über die grundsätzliche Abgrenzung der Befugnisse herrscht mancher Zweifel, und in letzter Linie wird die Rechtsfrage immer zur Machtfrage. Wie groß die Selbständigkeit der Universitäten hiernach sein mochte, so waren es doch keineswegs günstige Aussichten, unter denen sie in der Periode der Umbildung von Staat und Gesellschaft des Mittelalters in die neue Zeit eintraten.

Und dennoch!

1

Kühl und bedachtsam heißt es zu reden, wo Schreien verständliches Mittel innerer Befreiung und vielleicht Pflicht wäre. Durch Ungeheuerlichkeiten sind wir so abgestumpft, daß die feine Nadel des Gefühls kaum mehr eine Erschütterung anzeigt, wenn schwerstes Beben die Welt sich in Krämpfen winden läßt.

Alles scheint verloren. Ein unerfüllbarer Friede ist unterzeichnet, der unseren Gegnern gestattet, bei Nichteinlösung einer Forderung, ja wenn nur die Laune sie prickelt, Deutschland den Hals abzuschnüren. Wir haben nicht Recht mehr noch Ehre noch Freiheit, kaum die Luft zum Atmen blieb uns. Zwei Generationen Deutscher müssen als Heloten den Siegern fronen — in der stumpfen Gewißheit, unmögliche Forderungen auch mit ihrem Blutschweiß nicht erfüllen zu können.

In der schwersten Not fehlen uns die Führer. Wir haben keine Politik, weder innen noch nach außen, denn wir haben keine Regierung. In den leitenden Stellen sitzen Männer, die nicht ihre Begabung, sondern die Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien zum Amte berief. Sie regieren nicht. Mangelnde Sachkenntnis gibt sie in die Hände ihrer Beamten, deren passive Resistenz die einzig positive Regierungsarbeit ist. Tönende Programme und bewährte Phrasen sollen der Galerie eine verantwortungsvolle Arbeit vortäuschen; hohe Gehälter erhalten und verstärken den eignen Glauben an die innere Berufung und die Notwendigkeit der hohen Pflichterfüllung. Der Widersinn des Parlamentarismus ist allen klar — außer den Parlamentariern. Die heute Regierenden finden schon deshalb nicht die Kraft zur Tat, weil der Glaube an sich selbst und die innere Berufung sie nicht trägt. Die Krätze des Schiebertums, deren häßliche Flecken eine Zeitlang noch schamhaft verborgen wurden, gedeiht als offiziell anerkannte Einrichtung trotz allen Mitteln und Mittelchen in üppigster Form. In ihrem Heerbann Korruption bedenklichster Art bis in hohe Schichten, widerlichstes Genußleben und vulgäre Plattheit der Lebensauffassung. Persönliche Integrität — ein albernes Vorurteil, Treu und Glauben — Requisite aus deutschen Märchen! In Schanden ergraute Betrüger sind entrüstet über die Verallgemeinerung ihrer Handwerksgebräuche. Das Rückenmark des Staates ist von Fäulnis bedroht, kein Retter zeigt sich. Alles scheint verloren.

2

Alles *scheint* verloren. Und bleiben doch Möglichkeiten genug! Das Weltbild ist im Fließen. Prophezeien ist üble Stammtischgewohnheit, laienhafte Rezepte für eine Außenpolitik anzupreisen Quacksalberei. Hier sei ein Querschnitt gelegt durch die Sorgen und Hoffnungen urteilsfähiger sachlicher Männer.

Kühl und bedachtsam heißt es zu denken. Setzen wir als festen Faktor in unsere Weltanschauung ein, daß Gerechtigkeit, Anstand, Menschenliebe, Mitleid, Verständigung, Ritterlichkeit Begriffe sind, hinter denen zurzeit kein Inhalt steht, mit deren spielender Handhabung ein geschickter Jongleur stets einen Publikumserfolg erzielen wird, und deren Anwendung ohne den Willen, ihre Verpflichtung anzuerkennen, gute Geschäfte verbürgt. Alle Freude, jeder Glaube, jeder Glanz und alle Farbe, jede Hoffnung schwindet vor so schaurigem Weltbild. Man mag bedauern, daß mit dieser Erkenntnis nicht der Atem stockt und das arme Herz zerbricht. Aber solange deutsche Kinder ihr Recht ans Dasein noch zu fordern haben, gebietet die Pflicht, weiter zu leben, also zu arbeiten, ja zu wirken. Man wird durch solche Erkenntnis innerlich verarmen, aber ihr Lohn heißt Ertüchtigung für die zu lösenden Fragen.

Unsere Aufgabe ist sicherlich augenblicklich damit erschöpft, allen guten Willen daran zu geben, unsern Verpflichtungen nachzukommen. Wer mir das Messer an die Gurgel setzt, mit dem kann ich mich nicht unterhalten, ob er nicht bei Witterungsumschlag vielleicht einmal ein anderes Geschäft mit mir bei leicht veränderten Umgangsformen haben wird. Allein wir müssen uns bereit machen für das, was kommt.

3

Die christliche Weltanschauung hat uns durch den Zusammenbruch nicht getragen, weil gelebtes Christentum bislang nur Privatsache von wenigen Auserwählten war. Aus der elementaren Sehnsucht nach einer Weltanschauung wurden viele edle Geister Sozialisten, weil sie dort ein geschlossenes Weltbild voll starken Ethos zu spüren meinten. Inzwischen deutet der moralische Bankerott zahlreicher Sozialdemokraten auf das moralische Versagen des Sozialismus als Idee. Gegen Schiebertum und gewinnbringende Verbindung mit Schiebern macht er jedenfalls nicht immun. Der Radikalismus hat sittlich und kulturell, ja intellektuell versagt, als er die gewonnene Herrschaft zu persönlichem und Parteivorteil benutzte, gegebene Verhältnisse in doktrinärer Verbohrtheit ins Prokrustesbett kahler Theorien pressen wollte und sich neuen Schlagworten ebenso mit blinder Inbrunst hingab, wie er an alten zersetzende Kritik geübt hatte.

Millionen Deutscher sind des widerlichen inneren Haders müde, sie künden der Verbindung von Dilettanten aus einer Zufallsmehrheit die Gefolgschaft.

Millionen sind innerlich bereit, einem Diktator zu folgen, der mit fester Hand eine sachliche Regierung der Arbeit und Ordnung aufrichten würde, ohne jede Parteifärbung. Es geht nicht um Monarchie oder Republik, um Demokratie oder Freiheit, es geht um Deutschlands Leben. Die Diktatur dürfte nie Zweck, sondern nur Mittel sein. Dem deutschen Arbeiter soll kein Recht genommen werden, das er sich — nicht durch die Revolution — sondern dadurch erwarb, daß er für seine Heimat zu kämpfen und zu sterben wußte. Es dürfte keine Diktatur von rechts oder von links sein, sondern eine Diktatur der Liebe zu Deutschland.

Eine große Idee voll transzendentaler Kraft, tiefer Menschenliebe und größter Gerechtigkeit und Sauberkeit wird sofort Millionen von Anhängern finden. Ein Schrei nach einer neuen Weltanschauung dringt aus den Kehlen der Ehrlichen und zittert als dumpfes Echo selbst in den Seelen der Befleckten nach. Mit ihr kommt die Gesundung. Das Faule und Kranke verschwindet, das Ehrliche, Starke kommt wieder zur Geltung.

Denn davon ist noch genug vorhanden. Wir sprechen immer von denen, die von allen Zeitkrankheiten angesteckt wurden, nie von denen, die gesund blieben. Ein Volk in Not wird stets moralisch sinken, der Hunger ist der auslösende Hebel aller schlechten Instinkte. Vielleicht war nur das Tempo bei uns bedenklich. Aber daß nicht alle korrumpiert sind, daß Zahllose in Verführung und Entbehrung ihre Seele und ihre Weste sauber hielten, beweist, daß der Kern des deutschen Volkes die schwerste Probe bestanden hat. Das Negative kann vieles bedeuten, entscheiden nur das Positive.

Die Besten, die Saubersten allein sollen regieren. Nur der entfaltet seine Kräfte ganz, der allein der Sache dient, ohne die Fehlerquellen persönlichen Eigennutzes. Unser heutiges System macht eine solche Auslese unmöglich. Wir glauben nicht an den Parlamentarismus, nicht an Demokratie — Schlagworte von vorgestern. Die deutsche Demokratie ist das Gegenteil wahrer Freiheit, denn sie macht die Besetzung der leitenden Stelien von der Gesinnung, nicht von der Tüchtigkeit abhängig. Solange nicht ein begabter Fachmann, dessen politische Überzeugung sich mit der des unaufgeklärten Despotismus deckt, ein Mensch voll produktiver Ideen, dem als einzig mögliche politische Form der Terror der Auserwählten erscheint, wegen ihrer Begabung und ihrer Ideen an führende Plätze kommen, schwatze man nicht mehr von „der freien Bahn für den Tüchtigen".

Den Weg dazu sehen wir in der Kammer der Arbeit, die allein die Diktatur ablösen darf, zu der jeder Werte schaffende Beruf seine besten Vertreter entsendet. Aus der ruhigen Abwägung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten, nicht Interessen der einzelnen Stände, ergibt sich automatisch eine feste Politik. Der Kampf wird entgiftet, denn dann werden Arbeiter durch Arbeiter, Landwirte, Kaufleute, Industrielle, Handwerker, die gelehrten Berufe usw. durch ihre fähigsten Berufsgenossen vertreten sein, und sachliche Menschen, die wissen, was sie wollen, aus ihrer Arbeit her, verhandeln miteinander,

unbeschränkt durch irgendwelche Parteidoktrinen. Dann würden endlich die jungen und lebendigen Köpfe zu entscheidender Geltung kommen, die jetzt in der Verzweiflung ihrer ungenutzten Kraft verbittert beiseite stehen. Die Parteibonzen werden dann freilich stellenlos, die Berufspolitiker auch. Aber wir wollen ihnen gern die Arbeitslosenunterstützung lebenslänglich gewähren. Das wird uns immer noch billiger als ihr Amtieren in Regierungsstellen.

Man wende nicht ein, daß die jetzigen Politiker eine verzweifelte Situation vorgefunden, Schlimmstes verhütet und unter den „gegebenen Verhältnissen" das Mögliche geleistet hätten. Es gibt keine gegebenen Verhältnisse. Nur die starken Persönlichkeiten bestimmen die Entwicklung, und nur der Mensch ist der Erlöser der Welt. Wer eine unmögliche Lage nicht zum Besten der Gesamtheit meistert und sie ins Produktive umbiegt, der ist fehl am Ort. Von den jetzt Regierenden gefällt sich eine überwiegende Mehrzahl darin, unsere Heerführer zu schmähen, da der Endsieg nicht mit ihnen war. Gewiß entscheidet im Kriege der Erfolg — in unserer augenblicklichen Lage noch viel mehr. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Wir wollen sie nicht mehr, wir wollen die Tüchtigsten — ob sie Unabhängige, Deutschnationale, Zentrumsmänner, Mehrheitssozialisten oder meinetwegen selbst Demokraten sind. Denn in der sachlichen Arbeit bleibt das Parteikleid bald unbeachtet am Boden liegen.

4

Vernunft und Unsinn sind in ihrer höchsten Steigerung Geschwister wie Ernst und Blague, und Verzweiflung muß oft als Hoffnung sich vermummen. Wir sind so stumpf geworden, daß wir als unabänderlich hinnehmen, was wohl zu heilen ist. Es heißt nur tapfer sein und zu Ende denken, mag es auch noch so sehr schmerzen. Wir brauchen neue Arten des Denkens, eine neue Form der Einstellung unseres psychischen Menschen auf die Probleme, in die uns die Zeit hineinzwang. Was sich als hohl und morsch erwiesen, muß hinweg. So unsere heutige Regierungsform, so die politischen Parteien, an deren Kämpfen tatsächlich nur der Freund oratorischer Leistungen, und auch der höchst selten, Freude hat. Die überwiegende Zahl des deutschen Volkes steht den Parteikämpfen ohne Verständnis und bar jeden Interesses gegenüber. Wir dürfen uns den Luxus der Selbstzerfleischung unter gar keinen Umständen mehr gestatten.

Es gilt, den Generalnenner für alle Auseinanderstrebenden zu finden, das Einende, das Grundelement. Der Internationalismus hat noch stärker Bankerott erlitten als der Nationalismus. Aber beides sind überwundene Formen. Uns hilft zurzeit nur ein Menschheitsideal, das uns verpflichtet, Deutsche zu sein.

5

Wir sind verachtet im Rate der Völker. Nicht weil wir den Krieg geführt, nicht weil wir ihn verloren haben, sondern weil wir uns selbst aufgeben ohne Halt und ohne Würde. Fremde von Rang und Urteil aus neutralen wie aus feindlichen Ländern haben es mir wieder und wieder bestätigt. Die Selbstbesudelung, die wir in der Presse, in den Parlamenten, dem Untersuchungsausschuß treiben, sie raubt uns den letzten Rest von Achtung, den man einem Volk von der Leistung des deutschen zollte.

Den achtet niemand, der sich selbst nicht achtet. Es ist unausbleiblich, daß Geringschätzung denen gegenüber Platz greift, die urteilslos die faustdicken Lügen, die unsere Feinde aus taktischen Gründen über uns verbreiteten, hinnehmen, Verachtung derer Teil wird, die sie in Würdelosigkeit, die sie Objektivität nennen, oder um sich gut Wetter zu machen, unterstreichen und noch vergröbern. Es gibt auch gutartige, aber höchst schädliche Narren, die glauben, eine angebliche Überlegenheit deutscher Kultur dadurch beweisen zu sollen, daß sie den gemeinsten Beschimpfungen durch unsere Feinde ein Werben um Liebe entgegensetzen. In der guten Gesellschaft pflegt man zu warten, wie man angesprochen wird, und Höflichkeit durch Höflichkeit zu erwidern, pöbelhaftes Benehmen durch kühle Ruhe und eisige Zurückhaltung wirkungslos zu machen. Wer mir ins Gesicht speit, den überzeuge ich nicht von meiner Überlegenheit, daß ich „objektiv" bleibe oder gar mich selbst beschuldige, noch mehr Strafe verdient zu haben. Im Feindeslager glaubt kein führender Geist an unsere „Schuld", und jeder belächelt und verachtet den Flachkopf, der auf solchen Leim für Gimpel kroch und das Mittel mit der Sache verwechselt.

Objektivität zu üben, ist jetzt Sache der Sieger. Bitte nach Ihnen, meine Herren!

Vielleicht sind solche schmachvollen Äußerungen bedingt als Gegenpole zu der Hypertrophie des deutschen Nationalgefühls, das alles Fremde mißverstehend gering achtete und als überheblicher Oberlehrer auftrat.

6

Es gilt, die Mitte zu finden zwischen diesen beiden Polen: der Überheblichkeit und der Würde- und Schamlosigkeit.

Um den Aufgaben, die unser warten, gerecht werden zu können, bedarf es der Selbstbesinnung und der Einkehr zu den Quellen, aus dem unser Eigenstes strömt, der Erkenntnis von dem Gesetz unseres Wesens. Wie wir uns drehen und wenden: wir bleiben Deutsche. Keinem andern kann ich etwas leisten, wenn ich selbst meiner nicht sicher bin.

Es geht jetzt um mehr, um Höheres, als staatliches Sein, es geht um den deutschen Geist. Es gibt ein Deutschland, das eine Identifizierung mit den lauten Gebärden des wilhelminischen Deutschlands höflich ablehnte. Dieses

Deutschland verbittet sich energisch auch die Gleichsetzung mit dem offiziellen Deutschland unserer Tage. Aber ob es das Deutschland der Hohenzollern oder Erzbergers ist: es bleibt mein Vaterland. Mit der verbissenen Entschlossenheit heiliger Liebe halten wir an ihm fest. Der Welt die Überzeugung aufzuzwingen, daß hier das echte Deutschland ist, ist unser Ziel: ein Deutschland, trächtig mit den höchsten Ideen der Menschheit, tüchtig in den Geisteswissenschaften wie in der Technik, reich an allen Künsten, unerschöpflich in Güte und Feinheit des Herzens, voll heiliger Sehnsucht nach dem Metaphysischen und gegründet in der Erde, arbeitsam, sachlich, ehrlich, einfach und von allen Geheimnissen schwer, mit bereitwilliger Freude fremde Vorzüge würdigend, getragen von ruhigem, selbstverständlichem Stolz!

7

Als ich vor einem Jahr die Leitung der „Deutschen Rundschau" in verworrenster Zeit übernahm, glaubte ich, die Freunde stärken und die Feinde überzeugen zu können allein durch die sachliche Macht der Zeugnisse von deutschem Geist und deutscher Kultur. Jeder Polemik meinte ich entraten zu sollen, um nicht Gift in klaffende Wunden zu gießen, weil ich annahm, daß die Deutschen durch die Tiefe unseres Sturzes zur Selbstbesinnung geführt werden und den Feinden oder Neutralen das bescheidenste Anstands- und Taktgefühl gegenüber dem unsäglichen Elend des geschlagenen Volkes verbieten müßten, den am Boden liegenden Wehrlosen zu mißhandeln und zu verhöhnen.

Solange aber Deutsche sich selbst beschmutzen durch Untersuchungsausschüsse und Denunziationen, solange wir draußen geächtet und verachtet sind — in England nimmt kein Hotel, keine Pension Deutsche auf, wenn anders sie nicht zu Geschäften, also als Ausbeutungsobjekte, kommen — solange man deutsche Wissenschaft und Kunst boykottiert, solange uns die schwerste unerträgliche Schmach nicht erspart bleibt, Männer, die nichts als ihre Pflicht taten, nicht ihren Richtern, sondern ihren Henkern auszuliefern, ist Zurückhaltung ein Fehler.

Wir wollen keinen Haß verewigen. Aber jetzt in der „Deutschen Rundschau" Dokumente aufzeichnen, welche die „Kultur" der Welt beleuchten. Gegenbild und Bild: dumme Mißachtung und ehrliches Bemühen um Verständnis auf fremder, Würdelosigkeit und Größe auf deutscher Seite. Den Deutschen zum Spiegel, zur Besinnung den einen, den andern zur Stärkung, dem Ausland zum Zeichen, daß wir wachsam sind, Anstand als Anstand und Gemeinheit und Dummheit als Gemeinheit und Dummheit empfinden.

8

Die Probe des Neuen, das gekommen ist und heraufsteigt, kann nur der bestehen, der innerlich gefestigt ist.

Niemand hat ein Recht zur Aburteilung eines andern, der nicht vor der eigenen Tür zu kehren und den eigenen Hausrat zu ordnen begann. Tausende

sagen: „so geht es nicht weiter", und bringen brauchbare und unbrauchbare Theorien zur Besserung, ohne den entscheidenden Schritt zu tun: bei sich anzufangen und, nachdem sie selber klar und sicher geworden sind, ihren kleinen Kreis, ihre nächste Umgebung zu beeinflussen.

Ich bin mir bewußt, nur dann und wann durch die Arbeit, die kaum Zeit zum Sein, keine zum Glück gestattet, ein Steinchen beitragen zu können zu dem Haus, das wir bauen. Aber ich fühle die Notwendigkeit, da andere, die für solches Tun die stärkere Resonanz hätten, die Aufgabe nicht in Angriff nehmen.

Und wenn nur einer, der die Kulturdokumente liest, hingeht und sie seinen Freunden zeigt, deren einen er überzeugt, so war es nicht vergeblich. Aus vielen kleinen Kreisen entsteht über Nacht der große, und mit freudigem Staunen sieht der Zweifler dann die weite Peripherie, die Gleichgesinnte machtvoll zusammenschließt.

Haben wir doch nur den Mut, uns entgegen der brüllenden Tagesmode zu den „kompromittierten" Tugenden, der Liebe zum Vaterland, Opfermut und unerschütterlicher Treue zu bekennen und Mannessinn unfreier Sklavenart entgegenzusetzen — und wir werden die Valuta deutschen Ansehens, die tiefer steht, als die Kaufkraft unseres Geldes, durch eigene Kraft heben.

Der Ernst schlichter Sachlichkeit allein genügt in solchem Kampfe nicht als Waffe. Spott, Hohn, Laune, Witz werden aufgerufen, sofern ein Temperament und Gesinnung sie legitimieren.

Beileibe soll das nicht bedeuten, daß die „Deutsche Rundschau" eine politische Zeitschrift werden will, nur aktiver in kultureller und seelischer Hinsicht wird sie sich gebärden.

Kein seichter Optimismus und nicht der Trost der Zagen: „es wird schon nicht so schlimm werden", soll uns betören; aber trotzdem wollen wir bewußt das Talent des Hoffens ausbilden, ohne das die Mühe lähmt.

Bar jeden Chauvinismus, frei von Überheblichkeit, wollen wir in somnambuler Sicherheit des deutschen Seins, getragen von dem durch Leiden geadelten und vertieften Stolz, immer wieder zeigen, was die Größe und Kraft deutschen Geistes vermag. Es muß uns doch gelingen!

R. P.

Die Vereinsamung Italiens[1]

Von

Dalmo Carnevali (Rom)

Die Welt erscheint uns jetzt als ein Trust, in dem England und Amerika die Meere beherrschen, die eine Hälfte der bewohnten Länder besitzen und die andere Hälfte kontrollieren. Von jetzt ab gelten nur noch Macht und Reichtum. Italien hat das Protokoll dieses riesenhaften Raubzuges unterschrieben, obwohl man ihm nicht einmal die Brosamen gönnt, die von der Festtafel abfallen, und hat so einer Lebensanschauung beigestimmt, welche seinem Geist und seiner sonstigen Veranlagung widerspricht und sie verrät. Italien, das man immer die Proletariernation nannte, hat nichts mit dieser Galeerenstrafe zu tun. Es fehlen ihm Minen, Kohlen, Silber, Schiffe, der leidenschaftliche Geschäftseifer, alles das, was für den heutigen Sieger den Reichtum und die Kraft eines Landes ausmacht. Die Italiener aller Klassen und aller Parteien fühlen sich angewidert, wenn sie die Folgen der diplomatischen und finanziellen Machenschaften sehen, welche die Zeitungen „Pariser Konferenz" nennen. Jedermann ist bei uns unzufrieden. Das arme aufgeopferte Italien rebelliert gegen die Ungerechtigkeiten des blinden Nationalismus und des unwürdigen Merkantilismus. Es ist in den Augen der heutigen Herren der arme Verwandte, den man ruft, wenn man ihn nötig hat, und den man gern aus dem Festsaal wieder hinausstößt, da er nicht reich genug ist, um mit so hohen Persönlichkeiten zu verkehren. Italien hätte gleich in den ersten Tagen den Konferenzsaal verlassen müssen und nicht dahin zurückkehren sollen. Es hat nichts bei solchen reichen und ehrgeizigen Freunden zu gewinnen, welche in ihm nur einen lästigen Bettler sehen. Es hat auch nichts dabei zu gewinnen, ein politisches System anzunehmen, das den Triumph des Geldes feiert. Die reichen Länder England, Frankreich, die Vereinigten Staaten haben noch keinen Begriff davon, was der Krieg Italien eigentlich gekostet

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Diese Ausführungen des bekannten italienischen Publizisten entsprechen der Meinung eines sehr großen Teiles des italienischen Volkes. Ihnen ist hier Raum gewährt — unbeschadet der zwiespältigen Gefühle, welche die grenzenlose Enttäuschung des sich um den Lohn seines Abfalls vom Dreibund geprellt fühlenden Italiens in uns auslöst —, um von berufener Seite die deutsche Öffentlichkeit über die Realitäten der italienischen Politik zu informieren, die eine sicherere Basis für politische Beziehungen abgeben als die Hoffnung auf irgendwelche Sympathien.

hat an Menschen und Geldverlusten und Opfern aller Art. Man hat vielleicht die offiziellen Ziffern gelesen, aber man hat nicht verstanden, was diese Ziffern bedeuten, verglichen mit der wirtschaftlichen Not des Landes. Wir meinen nicht nur die Kohlen-, Getreide- und Fleischnot, die unglaubliche Preissteigerung der Lebensmittel, die höher ist als in allen anderen verbündeten Ländern, auch nicht die erzwungene Einschränkung der Eisenbahnen und des Verkehrs und all die täglichen ungezählten Opfer, die das italienische Volk in größerem Maße als die anderen Völker gebracht hat. Wir verlangen, daß man an das Verhältnis denken möge, das zwischen der Kraft und dem Reichtum Italiens und seinen Verlusten und Ausgaben besteht. Wenn man die Ziffern abrundet und die statistischen Listen vergleicht, hat Italien *ein Fünftel seiner Soldaten verloren*. Es hat Schulden gemacht, die *acht Zehntel seines Reichtums* ausmachen, der vor dem Krieg nach optimistischen Berechnungen fast hundert Milliarden betrug; es muß *sieben Achtel seines jährlichen Einkommens* für die Zinsenzahlungen seiner Schulden hergeben, und es hat *sieben Zehntel seiner Handelsmarine verloren*. Die Alliierten müßten sich bemühen, zu verstehen, was über diese Ziffern hinaus der Stoß bedeutet, der gegen den Besitz des armen kleinen Landes Italien geführt wurde. Wir glauben, daß kein anderes Land, wenn wir die Verhältnisse beibehalten, einen solchen Schlag erlitten hat. Als Entschädigung für seine Opfer verlangte Italien keine Dankbarkeit, sondern nur das Mindestmaß von Gerechtigkeit. Die italienische Regierung hat einer Aufteilung von drei Vierteln der bewohnten Welt mit zugesehen, während man ihm sogar *einen Teil* dessen verweigert, was man ihm im Jahre 1915 *versprochen* hatte, um es zu veranlassen, den Mittelmächten den Krieg zu erklären. Die aufrichtigen Demokraten, die Republikaner und Sozialisten und selbst die Katholiken (Volkspartei) sind unzufrieden, da die Friedensbedingungen in keiner Weise den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Gleichheit der Völker und der Freiheit entsprechen, welche die Anführer der Alliierten tausendmal in ihren Reden verkündigt hatten. Es ist einfach das Ungeheuerliche geschehen, daß dieses heldenhafte italienische Volk, das schwerer geprüft war als alle anderen, im Augenblick des Sieges verleugnet, beleidigt, mißverstanden, betrogen und verlassen worden ist, und zwar von denen, denen es geholfen hat und die es errettet hat von einer nicht wieder gutzumachenden Niederlage und vom Tode. Es ist nun so gekommen, daß heute, in dem Augenblick, wo man sich enger verbinden müßte, um das Friedenswerk einzuweihen, Italien verächtlich *beiseite* geschoben wird und vereinsamt dasteht. Man hat wohl viele Reden gehalten, um uns zu zeigen, daß wir uns irren und daß die Verbündeten mit uns sind und auf unser Wohl bedacht. „Die Alliierten sind noch *mit* Italien"; das ist eine dieser dummen Phrasen, die Journalisten und Parlamentarier gebrauchen und die man sicherlich immer in der französischen Presse finden wird, wenn die Rede von den Beziehungen zwischen Italien und den

Ländern der Entente ist. Gerade Frankreich, England und Amerika haben uns durch ihre Undankbarkeit, ihre Brutalität, ihren Egoismus zu diesem Gefühl der Vereinsamung gebracht, in dem die Italiener jetzt leben. Das ist recht traurig. Aber es ist auch ganz gut, daß ein so junges Land wie Italien gerade in dem Augenblick, wo es sich anschickte, seine wirkliche Rolle in der Welt zu spielen, einen solchen Schlag erfahren hat und sich so hart vor die grausame Wirklichkeit gestellt sieht. Das auf sich selbst angewiesene, von allen Illusionen geheilte Italien wird nun diese Welt, welche die Maske abgelegt hat, betrachten und wird zum erstenmal seinen Weg wählen und ihn aus eigener Kraft gehen und so erst die richtige Kenntnis seiner eigenen Größe erlangen.

In der französischen Presse äußert sich fast allgemein Bitterkeit und Erstaunen darüber, daß die italienischen Blätter die Verantwortung für unser Mißgeschick auf der Friedenskonferenz der französischen Regierung zuschieben; aber die französischen Blätterstimmen ziehen offenbar den Umstand nicht in Betracht, daß die Tätigkeit des Quai d'Orsay vom Waffenstillstand an eine Richtung eingeschlagen hat, die den italienischen Interessen nahezu überall zuwiderläuft. Wir müssen es mit ansehen, wie die Franzosen in der Adria mit unserem kroatischen Erbfeinde fraternisieren und im östlichen Mittelmeer die Griechen, unsere Konkurrenten, ermutigen und unterstützen. Sogar Smyrna, das doch uns in einem von den Alliierten unterzeichneten Abkommen garantiert wurde, soll den Griechen in die Hände gespielt werden. In Afrika waren unsere Bemühungen, gegenüber der Vergrößerung des französischen Kolonialreiches unbedingt notwendige Kompensationen zu erlangen, bisher erfolglos, und in Tunis sind Maßnahmen getroffen worden, die sich gegen unsere dortigen Landsleute kehren. Kurz, überall stoßen wir bei der Verwirklichung unseres Programms auf den hartnäckigen Widerstand Frankreichs.

Die französische Politik ist einzig und allein durchdrungen von dem geradezu hypnotischen Bestreben, die größtmögliche Menge von Vasallenstaaten gegen Deutschland aufmarschieren zu lassen, ohne Italien gegenüber die schuldigen Rücksichten zu üben. Im Osten, in den Donau- und Balkanländern wie in der Türkei arbeitet Frankreich ständig dem italienischen Einfluß entgegen. Die Haltung der französischen Presse ist zwar sehr korrekt, und es wird auch nicht mit schönen Worten geknausert; aber was wir brauchen, sind Taten und nicht schön gedrechselte Phrasen. Aber unglücklicherweise sind die Taten derart, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern immer schwieriger werden. Die Regierung des Herrn Clemenceau hat uns gegenüber, was auch zahlreiche angesehene Parlamentarier und Politiker in Frankreich zugestehen, eine Haltung eingenommen, die uns tief verwundet, schwer betrübt und viel geschadet hat.

Die Franzosen fragen, warum wir uns nur über sie beklagen und nicht auch über die Engländer und Amerikaner. Die Wahrheit ist, daß unsere

Beschwerden über die Nichterfüllung unserer Wünsche durch die Friedenskonferenz sich gegen alle alliierten und assoziierten Mächte richten, während aber in der für die italienischen Interessen schädlichen Politik auf allen Gebieten offenbar die Regierung in Paris in erster Linie die Hand im Spiele hat. Man darf nur an das Offensiv- und Defensivbündnis denken, das zwischen Jugoslawien und Frankreich abgeschlossen worden ist und das dem neuen slawischen Reich Territorien garantiert, die Italien bereits im Londoner Vertrag zugestanden sind, und andere Gebiete zusichert, die nicht an Italien fallen sollen. Mögen die Männer der Feder in Frankreich mit ihrem eleganten Stil, der so viele Nuancen enthält und so viel zwischen den Zeilen lesen läßt, schreiben, was sie wollen, die Tatsache bleibt doch bestehen, daß das französisch-jugoslawische Bündnis notwendigerweise gegen Italien gerichtet ist. Der Konflikt zwischen Jugoslawien und Italien ist unvermeidlich und unheilbar wie früher zwischen Österreich und Italien. Der Kampf zwischen dem Slawentum und den Italienern um die Vorherrschaft in der Adria wird nie aufhören, möge er auch zeitweilig aussetzen. Eine Versöhnung der Gegensätze ist nicht möglich. Wer sich in diesem Interessenkonflikt als Bundesgenosse auf die Seite der Südslawen stellt, tritt mit Naturnotwendigkeit feindlich gegen Italien auf.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als aus diesem politischen Irrtum, um nicht zu sagen dieser Verblendung Frankreichs in voller Gemütsruhe, aber mit männlicher Festigkeit die Schlußfolgerungen zu ziehen. Bis gestern konnten wir annehmen, daß uns zwei Wege offen stehen: ein Bündnis mit Frankreich oder eine selbständige Politik. Heute ist dies nicht mehr so. Wollten wir heute noch unsere Freundschaft dem anbieten, der bereits seinen Weg und seine Solidarität mit unseren Feinden von gestern und morgen bekundet hat, so wäre das eine unwürdige Unterwerfung. Es kann daher nicht mehr von einem französisch-italienischen Bündnis die Rede sein, das höchstens in den diplomatischen Akten, aber nicht in den Herzen der Italiener bestünde. Die Zeiten jener Politik sind vorüber, die uns bisher alle Lasten aufgebürdet hat, ohne uns irgend einen Vorteil zu gewährleisten, die uns verpflichtet hat, jene Völker zu begünstigen, deren Expansion den Wünschen Frankreichs entsprach, und jene Völker hingegen zu bekämpfen oder über die Achsel anzusehen, deren Konsolidierung mit unseren eigenen Interessen im Einklang steht. Jenen Italienern, die eine Isolierung fürchten, entgegnen wir, daß ein Volk von vierzig Millionen im Herzen Europas und des Mittelmeers nicht isoliert werden kann. Wir sind durchaus imstande, auf die serben-griechenfreundliche Politik, die Frankreich zu unserem Nachteil einzuschlagen im Begriffe ist, mit einer Politik der Verständigung mit jenen Völkern zu antworten, die mit uns gemeinsame Interessen haben. So schmerzlich auch das französisch-jugoslawische Bündnis für uns ist, so hat es doch auch seine Vorteile: es läßt uns klar sehen und gestattet uns, endlich in voller Freiheit unseren Weg zu gehen.

Politische Rundschau

Berlin, den 6. Februar 1920.

In diesen schwarzen Tagen hat uns die siegreiche Entente den ersten großen Wechsel, die schmutzigste Forderung aus dem Friedensvertrage, präsentiert.

Von ihrer ersten Aktion aus dem Artikel 227 des Friedensvertrages, dem an Holland gestellten Auslieferungsbegehren gegen unseren ehemaligen Kaiser, haben die Alliierten keine Lorbeeren mit nach Hause gebracht. Die Note, die an die holländische Regierung gerichtet war, zeichnete sich durch jenen Cant aus, der während des ganzen Krieges die „moralische" Kriegführung unsrer Feinde gekennzeichnet hat. Sie warf dem ehemaligen deutschen Herrscher „die reichlich überlegten Verletzungen internationaler Verträge und die systematische Mißachtung der heiligsten völkerrechtlichen Bestimmungen" vor; sie ging so weit, ihn für die Deportation junger Mädchen aus Lille verantwortlich zu machen, „die ihren Familien entrissen und ohne Schutz dem schlimmen Zusammenleben beider Geschlechter überliefert wurden". Man sieht in der Note denselben sadistischen Greuelfanatismus, der die stark ins Sexuelle gehenden französischen Propagandabroschüren mit den gequälten nackenden Frauenspersonen während des Krieges ausgezeichnet hat. Der Unterschied gegen früher ist, daß niemand mehr auf diese Art Propaganda reagiert, und daß die Menschheit angewidert sich davon abwendet.

Die Antwort der niederländischen Regierung, die den gesamten Beifall des holländischen Volkes und der Neutralen (man muß immer noch Neutrale sagen, trotzdem der Krieg beendet ist) gefunden hat, war so schlagend und einleuchtend, sowohl vom Standpunkt des Rechtes als der politischen Position Hollands, daß sich gegen sie nichts einwenden läßt — wenn man nicht Recht und Unabhängigkeit eines selbständigen und seiner eigenen Würde bewußten Volkes seitens der Entente für nichts achten will.

Die Note, die schon fast vierzehn Tage alt ist, hat bisher noch keine Beantwortung seitens der Entente gefunden, die nicht ganz schlüssig über die weitere Art ihrer Politik gegenüber Holland in der Kaiserfrage zu sein scheint. Große Begeisterung herrscht offenbar namentlich in England nicht über das Weiterbetreiben der doch rechtlich ganz klarliegenden Angelegenheit. Man wird versuchen, einen politischen Druck auf Holland in der Richtung auszuüben, daß eine Art Internierung des Kaisers stattfindet, um seine Rückkehr nach Deutschland für immer unmöglich zu machen und auf diese Weise das Gesicht zu retten. Ob sich die holländische Regierung auf ein Kompromiß dahin einlassen wird, wissen wir nicht. Wenn der vom Generaladjutanten von Gontard dementierte Brief des Kaisers an den Fürsten von Fürstenberg echt ist, so scheint der Kaiser — wie ja auch die glatten Verhandlungen zwischen dem preußischen Staat und seinen Beauftragten über die Auseinandersetzung mit dem preußischen Fiskus beweisen — jeden Gedanken an eine Rückkehr nach Deutschland aufgegeben zu haben. Er ist damit beschäftigt, sein neues Heim in Doorn einzurichten und mit der Vergangenheit für immer abzuschließen.

Die Geschichte wird sich noch lange mit diesem außerordentlich begabten, aber politisch nicht glücklichen, unruhigen Charakter, der das Beste wollte und doch das namenloseste Unglück seines Volkes nicht verhindern konnte, beschäftigen. Alle späteren Veröffentlichungen, die zum Teil in nicht würdigen Formen erfolgten, aus den Privatkorrespondenzen des Kaisers sowohl wie aus dem amtlichen Material, haben erwiesen, daß es sein größtes Bestreben gewesen ist, den Frieden der Welt und den Frieden Deutschlands zu bewahren. Parteifanatiker wie Kautsky, die in nicht fairer Weise eine einseitige Beurteilung seiner Handlungen zum europäischen Dogma zu machen suchten, konnten diese Tatsache doch nicht erschüttern. Vor dem

gewaltigen Unglück, das diesen Kaiser mit seinem Volke betroffen hat, sollten sich die kleinlichen Kritiker beugen, und man sollte sich hüten, aus einseitigen und im Zusammenhange gar nicht beleuchteten Tatsachen jetzt schon ein abschließendes Urteil über einzelne seiner politischen Handlungen — von denen man übrigens nicht weiß, ob sie von ihm oder seinen politischen Ratgebern ausgegangen sind — zu fällen.

Die nachträgliche politische Kritik an einer im Endeffekt unglücklichen Politik ist so sehr leicht. Dabei ist bezeichnend, daß wir zweierlei Arten Kritiker haben, die der kaiserlich wilhelminischen Politik die einander entgegengesetzten Vorwürfe machen.

Die einen werfen dem Kaiser vor, daß er kein Bündnis mit England abgeschlossen hat, ohne daß ein Beweis erbracht worden ist, inwieweit Lord Salisbury zu einem Bündnis schließlich bereit war, und ob er nicht beabsichtigte, diesem Bündnis eine Form zu geben, wie sie der traditionellen englischen Politik entsprach, das heißt ob er nicht letzten Endes vorhatte, Deutschland — ohne ihm Garantien in einem ihm etwa durch sein Bundesverhältnis mit Österreich aufgezwungenen Kriege gegen Rußland und Frankreich zu geben — als Schildknappe für die kontinentale Politik Englands zu benutzen. Die von Eckardtstein in seinen Memoiren angeführten englischen Vorschläge an Deutschland über eine Aufteilung der Türkei sprechen für diese Annahme.

Die anderen, die Prediger und Verkünder der sogenannten kontinentalen Politik, machen dem Kaiser den Vorwurf mangelnden Zusammenarbeitens mit Rußland. Aber haben nicht seine Briefe an den Zaren bewiesen, daß der Kaiser, solange ein solcher politischer Gedanke durchführbar war, sich mit aller Energie bestrebt hat, ihn zu verfolgen? Der Höhepunkt dieser Politik war Deutschlands Verhalten im russisch-japanischen Kriege und der Vertrag von Björkö. Aber schon damals rechnete diese Politik zu wenig mit der wahren Stimmung der in Rußland maßgebenden politischen Kreise und mit den französischen Einflüssen. Jeder sollte bei Dillon (Eclipse of Russia) nachlesen, wie unter Wittes Mithilfe der Björkövertrag zum Scheitern gebracht worden ist, und dabei war Witte ein Anhänger des kontinentalen Schemas.

Witte glaubte, daß es möglich sein würde, schließlich den deutsch-französischen Gegensatz zu überwinden und daraufhin ein politisches rapprochement der drei großen europäischen Mächte Rußland, Deutschland, Frankreich herbeizuführen. Daß dies ein Fundamentalirrtum war, hat Iswolsky in seinen Aufsätzen in der „Fortnightly Review" vom Oktober und November vorigen Jahres sich nachzuweisen bemüht. In Frankreich war seit der Marokkokrise der „patriotic spirit" erwacht, und Iswolsky basierte seine eigene Politik, die auf das intimste mit der von Poincaré zusammenhing, auf seiner starken Überzeugung, daß Rußland bei einer Verfolgung der Witteschen „Chimären" das Risiko einer Schwächung seiner Stellung gegenüber Frankreich und England eingehe und so seinen einzigen Schutz gegen das „monströse Wachsen der deutschen militärischen Macht" zerstöre. Um diese Gefahr zu vermeiden, bleibe Rußland nur ein Weg: „durch jedes mögliche Mittel die politische, militärische und ökonomische Macht der Tripleentente zu stärken." Iswolsky hat dabei übersehen, daß diese Politik den Untergang Rußlands als Großmacht notwendig herbeiführen müßte. Aber in Petersburg war man nicht geneigt, auf die Warnrufe eines Baron Rosen und Durnowo zu achten.

Seit 1907 war die europäische Politik zwangsläufig, denn England hatte sich von da an auf die Möglichkeit eines politischen Konflikts mit Deutschland eingestellt. Die Vorbereitungen des englischen Landheeres und die gesamte Greysche Politik gingen dahin. Zwischen 1904 und 1907 lag die einzige Möglichkeit für Deutschland, durch einen Krieg mit Frankreich dem notwendigen und unter viel ungünstigeren Bedingungen zu führenden späteren Kriege vorzubeugen. Der Krieg ist damals an der Friedensliebe des Kaisers gescheitert. Ob man früher durch Einstellung des Schiffsbaues vermocht hätte, dem deutsch-englischen Gegensatz seinen Stachel zu nehmen, ist eine Frage, die man diskutieren, aber nicht

beantworten kann. Vielleicht hätte die immer wachsende ökonomische Macht Deutschlands und seine kontinentale militärische Stärke schließlich doch denselben Endeffekt auf die englische Politik ausgeübt.

Auf Artikel 227 des Friedensvertrages folgt der Artikel 228. In ihm verpflichtet sich Deutschland, an seine Gegner alle Personen auszuliefern, die eines Verbrechens gegen die Kriegsgesetze angeklagt sind, und die ihm von den Alliierten benannt werden. Diese Personen sollen gemäß Artikel 229 des Vertrages von den Militärgerichten der Gegner, deren Wirken wir im Falle Röchling erlebt haben, abgeurteilt werden. Ob Deutschland oder seine Verbündeten ein Verfahren gegen die angeblich Beschuldigten eröffnet haben, soll dabei keine Rolle spielen.

Trotz dieser letzteren Bestimmung hat Deutschland seinerseits alles getan, um den Feinden seine Bereitwilligkeit zu zeigen, eine Bestrafung der angeblich Schuldigen herbeizuführen, eine Mitwirkung der Entente bei diesem Verfahren zu garantieren und für eine gerechte Rechtsprechung, die wir bei unseren haßerfüllten Gegnern nicht erwarten können, bis zur Selbstverleugnung zu gewährleisten.

Alle Schritte der deutschen Regierung waren umsonst. Aus dem Briefe des Freiherrn von Lersner an Millerand, in dem er die Übermittlung der Auslieferungsnote verweigert und seinen Posten aufgibt, klingt das Gefühl heraus: sunt certi denique fines. Wir können nicht mehr. Man mag Lersner zum Vorwurf machen, daß er es unterlassen hat, seiner Regierung vorher klaren Wein über seine Weigerung einzuschenken (er hatte seit acht Tagen den strikten Befehl, die Note lediglich als Bote weiterzugeben); man wird ihn verstehen, wenn man allein der Liste gegenübersteht. Als moralische Tat war die Lersnersche Handlungsweise für unser Volk nur gut.

Diese Liste ist zweifellos das dümmste diplomatische Aktenstück, das jemals die Weltgeschichte gesehen hat, wenn man vielleicht den Versailler Frieden selbst ausnimmt. Sie zeigt auch dem befangensten Ententefreund, daß es unseren haßerfüllten Feinden nicht auf Gerechtigkeit, sondern darauf ankommt, Deutschland zu erniedrigen und in den Staub zu treten, uns unsere Ehre zu nehmen, wie es der sozialdemokratische Präsident der preußischen Landesversammlung treffend ausgedrückt hat, und vor allem neue Vorwände zu finden, um uns aus der Unmöglichkeit der Erfüllung weitere Schwierigkeiten zu machen. Neben unseren großen Heerführern, die weiter nichts getan haben, als ihr Vaterland vor dem einbrechenden Feinde zu verteidigen, erscheinen planlos Militär- und Verwaltungsbeamte, die man auf Grund von Denunziationen oder zu politischen Zwecken beseitigen möchte. Man will *uns* unmögliche Forderungen vorlegen, um aus ihrer Unerfüllbarkeit Anlaß zu weiteren Pressionen gegen uns zu konstruieren.

Es wäre gewiß der deutschen Regierung schwer gewesen, ihr non possumus zu sagen, wenn von ihr die Auslieferung von ein paar wenigen Deutschen verlangt worden wäre, die sich als Kommandanten von Gefangenenlagern oder als Befehlshaber im besetzten Gebiet Übergriffe haben zuschulden kommen lassen. Solche Ausnahmen gibt es bei der Entente ebenso wie bei uns. Durch *diese* Liste, deren Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit auf den ersten Blick überzeugt, ist der Regierung ihre Aufgabe ganz klar vorgezeichnet.

Schon erschallen die alten Drohungen von jenseits des Rheins, an die wir seit langem gewöhnt sind. Sie werden *diesmal* ihren Erfolg nicht erreichen. Wenn jemals, so müssen wir jetzt zeigen, daß wir in dieser schwersten Minute nicht allen unseren moralischen Mut eingebüßt haben. Eine harte Prüfung sind diese Tage für unser Volk; sie können uns aber schließlich, wenn wir sie bestehen, zum inneren Segen für unsere Zukunft gereichen.

*

Der jetzige Schritt der Entente könnte den unbefangenen Beobachter glauben machen, daß sich weder die Sinnesart unserer Feinde noch das politische Weltbild, das heißt die Gestaltung der Welt als einer gegen Deutschland fast für alle Ewigkeit gruppierten politischen Masse geändert hätte. Gewiß, äußerlich erkennbare Veränderungen sind nicht eingetreten — aber wir dürfen doch die beginnende Wandlung der Geister im Auslande nicht ganz unbeachtet lassen.

In Frankreich ist Clemenceau gefallen. Nicht deshalb zwar, weil man seine äußere Politik in seinem Lande nicht voll und ganz indossieren würde — die Kammer, die Frankreich jetzt hat, ist ganz nationalistisch und will den Sieg bis auf die Neige auskosten; aber mit dem Wegfall dieses Greises, dessen Ziel und ganzes Streben es war, Deutschland zu vernichten, wenn möglich für immer zu vernichten, ist einer unserer erbittertsten und zu allem fähigen Gegner aus dem politischen Kampfe, eine große gegen uns gerichtete Kraftquelle ausgeschieden. Sein Fall ist ein Akt der immanenten geschichtlichen Gerechtigkeit. Sein Nachfolger, ebenso wie Poincarés Nachfolger, werden ganz in seinen Spuren wandeln. Wir haben von ihnen nichts Gutes zu erwarten. Millerands Erklärung, daß der Sieg von Frankreich voll und ganz ausgenutzt werden soll, beweist es.

In England aber bahnen sich Entwicklungen an, die immerhin einige Hoffnung auf eine Veränderung der politischen Haltung der englischen Politik uns gegenüber für die Zukunft rechtfertigen. Das Keynessche Buch über die wirtschaftlichen Konsequenzen des Versailler Friedens war eine Tat. Es hat in England und in der übrigen Welt berechtigtes Aufsehen erregt. Seine Auflagen wachsen. Ein Kritiker des Versailler Friedens nach dem anderen erscheint auf der politischen Bühne. Selbst Balfour, einer der Miturheber des Versailler Vertrages, hat in allerdings sehr vorsichtigen Äußerungen davon gesprochen, daß der Friede die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt habe. Von der liberalen Partei hören wir weitergehende Äußerungen. Asquith hat den Frieden als undurchführbar bezeichnet, sogar ein Lord Fisher hält ihn für änderungsbedürftig. Die „Labour Party" hat seine Revision zu ihrem außenpolitischen Programm gemacht. Vor mir liegt ein Artikel des bekannten Publizisten Morel im „Labour Leader", der wörtlich sagt, daß die Zukunft Europas von der Abänderung des Friedens abhängt. „Die Bösheit (wickedness) des Vertrages kann nur verstanden werden, wenn man begreift, was die territorialen und die ökonomischen Klauseln des Friedens wirklich bedeuten. Wenn sie erzwungen werden, ist eine sichere (stable) Zukunft für Europa absolut unmöglich."

Wir werden mit Aufmerksamkeit der inneren Entwicklung in England zu folgen haben, denn für uns hängt viel davon ab, wer im künftigen Wahlkampf in England den Sieg davonträgt. Der Arbeiterpartei steht jedenfalls eine große Zukunft bevor, was schon ihr gegenwärtiger Einfluß auf die russische Politik der Regierung zur Evidenz beweist, und das Churchillsche Diktum, daß die Arbeiter keine politischen Führer haben, die das Land regieren könnten, hält der Kritik nicht stand.

Die wirtschaftliche Lage Europas wird von selber die Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung der wirtschaftlichen Klauseln des Versailler Friedens mit sich bringen müssen. Daß sie so, wie sie ist, unhaltbar ist, sehen allmählich manche verständigen Leute, mit Ausnahme der Franzosen, ein.

Die Valutaverhältnisse der europäischen Länder drängen zu einer Erörterung der Finanzprobleme. Da sich Amerika außerhalb der europäischen Entwicklung stellt — der amerikanische Schatzsekretär Glaß hat ausdrücklich ebenso wie vorher Hoover erklärt, daß Europa auf amerikanische Finanzhilfe nicht zu rechnen hat —, so muß Europa sich selber helfen. Die große europäische Valutakonferenz muß kommen, sie ist auf dem Marsche. Die letzten Kundgebungen der deutschen

Valutakonferenz, die namentlich auf die endliche Notwendigkeit der Schließung des Loches im Westen immer dringender hinweisen, haben selbst auf die „Times" Eindruck gemacht. Denn auch das englische Pfund ist erheblich im Sinken. Es notiert in der Schweiz 19 statt 25.

Nach einem guten englischen Sprichwort beginnt die Mildtätigkeit zu Hause. Wir selbst sollten wenigstens den Versuch machen, unsere eigene Papiergeldinflation einzudämmen. Seitdem die Reichsbank Silber- und Goldmünzen offiziell ankauft, haben wir die Assignatenwirtschaft behördlich sanktioniert, und das Beispiel der französischen Revolution sollte uns zeigen, daß die Assignatenwirtschaft das sicherste Mittel ist, um den Nationalreichtum zu zerstören. England fängt an, sein Papiergeld zu vermindern. Solange wir nicht auch dahin kommen, solange gibt es keine Rettung für unsere Wirtschaft. Wird der Friedensvertrag allerdings so ausgeführt, wie er jetzt lautet, so werden wir automatisch gezwungen werden, abermals Milliarden und Abermilliarden von Scheinen auf den inneren Markt zu werfen, nur um einen Teil unserer Schulden nach außen abtragen zu können. Es liegt im Interesse der ganzen Welt, daß wir nicht in diese uns selbst und die Wirtschaft unserer Gegner zerstörende Lage gebracht werden.

Dann werden auch England auf die Dauer seine jetzt so forcierten Anstrengungen, den Weltmarkt durch seine Produkte zu erobern, nichts nutzen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist Englands gegenwärtige russische Politik im Grunde diktiert. Man will den russischen Markt allein, vielleicht im Bunde mit dem ungefährlichen Frankreich, erobern und jedenfalls Deutschland von ihm ausschalten.

Man hat erkannt, daß die bolschewistische Herrschaft durch äußere Einwirkung nicht mehr zu zertrümmern ist. Also gilt es, durch Handel und Eindringen in das Land, womöglich durch feste kommerzielle Bundesgenossenschaft mit den Gegnern der Bolschewisten, den kooperativen Genossenschaften, Hand auf Rußland zu legen und Hebel für eine innerpolitische Einwirkung zu erhalten. Der politische Emissär der Bolschewisten, Litwinoff, hat dem englischen Bevollmächtigten O'Grady darüber keine Unklarheit gelassen, daß Rußland dieses Spiel durchschaut und nicht darauf einzugehen beabsichtigt. Trotzdem scheint ein Abkommen mit Litwinoff getroffen zu sein. Seinen Inhalt kennen wir nicht.

Die Wirkung dieses Abkommens und noch mehr die unerhörten Fortschritte der Bolschewisten in Südrußland und Sibirien (selbst jenseits des Baikal bis nach Wladiwostok sind bolschewistische Erhebungen von Erfolg begleitet gewesen) werden das östliche Weltbild und damit die europäische Konstellation von Grund aus ändern. Die Änderung wird auch für die deutsche Politik von Bedeutung sein.

Die Politik Englands in Finnland, Polen und den Randstaaten ist in sein gegenwärtiges System hereingepaßt. Estland hat unter günstigen Bedingungen mit Sowjetrußland Frieden geschlossen, Lettland ist auf dem Wege dazu. Polen scheint dazu durch die Drohung der bolschewistischen Armeen und die Weigerung Englands, eine antibolschewistische Politik Polens zu unterstützen, gezwungen zu werden. Die Helsingforser Konferenz hat zwar eine Einigung der Randstaaten auf ein Studium gemeinsamer Abwehr gegen Sowjetrußland gebracht, aber sie stand im Grunde ebenfalls im Zeichen des englischen Ausgleichwillens. Stahlbergs Vorgehen in der Frage des innerpolitisch für Finnland so wichtigen Amnestiegesetzes zeigt dies zur Genüge.

Auch nach dem fernen Osten scheint ein sich bis nach Wladiwostok ausbreitendes bolschewistisches Rußland für England Japan gegenüber zunächst bequem. Die japanische Regierung hat Schritte getan, um das Bündnis mit England zu erneuern. Wenn Japan dabei in eine Lage kommt, die es nicht ganz ohne innere und äußere Schwierigkeiten läßt, so ist das England nur erwünscht. Denn die englische Presse, die in China erscheint, läßt deutlich die Befürchtungen der eng-

lischen Kaufmannschaft und Diplomatie erkennen, daß Japan in Ostasien allzu übermächtig werden könnte. Jellicoes Pläne sind ein anderes Zeichen dafür.

Ob England auf die Dauer ungestraft von dem bolschewistischen Kuchen essen wird, ist eine Frage, die die Zukunft allein beantworten kann. Das russische Problem läßt sich ohne Deutschland überhaupt nicht lösen. Auch das wird die Welt und namentlich England um so mehr erkennen, je mehr die Schwierigkeiten in Indien, Ägypten, Irland usw. wachsen werden.

Die übrige europäische Politik hat dem Weltbilde neue Züge nicht gegeben. Der Friede der Entente mit Ungarn und der Türkei ist noch nicht geschlossen. Der erstere wird keine Überraschungen mehr bringen. Ungarn hat vorläufig aufgehört, ein europäischer Faktor zu sein. Es wird in Zukunft als britischer Satellit vielleicht eine untergeordnete Rolle im Südosten spielen, wobei es gleichgültig ist, ob der oder jener Vasall der Entente auf dem Throne sitzt. Die Habsburger scheinen definitiv ausgeschlossen zu sein. Die türkische Frage ist wegen der Interessen der einzelnen Mittelmeermächte, die entgegengesetzt sind, und wegen des moralischen Einflusses des Kalifen auf die übrige muselmanische Welt besonders heikel. Die Engländer scheinen jetzt der französischen Auffassung, die den Sultan in Konstantinopel belassen will, nachgeben zu wollen.

Kommt die wirtschaftliche Ordnung Europas nicht zustande, so nutzen alle politischen Kombinationen nichts. Sie sind Kartenhäuser, die der Sturmwind der wirtschaftlichen Nöte in einem Hauche umstürzen wird. Kommt die Erkenntnis dieser Wahrheit zu spät, so ist das neue balkanisierte Europa verloren, noch ehe es geboren ist. Dann können sich die vielen Kommissionen der Alliierten, die jetzt die Abstimmungen in Schleswig und Allenstein und Oberschlesien betreiben, die Danzig und Memel umgestalten, die deutschen Flüsse internationalisieren, die Durchführung des Friedens überwachen und im Rheinlande und in Süddeutschland die Separationstendenzen und den Partikularismus begünstigen, die Arbeit sparen.

Sie werden nur mitgeholfen haben, als Totengräber Europas der jetzigen europäischen Zivilisation ihr eigenes Grab zu graben.

Literarische Rundschau

Zur Marneschlacht[1])

Das Dunkel, das für die Unbeteiligten bisher über der Marneschlacht lag, beginnt sich zu lichten. Als ein erster Versuch nach dieser Richtung konnte die Studie des Generals Baumgarten-Crusius, „Die Marneschlacht 1914" (Leipzig 1919, Akademische Buchhandlung R. M. Lippold) gelten. Generalfeldmarschall v. Bülow hat jetzt seinen dienstlichen Bericht vom Dezember 1914 über die Operationen seiner 2. Armee vom Kriegsbeginn bis Ende September 1914 ohne weitere Zutat veröffentlicht. In knapper Form wird hier der Siegeszug der 2. Armee, die zwei große Schlachten schlug, zahlreiche Gefechte lieferte, drei Festungen zu Fall brachte, bis sie an der Marne nicht weiter durchzudringen vermochte, geschildert. Die entscheidende Wendung wurde hier dadurch herbeigeführt, daß die rechts benachbarte 1. Armee mit vier Armeekorps an Paris vorüberrückte, somit — entgegen der Absicht der Obersten Heeresleitung — mit ihren Hauptkräften ebenfalls die Marne

[1]) v. Bülow, Generalfeldmarschall, Mein Bericht zur Marneschlacht. Berlin, August Scherl. — Freiherr v. Hausen, Generaloberst, Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. Mit einer einleitenden kritischen Studie herausgegeben von Friedrich M. Kircheisen. Leipzig 1920, K. F. Köhler. — Ph Nutt, The Strategy of the Marne Campaign. „Contemporary Review", September 1919.

überschritt und dadurch an Stelle einer Rückwärtsstaffelung zur 2. Armee eine Vorwärtsstaffelung vornahm. Sie glaubte sich dazu berechtigt, weil die Oberste Heeresleitung ein Abdrängen des Feindes von Paris als erstrebenswert bezeichnet hatte. Ein solches zu bewirken aber war nach Lage der Dinge allein die 1. Armee imstande. Sie hat die dem rechten deutschen Heeresflügel von Paris drohende Gefahr rechtzeitig erkannt, der französischen Umfassung am Ourcq eine neue Front entgegengesetzt und war im Begriff, die Schlacht siegreich durchzuführen, als der Rückzug dadurch unvermeidlich wurde, daß zwischen ihr und der 2. Armee mit der infolge der Rechtsrückwärtsschwenkung nach dem Ourcq die Verbindung gelockert war, die drei englischen Armeekorps an der Marne durchbrachen. Die Wiederherstellung einer einheitlichen Front konnte nur weiter rückwärts erfolgen, und so entschloß sich Generaloberst v. Bülow im Einverständnis mit dem zu ihm entsandten Nachrichtenoffizier der Obersten Heeresleitung schweren Herzens zum Rückzuge, wiewohl auch bei ihm in der Front die Schlacht durchaus gut stand.

Bei der ihm links benachbarten 3. Armee des Generaloberſten v. Hausen war solches erst recht der Fall. Auch sie hat, ebenso wie die anschließenden beiden deutschen Armeen 4 und 5, der rückgängigen Bewegung folgen müssen. Generaloberst v. Hausen gibt, abweichend vom Feldmarschall v. Bülow, persönliche Erinnerungen. Zwischen der 2. und 4. Armee, von beiden abwechselnd um Hilfe angerufen, hat sich die 3. Armee während des Vormarsches in keiner beneidenswerten Lage befunden. Die Bitternis darüber klingt beim Generaloberſten v. Hausen durch; sie ist offenbar durch den Umstand bestärkt worden, daß er unmittelbar nach der Marneschlacht wegen schwerer Erkrankung am Typhus, gegen die er heldenmütig angekämpft hat, das Kommando niederlegen mußte.

Wertvoll ist gerade in der jetzigen Zeit unserer immerwährenden Selbstanklagen, daß Generaloberst v. Hausen die heimtückische Art des Franktireurkrieges in Belgien, unter dem seine Truppen besonders zu leiden hatten, deutlich betont. Erfreulich ist ferner, daß in der längeren Einführung, die der als Napoleonforscher bekannte Herausgeber der Erinnerungen des sächsischen Generaloberſten vorausgehen läßt, der deutsche Durchmarsch durch Belgien als durch die Gesamtlage gerechtfertigt und geboten hingestellt, wie nicht minder, daß der deutsche Vormarsch von 1914, obwohl er nicht den erhofften entscheidenden Erfolg brachte, als eine der größten und genialsten militärischen Unternehmungen aller Zeiten bezeichnet wird. Auf Grund gerade französischer Quellen erbringt Kircheisen den einwandfreien Nachweis, daß die Marneschlacht von deutscher Seite freiwillig abgebrochen worden und damals von den Franzosen keineswegs als ein Sieg gepriesen worden ist. Diese Einführung in das Hausensche Buch gibt, wenn sie auch nicht in allem zutreffend urteilt, doch im ganzen eine durchaus gelungene Übersicht der Gesamtoperationen zu Beginn des Krieges, wie sie jedem nicht näher eingeweihten Leser willkommen sein dürfte.

Von englischer Seite liegt zum Marnefeldzug in der „Contemporary Review“ ein Aufsatz von Mr. Philip Nutt vor, der eine Reihe von Fragen aufwirft, deren Beantwortung die hier angeführten Bücher ihm bringen dürften. Er irrt sich gründlich, wenn er die Deutschen ziffermäßig überlegen glaubt. Unsere Feinde waren schon zu Anfang um dreiviertel Millionen stärker als wir und besaßen in der Marneschlacht infolge der bis dahin auf deutscher Seite eingetretenen Marsch- und Gefechtsverhältnisse nahezu eine doppelte Überlegenheit. Eigentümlich berührt es, wenn Nutt die Frage aufwirft, was wir eigentlich in Belgien gewollt und warum wir mit dem Vormarsch so lange gewartet hätten, ob wir vielleicht nur den Feind nach Belgien hätten hineinlocken wollen. Er scheint nicht zu wissen, daß unser Heer erst mobil gemacht und an die Grenze transportiert werden mußte.

Freiherr von Freytag-Loringhoven.

Die gelbe Kette. Novelle. Von Esther Odermatt. Zürich, Rascher und Cie

Das Herz im Walde. Von Hans von Hoffensthal. Berlin, Fleischel und Co.

Das vergitterte Fenster. Von Heinrich Wolfgang Seidel. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Mensch gegen Mensch. Von Ernst Weiß. München, Georg Muller.

Das Signal. Von Paul Ludwig Schweiger. München, Georg Muller.

Peter Wildangers Sohn. Von Hermann Sinsheimer. München, Georg Müller.

Der Lebendige. Von A. Wolfenstein. München, Roland-Verlag.

Es gibt ein photographisches Verfahren, durch das man den Typus einer Rasse, eines Volksstammes festzuhalten sucht: man kopiert die individualistischen Einzelaufnahmen so übereinander, daß die sich nun deckenden Linien das Gleichartige ganz stark nachziehen und so eine Art Gesamtbild entsteht. Warum sollte man den gleichen Versuch nicht einmal in der Literatur machen? Die sieben Bücher, die ich heute zu einer solchen Gemeinsamkeit zusammenstelle, hat der Zufall mir auf den Tisch gelegt. Immerhin könnte man selbst aus ihnen einen Typus der Literatur von heute herausspüren. Nicht alle sind in Wahrheit neu, das heißt „nouveau", sondern nur „neuf". Im Deutschen haben wir diesen Unterschied nicht.

So geht Esther Odermatts Novelle mit Absicht und Bedacht beschaulich die klassischen Wege eines Keller und des alten Goethe. Eine angenehm gepflegte Sprache, deutliche Zeichnung der Personen, der beruhigende Rhythmus alter, gediegener Erzählungskunst. Auch die Psychologie hält sich von den burlesken Sprüngen der Moderne frei. Der deutsch-schweizer Knabe und das welsch-schweizer Mädchen, die sich finden, erdulden normale, glücklich sich fügende Liebesleiden und erringen das normale, gemäßigte Glück.

Auch Hans von Hoffensthal geht vertraute Wege. Seine Wege. Das Buch ist ein Nachlaßwerk des im Dezember 1914 verstorbenen Dichters. Aber daß man es heute bringt, ist charakteristisch. Die zarte Geschichte eines jungen, verwöhnten Kulturmenschen, der aus Raffinement in die Natur flüchtet, um das Herz des Waldes in seine Dichtung einzufangen, bietet in seinem fußplätschernden Tropfenfall schöner Worte den müde und traurig verkämpften Seelen von heute sich dar wie ein kleines Lied, das tröstet. Aristokratisch abgedämpft sind alle jugendlichen Leidenschaften, von denen berichtet wird. Sanfter Wellenschlag, auf dem die Menschen sich lächelnd treiben lassen.

In Heinrich Wolfgang Seidels Roman dagegen herrscht Kinotempo. Es steht in sonderbarem Gegensatz zu der liebevollen Detailmalerei, die dieser Künstler liebt, und in der er sein schönstes Eigenstes bringt. Dieser Gegensatz verargert einem das ganze so interessante Buch. Wirkliche Menschen werden uns gezeigt mit fein beobachteten, ganz individuellen Zügen, wundervolle Naturstimmungen reden zu uns. Aber die vertauschten Zwillingsschwestern, der zufällig an den falschen Finger geratene Trauring, die schwarze Schlechtigkeit des Irrenarztes, des Hochstaplerpaares verwundern bei diesem tiefen und reinen Dichter. Böse Menschen menschlich zu machen, gelingt ihm nicht. Nur auf die Guten läßt er Licht von seinem eigenen Wesen fallen und durchleuchtet sie für uns. Es ist eine Vergewaltigung zugunsten des Kino, die Seidel an sich selber vornimmt. Ich würde mich nicht wundern, wenn ich hörte, der Roman sei aus einem verunglückten Kinodrama entstanden und von ihm mit künstlerischem Pflichtgefühl entsensationellisiert worden. Ganz gelungen jedenfalls ist selbst ihm das nicht.

Ernst Weiß spricht ganz die Sprache der Literatur von heute. In der zackigen Darstellungsart aber, die modern ist, bringt er altmodisch solide Psychologie. Keine Verblüffungskunst. Das Buch ergreift. Weiß handhabt die neue Sprache wesenhaft. Man hat das Gefühl: ein Mensch erzählt im Finstern einem anderen seine eigenen tiefsten Dunkelheiten. Dabei die ganze Umwelt scharf und sicher umrissen. Hier nun setzt das Hauptmerkmal moderner Romane ein: das Dynamische. Die Erlebnisse des Helden, der Mediziner ist, am Menschen und durch den Menschen werden unserer Teilnahme nahegebracht, heftig, sprunghaft und dennoch erschöpfend genau. Man fühlt sie mit. Und das Wort klingt an als Thema des ganzen Buches, das wieder neu die neue Zeit beherrscht: Gutsein. Gutsein zu Menschen.

Ganz laut und tendenziös beherrscht dieses Wort Paul Ludwig Schweigers Roman „Das Signal". Der Mensch ist gut. Man muß ihm nur das Signal dazu geben. Schweiger zeigt uns einen Lehrer, der, im Widerspruch zu den Erziehungsgrundsätzen und -methoden seiner Zeit, versucht, sich selbst und seine Schüler davon zu

überzeugen, daß es gut sei, an die Reinheit der eigenen Seele fest zu glauben und ihr zu dienen. Durch Schuld und Irrtum geht dieser Weg. Aber er überwindet sie. „Vergebt euch, eines dem andern, wappnet euch mit Güte." Das Buch ist mit allen Unarten der Neuliteratur behaftet: Scheu vor dem Artikel, verrenkte Schilderung verrenkter Gebärden. Alle Menschen scheinen vom Veitstanz befallen. Alle hasten, stürzen, kollern, brüllen. Die Gegenstände warten nicht, daß man auf sie zukommt, sie würgen, drehen, toben den Menschen entgegen. Diese futuristische Vertauschung des Bewegten und Unbewegten ist eines der charakteristischsten Merkmale der heutigen Literaturmode. Ebenso das krasse Angespanntsein aller Empfindung. Ich muß dabei immer an Michelangelos Leichenkammern denken, in denen er seine Studien gemacht haben soll, indem er an den Leichen Stellungen probierte, wie sie ein wirklich lebender Körper niemals hergegeben hätte.

Immerhin leben Hermann Sinsheimers Gestalten in seinem Roman. Und wieder ist es Mensch gegen Mensch, der feindlich sich gegenübersteht, weil da kein Gutsein Verständnis oder Willfährigkeit ermöglicht. Vater und Sohn. Hier liegt das gewaltsam Gesteigerte nicht in der Form, gesteigert ins Maßlose sind die Empfindungen. Sie rühren an das Irdischste und an das Erhabenste, immer als Explosion erlebt. Man stumpft ab dabei und spürt Kälte mitten aus der Hitze strömen. Haß und Inbrunst jeder Art treiben diese Menschen unselig voneinander und in den Tod hinein. Einige der Szenen, herausgehoben, wirken stark und auch echt, das Nebeneinander des Übernormalen schadet sich gegenseitig.

Mit bewußter, gezügelter und ganz von neuem Geist erfüllter Kunst bewegt sich A. Wolfenstein in seinen Novellen „Der Lebendige". Hier ist die knappe und eilige Form passendstes Kleid für die andeutende, erregte und erregende Halbdämmerung des Erlebens, von dem erzählt wird. Wir spüren Gesetzmäßigkeit in der neuen Welt, die sich vor uns öffnet. Das Jagen und Springen ist ihr natürliches Tempo, und erstaunt uns weder, noch verletzt es uns. Wir bürgern uns ein. Und damit ist die Nuancenleiter erklettert. Die feste Gründlichkeit und Gelassenheit als erste Stufe, dann immer dynamischer, immer verzackter, immer mystischer auch. Bis endlich wieder letzte Harmonie empfunden wird, durch Dunkelheit und Brausen hindurchgeläutert. Anselma Heine.

Das Buch vom lebendigen Gott. Von Bô Yin Râ. Mit einem Vorwort von Gustav Meyrink. Leipzig o. J., Verlag der Weißen Bücher.

Das Reden von letzten Geheimnissen inneren Erlebens bleibt immer ein Stammeln in Vergleichen und unzulänglichen Ausdrücken, und wer nachempfinden will, was auf diese Weise geschrieben wurde, erliegt nur zu leicht der Versuchung, seine eigenen Empfindungen und Erlebnisse hineinzulesen, leichter jedenfalls als dort, wo von objektiv erkennbaren Dingen der Außenwelt gesprochen wird. Darum dürfte man es sich sehr überlegen, ob man von einem solchen Buche kurzerhand sagen will: dies und nichts anderes ist es, und so und nur so muß es jedem erscheinen. Indessen wird das Verständnis dieses Buches in etwas erleichtert durch das, was ihm voraufgegangen ist. Der Verfasser deckt sich freilich hinter dem Schleier der exotischen Maja, und der Schreiber des Vorworts flüchtet mit seiner einführenden Interpretation scheinbar hinter die Freundschaft des Verfassers. Dennoch wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß beide eine Person sind. Es ist das andere Selbst Meyrinks, das diese Schrift diktierte, dieses Elixier seiner Romane, auf die wiederholt hingewiesen wird. Durch die indische Yogaweisheit stark beeinflußt, wennschon deren äußere Form sprengend, sieht er im Getriebe dieser Welt vor allem die Macht mystischer Elemente wirksam, die Leuchtenden des Urlichts. Wer ihr Dasein erspäht hat und wem diese ewigen Ideen, wenn er „seinen Gott in sich empfangen will", zur Seite stehen, der wird das Höchste und Wahre finden. Denn als die „hohen Lenker der Leute bieten sie sich an, die den Menschen der Erde mit dem realen Übersinnlichen verbinden und die je und je Herden aussenden als Verkünder und Propheten. Überzeugt, daß der Mensch nur dadurch zur Erlösung gelangen kann, daß er das Leben, sein Leben, das nun einmal eine durch und durch irrationale Größe ist, nicht mehr rational zu verstehen sich bemüht, will der Verfasser den Weg angeben, wie der Mensch seinen Gott findet. Seinen Gott. Für diesen Begriff gibt es keine philosophische oder theologische Theorie. Sicher ist, daß dieses Wort bei Meyrink weder im pantheistischen noch im theistischen Sinne gemeint ist, aber auch nicht im atheistischen. „Nur wenn er in dir, als dein Gott, aus Licht zu Lichte sich gestaltet, wirst du von seinem stillen Walten Kunde geben können." Der Weg, der über seelische Vervollkommnung, seelisches Sichfinden, Aufkeimen der ewigen Lotosblume, Erweckung des ganzen tiefen Reichtums der nicht in der Sinnenwelt atmenden Seele führt, ist ja nicht eben unähnlich dem, der von anderen Voraussetzungen aus bei Mystikern vergangener Tage üblich war. Was ihn namentlich von diesem scheidet, ist der entschiedene Verzicht auf Askese und Ekstase und — zum Teil wenigstens — die Heraushebung dieses Prozesses aus der Gnadensphäre in die Willens-

sphäre oder, wie vielleicht genauer gesagt werden kann, die Vereinigung von Gnade und Wille. Das Erleben des Mystikers ist nach Meyrink das eigentlich Naturgemäße, das jedem Menschen, der als Vollmensch sich den Irrationalen nicht ver-, sondern aufschließt, gegeben wird bei richtig eingestellter Geistesrichtung, bei „Umstellung der Lichter" im Menschen. Das soll aber gerade nicht in quietistischer Versenkung erreicht werden, sondern durch rastloses Wirken „als Mensch der Außenwelt" und durch die Konzentration der dabei sich zerstreuenden Gedanken. — „Geist ist nichts Erdachtes. Geist ist nicht die Kraft des Denkens. Geist ist lebendiges Licht. Alle Unendlichkeiten sind erfüllt von diesem Geiste, aber ihr selbst könnt ihn nur in euch selber finden . . Der Geist ist das Ur-Seiende', aus dem sich ‚Gott' wie ein Destillat gestaltet, in jedem Menschen, der mit zäher Geduld seinem Gotte in sich entgegenstrebt" — das ist das Thema des Buches. Daß ein wichtiger, für Gestaltung lebendiger Religion bedeutsamer Wahrheitskern darin steckt, wer wollte das verkennen! Aber freilich berührt es um so peinlicher, wenn nun daneben mit dem Gedanken gespielt wird, daß der siegreiche Überwinder auch Herr über magische Kräfte werde. Es wird demgegenüber nicht viel nützen, daß Verfasser sich energisch vom Spiritismus lossagt, wie er auch der Theosophie, der er sonst so nahe zu stehen scheint, den Fehdehandschuh hinwirft. Hier ist eine unleidliche Verbrämung der religiösen Idee mit utilitaristischen Motiven nicht zu leugnen. Davon muß ich abzusehen versuchen, wenn ich mich frage, ob und wem ich das Buch empfehlen soll. Kaum denen, die noch halt- und ziellos ins Ewige streben; wohl aber denen, die als redliche Gottsucher schon etwas Zielartiges vor sich sehen. Ihnen mag sich auch hier ein Weg zur Realität des Irrationalen eröffnen.

Karl Beth.

Die vier Perioden der russischen Geschichte. Von Iwan Stepanow. Zürich 1919, Orell Füßli.

Den furchtbaren Umwälzungen in Rußland seit 1917 stand Westeuropa deshalb so verständnislos gegenüber, weil es über die ganze geistige Entwicklung des russischen Volkes und seine historischen Schicksale nur sehr mangelhaft orientiert war. Deshalb besteht der Wert der kleinen Schrift von J. Stepanow, die dem Kenner der russischen Geschichte natürlich nichts Neues bietet, hauptsächlich darin, daß sie dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit der zum großen Teil sehr verworrenen und dem Verständnis des Westeuropäers schwer sich erschließenden, innerpolitischen Entwicklung Rußlands auf denkbar knappstem Raume und in leicht faßlicher und übersichtlicher Form vermittelt. Die vier Perioden, die Gründung des russischen Staates und das normannische Großfürstentum Kiew, das dann entstehende feudale Rußland, seine Umwandlung in die Moskauer Monarchie und durch Peter den Großen in das Petersburger Kaiserreich, werden in großen Zügen sehr zutreffend charakterisiert, wobei für die neuere Zeit bis 1917, dem Tagesinteresse entsprechend, das Hauptgewicht auf die Richtlinien der sozialen Entwicklung gelegt wird. Besondere Beachtung verdient in dieser Beziehung die kurz gefaßte Darstellung vom Auftreten des industriellen Proletariats seit der Zeit Alexanders des Dritten, nach der erst die sozialistischen Parteien sich zu bilden begannen. Die Geschichtsauffassung des Verfassers ist eine durchaus kritische und objektive; so schließt er sich natürlich auch der Ansicht der sogenannten „Normannisten" an, die den rein normannischen Charakter der Kiewer Fürsten für die ersten zwei Jahrhunderte anerkennen, während bei den „Antinormannisten" die wissenschaftliche Sachlichkeit durch nationalistischen Gefühlsnebel getrübt wird. — Stepanows Arbeit bildet den ersten Abschnitt vom zweiten Bande des Sammelwerks „Rußland", das gegenwärtig von Dr. Th. Erismann, Frau Dr. V. Erismann, J. Matthieu bei Orell Füßli in Zürich herausgegeben wird und nach dem reichhaltigen Programm der zehn Lieferungen, sowie nach der vorliegenden Probe recht viel erwarten läßt.

Hermann von Rosen.

Karl Rosenkranz, Politische Briefe und Aufsätze 1848 56. Herausgegeben von Dr. Paul Herre. Leipzig 1919, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Plötzlich werden Ideen und Gestalten einer Zeit wieder lebendig, welche man versunken glaubte. Fäden knüpfen sich wieder, die abgerissen schienen; unterbrochene Zusammenhänge werden sichtbar; Ströme flossen unterirdisch weiter, traten wieder hervor; wir täuschten uns vor, daß sie für ewig versickert wären. Wenn heute Karl Rosenkranz wieder auftaucht, liegt der Wert dieser Erscheinung für uns nicht so sehr in ihr selber als in der ganzen Zeit, im ganzen Umkreis der Gedanken, mit denen er sich beschäftigen mußte, die er zu bewältigen und zu gestalten gedachte. Wir sind heute den Ereignissen der deutschen Revolutionsjahre von 1848 näher gerückt; wir erkennen klar die Verbindungsstränge zwischen ihnen und uns; wir stehen im Kampf um ähnliche Probleme; wir wissen sehr wohl, daß wir mit Bismarcks Erbschaft unbestreitbar einen dauernden Besitz erworben haben, den weder der Krieg noch der Friede von Versailles zerstören

konnten. Aber wir müssen doch offenbar diesem ererbten Körper eine neue Form geben, und wenn einem heute nun aus dem reichen Schaffen des Hegelianers Stücke geboten werden, welche sich mit Fragen der Zeitgeschichte beschäftigen, sehen wir heutige Fragen klar in ihrem historischen Werden und ermessen die Größe der heutigen Aufgabe. Rosenkranz hat eine Weile seinen Königsberger Lehrstuhl mit einer politischen Mission in Berlin vertauscht, versuchte, die Entwicklung in das Fahrwasser eines entschiedenen konstitutionellen Monarchismus zu treiben, hatte Fühlung mit demokratischen Kreisen und blieb immer in reservierter Kühle gegenüber dem König. Phasen bewegter Zeiten erspähte er mit seinem historischen Scharfsinn; die Grundzüge der Entwicklung hob er hervor; er besaß gewiß lebendiges Anschauungsvermögen, wenn er auch bescheiden in seiner Praxis nur eine „Praxis der Theorie" sieht. Wir können den Standpunkt Rosenkranz' heute nicht mehr einnehmen. Das ist gewiß. Aber die Lektüre dieser Briefe und Aufsätze bietet das immer reizvolle, fesselnde und verführerische Schauspiel der Parallelen; für das Studium jener Zeit sind sie eine Fundgrube. Vergessen wir nicht Herres instruktive Einleitung, verdienstvolle Edition, gelehrte Anmerkungen. Dafür ist ihm zu danken.

Kurt Kersten.

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johannes Dierener. Erster Band, bis 1415. Dritte Auflage. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von Hermann Oncken.) Gotha 1919, Friedrich Andreas Perthes.

Gottfried Keller und die Schwaben. Von Dr. Theodor Klaiber. Stuttgart 1919, Dr. Strecker und Schröder.

Freiheit ist das geistige Eigentum der Völker; wie sie damit schalten und walten, darin zeigt sich ihres Wesens innerster Kern. Darum ist die kleine Schweiz vorbildlich in der Geschichte, und darum ist die Geschichte der kleinen Schweiz, wie sie uns Johannes Dierener erzählt, so interessant, weil sich in ihr die Parteisucht einzelner der Vaterlandsliebe aller unterordnet. Dieners Buch bedeutet viel für uns, die wir einen zusammengebrochenen Staat wieder aufzurichten haben; besonders in politischer Hinsicht ist es ein Anschauungsunterricht, von dem man unendlich viel lernen kann. Der Laie nimmt im allgemeinen an, daß das arme unterdrückte Hirtenvolk durch einige glücklich durchgeführte Kämpfe unabhängig geworden sei; die Forschung aber gräbt tiefer und gibt uns ein zusammenhängendes Bild. Nicht nach revolutionärer Freiheit strebte der Schweizer, sondern nach bodenständiger, seiner besonderen Art zusagender Entwicklung, und mit einer seltenen, fast übernatürlichen Kraft des Körpers und des Gemüts brach er die Hindernisse, die sich um ihn türmten. Vom ewigen Bund der Waldstätte 1291, der sich durch den Sieg bei Morgenstern 1315 festigte, in den Schlachten von Neufels 1388 und Sempach 1393 glänzend bewährte, ging ein Strom von Leben und Tatkraft durch die helvetischen Lande. Prophetisch war der Geist dieser einfachen Männer, die nach jeder Waffentat mit einem diplomatischen Geschick ohnegleichen ihre Stellung durch neue Bündnisse befestigten, indem sie die gleichfalls unzufriedenen Glarner auf ihre Seite brachten und die aufblühenden Städte wie Luzern, Zürich, Bern zu sich heranzogen So hielten sie gegen die Übermacht Österreichs, Savoyens, Bayerns unentwegt stand. Dierener verschmäht den Schmuck der Sage und Legende, im Gegensatz zu Johannes Müller, Tschudi und älteren Chronisten bestreitet er die Buchstäblichkeit einer Tell- und Winkelried-Erscheinung; aber dafür läßt er dem ganzen Schweizer Volke Ehre widerfahren und gibt in hundert charakteristischen Zügen ein großartiges mittelalterliches Stimmungsgemälde. Gottfried Keller sagt einmal: „Ich halte es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die kommende Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönen, daß die Leute auch glauben können, so war sie und so gehe es zu" In diesen Worten liegt der Unterschied zwischen Dichter und Geschichtsschreiber, die beide das Volk erziehen, jeder in seiner Weise. Wenn man den schweren Dierenerschen Band aus der Hand gelegt, tut es gut, das kleine Büchlein Theodor Klaibers vorzunehmen, aus dem uns der große Schweizer, der Deutschland am meisten geliebt hat, entgegentritt. Wie ein Vorspiel ist die mittelalterliche Volksgeschichte für diesen Charakter, der, herb und kriegerisch nach außen, eine Fülle poetischer Süßigkeit in sich schloß Klaiber ist Gottfried Keller in jeder Zeile gerecht geworden; er hat seine Schwaben nicht in den Vordergrund gestellt, wohl aber sind sie der Goldgrund, von dem sich das scharfgeschnittene Profil des Zürcher Meisters abhebt. Die Schiller-Begeisterung war väterliches Erbteil; als Student hat Keller für Herwegh geschwärmt, als Mann sich an Vischer, Uhland, Mörike angelehnt, hat deutsches Gemüt und deutsche Sentimentalität, die dem Schweizer fremd ist, auf sich wirken lassen Nachdenklich blättert man in der Vergangenheit, die so weitab von dem Jetzt zu liegen scheint, und doch lehrt sie immer wieder das Gleiche: nur gut Gesinnte bilden ein Volk, und ohne wahre Gesinnung gibt es keinen Dichter.

Lilly von Brandis.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auernheimer. — Das ältere Wien. Bilder und Schatten. Von Raoul Auernheimer. 167 Seiten. Leipzig, E. P. Tal und Co. 1920.

Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg. II. Reihe. Zehn öffentliche Vorträge über das Ausland im Weltkrieg. Heft 5: England. Von Felix Salomon. 36 Seiten. Heft 6: Frankreich. Von Adolf Günther. 55 Seiten. Heft 7: Holland. Von P. J. Blok. 42 Seiten. Heft 8: Italien. Von Paul Herre. 38 Seiten. Heft 9: Rußland. Von Axel Frhr. von Freytagh-Loringhoven. 39 Seiten. Heft 10: Schweden. Von Prof. Dr. Fritz Arnheim. 49 Seiten. Halle (Saale). Max Niemeyer. 1919.

Beckmann. — Das lebendige Wort. Eine neue Bibelerklärung. Von Heinz Beckmann. 1. Band. Das alte Testament. 160 Seiten. Wiesbaden. Heinrich Staadt. 1920.

Beverle. — Die Verfassung des Deutschen Reiches. Von Professor Dr. Konrad Beverle. 123 Seiten. München, Verlag der „Politischen Zeitfragen". 1919.

Biermann. — Max Pechstein. Von Georg Biermann. (Junge Kunst. Band 1.) 53 Abbildungen. 16 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Brandenburger. — Brasilische Prosa. Übersetzt und eingeleitet von Dr. Clemens Brandenburger. 1. Sammlung. 109 Seiten. (Südamerikanische Literatur. Band 14.) São Leopoldo, Verlag Rotermund und Co. (1877.)

Brandenburger. — Pernambuco und die Entwicklung Brasiliens zur Selbständigkeit. Studien zur brasilischen Geschichte. Von Dr. Clemens Brandenburger. 1. Teil. 133 Seiten. 2. Teil. 124 Seiten. (Südamerikanische Literatur. 6. und 7. Band.) São Leopoldo, Verlag Rotermund und Co. (1877.)

Brieger. — Ludwig Meidner. Von Lothar Brieger. (Junge Kunst. Band 4.) 53 Abbildungen. 13 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Bucharin. — Anarchismus und wissenschaftlicher Kommunismus. Von N. Bucharin. Aus dem Russischen übersetzt von W. R. Vorwort von Fritz Sturm. 15 Seiten. Hamburg 11, Buchverlag Willaschek und Co.

Bulcke. — Die süße Lilli. Von Karl Bulcke. Bilder von Georg W. Rößner. (Der Kleine Roman. Heft 4.) 46 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co.

Däubler. — César Klein. Von Theodor Däubler. (Junge Kunst. Band 5.) 53 Abbildungen. 12 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Dibelius. — Nationale Erhebung. Drei Reden. Von Otto Dibelius. 66 Seiten. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1919.

Draheim. — Fichte. Von H. Draheim. 74 Seiten. Berlin, Eichendorff-Haus. 1920.

Droescher. — Gustav Freytag in seinen Lustspielen. Von Georg Droescher. 118 Seiten. Berlin, W. Weber. 1919.

Ehrenberg. — Ebr. 10, 25. Ein Schicksal in Predigten. Herausgegeben von Rudolf Ehrenberg. (Der Bücher vom Kreuzweg. erste Folge.) 493 Seiten. Würzburg, Patmos-Verlag. 1920.

Ehrlich. — Bismarck und der Weltkrieg. Von Professor Dr. Eugen Ehrlich. 32 Seiten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1920.

Ernte. — Jahrbuch der Halbmonatsschrift „Das Literarische Echo" 1919. Erster Band. 279 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Die germanische Glaubensgemeinschaft. (Heft 6 der Kleinen „Germanen-Bücherei.") 32 Seiten. Berlin-Steglitz, Kraft und Schönheit.

Gerstl. — Die Münchener Räte-Republik. Von Stadtrat Max Gerstl. 136 Seiten. München, Verlag der „Politischen Zeitfragen". 1919.

Gopčević. — Österreichs Untergang — die Folge von Franz Josefs Mißregierung. Von Spiridion Gopčević. 343 Seiten. Berlin, Karl Siegismund. 1920.

Got. — L'Allemagne après la débâcle. Par Ambroise Got. 262 Seiten. Strasbourg, Imprimerie Strasbourgeoise. 1919.

Goethes Werke. — (Kleine Ausgabe.) Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. III. Abteilung. 15. Band. 1. Abteilung. Goethes Tagebücher. Register M—S. 376 Seiten. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1919.

Groth. — Klaus Groth. Gesammelte Werke. 1.—4. Quickborn. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius und Tischer. 1920.

Hartlaub. — Kunst und Religion. Ein Versuch über die Möglichkeit neuer religiöser Kunst. Von G. F. Hartlaub. 117 Seiten. Leipzig, Kurt Wolff. 1919.

Hausenstein. — Rudolf Grossmann. Von Wilhelm Hausenstein. (Junge Kunst. Band 3.) 51 Abbildungen. 16 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Held. — Die Verfassung des Freistaates Bayern. Mit einer Einleitung von Heinrich Held. 53 Seiten. München, Verlag der „Politischen Zeitfragen". 1919.

Herms. — Lille vergewaltigt? Das amtliche deutsche Material. Von Dr. jur. et rer. pol. Herms. 196 Seiten. Oldenburg i. O., Gerhard Stalling. 1920.

Holz. — Arno Holz. Das ausgewählte Werk. 382 Seiten. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co.

Horn. — Licht und Finsternis. 1. Ein optisches Experimentierbuch für die Jugend von Professor Dr. Karl Horn. 83 Seiten. München, Bruno Mauche.

Horneffer. — Der Platonismus und die Gegenwart. Von Dr. Ernst Horneffer. 144 Seiten. Kassel, Verlag Orma, Carl Magersuppe. 1920.

Hurwicz. — Die Seelen der Völker. Ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben. Von Dr. Elias Hurwicz. 164 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1920.

Kaufmann. — Wiederaufbau und Sozialversicherung. Vorschläge der Änderung der Reichsversicherungsordnung. Von Dr. Dr. Paul Kaufmann. 61 Seiten. Berlin, Georg Stilke. 1920.

Kesser. — Summa Summarum. Eine Tragikomödie. 104 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt. 1920.

Kirchner. — Franz Heckendorf. Von Joachim Kirchner. (Junge Kunst. Band 6.) 53 Abbildungen. 16 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Kroll. — Die Edda. Erläutert von Adolf Kroll. (Heft 5 der Kleinen „Germanen-Bücherei.") 32 Seiten. Berlin-Steglitz, Verlag Kraft und Schönheit.

von Kuhl. — Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Von H. von Kuhl. 234 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1920.

Kühn. — Das Buch Eros. Von Lenore Kühn. 98 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Küster. — Deutschland als Volkstaat. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konr. Küster. 36 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Landsberger. — Impressionismus und Expressionismus. Eine Einführung in das Wesen der neuen Kunst. Von Prof. Dr. Franz Landsberger. (Junge Kunst.) 24 Abbildungen. 48 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Laubert. — Eduard Flottwell. Ein Abriß seines Lebens. Von Manfred Laubert. 112 Seiten. Berlin, Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H. 1919.

Laufenberg und Wolfheim. — Revolutionärer Volkskrieg oder konterrevolutionärer Bürgerkrieg? Erste kommunistische Antwort an die deutsche Proletarier. 16 Seiten. Hamburg 11, Buchverlag Willaschek und Co.

Lechtape. — Die Frage der Steuergerechtigkeit. Grundsätzliches zur Finanzreform auf Grund des Solidaritätssystems von Heinrich Pesch S. J. Von Heinrich Lechtape. 34 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Mann. — Schauspieler. II. Von Heinrich Mann. Bilder von G. u. Finetti. (Der kleine Roman. Nr. 2. Illustrierte Wochenschrift. Herausgegeben von Herbert Ihering. Berlin, H. S. Hermann und Co.

Maurenbrecher. — Reformation! Eine Predigt am 31. Oktober 1919. Von Max Maurenbrecher. 25 Seiten. Langensalza, Verlag von Wendt und Klauwell. 1920.

Mayer. — Die Wolken. Gedichte von Karl Leopold Mayer. 105 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Mayne. — Theodor Fontane 1819—1919. Von Harry Mayne. 39 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Meschko. — Das Paradies auf Erden. Der kleine Zigeuner. Zwei Kindergeschichten von Xaver Meschko. 146 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1920.

Morgenstern. — Epigramme und Sprüche. Christian Morgenstern. 168 Seiten. München, R. Piper und Co. 1920.

Niedner. — Tbule. Altnordische Dichtung und Prosa. Zweiter Band Herausgegeben von Prof. Felix Niedner. 201 Seite. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Obst. — Vorwärts zu Einheit und Fortschritt! Von Dr. Erich Obst. 88 Seiten. Breslau I, Priebatsch's Verlagsbuchhandlung. 1920.

Oer. — Das Tagebuch meiner Mutter. Herausgegeben von Sebastian von Oer. 88 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1920.

Ortjohann. — Unsere Vornamen. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung. Von Ferdinand Ortjohann. 162 Seiten. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. 1919.

Pastor. — Johannes Janssens Briefe Herausgegeben von Ludwig Freiherr von Pastor. 2 Bände. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1920.

Perkonig. — Die Versuchungen des Herrn Heiland. Von J. F. Perkonig. Illustriert von Peter List. (Der kleine Roman Nr. 5.) 46 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co.

Perkonig. — Maria am Rain. Novellen von Josef Friedrich Perkonig. 299 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Plenge. — Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie. (Staatswissenschaftliche Musterbücher. I.) 173 Seiten. Essen (Ruhr), G. D. Baedeker. 1919

von Pohl. — Aus Aufzeichnungen und Briefen während der Kriegszeit. Von Admiral Hugo von Pohl. 150 Seiten. Berlin, Karl Siegismund. 1920.

Quenzel. — Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Quenzel. 144 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker. 1920.

Rausch. — Kassiopeia. Hymnen, Elegieen, Oden aus den Jahren 1909–1919. Von Albert H. Rausch. 212 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Rheinfurth. — Waldemar Bonsels. Eine Studie von Karl Rheinfurth. 107 Seiten. Berlin, Schuster und Loeffler. 1919.

Richter. — Lebensfreuden eines Arbeiterkindes. Jugenderinnerungen von Prof. Dr. Otto Richter. 123 Seiten. Dresden, Oscar Laube. 1919.

Röder. — Der deutsche Konservatismus und die Revolution. Von Adam Röder. 133 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1920.

Schloss. — Einführung in die Psychiatrie. Von H. Schlöss. 186 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1919.

Schmidtbonn. — Die Passion. Das Mysterienspiel der Brüder Arnoul und Simon Greban. Übertragen von Wilhelm Schmidtbonn. 84 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Schmitt. — Die neue Zeit in Bayern. Von Dr. Franz August Schmitt. 68 Seiten. München, Verlag des General-Sekretariats der Bayerischen Volkspartei. 1919.

Schmitt. — Die Zeit der zweiten Revolution in Bayern. Von Dr. Franz August Schmitt. 74 Seiten. München, Verlag der Politischen Zeitfragen. 1919.

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. 43. Jahrgang, viertes Heft. Herausgegeben von Hermann Schumacher und Arthur Spiethoff. 397 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1919.

Schneider. — Der expressionismus im Drama. Von Manfred Schneider. 32 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Schröder. — Der moderne Mensch in Erasmus. Eine Untersuchung zur Frage nach der christlichen Weltanschauung von Dr. Arthur Schröder. 79 Seiten. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl. 1919.

Schröer. — Das Wirtshaus zur Kapelle. Roman von Gustav Schröer. 307 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker.

Schrott-Fiechtl. — Der Bauernsegen. Ein Tiroler Roman aus der Gegenwart von Hans Schrott-Fiechtl. 346 Seiten. Berlin, C. B. Groß. 1919.

Schrott-Fiechtl. — Die Maad der Enkelin. Roman von Hans Schrott-Fiechtl 295 Seiten. Köln a. Rh., E. D. Bachem, Verlagsbuchhandlung

von Schubert. — Unsere religiös-kirchliche Lage in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Von Hans von Schubert. 208 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1920.

Schussen. — Erste Liebe. Erzählungen von Wilhelm Schussen. 199 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1919.

Schwarz. — Hugo Krayn. Von Karl Schwarz. 53 Abbildungen. 14 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Schwitters. — Anna Blume. Dichtungen. Von Kurt Schwitters. 37 Seiten. Hannover, Paul Stegemann. 1919.

Seemannskost. — 73 Seiten. Leipzig, Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei. 1919.

Semerau. — Der Vielgeliebte. Von Alfred Semerau. 400 Seiten. Berlin, R. Bredow Verlag.

Siemers. — Viel Blumen rot und blaue. 18 Gedichte von Kurt Siemers, zur Laute gesetzt von Karl Kuhn. 39 Seiten. Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag. 1919.

Sonnleitner. — Die Höhlenkinder im Pfahlbau. Von A. Th. Sonnleitner. 263 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbandlung

Stäger. — Erlebnisse mit Insekten. Von Dr. R. Stäger. 98 Seiten. (Aus Natur und Technik.) Zürich, Max Rascher und Cie. 1919.

Steindorff. — Wundrams Auferstehung. Von Ulrich Steindorff. 120 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Stöpel. — Welche Notwendigkeiten und Möglichkeiten ergeben sich aus der weltpolitischen Lage für die kommende deutsche Politik? 32 Seiten. Leipzig, Otto Hillmann. 1919.

Strohal-Leipzig. — Das deutsche Volkstum an den Grenzen des jugoslawischen Staates. Von Staatsanwalt Dr. Strohal-Leipzig. (Schriften des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum. 4. Heft.) 38 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler.

Stüber-Gunther. — Gottsmann der Egoist. Roman von Fritz Stüber-Gunther. 297 Seiten. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1919.

Stürmer. — Maximilian Harden. Der geheimnisvolle Gewaltige Eine Studie von Dietrich Stürmer. 67 Seiten. Leipzig, Kurt Wiewegs Verlag. 1920.

Theosophische Bausteine. — Nr. 4 Was Theosophie ist — und was sie nicht ist. Nr. 12. Die theosophische Verbrüderung der Menschheit. Von Dr. Franz Hartmann. Nr. 29. Das Menschheitsziel. Von Robert Syring. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 1920.

Tornius. — Abenteurer. Wunderliche Lebensläufe und Charaktere. Von Valerian Tornius. 312 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Trendelenburg. — Zu Goethes Faust. Von Adolf Trendelenburg. 162 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter und Co. 1919.

von Unruh. — Vor der Entscheidung. Ein Gedicht von Fritz von Unruh. 140 Seiten. Berlin, Erich Reiß. 1919.

Uphoff. — Bernhard Hoetger. Von C. E. Uphoff. (Junge Kunst. Band 3.) 52 Abbildungen. 16 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Uphoff. — Paula Modersohn. Von C. E. Uphoff. (Junge Kunst. Band 2.) 34 Abbildungen. 15 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1919.

Vitense. — Geschichte von Mecklenburg. Von Otto Vitense. 610 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.
Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.182

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY